32101 076370566

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

1902
296
v 197
ANNEX A

Library of

Princeton University.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-02 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-02 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Deutsche Rundschau

Band CXCVII

(Oktober — November — Dezember 1923)

Berlin
Verlag von Gebrüder Paetel
(Dr. Georg Paetel)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(RECAP)
0902
.296
bd. 197
1923

Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt.
Übersetzungsrecht vorbehalten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Inhaltsverzeichnis

zum

Hundertsiebenundneunzigsten Bande (Oktober—Dezember 1923)

Fünfzig Jahre. Von **Rudolf Pechel** Seite

Karl C. von Loesch. Staatspolitische Zeitfragen 1873—1923—? 4
Werner Sombart. Zur Psychologie der sozialistischen Theoretiker 19
E. G. Kolbenheyer. Das dritte Reich des Paracelsus, Roman I. 36
Georg Dehio. Die Lage der deutschen Kunst nach der Reformation 71
Hermann Stehr. Der Schatten, Novelle 76
Johannes Alt. Jean Paul 85
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum (Verkümmern und Wachsen) 94
Ein Wirtschaftsprogramm der öffentlichen Meinung von * * * . . 105
Politische Rundschau 108
Literarische Notizen 110
Literarische Neuigkeiten 112
R. P. Die Parallele 113
Wilhelm von Kries. Das Recht auf Erde 117
B. Möllers (Mitglied des Reichsgesundheitsamtes). Die gesundheitliche Lage des deutschen Volkes 124
A. P. Tschechow †. Die Braut. Erzählung 130
Gustav Roethe. Oswald von Wolkenstein 143
E. G. Kolbenheyer. Das dritte Reich des Paracelsus, Roman (Fortsetzung) 158
Hans Kallmann. Die Diplomprüfung der Volkswirte. Ein Problem des Wiederaufbaues 185
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum: **W. Winkler,** Grenzlandstatistische Rundschau 200
Weihnachtsrundschau I 210
Literarische Rundschau 216
Politische Rundschau 220
Literarische Neuigkeiten 225

(Fortsetzung umstehend)-

537668

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seite

Peter Weber. Die Schicksalstage der deutschen Front 225
Wilhelm Büsselberg. Notwendigkeit, Bedeutung und Wesen der Wertbeständigkeit im Kredit- und Zahlungsverkehr . 233
Paul Gurk. Das Lied von der Freundschaft 244
J. von Uexküll. Weltanschauung und Gewissen 253
Robert Sieger, Graz. Vom Burgenland 266
E. G. Kolbenheyer. Das dritte Reich des Paracelsus. Roman 280
Vom Grenz- und Auslanddeutschtum. (Europa irredenta und Lothringen) 299
Die Freie Tribüne der Nationalitäten 305
Literarische Rundschau 307
Weihnachtsrundschau 313
Politische Rundschau 331
Literarische Notizen 335

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

An unsere Leser!

Mit dem vorliegenden Hefte beginnt die „Deutsche Rundschau“ ihren

50. Jahrgang.

Es läßt sich kein schneidenderer Gegensatz denken als zwischen der Zeit, da die „Deutsche Rundschau“ ihr Erscheinen begann, und derjenigen, in der sie ihr 50. Jubiläum feiert. Keiner Worte bedarf es, daß irgendwelche äußere Feiern aus diesem bedeutsamen Anlaß nicht in Frage kommen. Die „Deutsche Rundschau“ gedenkt ihr Jubiläum am würdigsten dadurch zu begehen, daß der 50. Jahrgang in besonders starker Form eine Zusammenfassung alles dessen bringen wird, was in Deutschland an schöpferischem Geiste in der alten wie der jungen Generation lebt.

Sie wird über ihrer großen Aufgabe, den deutschen Geist in achtunggebietender Form zur Darstellung zu bringen und mit stärkstem Nachdruck und heißem Herzen ihre Liebe zu ihrem Lande und ihrem Volke, dem großdeutschen Volke, zu betonen, niemals die Pflicht vergessen, durch die Ausgestaltung ihrer zahlreichen Beziehungen zu den wahrhaften und edlen Geistern des Auslandes Deutschlands Platz in der Gesamtheit der Völker zu vertreten.

Der furchtbare Ernst der Zeit hat die Kräfte, die in der „Deutschen Rundschau“ lebendig sind, nicht zu lähmen vermocht, sondern nur ihr Verantwortungsgefühl geschärft und ihren Willen, sich durchzusetzen und an ihrem Platze der deutschen Sache zu dienen, stahlhart gemacht.

Es ist gelungen, in bedeutsamer Weise die „Deutsche Rundschau“ immer stärker zu dem Sammelpunkt der wahrhaft schöpferischen Deutschen auszugestalten. Zu den Vertretern der alten Generation haben sich mit dem unbeirrbaren Gefühl für das Echte die wirklich lebendigen Menschen der jüngeren Generation, unter Ausschluß alles Literatentums, zusammengefunden.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

An erzählender Literatur bringt der neue Jahrgang:

Das dritte Reich des Paracelsus. Roman von E. G. Kolbenheyer.

Das Lied von der Freundschaft. Von Paul Gurk.

Der Schatten. Novelle von Hermann Stehr.

Die Maschine. Erzählung von Carl Haensel.

Der Bartl. Erzählung von Julius Kreis.

Dr. Itschkoks Heilkünste.
Eine Brüsseler Geschichte von Edmond Picard.

Die Braut. Von A. P. Tschechow.

Ferner haben Erzählungen in Aussicht gestellt: Theophile von Bodisco, Heinrich Federer, Richard von Schaukal, Wilhelm Matthießen, Hanns Johst, Willy Seidel, Wolfgang Goetz, Erich Kramer, Theodor Däubler, Axel Lübbe, Bernd Isemann, Werner Schendell, Hans Grimm, Felix Timmermans.

Von weiteren Beiträgen heben wir hervor:

Der Sinn der deutschen Geschichte. Von Professor Dr. H. Oncken.

Deutschlands historische Landschaften. Von Prof. Dr. W. Vogel.

Das Problem der Renaissance. Von Professor Dr. K. Burdach.

Papst Pius IX. als Gelehrter. Von Professor Dr. P. Kehr.

Vom Wesen der Antike. Von Dr. Oswald Spengler.

Zur Technik der geistigen Arbeit. Von Professor Fr. Kuntze.

Lebensprobleme der Gegenwart. Von Professor Seeberg.

Psychologie des modernen Sozialismus.
Von Professor W. Sombart.

Probleme des Geburtenrückganges. Von Prof. Dr. Grotjahn.

Die Verelendung des deutschen Volkes. Von Prof. Dr. Möllers.

Weltanschauung und Gewissen. Von J. von Uexküll.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zur Hochschulreform. Von Professor O. Lubarsch.

Wetterweisheit des Volkes. Von Professor G. Hellmann.

Möglichkeiten und Ziele der Kunstpolitik. Von Professor Waetzoldt.

Oswald von Wolkenstein. Von Professor Dr. Gustav Roethe.

Die Kunst der Gegenreformation. Von Professor Dr. Georg Dehio.

Ein Shakespeare-Beitrag. Von Professor Alois Brandl.

Griechentum in unserer Zeit (Reden an die Athener). Von Theodor Däubler.

Verantwortlichkeiten. Von Professor Dr. Fester.

Die deutsche dramatische Produktion des letzten Jahrzehnts. Eine Literaturstatistik von Dr. Wilhelm Frels.

Sadi. Mit neuen Übersetzungen seiner Gedichte von Professor Julius von Negelein.

Der Materialismus als Verfallserscheinung. Von Professor Dr. Georg Steinhausen.

Die Verwendung der deutschen Hochseeflotte im Weltkriege. Von General der Infanterie a. D. von Zwehl.

Das Wissen von der Grenze und die Grenzen des deutschen Volkes. Von Generalmajor a. D. Professor Dr. Haushofer.

Ferner haben ihre Mitarbeit in Aussicht gestellt: Prof. von Wilamowitz-Möllendorf, Freyer, Arrien Johnson, Runze, Bettelheim, Hermann Schumacher, Max Scheeler, Willibald Gurlitt, M. von Laue, Eduard Spranger, Haberland, H. Thoms, Penck, Wilhelm Pinder, Leo Frobenius, Rudolf Pannwitz, Wilhelm Worringer, A. von Hofmann, Leopold Ziegler, Wolfgang Köhler, Dr. Kromolicki, Martin Spahn, Kurt Ziesché, General a. D. von Freytag-Loringhoven, Karl Brandi, Max Sering, Dr. Karl C. von Loesch, Dr. Wilhelm Volz, Dr. Gragger, Reinhold Quaatz, Sollmann, Tim Klein, Albert Dietrich, Wilhelm von Kries, Peter Weber, Heinrich Goesch und viele andere.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Beziehungen zum Ausland sind weiter vertieft worden. Beiträge stellten in Aussicht: Fred W. Elven, Karl Larsen, Hans Oehler, Edwin Emerson, Allessandro E. Bunge, Herman Harris Aall, Felix Timmermans, Benoy Kumar Sarkar.

Auch im neuen Jahrgang bringt jedes Heft eine Politische Rundschau von Pertinacior und regelmäßige Berichte vom Grenz- und Auslanddeutschtum von Sylvanus. Die Literarische Rundschau ist durch Gewinnung neuer kritischer Mitarbeiter stärker ausgebaut, die regelmäßig über alle wichtigen Erscheinungen des in- und ausländischen Büchermarktes berichten. Die Entwicklung des Berliner Theaterlebens wird weiter vom Herausgeber, die des Berliner Kunstlebens von Dr. Albert Dresdner verfolgt werden.

Die erschreckend gestiegene Not unserer Tage macht es der „Deutschen Rundschau" zur Pflicht, entscheidende Schritte zur Sicherstellung ihrer materiellen Grundlage und ihrer Autoren zu tun. Wie auf allen Gebieten, besteht auch im deutschen Buchhandel die Notwendigkeit, zu einer Berechnung in Friedensmark überzugehen, der auch das Postzeitungsamt durch die zwangsweise Einführung des Bezuges auf der Basis von Grund- und Schlüsselzahl Rechnung getragen hat. Wir richten die dringende Bitte an unsere Freunde im In- und Auslande, diesen durch die Verhältnisse gebotenen Schritt zu würdigen und uns in noch stärkerem Maße als bisher in unserer ernsten Arbeit für die deutsche Sache zu unterstützen, uns treu zu bleiben und neue Anhänger zu werben.

Nur dann, aber dann auch mit Sicherheit, können wir der uns durch unsere Geschichte und Tradition gebotenen großen Aufgabe gerecht werden.

Berlin, Oktober 1923.

Der Herausgeber
der „Deutschen Rundschau":
Dr. Rudolf Pechel.

Die Verlagsbuchhandlung:
Gebrüder Paetel.
(Dr. Georg Paetel.)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fünfzig Jahre

Julius Rodenberg — das ist der Name, der mit Fug und Recht an den Anfang des Jubiläumsjahrganges der „Deutschen Rundschau“ gehört. Daß die „Deutsche Rundschau“ entstand, und was sie wurde, ist sein Verdienst. Wohl waren kluge Männer als Berater und Verleger Paten an ihrer Wiege, wohl kam die Zeit ihrem Gedanken in stärkstem Bereitetsein entgegen. Das gesteckte große Ziel jedoch in der Vollendung zu erreichen: das war nur möglich, weil in ihm die Eigenschaften des idealen Herausgebers in seltener Vollendung vereint waren.

Was Julius Rodenberg in seinem Haupt- und Lebenswerke, eben seiner Zeitschrift, geleistet hat, gehört der deutschen Geistes- und Kulturgeschichte an. Es ist ein stolzes Kapitel, das die rotgelben Hefte umfassen. Der Ehrenkranz großer Namen deutscher Geisteskraft, der Gottfried Keller, Theodor Fontane, Conrad Ferdinand Meyer, Anastasius Grün, Berthold Auerbach, Emanuel Geibel, Gustav zu Putlitz, Paul Heyse, Spielhagen, Rudolf Lindau, Adolf Wilbrandt, Ernst von Wildenbruch, J. Viktor von Scheffel, Dingelstedt, Marie von Ebner-Eschenbach, Luise von François, Otto Roquette, Graf Moltke, von der Goltz, Lasker, Bamberger, von Brandt, Sybel, Mommsen, Pettenkofer, Haeckel, Helmholtz, Virchow, Wilhelm Scherer, Erich Schmidt, Wundt, Herman Grimm, Paul Schlenther, Otto Brahm und viele andere umschlingt, ist unlösbar mit der „Deutschen Rundschau“ verbunden. Auch nach dem Auslande liefen Fäden zu hervorragenden Vertretern wie Turgenjew, Björnson, J. P. Jacobsen, Bret Harte und anderen mehr.

Es war Julius Rodenberg beschieden, den Dank der Mitwelt aus berufenstem Munde zu empfangen. Auf sein Grab legte die Nachwelt reiche Kränze der Anerkennung. Die Erinnerung an ihn wird auch an dieser Stelle nicht erlöschen, solange die „Deutsche Rundschau“ ihre Arbeit wird fortsetzen können.

* * *

Seinem Nachfolger, dem von seinen Freunden unvergessenen Bruno Hake, wurde es durch seinen frühen Tod in der Flandernschlacht verwehrt, seine großen, weitgreifenden und klaren Pläne in die Tat umsetzen zu können. Die Tragik seines frühen Scheidens und der Dank für die Freundschaft seines reichen und warmen Herzens mußte den Zurückbleibenden mit stärkster Verpflichtung anspornen, das große Erbe ungeschmälert und lebendig zu erhalten.

* * *

Es ist nicht Zeit zum Verweilen. Den schuldigen Dank an die guten Hausgötter, die sicher und freundlich behütet auf ihren wohlerworbenen Plätzen thronen, kann man jetzt nur durch Tat und Wirken abstatten. Als Kraftquelle im Innern leuchtet und wärmt die Erinnerung an sie, nicht der Worte bedarf es.

* * *

Das ungeheuere Geschehen des Weltkrieges und seiner Folgen drohte mit der Kraft unabwendbaren Schicksals wie die festen Bindungen des Staates und Volkes so die Fäden, die zur Vergangenheit führen, zu zerreißen. Und es lag nahe, bei der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:42 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jämmerlich zerschlagenen Erbschaft nun bei denen, die sie schufen, nur die Versäumnisse aufzuzeigen und der Arbeit, des Strebens und der Leistung zu vergessen.

Davor blieb die „Deutsche Rundschau" bewahrt. Die Grundlagen, auf die ihr Begründer sie gestellt hatte, gingen in die Tiefen hinab, in denen die wahrhaft lebendigen Kräfte deutschen Wesens sprudeln.

Großdeutsch war ihre Art von Anbeginn an, aus dem Gefühl geschöpft, ohne freilich die ernste Notwendigkeit zu erkennen, die großdeutsche Volksgemeinschaft auch als politisches Ziel zu fordern — eine Unterlassung der reichsdeutschen Politik, die schließlich und endlich allein die Möglichkeit schuf, daß das Ende so furchtbar war.

Die „Deutsche Rundschau" war auch von jeher ausgezeichnet durch den Glauben an die Kraft des deutschen Geistes, wenn sie auch in den Zeiten der Blüte des Reiches sich daran genügen ließ, durch positive Ergebnisse seine Kraft darzutun, ohne zu prüfen, ob nicht schon in der Blüte die Keime des Verfalls geborgen lagen.

Männer wie Lagarde und der Rembrandtdeutsche Langbehn blieben Prediger in der Wüste.

* * *

Es ist zu billig und entspricht der schlechten Gewohnheit der politischen Gasse, aus der Tatsache, daß durch das Schicksal der Jahre 1914/18 alles, was vordem war, schneller vor den Richterstuhl der Geschichte — und unvorbereitet — gerufen wurde, den alleinigen Maßstab für die Leistung früherer Jahre gewinnen zu wollen. Von einer letzten Verantwortlichkeit jedoch für das, was geschah, ist niemand frei.

Aber bei unbestechlicher Prüfung bleiben die Grundlagen, auf denen der Bau der „Deutschen Rundschau" erwuchs, als fester Boden ohne Wanken bestehen, auf dem im veränderten Weltbild die neue Arbeit sich aufbauen konnte.

* * *

Begonnen werden konnte sie nur mit Zuversicht auf Gelingen, wenn unerbittlich die Voraussetzungen für den deutschen Menschen und seines Wesens Art untersucht wurden, um dem Strom des wahrhaft lebendigen Deutschtums das Geröll aus seinem Bette zu räumen.

* * *

Es hieß zu scheiden zwischen vielem, das an sich wertvoll und durch Gewohnheit lieb und vertraut geworden war, und dem, was notwendig ist für ein Volk in höchster Not.

Als erstes galt es, sich rückhaltlos zu bekennen zu seinem Volke in der Stunde seiner tiefsten Erniedrigung, unbarmherzig im Urteil gegen Schlechtes und Unechtes, voll tiefsten Glaubens an seine unzerstörbare Kraft und mit einer Liebe, die höher ist als alle Vernunft und auch durch die Fehler sich nicht beirren läßt.

Aufgaben, die lohnend sind und durch Tradition geboten waren, mußten und müssen zurückgestellt werden, ehe nicht die Durchdringung des Ganzen mit dem Geiste erreicht ist, der vor allem not tut: daß nicht e i n e Äußerung mehr herausgehen kann in irgendeinem Gebiete deutschen geistigen, kulturellen, wirtschaftlichen, künstlerischen und literarischen Lebens, die nicht im letzten und höchsten Sinne verantwortliche Politik des deutschen D o l k e s ist.

Der verhängnisvolle Zwiespalt zwischen wahrem, echtem, von keiner Engigkeit und Dummheit beeinträchtigtem Nationalgefühl und echter Geistigkeit, der vor dem Kriege und bei den Unbelehrbaren in beiden Lagern auch nach dem Kriege und heute noch so unheilvolle Früchte zeitigt, mußte zu überbrücken versucht werden. Erst

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die Verschmelzung beider zur organischen Verbindung kann den Weg freimachen für die große Aufgabe des deutschen Volkes. Um die Gefahr der Engigkeit zu bannen, wurde in Verbindung mit den wahrhaften und freien Geistern der andern Völker an der Richtigerhaltung des Weltbildes gearbeitet, unbeeinflußt durch Wunsch oder Abneigung.

* * *

Es ergab sich die Notwendigkeit, in den Kampf einzutreten. In den Kampf für das Volk in Not, und für die am stärksten, die in größter Not stehen: die Deutschen an der Grenze! Hier ist das Hemmnis überwunden, das sonst Deutsche von Deutschen trennt: der alberne Gegensatz von Partei, Klasse, Konfession; hier stellten sich die höchsten Kräfte in den Dienst des Ganzen. Dieser Kampf wird in der nächsten dunklen Zeit, in der die unabwendbare Entscheidung über Rhein- und Ruhrland und über den Fortbestand des Reiches fällt, mit Anspannung der letzten Kräfte geführt werden, aus dem im Tiefsten wurzelnden Willen, jede Zwischenlösung zu verneinen, die nicht unsere Volksgenossen auf dem geheiligten Boden frei macht und den Rhein beim neu zu schaffenden Reiche läßt. Gewaltsame Veränderungen, die den Lebensraum und die Lebensnotwendigkeiten des deutschen Volkes beeinträchtigen, werden wir niemals als „gegeben" hinnehmen.

In den Kampf gegen die Lüge mußte eingetreten werden, die innen wie außen ihre giftigen Schwaden so dicht gezogen hat, daß ein freies Atmen kaum mehr möglich scheint. Gegen die Lüge des Krieges und gegen Versailles, das sie verewigen wollte, für eine Sache, die besser steht, als auch der Deutschlandgläubigste schon ahnt.

Um aber den Kampf durchfechten zu können, bedarf es zuvörderst der Schaffung einer neuen moralischen Währung. Es gibt keinen Begriff, der den Menschen heilig und teuer ist, der nicht geschändet ist durch die Propaganda der Lüge und der „Verträge", die den Krieg so unselig beendeten. Ehe nicht eine Bereinigung dieser Begriffe, der moralischen Währung, die in der ganzen Welt tiefer gesunken ist als die deutsche Mark und der Sowjetrubel, gelungen ist, gibt es keinen Boden, auf dem die Völker zur Menschheit zusammenwachsen können. Daraus ergab sich die Kampfstellung gegen die Hin- und Herwender sinnlos gewordener Begriffe, leerer Vokabeln, beschmutzter Scheidemünze des Ungeistes, gegen die Literaten jeder Art offenen und versteckten Bekenntnisses.

* * *

Dem schöpferischen Menschen allein sollen die Blätter der „Deutschen Rundschau" offen stehen — er komme, aus welchem Lager er wolle. Hier gilt auch der Mut zum Irrtum als Tugend, wofern nur die Kraftquelle echt ist. Und Gegensätzliches wird bejaht, weil wir das Leben bejahen und dem Glauben an das Lebendige und seine Gegensätze für immer verhaftet sind. Solcher Mut und Glaube darf sich nicht scheuen, an Bord eines neuen Schiffes zu gehen, auch wenn die Fahrt nach unbekannten, nur geahnten Ufern geht.

* * *

Vor der Zusammenfassung ein Wort persönlichen Dankes: Die „Deutsche Rundschau" hat in den 50 Jahren ihres Bestehens ihren Verlag nicht gewechselt. Wenn einst Julius Rodenberg seinem Freunde und Verleger Elwin Paetel nachrühmte, er sei sein bester Mitarbeiter gewesen, so darf der jetzige Herausgeber das gleiche Wort seinem Verleger, Georg Paetel, in der Öffentlichkeit in Dankbarkeit zurufen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn er nicht in der schwersten und härtesten Zeit, da rast- und ruheloſe Arbeit beiden als einziger Ertrag beſchieden war, von dem Vertrauen ſeines Verlegers, der zu jedem Opfer bereit war, getragen wäre, ſo hätte der Tag der „Deutſchen Rundſchau“ nicht erſcheinen können, wo klares Licht wieder in breiterem Strahl auf den neuen Weg fiel. Dank aus vollem Herzen gebührt auch den Mitarbeitern, die bei wolkenverhangenem Himmel Weggenoſſen waren, wurden und blieben und mit Rat und Tat Klärung und Stärkung brachten.

* * *

Wenn, wie wir glauben, das deutſche Volk erſt am Anfange ſeiner Geſchichte ſteht, ſo hat auch die „Deutſche Rundſchau“ jung und lebendig mit dem zweiten Halbjahrhundert erſt das zweite Kapitel einer langen Reihe begonnen. Sie iſt ſich wohl bewußt, erſt den Willen, nicht das Ziel erreicht zu haben. Aber gerade aus dem furchtbar-ernſten Glücke dieſer Zeit ſaugt ſie ſtärkſte Kraft, weil bei der Entzündung deutſcher Seelen und deutſchen Geiſtes und dem Bewußtwerden des deutſchen Blutes aus dem Chaos ſich der tanzende Stern gebären muß.

So darf ſie mit Zuverſicht hoffen, an ihrem Teile mitzuwirken an dem Ziel, daß das deutſche Volk auferſtehe, wenn es innerlich und nach außen gereinigt, das Einzelne opfernd, das Ganze erſtreben wird, mit reinen Zwecken und klug geworden, Deutſchland als den Weg lieben wird, um ſeine Aufgabe in der großen Völkerfamilie, genannt die Menſchheit, erſt ganz ſehen und erfüllen zu können.

In dem unbrechbaren Glauben, daß der deutſche Geiſt Kraft übergenug hat, nach Selbſterkenntnis und Selbſtbezwingung auch aus dem verlorenſten Kriege den deutſchen Sieg zu gewinnen! Rudolf Pechel.

Staatspolitiſche Zeitfragen

1873—1923—?

Von

Karl C. von Loeſch

„Frankreich iſt der wirkliche Militariſt Europas. Die längſte Zeitſpanne, in der Frankreich nicht eine andere europäiſche Nation bedrohte oder Krieg gegen ſie führte, waren allein die 44 Jahre, die auf Frankreichs ſchwere und wohlverdiente Niederlage bei Sedan folgten, eine Niederlage, die nirgends mit freudigerem Beifall begrüßt wurde als hier in Amerika.

Die Sklaverei des einzelnen iſt abgeſchafft, die Verſklavung einer Nation an eine andere iſt im Schwinden begriffen. Die Völker ſind nicht länger bereit, ſich dem Willen eines militäriſchen Eroberers zum alleinigen und egoiſtiſchen Vorteil dieſes Eroberers zu beugen und zu unterwerfen. Wenn Frankreich dies nicht weiß, ſo wird es in der harten Schule der Erfahrung es lernen müſſen.“ („New York American.“)

Als Julius Rodenberg und Berthold Auerbach mit den Gebrüdern Paetel in den Jahren 1873 und 1874 den Plan einer Monatsſchrift erwogen, drang Auerbachs Auffaſſung durch: „Eines Unterhaltungsblattes, und ſei es noch ſo gut, bedarf es nicht. Was uns aber wirklich not tut, weil wir es nicht haben, eigentlich nie hatten, iſt eine jener Zeitſchriften im großen Stil der Engländer und Franzoſen, die mit den Schriftſtellern erſten Ranges auch die repräſentativen Männer der Wiſſenſchaft zu gemeinſamer Arbeit vereinigt.“ Starke Nachfrage vom Erſcheinen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Zeitschrift an bewies die Richtigkeit dieser Ansicht. War ein derartiges Unternehmen notwendig, so entsprang das Bedürfnis nach ihm nicht einer „Not"-Zeit. Im Gegenteil. Die Urheber fühlten das neugegründete Reich als die politisch endgültige Lösung und empfanden zeitgenössische Literatur und Kunst, Wissenschaft und Technik als trefflich und glänzend. Unbefangen sprachen sie in ihrem „Prospekt" diese Gedanken aus und machten ihn damit zu einem Zeitdokument ersten Ranges: „Es ist eine großartig bewegte Zeit, wie kaum eine zuvor, eine Zeit des Ringens für Licht und Freiheit, des Erwachens und Auferstehens in den Landen, in welche die „Deutsche Revue" eintritt. Aber innerhalb dieser mächtigen, hinüber- und herüberwogenden, an keiner Landesgrenze Halt machenden, sondern die ganze Menschheit umflutenden Strömung von Ideen auf dem in heißen Kämpfen errungenen, festen, nationalen Boden zu stehen, aus der Fülle der ringsum auftauchenden, in beständigem Wechsel begriffenen Erscheinungen diejenigen herauszuheben, welche von Einfluß sind auf die fortschreitende Entwicklung, Erleuchtung und Aufklärung des Einzelnen und in ihrer Gesamtheit dem Jahrhundert seine Signatur verleihen: das ist die Aufgabe der „Deutschen Revue"."

Sind es wirklich nur fünfzig Jahre, die uns von solcher euphorischen Stimmung trennen? Die Worte des Prospektes sind nicht etwa Waschzettelüberschwang, sondern geben ein echtes Abbild der Wünsche und des Glaubens dieser uns völlig fern gewordenen Tage. Die „Deutsche Rundschau", wie sie endgültig genannt wurde, konnte durch ihr Programm die Bedürfnisse der geistigen Oberschicht des neuen Reiches befriedigen. Was sie uns heute fremd erscheinen läßt, teilt sie mit dieser Oberschicht: das Fehlen nationaler Probleme und internationaler Aufgaben. Die Unklarheit den sozialen Forderungen gegenüber, die noch nicht von der Gesamtheit, sondern erst von wenigen Einzelnen erkannt wurden. Dies gilt nicht etwa nur von Rodenberg und seinen politischen Freunden, den nationalen Liberalen, sondern trifft ebenso die übrigen Kreise, die trotz innerpolitischer Kämpfe darin übereinstimmten, daß sie die Fesseln jener Zeit, das Unschöpferische, nicht zu sprengen vermochten. So erscheinen uns heute jene ersten stürmisch begrüßten Jahrgänge, wenn wir sie durchblättern, bei allem spirituellem Reichtum allzu literarisch, ja fast leer, trotz ausgezeichneter politischer Rundschau, trotz glänzender Aufsätze von Heinrich von Sybel, Verdy du Vernois, Moltke, Bamberger, Lasker, Herzog Ernst II. von Sachsen-Koburg-Gotha, Mommsen, M. von Brandt, dem Freiherrn von der Goltz und anderen. Es ändert wenig, daß engste Verbindung der Zeitschrift mit dem Auslanddeutschtum versprochen wurde, oder daß in dem Herausgeber der großdeutsche Gedanke, der in den letzten 25 Jahren vorher die Geister erhitzt hatte, noch wach war, so daß Rodenberg längere Zeit schwankte, ob — allerdings nur aus kulturellen und volkspolitischen Gründen — die Zeitschrift nicht „Berlin-Wien" heißen müßte. Der Zeit blieb es versagt, diese Gedanken fruchtbar zu gestalten. Diese Feststellungen sollen daher kein abschätziges Urteil sein. Denn von einer „Zeit"schrift ist schlechterdings nicht mehr zu verlangen, als daß sie den Besten ihrer Zeit genüge.

* * *

Es ist nicht Aufgabe dieses Aufsatzes, zu untersuchen, welche Quellen das geistige Gesamtbild des neuen Reiches in den beginnenden siebziger Jahren hatte; auch nicht nachzuspüren, warum die damals so hoffnungsvoll begrüßte „fortschreitende Entwicklung, Erleuchtung und Aufklärung des Einzelnen und der Gesamtheit" in 50 Jahren zur heutigen Lage Deutschlands und Europas geführt hat. Trotz aller Selbstverständlichkeit muß es wieder ausgesprochen werden, daß der Zustand von 1923 nicht nur ein Ergebnis von äußeren Einwirkungen ist, die das reichsdeutsche Volk trafen, sondern daß das deutsche Volk und — seine führenden Männer ihren

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vollen Anteil an diesem unglücklichen Geschehen des letzten Jahrzehnts haben. Anteil soll aber nicht heißen Schuld im Sinne des Art. 242 des Versailler Vertrages, vielmehr: Hineingleiten aus Nichterkennen, Verblendung und Flachheit für Problemstellung. So betrachtet ist der Krieg ein äußerliches Ereignis. Es hat keinen Zweck, Möglichkeiten auszuklügeln, wie es heute stünde, wenn er nicht gekommen wäre. Die Stunde erfordert vielmehr, festzustellen, was ist, und noch dringlicher, aus dem Erkennen des Früheren neue Wege für die Zukunft zu finden.

Ist es nicht zu spät?

Obwohl die Diktate von Versailles und St. Germain den Zusammenbruch des Reiches durch Zerstörung seiner Wirtschaft und Währung hervorgerufen haben und in unmittelbarer Folge davon den Mittelstand so gut wie vernichteten, die Arbeiterschaft in ihrer Existenz schwerstens bedrohen und daneben dem deutschen Volkskörper durch die Willkürakte an den Grenzdeutschen der abgetrennten Gebiete ununterbrochen größte Verluste zufügen, glauben wir doch (ungeachtet dieser täglich fortschreitenden Zerstörung der Substanz) an die Möglichkeit einer Errettung. Allerdings, wer nur in ausgefahrenen Gleisen zu denken vermag, muß verzweifeln. Weder wird Rettung auf dem Wege bürgerlich-monarchistischer Restauration, noch einer marxistischen Revolution kommen können. Nur wenn deutscher Geist sich zu neuen, anders gearteten Wegen zu erheben vermag, kann Gesundung und Wiederaufstieg gelingen.

Zwei große Kampfepochen, die es zeitweise rettungslos zu verderben drohten, sind in den letzten dreihundert Jahren vom deutschen Volke überwunden worden. An ihren Schluß- und Wendepunkten stehen die Verträge von Münster und Osnabrück und der Wiener Kongreß. Mit diesem letzteren war 1814/15 bereits, also knapp drei Jahre, nachdem die Kontinentalmacht Frankreichs noch unüberwindlich und unbegrenzt schien, der französische Staat auf das seiner Volkszahl entsprechende Maß zurückgeführt. Mitteleuropa hatte, wenn man die kurzen Einigungskriege Deutschlands und Italiens als Episoden ansehen will, fast hundert Jahre Ruhe, die nur durch den dritten Napoleon gefährdet wurden. Das Ende dieser Zeit ist freilich nicht im August 1914 zu suchen, vielmehr begann schon mit der russischen Revolution 1905 und den Balkankriegen die neueste Kriegs- und Umsturzepoche Europas. Der Kreis der alten Mächte erweiterte sich durch den politischen Aufstieg der West- und Südslawen, denen dank besonders günstiger Umstände eine aus dem Nichts erwachsene Freiheits- und Machtstellung zufällt. Den Ostslawen brachte dagegen diese neue Kampfepoche den moskowitischen Bolschewismus, und damit die völlige Vernichtung ihrer Oberschicht. Frankreich stößt trotz seines Geburtenrückganges und der Kriegsverluste ins dichter bevölkerte Deutschland vor, dem Phantom der „Sicherungen" vor dem noch wachsenden deutschen Volke nachjagend. Ist damit ein Abschluß erreicht? Gewiß nicht. Die Verträge von Versailles, St. Germain, Grand Trianon, Sevres und Riga haben — um dieses einzusehen, braucht man nicht einem der besiegten Völker anzugehören — bestimmt nicht „Frieden" und Verhältnisse von Dauer gebracht. Europa ist weder „befriedigt" noch „befriedet".

* * *

Vor fünfzig Jahren waren manche der Probleme, die in unsern Tagen brennend geworden sind, bereits vorhanden, und einzelne Männer hatten sie erkannt. Aber ihr Bild zeichnete sich vor dem damaligen politischen Hintergrunde weniger scharf ab als in der heutigen Verzerrung, welche durch die in den Pariser Vororten abgeschlossenen Verträge verursacht wird. Andere Probleme sind neu entstanden oder in diesen fünfzig Jahren aus dem „Fortschritt" der Entwicklung in ihrer wachsenden

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bedeutung erklärt worden, während sie uns schon wieder als wenig erfreuliche Auflösungserscheinungen kenntlich werden.

Das Diktat von Versailles, seine Schwesterverträge und die darüber hinausgehenden Handlungen, wie die Ruhrbesetzung mit allen ihren Nebenerscheinungen, sind nicht „Probleme", sondern Tatsachen, unter deren Folgen das deutsche Volk und viele andere Völker, ja fast ganz Europa unmittelbar oder mittelbar leiden. Der Kreis der wahren staatspolitischen Zeitprobleme umfaßt sowohl außenpolitische, als auch verfassungs-, verwaltungspolitische, wirtschaftliche und soziale Fragen. Die meisten von ihnen sind nicht nur deutsche, sondern europäische Fragen geworden, wenn sich auch einzelne Völker noch solchen Erkenntnissen entgegenstemmen wollen. Aber ihre schicksalsmäßige Verkettung mit den Nachbarvölkern zwingt sie, eng gedrängt auf knappem Raume und unfähig sich voneinander auf die Dauer abzuschließen, eine Form friedlichen Zusammenlebens zu suchen, ob sie es wollen oder nicht. In ihrer bisherigen Geschichte ist ihnen dies noch nicht gelungen. Die Unzufriedenheit mit der inneren wie äußeren Gestaltung ist gleich groß und drängend für alle und bestimmt das Antlitz Europas. Der theoretische Unterbau, der sich in diesen Rechts- und Machtfragen auswirkt, ist es, der uns hier beschäftigen muß.

* * *

Die erste Problemgruppe mag als die internationale oder (vielleicht richtiger, weil enger) als die europäische bezeichnet werden. Weder die Wilson-Verträge und die ihnen teilweise beigegebenen Minderheitenschutzbestimmungen, noch der Genfer Völkerbund bewirkten eine erträgliche Regelung des Verhältnisses der Völker untereinander. Diese Erkenntnis ist heute Allgemeingut. Aber auch die Erwartungen, die in einen Umbau des letzteren gesetzt werden, sind denkbar gering, da man auf diesem Wege die Hauptfehler kaum beseitigen kann. Wir müssen aus der Zahl der Mängel besonders herausheben:

1. Der Genfer Völkerbund ist ein Teilstück der Verträge der Pariser Vororte, die auf einem Machtdiktat beruhen. Er ist aus ihrem Geiste geboren und beruht somit auf gleich falschen Voraussetzungen (Schuldfrage usw.).

2. Er ist ein Bund der Siegerstaaten. Er ähnelt der 1814 geschlossenen „Heiligen Alliance" der Siegermächte, deren Handlungen gegen das besiegte Frankreich, gemessen an den Taten des siegreichen Frankreichs, freilich unvergleichlich viel milder waren. Er soll durch den Garantievertrag aus einem internationalen Rechtsinstitut zu einem Völkerversicherungsbund der Alliierten werden.

3. Neutrale Staaten wurden zu moralischen Hilfszwecken zugezogen; der Garantievertrag sieht besondere militärische Sonderbündnisse — Schaffung von Machtgruppen — vor.

4. Er ist ein Bund der Staaten, nicht der Völker.

5. Er hat bisher in den wichtigen Entscheidungen versagt. (Entscheidung über Eupen-Malmedy, Oberschlesien, die Kolonien, Vernichtung des Saargebiets; im griechisch-italienischen Konflikte wurde seine Ohnmacht vollends offenbar.)

6. In Fragen des Minderheitenschutzes zeigte er zwar gute Absichten, aber nicht die Fähigkeit, Unrecht zu verhindern. Er vermochte z. B. die Polen nicht abzuhalten, ihre völkischen Minderheiten zu vergewaltigen.

Zwischen den unklaren Absichten Wilsons, einen Bund aller Staaten der Erde zu errichten, mögen diese auch noch so verschiedenartig sein, und dem gegenwärtigen Bunde klafft ein Abgrund. Wer seine Grundlagen überdenkt, muß wohl die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

idealistische Grundtendenz anerkennen, in dem Erfolge aber — durch Clemenceaus Sabotage in Versailles — eine Karikatur, eine Gesellschaft zur Garantierung des Raubes sehen. Und diese Raubinstinkte der Gewaltstaaten sind heute noch im „Rate" entscheidend. Sie verhindern gerechte Beschlußfassungen und lähmen jede Vorwärtsentwicklung. Ein Völkerbund, der in der Gewalt solcher Staaten ist, die ihre Macht nicht einschränken lassen wollen, ist widersinnig.

Trotz des Scheiterns dieses ersten Versuches, eine höhere Rechtseinheit zu schaffen, liegt aber kein Grund vor, an dem Probleme, das durch Europas Lage gebieterisch gefordert wird, irre zu werden.

* * *

Wie brennend diese Fragen nach einer Lösung verlangen, ergibt sich aus der Tatsache, daß infolge der staatspolitischen Veränderungen Europas seit 1914 im Deutschen Reiche jeder dreißigste, in Ungarn sogar jeder zwanzigste Mensch ein politischer Flüchtling ist. Ohne die vertriebenen Deutschen, die sich in Deutschösterreich, der Schweiz und in den skandinavischen Ländern aufhalten, mit einzubeziehen, errechnete man kürzlich für das Reich die Zahl der kriegs- und nachkriegsverdrängten Deutschen auf zwei Millionen einhundertfünfzigtausend. Dazu kommen noch mehrere Hunderttausend der zweieinhalb Millionen in Europa verstreuten landflüchtigen Russen, ferner die außerordentlich hohe Zahl der Ostjuden. In der Zeit vom 11. Januar bis 1. August 1923 sind völlig widerrechtlich aus den alt- und den vertragswidrig neubesetzten Gebieten an Rhein und Ruhr über 145 600 Menschen von Haus und Hof vertrieben, davon 130 000 unter den härtesten Bedingungen ausgewiesen worden, größtenteils ohne jede Möglichkeit, ihre Habe irgendwie sichern zu können. 121 Personen wurden von den Besatzungstruppen getötet, zehn zum Tode verurteilt, 1500 Jahre Freiheitsstrafen und 1,64 Billionen Mark sowie 111 000 Franken Geldstrafen über die Bevölkerung nur deswegen verhängt, weil sie sich in dieses Willkürjoch nicht fügen wollte.

Ein zweites Zahlenbild. In Restungarn leben nur noch zwei Drittel der magyarischen Nation, ein Drittel ist unter Fremdherrschaft gebeugt. Im Reiche sind nur sechs Zehntel der Deutschen vereinigt, vier Zehntel leben außerhalb; teils verstreut, teils aber aufgeteilt; und zwar wurde das geschlossene Siedlungsgebiet der Deutschen in Mitteleuropa auf fünfzehn verschiedene Staaten „verteilt". Dreißig Millionen Ukrainer und sieben bis acht Millionen Weißrussen haben heute überhaupt keinen freien eigenen Staat.

Aber nicht alle Völker sind geknechtet. So sind seit 1918 eine Reihe von „jungen" Staaten, welche die Züge des alten Österreichs tragen, in jenem Teufelsgürtel nationaler Mischgebiete gebildet oder aufgepäppelt worden, der von der Ostsee bis Triest an der Adria, über das Ägäische und Schwarze Meer bis Petersburg am Finnischen Meerbusen reicht. Hier schuf man Staatsgrenzen, welche die Herrschaftssphäre begünstigter Völker über die unterlegenen, ja zum Teil über ganz unbeteiligte Nationen ausdehnte. Hier schuf man Verhältnisse, welche die Enterbten unglücklich machten und die Erben zu Gewalttaten verleiteten, ja fast nötigten. Solche Zustände und ihre Folgen nannte man in der bis 1914 dauernden Biedermeierzeit mit mitteleuropäischem Hochmut „balkanisch". Heute ist der Balkan nicht europäisiert, sondern die Balkanzustände haben sich bis zur Ost- und Nordsee ausgedehnt.

* * *

Was bedeutet das alles? Daß die Nationalitätenfrage in Europa nicht gelöst ist, sondern wie eine eiternde Wunde an Europas Körper schwärt. Sie muß beseitigt sein, ehe man daran gehen kann, eine höhere Rechtsordnung einzuführen. Das Wort

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vom Selbstbestimmungsrecht der Völker, mag es auch noch so oft als propagandistische Phrase geschändet worden sein, ist doch kein leerer Wahn. Denn der nationale Gedanke völkischer und nicht staatlicher Prägung ergriff im 19. und 20. Jahrhundert nacheinander alle Völker Europas, sofern sie reif wurden, sich als Einheiten zu fühlen. Er bereitete die Umgestaltung der Landkarte vor. Er ist auf die Dauer nicht zu unterdrücken. Daß die Reichsdeutschen den deutschen Nationalgedanken nicht konsequent zu Ende führten und unter Aufgabe des großdeutschen Ideals der vorigen Generation mit der kleindeutschen Lösung von 1871 zufrieden waren, ist in mehr als einer Beziehung für sie und andere verhängnisvoll geworden.

Das nationale Selbstbestimmungsrecht ist wohl nicht die einzige Grundlage für Europas Neuaufbau, aber der Tragpfeiler, ohne den kein Friede und kein Bund von Dauer errichtet werden kann. Die Staaten von 1923 mit ihren teils über die völkischen Siedlungen hinausgehenden, teils hinter ihnen weit zurückbleibenden Grenzen sind nicht geeignet, als Grundlagen zu dienen, weil in ihrem Aufbau keine Sicherungen organisch eingefügt sind, Minderheiten vor Verkürzung ihrer Rechte und Hemmung ihrer nationalen Entwicklung durch die Staatsvölker zu bewahren. In einem wahren „Völker"bunde werden sich Volks- und Staatsgrenzen so weitgehend wie möglich decken müssen. Es wird immer als höchstes Prinzip zu gelten haben, daß der Wille der Bevölkerung über die Staatszugehörigkeit entscheide. Die Nationalitätenstreitfrage, die heute mit ähnlichem Fanatismus verfochten wird, wie vor 300 Jahren die konfessionelle, durch eine für alle Teile billige Lösung zu entgiften, ist ein europäisches Problem. Sie wird aber nur im Zusammenhange mit der Lösung der übrigen staatspolitischen Fragen, insonderheit mit der Ausgestaltung des föderativen Gedankens aus der Atmosphäre erbitterter Kämpfe herauszuführen sein.

Man wendet heute ein, daß es bei der derzeitigen Machtversteifung unwahrscheinlich ist, daß ein solcher Idealzustand ohne schwere Kämpfe oder gar auf friedlichem Wege eintreten wird, und ferner, daß voraussichtlich die heute Bezwungenen, sobald sie erst — vielleicht durch ganz unerwartete Glücksfälle — an die Macht gekommen sein werden, ihre Selbstbestimmungsrechtsideale von gestern vergessen und wie die Italiener in Deutschsüdtirol (aus militärischen Gründen) volksfremde Gebiete annektieren und diese dann (zur inneren Sicherung dieser unnatürlichen Grenzen) entnationalisieren werden. Gewiß ist das möglich. Es ist aber auch ebenso möglich, daß man einen andern Weg wählen wird. Aus den territorialen Kleinstaaten des ausgehenden Mittelalters haben sich schließlich auch, gleichzeitig mit der Verbesserung der Verkehrsmittel, größere Einheiten gebildet. Bei aller gewichtigen Einschätzung der Raubinstinkte der Menschen fühlen wir uns doch berechtigt, diese Gedanken weiterzudenken, zumal sie ja . . . vernünftig sind. Einmal wird auch in Europa eine allgemeine Erschöpfung wie zu Ende des Dreißigjährigen Krieges eintreten, welche die Menschen solchen Gedanken zugänglich macht. Dann drängen heute bereits wirtschaftliche und verkehrspolitische Erwägungen dazu. Die Zerschneidung der großen Wirtschafts- und Verkehrseinheiten der Vorkriegszeit: des Deutschen Reiches, Österreich-Ungarns und Rußlands und ihre Ersetzung durch eine Kette von Klein- und Mittelstaaten erweist sich als unpraktisch, weil die neuen Staatsverwaltungen, welchen nun die Regelung von Verkehr und Wirtschaft in die Hände gelegt ist, für diese schwierigen, weit über den Rahmen der neuen kleineren Wirtschaftskörper hinausreichenden Aufgaben keine Erfahrungen besitzen; weil sie daher nur die kleinegoistische Politik der Absperrung und Hemmung betreiben können. So hat sich nur ein vielköpfiger Bureaukratismus aufgetan, der hemmend wirkt. Je weiter wir uns von Mitteleuropa gegen Osten und Süden entfernen, um so schrankenloser wird die Beutepolitik der Machthaber und ihr Nepotismus, um so weniger wird nach sach-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lichen und gemeinnützigen Gründen Wirtschafts- und Zollpolitik gemacht, sondern nach nationalistischen und vielfach persönlichen Bereicherungsgründen. Aber die Zerschneidung der großen Staatsgebiete brachte nicht nur eine Verkleinerung der Wirtschaftsgebiete mit sich, sondern schuf, da sie völlig willkürlich erfolgte, eine Reihe unlebensfähiger und unsinnig abgegrenzter Kleinstaaten, die nun fast durchweg passive Handelsbilanzen aufweisen. Sie sind damit wieder dem Währungsverfall in verschieden schnellem Tempo ausgesetzt und fügen dadurch zu den bestehenden Schwierigkeiten der Grenzziehungen neue, fast unüberwindliche im Verkehr von Staat zu Staat.

So gerät Europa seit vier Jahren aus einer Krise in die andere, wenn man nicht von einer Dauerkrise sprechen will. Wenn auch einzelne — wie Einzelgebiete — daraus durch Skrupellosigkeit, Geschicklichkeit oder Glücksfälle der Lage große Reichtümer erwerben, die Allgemeinheit wird ärmer, und es fehlt an Arbeit. Mit dem sinkenden Wohlstande und der geringeren Lebensmöglichkeit setzt aber auch der Geburtenrückgang verstärkt in ganz Europa ein — ein Vorgang, der viel zu wenig Beachtung findet *).

Wer die politische Literatur unserer Zeit verfolgt, muß feststellen, daß der Gedanke: „so geht es nicht weiter" überall, sogar neuerlich bei jenen Völkern auftaucht, die jahrelang in gedankenlosem Siegestaumel lebten. Zum Beispiel erwägen sogar die Tschechen den Plan der Wiedererrichtung eines wirtschaftlichen Österreich-Ungarns, welches als Donaukonföderation Restungarn und Deutschösterreich umfassen soll. Daß er in Wien — freilich dort zum Teil noch aus monarchistischen Gründen — Anhänger hat, ist bekannt. Warum diese Halbheit? Dr. von Lodgman-Auen, der Führer der deutschen Nationalpartei in der Tschechei, der schon im alten Österreich den föderalistischen Gedanken vertrat, hat bereits 1918 auf die Notwendigkeit einer größeren Einheit hingewiesen: die Vereinigten Staaten von Mitteleuropa. Kürzlich forderte der reichsdeutsche demokratische Reichstagsabgeordnete Heile (Hannover) in einem offenen Brief an den französischen katholischen Demokraten Marc Sagnier die „Vereinigten Staaten von Europa", welche mit dem englischen Imperium, den Vereinigten Staaten von Amerika und einem ähnlichen Bunde in Südamerika den wahren Völkerbund bilden sollten, die Vereinigten Staaten der Menschheit.

Genug der Beispiele, die leicht vermehrt werden könnten. Diese Gedanken liegen in der Luft; sie bedürfen der Klärung und Durchdenkung. Die beiden größten Hindernisse sind: einerseits die beati possidentes, d. h. diejenigen Staaten, welche heute andere Staaten und fremde Volksteile beherrschen: Frankreich und seine Bundesgenossen, und andererseits die heutige alleuropäische Auffassung vom Staate und seiner uneingeschränkten Souveränität. Auf den ersten Einwand wollen wir erst im Schlußabsatz zurückkommen. Zum andern sei bemerkt: die schrankenlose Staatssouveränität gleichzeitig mit seiner Omnikompetenz ist das Erbe des Jahrhunderts des französischen Absolutismus, freilich erst durch die französische Revolution zu voller Blüte gebracht. Sie ist ein europäisches Problem erster Ordnung, aber bisher keineswegs allgemein als solches erkannt. Die Überspannung des Staatsbegriffes ist das Gegenstück zur Verweigerung natürlicher Selbstbestimmungsrechte an wenig begünstigte Völker. Hier sitzt eine Fehlerquelle, die täglich neu Unheil sprudelt, nach innen und außen, in politischer, volkspolitischer, wirtschaftlicher, kultureller und sozialer Hinsicht. Viele der Leiden Europas haben hier ihre gewöhnlich völlig verkannte Wurzel: so z. B. der Mißbrauch der Staatsmaschinerie und der Schule zur Entnationalisierung der völkischen „Minderheiten". Das alte

*) Siehe Sylvanus' Aufsatz dieses Heftes.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Frankreich der Bourbonen beließ dem fremdvölkischen Elsaß noch seine Zollgrenze, die es vom französischen Gebiete schied, ließ ihm seine Sprache, Schule und Kultur. Erst die neorepublikanische Auffassung vom Staat machte alledem ein Ende. Die Übertragung ihrer gleichmacherischen „modernen" Grundsätze auf die östlichen Kaiserreiche haben — schließlich und endlich — diese zerrissen. Auch Ungarns innere Schwierigkeiten nach dem Ausgleich von 1867 stammen aus dieser Quelle.

Die Vereinigten Staaten von Europa (welche keineswegs von Anfang an alle Staaten umfassen müssen, so wenig wie der Preußische Zollverein von 1852 alle deutschen Staaten umfaßte) werden einen Teil der Souveränität der bisherigen Einzelstaaten von diesen übernehmen und bei sich vereinen müssen. Sie werden sogar noch weiter greifen müssen, als der verflossene Deutsche Bund, aber weniger weit als die Vereinigten Staaten von Amerika. Die ausgeprägten Gegensätzlichkeiten der europäischen Völker werden nur dort eine Zusammenfassung zulassen, wo sie unbedingt nötig ist: in rechtlichen, wirtschaftspolitischen, verkehrspolitischen und militärischen Fragen. Die höhere Rechtsordnung, die sie darstellen sollen, wird jedoch nur dort Recht schaffen, wo es das Gedeihen und Zusammenleben der Völker unbedingt erfordert. Sie wird eine Exekutive ebensowenig entbehren können wie die Schweizer Eidgenossenschaft. Von Gleichmacherei oder von der Vorherrschaft eines Volkes über die übrigen kann nicht die Rede sein. Jede völkische Einheit wird innerhalb des Bundes eine eigene staatliche Einheit bilden, diese wird alle völkischen, kulturellen und Verwaltungsangelegenheiten selbst regeln, d. h. souverän sein. Es kommt also für Europa im Gegensatz zu den Vereinigten Staaten von Nordamerika nur eine mittelstarke Bindung, ein Dauerbündnis halb selbständiger Staaten: eine europäische Konföderation in Betracht. Diese dürfte auch den Umständen nach vollkommen genügen. Denn zu einer Zentralisation pflegt sich selbst ein großes, sprachlich einheitliches Volk nur ungern zu entschließen, und zwar nur in Zeiten äußerer Not, um seinen fremdvölkischen Angriffen ausgesetzten Volkskörper straffer zu Verteidigungszwecken zu organisieren. Darum handelt es sich aber für Europa nicht. Europa in seiner Gesamtheit will weder angreifen, noch hat es Angriffe von außen abzuwehren: die Aufgabe der Zeit ist ja nur, es vor Selbstzerfleischung zu bewahren. Da genügt ein loses Band, welches Recht zwischen Völkern schafft und durchführt.

Im Rahmen dieser Darstellung können wichtige Einzelfragen, wie Übergangsbestimmungen oder etwa Fragen der Umsiedlung (wie sie etwa Fritjof Nansen vorschlägt), nicht besprochen werden. Nur auf eines sei hier verwiesen. Wer mit dem Verfasser eine Lösung der nationalen Fragen nicht für den einzigen, aber den Angelpunkt hält, wird ihm dahin folgen müssen, daß die europäische Konföderation aus inneren Aufbaugesetzen als Kernlande die national gemischten Gebiete Europas, und zwar diese ganz enthalten muß. Ist dies als richtig erkannt, so ist damit auch über die Mindestgrenzen der Konföderation bereits entschieden, wenigstens gegen Westen. Denn die germanisch-romanische Sprachgrenze ist ziemlich scharf. Hier gibt es keine größeren Mischgebiete. Frankreich und Italien gehören also nicht mit zwingender Notwendigkeit in diese Konföderation hinein. (Belgien wird freilich durch die germanisch-romanische Sprachgrenze der Länge nach durchschnitten. Brüssel ist die einzige größere „gemischte" Stadt im Westen.) Im Osten dagegen ist eine klare Grenze zwischen Germanen und Slawen und unter diesen schwerer zu ziehen. Zahlreiche Einsprengungen größerer fremdvölkischer Inseln erschweren jede gerechte Grenzziehung. Dazu kommt, daß zwei ostslawische Völker, die Ukrainer und die Weißrussen, erst spät in den Prozeß der europäischen Nationalitätenbildung einge-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

treten sind und den Gärungszustand der übrigen noch nicht erreicht haben. Ihre Staatsreife ist noch nicht vollendet. Es ist noch viel gedankliche Vorarbeit zu leisten.

* * *

Die zweite Problemgruppe ist die innerstaatliche und in ihr zunächst die Frage nach Verteilung der Kräfte und der Macht in Regierung, Verwaltung und Gesetzgebung: das Problem des Zentralismus oder Föderalismus. 1873 beschäftigte es die Geister wie heute. Die Verfassung von 1871 war vielleicht damals weniger umstritten als heute die von 1919. In Versailles 1871 war das Prinzip des historischen Föderalismus nach Lage der Dinge die einzige Lösung. Wenn Weimar 1919 keine andere fand, als die Bestätigung der Ländergrenzen aus früheren dynastischen Erwerbungen, abgesehen von gewissen kleinen Grenzänderungen, Zusammenlegungen oder Abspaltungen, so schob es damit eine nach dem Wegfall der historisch-dynastischen Bindungen hemmungslos hervorbrechende Grundfrage aus Mangel an schöpferischem Schwunge beiseite. Die Lösungsversuche der Wirtschaftsprovinzen und Stammesstaaten konnten weder in größeren Kreisen durchdringen noch überzeugen, da sie nicht ausgereift waren. Wie sehr aber die durch die Verfassung versuchte Lösung hinter den Bedürfnissen zurückblieb, zeigen die nicht mehr endenden Dauerkonflikte zwischen Reich und Ländern.

Ein System, das Machtsprüche und gegebenenfalls Exekutionen des Reiches gegen ein Land überhaupt als Möglichkeit ins Auge faßt, ja als Notwendigkeit erscheinen läßt, ist falsch, ist nicht die geeignete Verfassung eines wenn noch so großen Volkes. Diese Erwägungen und die öffentlichen Mängel, die in der heutigen Vielregiererei zahlloser sich befehdender, in Kompetenzstreitigkeiten befangener Behörden liegen, lassen die Ersetzung des heutigen Systems durch eine einfachere, übersichtlichere und weniger kostspielige Zweckform angemessen erscheinen, die vielleicht vorübergehend schärfere Zusammenfassungen bringt, als es den föderalistischen Neigungen der Deutschen entspricht, die aber in Zeiten äußerer Not selbst den Gegnern des Zentralismus annehmbar sein könnte, um die außenpolitische Kraft des Volkes zu konzentrieren.

Denn kein Volk in dieser außenpolitischen Lage könnte es ertragen, daß z. B. in Bayern, Preußen und Sachsen nach drei verschiedenen Systemen regiert und verwaltet wird. Ist (da ja Bismarcks Lösung — die enge Verbindung Preußens mit dem Reiche — erledigt ist) bei den heutigen Zuständen eine außenpolitisch wirksame Leitung und Leistung des Reiches möglich? Gegen die Kernfrage der Sicherheit und Verteidigungsfähigkeit des Reiches tritt das Problem der Neubegrenzung und Neuschaffung von Ländern (Rheinland, Westfalen, Zusammenfassung der preußischen Ostprovinzen, Groß-Hamburg, Schleswig-Holstein, Vereinigung von Baden mit Württemberg) zurück. Die Versuche der Franzosen, mit allen Mitteln einen rheinischen Separatismus (nicht Föderalismus) zu schaffen, haben eine Art von Burgfrieden hervorgerufen, der freilich nicht von unbegrenzter Dauer sein wird. Denn die heutigen Verhältnisse, das Verfassungsflickwerk aus historisch-dynastischen und westlich-demokratischen Teilstücken ohne jegliche Berücksichtigung des Stammesmäßigen und der regionalen Wünsche ist nicht zu halten. Hier spielen, besonders in Bayern, noch monarchistische Traditionen (starke Anhänglichkeit an die Wittelsbacher) hinein. Trotz unleugbarer Sympathien weiter Volkskreise in ganz Deutschland für die monarchische Regierungsform dürfte das Problem der Staatsform wenigstens in nächster Zeit nicht in den Vordergrund treten. Stehen doch, abgesehen von anderen Gründen (und hier soll ebenso der grundsätzlichen Abneigung gegen den Monarchismus besonders im werktätigen Volke trotz vieler Ausnahmen und gelegentlich

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gegenteiliger Wünsche nicht vergessen sein) die Fragen nach der Rückkehr einer, mehrerer oder aller Dynastien mit allen ihren inneren Widersprüchen dem entgegen. Dabei wird das Schreckgespenst des Monarchismus geflissentlich dem In- und Auslande aus parteitaktischen Gründen, nicht aber aus ehrlicher Überzeugung, immer wieder vor Augen geführt.

Viel drängender sind die Fragen der Neuverteilung der Kompetenzen zwischen Reich und Ländern bezüglich der innerpolitischen Verwaltung. Hier spielt auch die Kostenfrage hinein. Reich und Länder werden sich nicht nur der vielen überflüssigen Kostgänger und Behörden entledigen müssen, sondern werden auch gezwungen sein, Wertvolles abzubauen und damit auch in wohlerworbene Rechte überzählig gewordener Beamten oder Parlamentarier eingreifen zu müssen. Hier wird also die Frage, wieviel wir unbedingt brauchen, aufgeworfen werden und das Endziel sein, das, was unentbehrlich ist, so stark und hochgeschätzt, aber auch so wenig verhaßt wie möglich zu machen. Seit 400 Jahren ist nicht nur in Deutschland gedankenlos immer mehr „Staat" gemacht worden. Monarchen und Republikaner der Festlandstaaten wetteiferten, seine Kompetenz zu erhöhen und immer mehr Staatsfunktionen teils der freien Betätigung abzunehmen, teils neuzuschaffen. Die auf preußischem Boden erwachsene Sozialdemokratie ging darin noch weiter. Ihr Zukunftsstaat ist nichts als Zwangsstaat, ist der Begräbnisplatz aller freischaffenden Kräfte. Mit seiner Verwirklichung schoß das bolschewistische Rußland den Vogel ab, bis gerade dort eine Reaktion einsetzte. Auch im Reiche begann seit Kriegsende eine rückläufige Bewegung, die jedoch erst in den Anfängen ist. Immerhin, jeder außerhalb dergleichen stehende Deutsche von 1923, sofern er nicht seinen Staatsposten verteidigt oder anstrebt, hat einen Ekel vor diesem System. (Man verwechsle diese Feststellung ja nicht mit der Vorkriegs-Reichsverdrossenheit partikularistischer Herkunft, die von einzelstaatlichen Beamten oder sonstigen Machthabern ausging.) Wir haben heute ein unerträgliches Beamtenheer. Jeder sechste Reichsdeutsche ist ein Beamter oder wirtschaftlich von einem solchen abhängig: Ein Zustand, der für den Typus des deutschen Menschen in politischer Hinsicht höchst bedenklich ist. Gerade seit dem Zusammenbruch hat diese eigentümliche Beamtenmentalität zahlreiche Kritiker gefunden, um so mehr, als das Ideal unserer Arbeiterschaft, mag es diese zugeben oder nicht, eine beamtenartige Versorgung nach Art der Staatspension, zwecks Abbürdung des Lebensrisikos ist.

Die Not der kommenden Zeit wird uns zwingen, aus ihr eine Tugend zu machen und einen völligen Systemwechsel vorzunehmen. Wie man wegen des Versailler Diktats das Heer auf ein Siebentel verkleinerte, so wird man auch den Beamtenkörper verkleinern und die Staatsfunktionen entsprechend beschneiden. Und zwar viel gründlicher, als man es heute ahnt. Reich, Länder und Gemeinden werden abbauen müssen. Eine schematische Einschränkung durch Abstriche von 10 oder 20 vom Hundert nach irgendwelchen Beamtenabbaugesetzen wird nicht genügen. Die Goldmarkrechnung und die Rückkehr zu einem geordneten Staatshaushalt werden in kurzer Zeit der Allgemeinheit die Augen über unsern wahren Zustand öffnen. Dann erheben sich zwei Fragen: Was müssen wir halten? Und nach welchem Schlüssel muß das zu Haltende auf Reich, Länder und Gemeinden verteilt werden? Für das erste gibt vielleicht die Geschichte der Staatenbildungen Anhaltspunkte. Das, was seit Jahrhunderten für die Staatshaltung nötig war, müssen auch wir erhalten, bis eine bessere Zeit uns oder unsern Kindern größere Bewegungsfreiheit zurückgibt. Der Rest, das was in den letzten Jahrhunderten, Jahrzehnten und Jahren hinzukam, kann am ehesten aus dem Staatshaushalt verschwinden und, sofern es unentbehrlich ist, auf die in freier Tätigkeit selbst die Mittel beschaffenden lokalen oder zentralen Körperschaften übergehen. Viele werden das grundsätzlich Richtige dieses Gedanken-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ganges anerkennen, aber doch, wenn sie die Folgerungen im einzelnen ziehen sollen, zurückschrecken. Was wir unbedingt brauchen, ist: die äußere Verteidigung und die Aufrechterhaltung der inneren Ordnung, also das Heer; die Mittel für die äußere Politik und eine stark vereinfachte Innenverwaltung; Polizei und Justizverwaltung, ferner die Zoll- und Steuereinziehung zur Bezahlung der durch den Vertrag von Versailles uns auferlegten Kriegsentschädigung, der Innenschulden, der zu den vorgenannten Funktionen nötigen Beamten und einigen knapp bemessenen Pensionen für die Kriegsbeschädigten und diejenigen entlassenen Beamten, die zu alt sind, um sich zu ernähren. Der Rest ist nur dann zu halten, wenn für die vorgenannten lebensnotwendigen Staatsfunktionen reichlich — reichlicher als in den letzten fünf Jahren — Geld da ist. Ob wirtschaftliche — außer land- und forstwirtschaftlichen — Verkehrs- und Nachrichtenübermittlungsbetriebe des Staates und der Gemeinden fürderhin noch möglich sein werden, ist eine weitere Frage, freilich von sehr großer Bedeutung. Ausschlaggebend für ihre Loslösung aus der Reihe öffentlicher Betriebe ist die innerliche Wandlung in der Grundauffassung unserer Staatsarbeiter und -beamten von den Rechten und Pflichten in der für Staatsbetriebe ungünstigen derzeitigen Regierungsform, also nicht Gründe, die in der Verarmung unseres Volkes ihre unmittelbare Wurzel haben, sondern nur mittelbar als psychologische Wirkungen daraus entsprungen sind.

Wegzeigend ist es vielleicht, daß die Länderfunktionen, abgesehen von der inneren Verwaltung (Polizei, Justiz), nicht unter die lebensnotwendigen gehören, und daß von den Reichsfunktionen diejenigen entbehrlich erscheinen, die am spätesten aufgegriffen sind und aus dem Arbeitskreis des Reichsamts des Innern bzw. des Reichsinnenministeriums abgezweigt wurden. Zurückstehen müssen also die kulturellen, sozialpolitischen und wirtschaftspolitischen Staatsaufgaben. Während viele dem Abbau der sozialpolitischen Funktionen zögernd, der wirtschaftspolitischen jedoch freudig zustimmen werden, wird die Einschränkung der kulturellen Betätigung größten Bedenken unterliegen. Und doch ist das Gewicht der Stimmen, welche auf die Unsinnigkeit des „Bildungswahnes" unserer Tage hinweisen und deshalb Entstaatlichung und damit Entmechanisierung aller kulturellen Arbeit fordern, nicht gering anzuschlagen. Volksschulen, Mittelschulen und Hochschulen haben wir zwar in Überfülle. Die geistige Reife unseres Volkes steht zu ihrer Zahl und zu der Fülle des Wissens, das sie vermitteln, in keinem Verhältnis. Die Zeiten, wo man, ganz gleich ob zu Recht oder Unrecht, dem deutschen Schulmeister nachsagen zu müssen glaubte, er habe die Schlacht bei Königgrätz gewonnen, sind vorüber. Trotzdem wird man eine Kürzung unserer Schul- und der sonstigen Kulturausgaben nur auf ein Viertel als eine Maßnahme ansehen, zu der uns nur äußerste Not drängen kann. Erst dann werden wir eine Annäherung an den erwünschten Zustand sehen, wenn durch weitgehende Selbstbesteuerung des Volkes wie in früheren Zeiten oder heute im Auslanddeutschtum oder in manchen andern Ländern, trotz der Entstaatlichung der Erziehungs-, der Lehr- und der Forschungsbetriebe, sichergestellt wäre. Die daraus folgende Hebung der Leistung würde für den zahlenmäßigen Rückgang entschädigen. Welche Erfolge hatten doch die auf Selbsthilfe gestellten baltischen Schulen aufzuweisen, und wieviel besser war dort das Lehrermaterial und seine gesellschaftliche Stellung.

Eine so auf ihre ursprünglichen Ausgaben beschränkte und dementsprechend ausgestaltete Staatsmaschine könnte auch auf viel mehr Anerkennung durch die Öffentlichkeit rechnen als die heutige und als wirkliche Verkörperung der Volkskraft angesehen werden. Diese Hebung des Ansehens des Staates nach innen muß dem entsprechenden außenpolitischen Vorgang vorausgehen. Das System der kollegialen Entscheidungen muß durch die persönlich verantwortlichen Einzelpersonen ersetzt werden.

Die Frage nach dem Schlüssel der Verteilung der Staatsfunktionen kann erst dann

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beantwortet werden, wenn das deutsche Volk sich zu radikalen Maßnahmen des Sparens und zu einem wie oben gezeigten Systemwechsel entschlossen hat. Fristen für die einzelnen Entschlüsse anzugeben, ist natürlich nicht möglich. Manches würde über kurz oder lang auch ohne Verlust des Krieges gekommen sein. Die Verschärfung der Lage ist durch den Versailler Vertrag und die Fehler der deutschen Politik in der Folgezeit eingetreten und zwingt uns zu einem Radikalismus, den andere Völker Europas nicht nötig haben. Immerhin, ein Teil der deutschen Sorgen wird auch in andern Staaten, wenn ähnliche Verhältnisse vorliegen, gespürt.

Alle großen Völker werden von der Frage Föderalismus oder Zentralismus bewegt, um so stärker, je verschiedener das Schicksal der einzelnen Volksteile in der Vergangenheit war. Am schwersten liegen die Dinge wohl bei den Südslawen. Die religiöse Trennung ist dort viel älter als in Deutschland, und die Grenzen schneiden viel deutlicher Regionen voneinander ab. Dazu kommt, daß das Zusammenwachsen der einzelnen Stämme (Völker) zu einem einzigen Volke viel jünger, ja noch unvollendet ist. Für ein künftiges, nicht bolschewistisches Rußland ist die gleiche Frage gefahrdrohend, ganz gleich, ob dessen Grenzen die andern ostslawischen Völker einschließen werden oder nicht. Aber auch aus Frankreich, dem Musterlande eines gleichmachenden Zentralismus, hören wir immer wieder von regionalistischen Bestrebungen, nicht nur aus dem Elsaß. Bretonen, Vlamen und Südfranzosen versuchen wider den Pariser Stachel zu löcken. Haben wir es hier mit örtlichen Widerständen gegen das zentralistische Prinzip zu tun, mit Einzelerscheinungen, die keinerlei Verbindungen, überstaatliche Verbindungen untereinander haben, so weist ein weiteres staatliches Problem zahlreiche internationale Verbindungen auf. Es ist der Kampf gegen das parlamentarische Prinzip und damit gegen die westliche Demokratie.

* * *

Die Frage nach der Willensbildung und Machtverteilung im Staate wurde gerade in dem Augenblick aufgerollt, als der Sieg dieses westlich-demokratischen Gedankens (im Gegensatz zur bodenständigen Demokratie z. B. in der Eidgenossenschaft) vollkommen zu sein schien.

Der Siegeszug des Parlamentarismus, der mit dem Liberalismus verknüpft ist, darf als bekannt vorausgesetzt werden. Ihm eigentümlich ist die Willensbildung und Machtverteilung durch Stimmenzählung.

Die Frage nach der Zweckmäßigkeit der heutigen Methode der politischen Willensbildung im Reiche wird niemand als unberechtigt bestreiten können. Wir haben rund 3000 Reichs-, Länder-, Provinzial-, Kreis- und Städteparlamente mit politischen Parteien und wenigstens 100- bis 150 000 Abgeordneten (dazu noch Betriebsräte), die Tagegelder (bzw. Gehälter) beziehen, Gesetze machen, Regierungen bzw. deren Gegenstücke wählen und kontrollieren. Bei aller Ehrerbietung vor der Weisheit, der Unbestechlichkeit und dem Fleiß jedes Einzelnen scheint das System doch für ein Volk in Not nicht nur zu luxuriös, sondern auch unbrauchbar zu sein, wenigstens sind seine Früchte bisher unschmackhaft geblieben.

Den Weltkampf gegen die Formaldemokratie begannen — und das ist für seine Beurteilung von Bedeutung — nicht die Nationalisten, sondern die radikalen Sozialdemokraten: die Bolschewisten in Rußland, und zwar mangels einer parlamentarischen Mehrheit. Sie erhoben später diesen Mangel zum Grundsatz. Ihr Rätesystem ist nicht nur dem gewerkschaftlichen, sondern auch dem demokratischen Gedanken feindlich. Im Kampfe gegen die radikale Sozialdemokratie, für den historischen Staat und um ihn entstand erst dem Parlamentarismus ein vielleicht noch gefährlicherer Gegner: der Fascismus, und zwar auf dem Boden des von liberaler Tradition erfüllten Italien. Er übernahm vom radikalen Sozialismus

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht nur dessen gewalttätige Methoden, sondern auch seine Abneigung gegen das stets zu Kompromissen geneigte, ja dazu aus inneren Aufbaugründen notwendigerweise gezwungene Parlament, das auch ihn daran hinderte, rasch die Macht zu erlangen. Hüben wie drüben war es also das Ringen um die Macht, das der Demokratie gleichzeitig zwei Frontenkämpfe aufzwang. In Italien wurde sie darin zerrieben; der jüngere, der nationale Antiparlamentarismus siegte über beide, den antiparlamentarischen Sozialismus und die parlamentarisch-formaldemokratischen Parteien jeder Färbung. Die Argumente, welche gegen den Parlamentarismus ins Feld geführt werden, sind fast überall die gleichen und bekannt. Seine Gegner im nationalen Lager werfen ihm vor allem nach außen hin Schwäche, Zickzackkurs und Mangel an Gefühl für nationale Ehre und Würde, nach innen Unordnung, Unfähigkeit, den Staat und seine Machtmittel zu reorganisieren, Vettern- und Interessenwirtschaft, ja Korruption und letzten Endes Zielosigkeit vor. (Antirepublikanisch ist die Gesamtbewegung nicht, örtlich bisweilen. Ihr positives Gehalt an staatsrechtlicher Lehre ist gering. Nur eine allgemeine Neigung zur Diktatur durch Männer des eigenen Lagers ist zu verzeichnen.) Daß eine Bewegung, die über solche Schlagworte verfügt und zugleich mit wirksamen äußerlichen Mitteln (Disziplinierung ihrer Anhänger in militärischen Formen und Formationen) arbeitet, Zulauf aus der Jugend erhält und rasch in den meisten Ländern Europas Anhänger fand, ist kein Wunder. Verwunderlich ist, daß diese nationale, ja einseitig und brutal nationalistische Bewegung zeitweise sich zu einer international verbundenen auszuwachsen schien. Doch geriet die fascistische Internationale bald ins Stocken. War man sich auch in der Bekämpfung der „parlamentarischen Weltseuche" und der Auswüchse eines internationalen Kapitalismus und Sozialismus einig, so ergaben sich aus außenpolitischen und aus Grenzfragen (Behandlung der nationalen Minderheiten) bald unüberwindliche Hindernisse, welche nur noch Gruppenbildungen im Sinne der Vorkriegsstaaten-Konstellationen, nicht aber die Aufstellung einer einheitlichen europäischen Front zuließen. Dazu kam, daß der nationale Antiparlamentarismus in den einzelnen Völkern recht verschiedene Gestalt annahm. Der italienische Fascismus, dessen Führer aus dem republikanischen Lager stammte, machte zwar (noch bevor er zur Macht kam) seinen Frieden mit den konservativen Mächten der Dynastie und der Kirche; seine alten Verbindungen mit der Freimaurerei wurden jedoch nicht völlig aufgegeben. Jedenfalls entschloß man sich nicht grundsätzlich zum Kampfe gegen diese und die Juden, der in Mittel- und Osteuropa der entsprechenden im konservativen Lager wurzelnden Bewegung den Stempel aufdrückt und eine antisemitische Internationale anstrebt. Auch hier sind es die außenpolitisch-völkischen Gegensätze, welche trennen. Wie Deutsch-Südtirol zwischen dem italienischen und deutschen Flügel der Bewegung stehen müßte, so trennen die Grenzziehungen der Verträge von Versailles, St. Germain und Grand Trianon Deutsche und Magyaren von den West- und Südslawen. In allen Staaten, die durch diese Verträge fremdvölkische Gebiete zugeteilt erhielten, wird die fascistische Bewegung durch die Neigung zu Gewalttaten gekennzeichnet. Hier erhält der Haß gegen die überall spätestens 1918/19 eingeführte parlamentarische Demokratie insofern Nahrung, als durch die Parlamentswahlen die Verletzung des Selbstbestimmungsrechtes offenbar wurde und den „Minderheiten" im Parlament ein Sprachrohr gegeben war, ja die in manchen Staaten sogar das Zünglein an der Wage zwischen rechts und links bilden. Die parlamentarischen „Erfolge" der Minderheiten bei den Neuwahlen im Jahre 1922 lieferten den Feinden des Parlamentarismus überall schlagende Agitationsmittel. Diese nationalbornierte Engheit, verbunden mit einer durchaus abgelebten, anarchischen Auffassung von den internationalen Beziehungen der Staaten und Völker, die das Selbstbestimmungsrecht verleugneten, läßt die heutige Ausprägung der Bewegung doch als Sackgasse erscheinen. Ihr gedanklicher Gehalt ist zu dürftig, der Blickwinkel zu klein, ihre Triebe zu engherzig. Noch ist der Kampf um die Macht nirgends außer in Italien

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entschieden. Doch steht er in fast allen europäischen Staaten, mögen sie Siegerstaaten sein oder nicht, bevor, und das Wachsen der antiparlamentarischen Kräfte und des extremen Nationalismus ist unverkennbar. Entscheidend dürfte fast überall sein, ob es den fascistischen Bewegungen gelingen wird, positive staatsrechtliche und soziale Programme zu formen und — wenigstens in den industriell entwickelten Staaten — nennenswerte Arbeitermassen mit denen der verarmten Mittelstandsjugend in eine Kampffront zu bringen, dazu ist die Gelegenheit an sich nicht ungünstig.

* * *

Als letzte Problemgruppe streifen wir die Funktionen des Staates auf sozialem Gebiete. In diesem verschlechterten sich in Deutschland seit Kriegsverlust die Verhältnisse zusehends und drängen auf neue Lösungen. Vor dem Kriege lag es anders: Deutschlands Wirtschaft gedieh und nahm zu; die sozialen Verhältnisse aber veränderten sich nur langsam, aber doch wohl trotz aller durch eine moderne Sozialgesetzgebung und durch erfolgreiche Streiks errungenen „Fortschritte" nicht zum Besseren. Wenigstens war die unterste soziale Schicht der Industrie, die politisch und gewerkschaftlich der marxistischen Lehre anhing, unzufrieden. Sie stellte sich (mit zahlenmäßig damals geringen Ausnahmen) feindlich gegen die traditionellen Mächte: Staat, Gesellschaft und Kirche. Ihr materialistischer und pazifistischer Vulgärmarxismus war Religionsersatz. Alles Heil erwarteten sie vom Klassenkampf, besonders gegen den Unternehmer, der mit dem Kapital gleichgesetzt wurde, vom Siege der Arbeiterklasse in allen Staaten, der Übernahme der Macht und der Vergesellschaftung der Produktionsmittel. Im Zukunftsstaate sollte unter Ablösung aller freien Kräfte alles nur noch Staat sein. Diese vulgäre Anschauung des Marxismus erwies sich als politisch sehr zugkräftig, besonders in Preußen-Deutschland. Die Abneigung gegen den Krieg verschaffte den pazifistischen sozialdemokratischen Parteien großen Zulauf. Sein unglücklicher Ausgang brachte sie 1917 in Rußland, 1918 in Deutschland ans Ruder. Seither hat sich trotz zahlenmäßigen Wachstums der sozialdemokratischen Parteimitglieder und der freien Gewerkschaften ein Umschwung angebahnt: Aus Enttäuschung, als es nicht gelingen wollte, die in Zeiten der Opposition ausgemalten glücklichen Zukunftsbilder in die Wirklichkeit umzusetzen. Was seither in Rußland und in Deutschland geschah oder vielmehr nicht geschah, ist ebenso bekannt, wie die Zersetzungserscheinungen in der früher im Reiche einheitlichen Partei und den Gewerkschaften. Radikale Gruppen, welche die Formal-Demokratie, den Parlamentarismus und den Pazifismus um jeden Preis über Bord warfen, stehen den Anhängern der älteren Methode schroff gegenüber. In der sozialdemokratischen Doktrin vom Staate, als dem Allesregelnden, ist grundsätzlich trotz aller Mißerfolge bei beiden freilich keine Änderung eingetreten, obwohl die Praxis die Bolschewisten zu mancherlei Kompromissen nach innen und außen zwang. In Rußland zerschlug man den traditionellen Staat und seine Gesellschaft, ohne etwas an seine Stelle setzen zu können, das große Anziehungskraft auf die Massen anderer Völker auszuüben imstande gewesen wäre. Im Reiche ließ man ihn bestehen und reformierte. Das heißt, man begnügte sich mit den Novembererrungenschaften, welche der Arbeiterklasse zwar manche Wünsche erfüllten, aber eine grundsätzliche Besserung nicht brachten. Der Staat, der soziale Staat, der das Höchste hätte sein sollen, um alles zu opfern, wurde vielmehr in der Praxis der letzten vier Jahre von innen her ausgehöhlt und immer schwächer, zumal von außen her die Vertragsverpflichtungen ihn gleichfalls kraftloser machten. Die soziale Bewegung löste sich aber in Lohnkämpfe auf, die einzelnen Gruppen strebten nach privatwirtschaftlichen Vorteilen. Die Vergewerkschaftung der Beamtenschaft gab dem Staate den Rest. Da die Vorgänge im Einzelnen bekannt sind, genügen wohl diese Andeutungen.

Trotzdem sind die aus der sozialen Ungleichheit kommenden politischen Impulse, welche die Verarmung der Arbeiter- und Mittelstandsmassen immer mehr ver-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schärften, nicht kleiner geworden, sondern größer. Eine Unruhe ohnegleichen hat die Menschen ergriffen. Weder die herrschende marxistische Lehre, noch der abgestandene manchesterliche Liberalismus früherer Zeiten bieten ihnen Aussichten auf Besserung. Der aus konservativen Wurzeln stammende korporative Gedanke hat bis heute keine verkehrsfähige Prägung erhalten und ist wohl überhaupt noch nicht genügend durchgearbeitet.

Die dumpfe Mißstimmung macht sich durch das Hinüberwechseln von einer Partei und einer Gewerkschaft in die andere, durch Vorwürfe gegen die Führer und das „Bonzentum" Luft. Die proletarisierten Massen sind in zahllose, einander befehdende Gruppen und Grüppchen, teils marxistischer, teils antimarxistischer Prägung zerspalten. Ihre Kräfte kompensieren sich, ihre Kämpfe zerrütten den Staat.

Zahlenmäßig ist die in sozial unbefriedigenden Verhältnissen lebende Masse immer größer geworden und erhält täglich Zuwachs. Sie wäre aufnahmewillig für etwas Neues, für eine Lehre, die einerseits dem Staat wieder zur Gesundung und zu einer kraftvollen Machtentwicklung zu verhelfen, andererseits aber auch eine höhere Rechtsordnung einzuführen und soziale Mißstände zu beseitigen verspricht. Der heutigen fascistischen Lehre, wie sie besonders die deutschen Nationalsozialisten weiterzubilden suchten, scheint es trotz Übernahme der abgeänderten Lehre Sylvio Gesells von der Brechung der Zinsknechtschaft durch Schwundgeld noch nicht gelungen zu sein, etwas Zugkräftiges zu formen. Aber auch von anderer Seite wird an etwas Neuem — meist unter Ausschaltung und Zurückdrängung der sozial- und wirtschaftspolitischen Funktionen des Staates — gearbeitet. Die von Arbeitgeberseite vorgeschlagene Arbeitsgemeinschaft ist ein Schritt in dieser Richtung. Stegerwalds Programm, die Bemühungen katholischer Sozialreformer um die Soziallehre des Solidarismus, der freie Wirtschaftsstaat neben dem sozialen Staat (in dem sehr lesenswerten Aufsatz: Die deutsche Gewerkschaftskrise als Vorbotschaft zum „Wirtschaftsstaat", Selbstverlag des Sozialen Universums, Frankfurt a. M. 1922) — das alles sind kluge Teilvorschläge, Erkenntnisfortschritte, Vorahnungen, es sind Symptome, aber noch keine Lösungen. Die offenbar gewordenen Schwächezustände des Deutschen Reiches haben noch mehr als die endlich erkannte außenpolitische Lage viel doktrinären Kram als solchen erkennen lassen und den Weg freigemacht zu neuen Erkenntnissen, zu tiefen gesetzgeberischen Eingriffen auf sozialpolitischem und wirtschaftlichem Gebiete, welche, was man in Deutschland immer wieder übersieht, der Befreiung vorausgehen müssen. Es gilt für letzte, höchste Anstrengungen nicht nur, wie schon angeführt, den Staat von allem frei zu machen, was nicht lebensnotwendig ist, sondern von ihm das zu verlangen, was er uns bisher schuldig blieb, aber geben muß, ohne daß es Ausgaben verursachen würde: die Beseitigung uralter Fehler unserer wichtigsten Rechtseinrichtungen (Gesetze): im Bodenrecht, im Geldrecht und im Arbeitsrecht, bei völlig freier Wirtschaft.

Niemand wird eine sofortige Lösung — so drängend sie in Anbetracht des bevorstehenden Anwachsens der Arbeitslosigkeit der industriellen Arbeiterschaft und Entlassung von Eisenbahnern, Postangestellten, Lehrern und eigentlichen Staatsbeamten auch erscheint — in Anbetracht der Tiefe des Eingriffes, der festeingewurzelte Übel beseitigen soll, erwarten. Die Ernährungsfrage des Reiches hindert heute die sofortige Überlieferung des landwirtschaftlich schon genutzten Bodens an Unkundige, ganz abgesehen davon, daß die volkspolitische Lage zunächst dazu zwingen wird, nur hart an (innerhalb) unserer menschenarmen Ostgrenze, die ungeschützt gegen den slawischen Andrang daliegt, dort aber in dichtem Gürtel zu siedeln.

Die endgültige Durchführung dessen, wozu man sich in nächster Zeit gedrängt durch die Not grundsätzlich wird entschließen müssen, steht mit der Entwicklung der weltpolitischen Lage Deutschlands in engem Zusammenhange. Durchführung und außenpolitische Wiederherstellung sind gegenseitig bedingt. Vor der endgültigen Durchführung

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eines Teiles muß der Versailler Vertrag gefallen sein: denn sonst wäre die Einführung einer höheren Rechtsordnung in Europa ebenso wenig möglich, wie die der sozialen Reformen. Andererseits muß vorher mit ihnen begonnen werden. Das deutsche Volk wird zu den unerhörten Anstrengungen, welche die Beseitigung der heutigen Zustände erfordern, nicht zu haben sein, wenn solche Reformen — mögen sie nun in der hier geschilderten oder in anderer Richtung durchgeführt werden — nicht vorher in sichere Aussicht gestellt sind. Die Regeneration der reichsdeutschen Verfassung muß aber vorher begonnen und durchgeführt sein; denn die heutige genügt nicht mehr.

* * *

Noch ein Schlußwort über die Schwierigkeiten, die nur durch größte Anstrengungen zu überwinden sind: Sie sind bisher nicht näher gekennzeichnet worden. Mit gutem Grunde. Denn wir kennen wohl das Hindernis, aber da es ein künstliches ist, da wir nicht wissen, welche Bedingungen man Deutschland noch auferlegen will, so können wir uns nur über die Größe der Aufgabe ungefähr eine Vorstellung machen, aber nicht über den Weg, den wir zu gehen haben werden.

Frankreich und seine Verbündeten sind das Hindernis. Sie haben bisher gleichzeitig Geld gefordert und weitere Annexionen vorbereitet. Hätte Frankreich eine eindeutige Politik, die sich mit Geldzahlungen begnügt, betrieben: längst wäre die deutsche Zahlungsverpflichtung beziffert, und Deutschland würde Kredit gefunden haben, um daraus zu zahlen. So aber sabotiert Frankreich die Zahlung, um sich an Land und Menschen auch fernerhin bereichern zu können.

Im Reiche hat man nicht die Mittel, Frankreichs Politik zu ändern. Wir können nur durch Besteuerung, Verkauf des Inhaltes der Kunstsammlungen und Büchereien, der Schlösser usw., durch rücksichtslose Einschränkung der Staatsausgaben Geld bereitstellen, um Frankreich dann die Wahl zu lassen, ob es sich damit zufrieden gibt oder nicht. Verhindert Frankreich weiterhin eine solche finanzielle Lösung, setzt es seine Annexionspolitik fort, so nimmt das Schicksal seinen Lauf, und letzten Endes werden wir doch vielleicht nicht die Leidtragenden sein. Denn Frankreichs Impulse sind die einer abgelebten Zeit. Künstlich läßt sich aber eine Zeitentwicklung nicht aufhalten. Das an der Spitze dieses Aufsatzes stehende Wort wird sich bewahrheiten:

„Die Sklaverei des Einzelnen ist abgeschafft, die Versklavung einer Nation an eine andere ist im Schwinden. Die Völker sind nicht länger bereit, sich dem Willen eines militärischen Eroberers lediglich zum alleinigen und egoistischen Vorteil dieses Eroberers zu beugen und zu unterwerfen!!“

Zur Psychologie der sozialistischen Theoretiker

Von

Werner Sombart

Wenn es zweifellos ist, daß die Ideen des modernen Sozialismus — wie irgendwelche anderen sozialen Ideen — nur in einer ganz bestimmten Umwelt entstehen, das heißt: Leben gewinnen und nur in einer ganz bestimmten Umwelt wirken konnten, so daß es berechtigt ist, von einem soziologischen Ursprung dieser Ideen zu reden, so bleibt doch natürlich die Tatsache bestehen, daß sie selbst das Werk ganz bestimmter, leibhaftiger Persönlichkeiten sind, ohne deren Vermittlung sie nicht in

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dieser Welt hätten Boden fassen können. Diese Persönlichkeiten sind die „Einfallstelle" der ewigen Ideen und notwendige Vermittlung zwischen Geist und Leben. Und so sehr wir auch diese Persönlichkeiten selbst in ihrer seelischen Struktur von der Welt, in der sie lebten und schufen, beeinflußt denken: es kann doch nur aus einem innersten Wesenskern des schöpferischen Menschen erklärt werden, warum nun gerade dieses das Erzeugnis seines Schaffens ist, das wir vor uns haben; warum wir gerade sozialistische Lehrsysteme in einer Zeit entstehen sehen, die doch so vieles andere auch noch hervorgebracht hat. Mit anderen Worten: das geistige Erzeugnis entsteht in dem Schnittpunkte zwischen allgemeiner Zeitströmung und höchstpersönlicher Eigenart. So daß wir immer, wenn wir dem Ursprung von Theorien nachspüren wollen, ebenso wie nach dem Wesen jener, so auch nach den Besonderheiten dieser Umschau halten müssen.

Es gibt zwei Möglichkeiten, um die Einzelpersönlichkeit unserm Verständnis näher zu bringen: entweder indem wir sie aus ihrem eigenen und einzigen persönlichen Zentrum heraus in ihrer Einzigkeit und Einmaligkeit zu erfassen trachten, oder indem wir sie auf ihre typische Beschaffenheit hin untersuchen und sie mit andern ähnlichen Persönlichkeiten zusammenordnen. Jenes ist die biographische, dieses die typologische Methode. Ich werde mich beider Methoden bei der folgenden Untersuchung bedienen; der typologischen, um mit ihrer Hilfe die Wesenheit der sämtlichen sozialistischen Denker zur Vorstellung zu bringen, der biographischen, um einem unter ihnen vollauf gerecht zu werden: Karl Marx. Die Sonderbehandlung dieses Mannes rechtfertigt sich aus dem doppelten Grunde: weil seine Bedeutung für den Auf- und Ausbau der sozialistischen Gedankenwelt eine überragend große ist, und weil er selbst eine überragend große Persönlichkeit ist. In dieser aber tritt das Typische zurück und die Einzigart in den Vordergrund. Überdurchschnittliche Persönlichkeiten weisen so komplexe Legierungen in ihrem Wesen auf und stellen in so starkem Maße eine Synthese verschiedenartiger Typen dar, daß nur die biographische Betrachtung vollständig in ihren Wesenszusammenhang einzudringen vermag.

I. Zur Typologie der sozialistischen Denker

Mit dieser Zusammenstellung grenze ich zunächst das Stoffgebiet ab: ich versuche eine Typologie der sozialistischen Denker, nicht der Sozialisten, aufzustellen. Das heißt der Theoretiker des Sozialismus, nicht der Anhänger sozialistischer Systeme, und auch unter jenen nur der Ideenbildner selbst, der Schöpfer, nicht ihrer Apostel, nicht der Epigonen. Jede dieser drei Gruppen hat ihre besondere Seelenverfassung. Und jeder dieser drei Gruppen müssen wir unsere besondere Aufmerksamkeit zuwenden. Zunächst also handelt es sich um diejenigen anderthalb Dutzend Männer, deren Schriften für den Aufbau der sozialistischen Gedankenwelt entscheidend sind: Morelly, Godwin, Fourier, Buonarotti (Babeuf), St. Simon, Bazard, Enfantin, Thompson, Owen, Blanc, Proudhon, Cabet, Heß, Leroux, Bakunin, Weitling, Marx, Engels.

Den Typus aber gewinnen wir, „indem wir die Persönlichkeiten nach der Prävalenz gleicher Funktionen in Gruppen zusammen ordnen". (Müller-Freienfels.) Zu einer Typologie der sozialistischen Denker also würden wir gelangen, wenn es uns gelänge, in jenen entscheidenden Denkern eine „Prävalenz gleicher Funktionen" nachzuweisen. Wird das möglich sein? Sicherlich sind die Schwierigkeiten, auf die wir bei der Ausführung unseres Unterfangens stoßen, sehr große. Sie sind zunächst zufällig empirischer Natur: wir wissen so sehr wenig von dem Seelenzustande unserer Untersuchungsobjekte. Wer in aller Welt hat je daran gedacht, gerade diejenigen Züge des Wesens jener Männer aufzuzeichnen, die uns das

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Verständnis ihres Systems vermitteln sollen? Von vielen wissen wir überhaupt so gut wie nichts von ihrem Leben, von anderen fast nur Äußerlichkeiten, so daß immer die Gefahr besteht, daß wir zurückschauend aus ihren Werken auf ihre Persönlichkeit schließen, also uns im Kreise bewegen, während es doch unsere Aufgabe ist, in diesem Zusammenhang die Persönlichkeit als die Konstante, das Werk als deren Ausfluß zu begreifen. Eindringendes Studium der Lebensäußerungen aller Art, sowie sinngemäße, richtige Deutung symptomatischer, uns bekannter Züge und Ergänzung des Fehlenden durch Beachtung der notwendigen Korrelationsbeziehungen der einzelnen seelischen Funktionen müssen uns über diese Schwierigkeit hinweghelfen. Bleibt die andere bestehen: zu einem einheitlichen Typus durchzudringen. Und die ist nicht minder groß. Denn wenn wir die Versuche durchmustern, die in der letzten Zeit unternommen worden sind, um typische Seelenverfassungen herauszustellen, so scheint es fast unmöglich, unsere Männer als einen einheitlichen Typus aufzufassen. Weder die Typen, die Eduard Spranger, noch die, die Julius Schultz, noch die, die Müller-Freienfels, noch die, die Jasper in so musterhafter Weise entworfen haben, sind geeignet, die sozialistischen Denker einheitlich zu bestimmen. Sie haben von jedem der dort aufgestellten Typen etwas und sind keiner ganz. Um es an einigen Beispielen zu verdeutlichen: Nach der Typologie von Müller-Freienfels finden wir unter unsern Sozialisten Gefühls- und Willensmenschen, aber auch Intellektualisten; wir finden Männer mit herabgesetztem und solche mit gesteigertem Ichgefühl; Männer mit vorwiegend aggressiven und solche mit vorwiegend sympathischen Sozialgefühlen; wir finden unter ihnen Statiker und Dynamiker, sensorische und motorische Persönlichkeiten. Nur vielleicht keine Speziellseher, sondern nur Typenseher. Unter den Sozialisten sind Skeptiker und Nihilisten, aber auch solche, die ihren „Halt im Begrenzten" finden (Jasper). Sie gehören wohl sämtlich in die Kategorie der „Praktischen" (Jul. Schultz), aber wenn wir ihre weltanschaulichen Grundlagen prüfen, so sind sie fast alle „Mechanisten". Auch von den wertorientierten Typen Sprangers finden wir die meisten unter den Sozialisten vertreten, vielleicht mit Ausnahme des sozialen Menschen im Sprangerschen Sinne. Also sind es vielleicht „historische" Typen, die wir vor uns haben, Typen, die gar nicht auf bestimmte biologisch-psychologische Grundeigenarten sich zurückführen lassen? Ja und nein. Natürlich stellen sie in ihrer Komplexität historisch bedingte Typen dar, aber trotzdem läßt sich ein biologischer Urgrund nachweisen, auf dem sich ihre historische Besonderheit aufbaut. Ehe ich diesen angebe, wie ich ihn sehe, möchte ich darauf hinweisen, daß unter den sozialistischen Denkern deutlich zwei Denker sich abheben, deren Struktur ganz und gar von der der anderen verschieden ist: das sind Friedrich Engels und Robert Owen. Aber das wird uns nicht in Erstaunen setzen, wenn wir uns klarmachen, daß diese beiden Männer auch ihre ganz besondere Stellung zum Sozialismus haben.

Friedrich Engels, so kann man getrost behaupten, war im Grunde seiner Seele, das heißt seiner wesenhaften Veranlagung nach, gar kein „Sozialist". Er war nichts anderes als der Freund von Marx. Diese Freundschaft war sein Weltgrund. Sie wurde sein Schicksal. Alles, was der Sozialismus an besonderen Ideen enthält, paßt so gar nicht zu der „sonnigen", selbstzufriedenen, ausgeglichenen, lebensfrohen Natur dieses prächtigen Menschen. Jede Ungeheuerlichkeit seiner Lehrmeinungen wird von den fröhlichen, schelmischen Augen Lügen gestraft.

Hätte er seine Seele nicht an Marx verkauft gehabt: er wäre als junger Mensch natürlich „revolutionär" gewesen, dann aber freudiger Fabrikant mit Sportneigungen und anderen Hobbies geworden, wie es Tausende gibt. Er wäre ganz gewiß auch der große Schreibtischstratege gewesen und hätte nachgewiesen, wie man die Schlachten hätte schlagen sollen, hätte gewiß auch in allen möglichen Wissen-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaften von der Chemie bis zur Paläontologie dilettiert, hätte in drei Wochen Persisch gelernt, „ich habe mir drei Wochen als Maximum für das Persische angesetzt“ (Briefwechsel Nr. 238), hätte „desultorisch“ Gotisch, Altnordisch und Angelsächsisch getrieben (Briefwechsel Nr. 530): aber sozialistische Gedanken verfolgen? Die bestehende Gesellschaft in Grund und Boden kritisieren? Ich glaube es nicht, daß er dazu Zeit gefunden hätte. In seiner rührenden Freundschaft zu seinem großen Freunde hat er auch das getan und immer das, was Marx nicht tun wollte oder tun konnte.

Aber wie dem auch sei: Friedrich Engels ist — von der Seelenverfassung aller übrigen Sozialisten aus gesehen — atypisch. Und das ist in wichtigen Zügen auch Robert Owen, dessen Sozialismus ebenfalls von dem aller übrigen großen Sozialisten sich unterscheidet. Auch für Robert Owen ist die sozialistische Gedankenwelt peripher: im Zentrum seines Wesens war er philanthropischer Geschäftsmann, jedenfalls der einzige Sozialist, der es in seinem Leben zu etwas gebracht hat.

Ich unterscheide die Konstitution, das heißt im wesentlichen die vererbten Dispositionen und das persönliche Schicksal, aus denen beiden sich der Charakter der Persönlichkeit aufbaut; Charakter also in einem Sinne gesagt, der diese in ihrem Ganzen umfaßt: Fähigkeiten und Strebungen, intellektuelle, affektive und voluntaristische Welt.

Wollen wir die Menschen in zwei ganz großen Gruppen voneinander unterscheiden, so kann man die einen vielleicht die Naturmenschen, die andern die Kunst- oder Geistmenschen nennen. Jene wachsen aus der Natur heraus, sind mit der Natur verwurzelt, Natur immer im weitesten Sinne gefaßt als die Gesamtheit der sichtbaren Wirklichkeit; diese sind gleichsam in die Natur hineingesetzt, darum jene mit der Natur organisch („gleichsam“ müßte immer hinzugesetzt werden, denn die gesamte Kenntlichmachung der menschlichen Wesenheit erfolgt in der Form der Symbolik) verbunden, diese mechanisch; das heißt jene instinkthaft, gefühlsmäßig, diese reflexiv, intellektuell. Die einen stehen auf den Füßen, die andern auf dem Kopfe. Jene leben in der Welt, diese gegen die Welt, in einer steten Spannung zur Welt, die aus ihrer Künstlichkeit folgt, jene passen sich an, diese nicht. Jene werden mit allem fertig, diese leben beständig in seelischen Konflikten. Jene finden überall Lösungen, diese stoßen überall auf Widersprüche. Und noch ein paar Antithesen: harmonisch — unharmonisch; intime Sachbeziehung — Distanz zur Welt; Wirklichkeitsnähe — Wirklichkeitsferne; Beziehung zum einzelnen — zum allgemeinen; zu Menschen — zur Menschheit; kasuistisch — generisch; „naiv“ — „sentimental“. Darum sind jene im Alltagsleben „praktisch“, diese „unpraktisch“, im öffentlichen Leben jene „politisch“, weil Kompromißler, diese „unpolitisch“, weil Prinzipienmenschen. Die sozialistischen Denker gehören nun sämtlich zu den künstlichen Menschen.

Ich finde nachträglich meine Zweiteilung der Menschen in vielen Beziehungen übereinstimmend mit der Einteilung in Schizzothymiker und Zyklothymiker, wie sie Kretschmer in seinem schönen Buche über „Körperbau und Charakter“ (1919) vornimmt. Mir ist diese Bestätigung meiner Ansicht durch einen biologisch geschulten Psychiater besonders wertvoll. Die Übereinstimmung beweist, wie mir scheint, daß hier wirklich ein Wesensmoment getroffen ist, das eben auch von anderen in anderer Formulierung schon öfter hervorgehoben ist.

In seiner scharf pointierten Weise hat Heine die schizzothymen und zyklothymen Menschen schon als die mageren Nazarener und die fetten Griechen gekennzeichnet. Und in Schillers bekannter Gegenüberstellung der naiven und sentimentalischen Naturen tritt im Grunde eine ähnliche Ansicht hervor. Meine „künstlichen“ Menschen können in ihrer Grundveranlagung nicht wohl treffender beschrieben

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

werden als mit den Worten, in denen Schiller das „gefährliche Extrem des sentimentalischen Charakters“ zum Ausdruck bringt: „Ein Charakter, der mit glühender Empfindung ein Ideal umfaßt und die Wirklichkeit flieht, um nach einem wesenlosen Unendlichen zu ringen, der, weil er in sich selbst unaufhörlich zerstört, unaufhörlich außer sich sieht, dem nur seine Träume das Reelle, seine Erfahrungen ewig nur Schrecken sind, der endlich in seinem eigenen Dasein nur eine Schranke sieht, und auch diese, wie billig ist, noch einreißt, um zu der wahren Realität durchzudringen.“ (WW [1836] 12,265.) Diese Worte zielen an ihrer ursprünglichen Stelle auf Werther, Tasso, Meister, Faust. Was haben diese Männer mit unsern Sozialisten gemeinsam? Sehr viel. Nämlich die Grundveranlagung. Aber wir müssen uns nun zum Bewußtsein bringen, daß mit der Bestimmung dieser Grundveranlagung die Charakterisierung noch keineswegs erschöpft ist.

Diese Zweigliederung soll die letzten biotypischen Dispositionen der Menschen in Gegensätze gegenüberstellen. Sie gilt also für alle möglichen Begabungen, alle möglichen Temperamente, alle möglichen „Charaktere“ (im engeren Sinne der moralischen Dispositionen); also noch viel mehr für alle Berufe und Betätigungen. Die lebendigen Typen erscheinen erst, wenn innerhalb dieser beiden großen Gruppen sich irgendwelche anderen Merkmale zu den Grundeigenschaften hinzugesellen. So müssen wir denn auch noch einschränkend weiter bestimmen, wenn wir den Typus des sozialistischen Denkers kennzeichnen wollen.

Innerhalb der großen Gruppe der künstlichen Menschen gehört dieser dem Kreise derjenigen Persönlichkeiten an, die ich als soziale bezeichnen will, wodurch sie sich beispielsweise von den oben genannten Goethe-Figuren scharf unterscheiden. Sozial ist derjenige Mensch, der abhängig von der Gesellschaft ist, für den infolgedessen alle gesellschaftlichen Werte obenan auf der Stufenleiter der Werte stehen. Ein Mensch also, der unfähig ist, sich aus der Welt zurückzuziehen und etwa in beschaulicher Ruhe philosophischen und religiösen Problemen nachzugehen. Ein Mensch, der aber infolge dieser Veranlagung auch ein starkes Mitgefühl mit den übrigen Menschen hat, also auch mit ihren Leiden und Nöten. Ist der soziale Mensch nun ein künstlicher Mensch, so wird sich sein Mitgefühl mit den andern in abstrakt-allgemeiner Form in Gestalt von „Empörung“ über Unvollkommenheiten „der Gesellschaft“ äußern. Er nimmt ein lebhaftes Interesse an der Gestaltung der gesellschaftlichen Welt: er ist, wie wir es nennen: Gerechtigkeitsfanatiker (der „Fanatismus“ folgt aus seiner „künstlichen“ Veranlagung, der Sinn für „Gerechtigkeit“, das heißt die Hinlenkung des Fanatismus auf das Gesellschaftliche, statt etwa das Ethische oder das Religiöse, aus seiner sozialen Natur). So berichtet Proudhon von sich: „Ich fühlte es wie eine Flut Säure auf mein Herz fallen . . . wie der Verdammte des Evangeliums brannte ich im Marke meiner Knochen . . . Ich fragte, ob es nicht Gesellschaften von Rächern gäbe für die Unterdrückung aller dieser Gemeinheiten. Ich wollte mich aufmachen zur Ausrottung der Verräter, Ausbeuter, Heuchler . . . So sehr verzehrte mich der Drang nach Gerechtigkeit.“

Das alles hat nichts mit Liebe in ihrem tiefen, metaphysischen Verstande zu tun. Liebe ist asozial. Sie richtet sich auf den Wesenskern einer Person ohne alle Rücksicht auf die gesellschaftliche Lage und Verknüpfung. Sie geht auch auf die untermenschliche Natur und geht auch und vor allem auf Gott. Der Besitz der Liebe ist unabhängig von aller konstitutionellen Veranlagung des Menschen. Die Liebe ist ein himmlischer Schein, der in jede wie auch immer geartete menschliche Natur gnadenhaft hineinfallen kann, und der diese dann natürlich wesenhaft beeinflußt. Es ist ein besonders markantes Kennzeichen vieler sozialistischer Denker der Neuzeit, daß sie ohne Liebe waren.

Aber warum nun jene Männer sich negativ zu unserer heutigen gesellschaftlichen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Welt einstellen — und diese negative Einstellung macht sie doch erst zu Sozialisten — vermögen wir aus ihren Konstitutionsmerkmalen allein noch nicht zu ersehen.

Also ein allen Sozialisten gemeinsames Schicksal? Gibt es das? Man ist auf den ersten Blick hin geneigt, die Frage zu verneinen. Die Begründer des modernen Sozialismus gehören so verschiedenen sozialen Schichten an: es gibt ebensowohl Seigneurs (St. Simon, Bakunin) wie Bourgeois (Heß, Engels, Lassalle, Cabet, Louis Blanc), wie Handwerker (Weitling), wie Proletarier (Leroux, Proudhon) unter ihnen; ihr Lebenslauf verläuft so verschieden, daß es ganz aussichtslos scheint, ein allen gemeinsames Schicksal herauszufinden. Und doch scheint es nur so. In Wirklichkeit ist das Schicksal der sozialistischen Denker in entscheidenden Punkten dasselbe gewesen. Und dieses einzusehen, gehört zu den allerwichtigsten Vorbedingungen für ein richtiges psychologisches Verständnis dieser Männer. Sie alle nämlich (immer mit Ausnahme des einen, Owen) sind im Leben Gescheiterte, aus der Bahn Geschleuderte, sei es, daß sie durch ihre Geburt schon aus der Gesellschaft hinausgeworfen wurden (als uneheliches Kind, wie Weitling), als Juden, wie Heß, Marx, Lassalle, sei es, daß ihr Leben sich in einer irgendwie anormalen Weise gestaltete.

Wüßten wir Genaueres von dem Leben unserer Männer, so würden wir wohl in den meisten Fällen auf einen seelischen Schiffbruch schon im Elternhause stoßen: wir wissen von einem solchen bei Marx und Engels: jener wächst im Hader mit seinem Vater, dieser im Haß und Ekel gegen seine ganze Familie auf. So müssen wir uns mit der Feststellung der äußeren Schicksale begnügen, von denen wir jene Männer betroffen sehen. Sie alle aber bedeuten Deklassierung, Maßregelung, Mißerfolg, Berufsverfehlung:

Louis Blancs Vater verarmt durch die Revolution von 1830; St. Simon, ein reicher Seigneur, verarmt durch Verschwendung und endigt als Kopist; Fourier verliert im Alter von 21 Jahren sein ganzes Vermögen durch unglückliche Spekulationen; Proudhons Druckerei macht Bankrott; Cabet verliert seinen Posten als Generalgouverneur von Korsika; Marx scheitert in der akademischen Laufbahn; Heß, Lassalle, Bakunin lassen ihre Berufslaufbahn im Stich; Godwin, Prediger einer Dissentergemeinde, muß, weil er einen Wandel in seinen religiösen Anschauungen erlebt, sein Amt aufgeben.

Und wo stranden die Gescheiterten? Ihrem Berufe nach wird der größte Teil das, was man (nach Bismarck) wird — jedenfalls damals wurde — wenn man seinen „Beruf verfehlt" hat: Journalist, Literat: so Proudhon, Heß, Marx, Blanc, Leroux, Godwin, Babeuf, Cabet, Bazard u. a. Ein anderer Teil schlägt sich kümmerlich durchs Leben in irgendeiner schlecht bezahlten Stellung: St. Simon ist Kopist, Fourier ein kleiner Winkelmakler, Buonarotti verdient seinen Unterhalt durch Musikstunden. Ausgeschlossen aus der bürgerlichen Gesellschaft leben sie ihr Sonderleben als Bohemiens und — was für viele bedeutsam wird — nachdem sie auch außer Landes verwiesen sind oder ihre Heimat freiwillig verlassen haben, als Emigranten. So Cabet, so vor allem alle deutschen Sozialisten, Heß, Marx, Engels, Weitling. Mit der Emigration wird der Mensch erst aus einem Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu ihrem „Auswurf": die Emigranten setzen sich nun erst selber mit vollem Bewußtsein in einen Gegensatz zur Gesellschaft.

Damit sind wir aber schon an dem Punkte angekommen, wo wir die Wirkung des Schicksals auf die Ausbildung der Persönlichkeit wahrnehmen können. Mißgeschick, wie es alle unsere Sozialisten erleben, muß bei den Spannungsnaturen, den künstlichen Menschen, die sie sind, notwendig Unbehagen, Ekel am eigenen Dasein, Unzufriedenheit, Mißmut erzeugen: Stimmungen, die sich bei der sozialen Veranlagung unserer Männer notwendig in negative Einstellung zur Gesellschaft, in Gesellschaftskritik umsetzen müssen. Die Kritik ist die erste Form der Entladung von

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Spannungen, Verstimmungen usw. „Auch die Seele muß ihre bestimmten Kloaken haben, wohin sie ihren Unrat abfließen läßt: dazu dienen Personen, Verhältnisse, Stände oder das Vaterland oder die Welt." (Nietzsche.) Die Kritik, die überall die Grundlage sozialistischen Denkens ist, nimmt nur verschiedene Formen an, je nach den besonderen Veranlagungen, insbesondere auch nach den Talenten der einzelnen.

Bei den einen führt sie zu einer Art von Zerstörungswut, einem Willen zur Vernichtung alles Bestehenden, am schärfsten ausgeprägt in einem Manne wie Bakunin, aber doch auch deutlich wahrnehmbar bei Marx.

Bei andern nimmt die Kritik die Form des Ressentiments an, das heißt also jener seelischen Einstellung, kraft welcher (nach dem Ausdruck Nietzsches) eine „Fälschung der Werttafeln" vorgenommen wird, eine Entwertung (Herabsetzung) früher geltender Werte, eine Emporhebung früher niedriger Werte, eine Anerkennung von Unwerten als Werten. Nicht „die Trauben sind sauer", sondern „Süßigkeit ist gar kein Wert!" Das Ressentiment hat für den Aufbau der sozialistischen Gedankenwelt eine überragend große Bedeutung. Wir werden ihm deshalb häufig begegnen.

Ein Teil unserer Typen geht aber über den Standpunkt der bloßen Kritik hinaus und schwingt sich von dem Sprungbrett des Ressentiments aus mit Hilfe einer gewissen Phantasie zur gedanklichen Konstruktion von „besseren" Welten auf. Aus dem inneren Ekel, der äußeren Misere retten sie sich durch die Flucht in erträumte Paradiese. Ein besonders deutliches Beispiel für diese Entwicklung ist Weitling: eines der nach Körper, Geist, Schicksal armseligsten Menschenkinder, der seinem Buche voransetzt den Sehnsuchtsschrei des ganz und gar Zerdrückten: „Frei wollen wir werden wie die Vögel des Himmels; sorgenlos und in heiteren Zügen durchs Leben ziehen wie sie." Oder Fourier: der in seiner Dachkammer theoretisch alle Finessen eines raffinierten Genußlebens durchkostet. Menschen ohne Halt im Leben, ohne Halt in sich, disäquilibriert, uneinheitlich, suchen sie die ihnen fehlende natürliche Einheit des Wesens durch die künstliche Einheit eines rationalen Systems zu ersetzen, flüchten sie sich in ein „Gehäuse" (Jaspers), das ihnen Schutz vor den Unbilden des Lebens gewähren soll. In diesem Aufbau rationaler Schemata äußert sich ihre doktrinär-abstrakte Grundveranlagung, die auch die mehr kritisch veranlagten Sozialisten nicht verleugnen. Immer sind sie die „Prinzipiellen", die „Typenseher", die „Vereinheitlicher" (Müller-Freienfels). Quer durch die Wirklichkeit ziehen sie die Linie ihres Werkes, sei es in der Kritik des Bestehenden, sei es in der Gegenüberstellung eines gedachten „besseren" Zustandes der Gesellschaft und des heutigen.

Daß der hier geschilderte Typus des sozialistischen Denkers nicht an eine bestimmte Rasseart, an eine bestimmte Nationalität oder ein bestimmtes Volkstum gebunden ist, lehrt der Überblick über die Reihe der Sozialisten, die aus allen Kreisen stammen (wobei wir uns allerdings auf den europäischen Kulturkreis beschränken müssen). Wenn also Le Bon beispielsweise die Ansicht verficht, der Sozialismus sei eine besondere Erscheinung der lateinischen Rasse, so ist das ebenso falsch, als wenn man ihn in seiner geistigen Erscheinung als eine spezifisch-jüdische Angelegenheit kennzeichnen wollte, weil mehrere Juden unter seinen Begründern sich finden und vor allem Marx ein Jude war. Etwas ganz anderes ist die Eignung bestimmter Rassen und Nationen für die Durchführung der sozialistischen Ideen in der Geschichte. Wenn wir von dieser sprechen, werden wir allerdings ein verschieden großes Maß von Eignung für den Sozialismus bei den einzelnen Rassen und Völkern feststellen müssen. Ebenso wie wir eine verschiedene Ausprägung und Auswirkung der sozialistischen Ideen bei den verschiedenen Nationen werden beobachten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

können. Aber davon ist hier nicht die Rede, wo es galt, die Psychologie des sozialistischen Denkers zu bestimmen. Und die ist eine durch alle Volkheiten hindurch sich geltend machende allgemein-menschliche.

II. Karl Marx

Sein äußerer Lebenslauf ist dieser:

1818 geboren in Trier von jüdischen Eltern, die früher Mordechai hießen;
1824 Vater tritt zum Christentum über;
1835 Universität Bonn;
1836 Verlobung mit Jenny von Westfalen, der Tochter des Geh. Reg.-Rates v. W., dessen Vater der geadelte Geheimsekretär des Herzogs Ferdinand von Braunschweig war, dessen Mutter aus altem schottischen Adelsgeschlecht stammte; 1843 Heirat;
1836-38 Universität Berlin;
1841 in Jena in absentia zum Dr. promoviert. Diss. über Epikur und Demokrit;
1842 Redakteur der „Rheinischen Zeitung", eines liberalen Oppositionsblattes, entlassen wegen Radikalismus;
1843 erstes Exil in Paris: Studium der französischen Sozialisten und Philosophen;
1844 Deutsch-französische Jahrbücher (herausgeg. mit Arn. Ruge): Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie; Zur Judenfrage;
— Bekanntschaft mit Friedrich Engels (1820—1895), aus einer Barmer Händler- und Fabrikantenfamilie stammend;
1845 Die Heilige Familie: Kritik der kritischen Kritik (zusammen mit F. Engels);
— Ausweisung aus Paris, Übersiedelung nach Brüssel;
1847 Misère de la Philosophie: Réponse à la Philosophie de la Misère de M. Proudhon;
1847/48 das kommunistische Manifest: Aktionsprogramm für den in London, Brüssel und anderen Städten sitzenden „Bund der Gerechten".
1848 Beteiligung an der deutschen Revolution: die „Neue Rheinische Zeitung";
1849 deren Verbot; Anklage wegen Hochverrats; Flucht: Übersiedlung nach London, wo M. bis zu seinem Lebensende in kümmerlichen Verhältnissen lebt; Korrespondenzen für die „New York Tribune"; Unterstützung durch Engels; gelehrte Studien;
1859 „Zur Kritik der politischen Ökonomie";
1864 Gründung der Internationalen Arbeiter-Assoziation (I. A.-A.), einer internationalen, revolutionär-proletarischen Propaganda-Gesellschaft, deren Generalrat in London seinen Sitz hat und unter dem Einfluß von M. steht;
1867 Erster Band des Hauptwerks: „Das Kapital. Kritik der politischen Ökonomie." Zweiter Band 1885, Dritter Band 1894, herausgegeben von Engels.
1883 Tod.

Karl Marx ist von allen Sozialisten der Wurzelloseste, Widerspruchvollste, Unausgeglichenste, Zerrissenste. Das erklärt sich leicht aus seiner Natur, in der alle bei den sozialistischen Denkern typischen Gegensätze nicht nur vorhanden, sondern besonders scharf ausgeprägt waren, die aber dann durch ihre Größe und Wuchtigkeit alle die in ihr angelegten Widersprüche zu einem wahren Titanenkampf aufriefen.

Die Marxsche Familie war krank an Leib und Seele: ein hochgezüchtetes Ghettogeschlecht. Vater und Mutter blickten auf eine lange Ahnenreihe von Rabbinern. Leberkrankheit war erblich in der Familie (siehe den Brief von Marx Nr. 223 im B.-W.): der Vater erlag diesem Leiden ebenso wie der Sohn. Der Vater selbst ein disäquilibrierter Assoziationsjude (er tritt 1824 zum Christentum über), ohne sicheren Standpunkt im Leben: er ist auf der einen Seite gesinnungstüchtiger, preußischer Beamter, auf der andern Seite aber begeisterter Voltaire-Schüler. Die Mutter — Ausländerin (Holländerin), die ihr ganzes Leben nicht richtig deutsch sprechen lernt. Der nächste Umgang: eine christliche, adlige Familie, die v. Westfalens. (Es war nur eine weitere Folge dieser unnatürlichen Verhältnisse, daß Marx sich mit einer v. Westfalen vermählte und in seinem eigenen Familienleben die Unnatur seines Elternhauses fortsetzte.)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Knabe Karl, der in diese wurzellose Familie hineingeboren wurde und in ihr heranwuchs, war aber ein Kind mit starker Vitalität und ausgestattet mit einer verschwenderischen Fülle von Gaben. Freilich: mit diesem Bruch in seinem Wesen, den wir als besonderes Kennzeichen der Schizzoiden kennengelernt haben.

Es ist charakteristisch für Marx, wie er den Weg ins Leben gleichsam auf Umwegen fand: über das Buch. Als Kind erfährt er die typische Erziehung des kleinen Bocher im Ghetto. Zwar sitzt er nicht im Cheder und lernt Talmud. Aber dafür wird ihm irgendetwas anderes Geistiges von seinem Vater gelehrt. „Sobald der kleine Bursche anfing, seine unzähligen Kinderfragen zu stellen, so wird uns berichtet, begann der Vater, seinen Geist zu schulen. Als er lesen konnte (!), wurden die Schriften Voltaires, Racines und anderer Lieblingsschriftsteller zusammen gelesen, oder auch der Vater las ihm vor und diskutierte mit ihm über Fragen der Philosophie, der Religion und der Geschichte mit vollkommener Freimütigkeit." Das alles statt sich mit seinen Altersgenossen im Freien herumzutummeln und Vogelnester auszunehmen. Und so ist es geblieben das ganze Leben hindurch: immer zeigt sich dieser selbe Grundzug im Wesen von Marx. Niemals sehen wir ihn von einem Dämon getrieben, der ihn sicher führte; niemals verrät er einen festen Standpunkt, auf dem er kraft seiner Instinkte geruht hätte, niemals die Fähigkeit, eine unmittelbare Beziehung zum Leben zu gewinnen: immer muß das Buch zwischen ihm und der Welt vermitteln.

Überall frißt er den Lesestoff in sich hinein. Als er in Berlin studiert, wirft ihm sein Vater „dumpfes Herumschweben in allen Teilen der Wissenschaft, dumpfes Brüten bei der Öllampe" vor. Er selbst schildert sein Leben als Student mit den Worten: „Natur, Kunst, Welt werden vernachlässigt, Freunde abgestoßen — um des Studiums willen." Aus Paris schreibt Ruge an Feuerbach (15. 5. 1844): „Er (Marx) liest sehr viel, aber er vollendet nichts; er bricht überall ab und stürzt sich immer von neuem in ein endloses Büchermeer." Im Frühjahr 1845 macht er mit Engels eine „Studien"reise nach England, „studiert" aber nicht etwa das Leben, sondern sieht nur erst „die in Manchester aufzutreibenden Bücher ein, neben den Auszügen und Schriften, die Engels besaß". Marx hat deshalb auch niemals eine rechte Anschauung vom Leben gehabt, selbst nicht vom Wirtschaftsleben, das er später doch gründlich sondierte. Als ein Fabrikant ihm einmal im Scherze sagte: er müsse wohl selbst einmal Fabrikant gewesen sein, schreibt er: „Wenn die Leute nur wüßten, wie wenig ich von all dem Zeug weiß." Alles Anschauliche, „Praktische", Konkrete mußte ihm Engels mit vieler Mühe beibringen. Marx selbst klagt einmal, daß in der politischen Ökonomie das praktisch Interessante und das theoretisch Notwendige weit auseinanderliege. Immer war es das Allgemeine, was ihn fesselte. Seine Veranlagung war eine durchaus abstrakte, doktrinäre, unsinnliche. Weshalb er denn auch zur Kunst immer nur das gespannte Verhältnis des spezifisch unkünstlerischen Theoretikers oder Dogmatikers hatte, der ein Kunsterzeugnis nur unter dem Gesichtspunkt irgendwelcher allgemeiner Ideen zu bewerten vermag. (Siehe z. B. seine Rezension K. Becks im Lit. Nachlaß 2, 386 f. oder sein Urteil über den „politischen" Goethe ebenda S. 388.)

Und in diesem Büchermenschen brannte nun ein Ätna der Leidenschaft. Mit hellseherischer Klarheit hat Engels den jungen Marx, seinen späteren Freund, den er damals noch gar nicht persönlich kannte, in folgenden Versen als den Feuerbrand, der er war, geschildert:

Wer jaget hinterdrein mit wildem Ungestüm?
Ein schwarzer Kerl aus Trier, ein markhaft Ungetüm.
Er gehet, hüpfet nicht, er springet auf den Hacken
Und raset voller Wut, und gleich als wollt' er packen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das weite Himmelszelt und zu der Erde ziehn,
Streckt er die Arme sein weit in die Lüfte hin.
Geballt die böse Faust, so tobt er sonder Rasten,
Als wenn ihn bei dem Schopf zehntausend Teufel faßten."

Diese beiden Wesenszüge: wirklichkeitsferne Abstraktheit und glühende Leidenschaft genügten schon, um den Träger unausgeglichen, zwiespältig, „zerrissen" zu machen. Mit diesem Worte redet ihn der Vater schon als Neunzehnjährigen an: „Diese Zerrissenheit ist mir ekelhaft, und von dir erwarte ich sie am allerwenigsten. Welchen Grund kannst du hierzu haben? . . . Die erste Widerwärtigkeit, der erste mißlungene Wunsch bringt Zerrissenheit hervor? Ist das Stärke? Ist das männlicher Charakter?" In diesen Worten des rationalistisch seinen Sohn beurteilenden und darum ihn natürlich verkennenden Vaters klingt noch ein anderes Motiv an, das die „Zerrissenheit" in dem Sohne abermals zu verstärken geeignet war: dessen innere Undisziplinierтheit, die wir als Begleiterscheinung eines übernormal starken Willens bei Marx beobachten. Seine Leidenschaftlichkeit war eine solche, die sich in Handlungen nach außen kundtut und wirken wollte. Er war das, was wir einen Tatmenschen nennen. Dieses Sichhinausprojizierenwollen, dieser Tatendrang erscheint von jeher als ein sein Bewußtsein erfüllender Zug. In seinem „Buch der Liebe", das er als Achtzehnjähriger schrieb, heißt es:

„Nimmer kann ich ruhig treiben,
Was die Seele stark erfaßt,
Nimmer still behaglich bleiben,
Und ich stürme ohne Rast.

Alles möcht' ich mir erringen,
Jede höchste Göttergunst . . .
Darum laßt uns alles wagen,
Nimmer rasten, nimmer ruhn,
Nur nicht dumpf so gar nichts sagen,
Und so gar nichts woll'n und tun.

Nur nicht brütend hingegangen
Ängstlich in dem niedern Joch;
Denn das Sehnen und Verlangen
Und die Tat, sie blieb uns doch."

Und im Anhang zu seiner Dr.-Dissertation meint er: es sei ein psychologisches Gesetz, „daß der in sich frei gewordene theoretische Geist zur praktischen Energie wird, als Wille aus dem Schattenreich des Amenthes hervortretend, sich gegen die weltliche, ohne ihn vorhandene Wirklichkeit kehrt." (Lit. Nachl. 1, 114.) Die „Wirklichkeit" aber, die Marx fast ausschließlich interessierte, war die geschichtliche, gesellschaftliche Wirklichkeit. Denn er war im eminenten Maße das, was ich einen sozialen Menschen genannt habe; ein Mensch, für den die gesellschaftlichen Beziehungen zuoberst auf der Stufenleiter der Werte standen. Daher sein bekanntes Wort (im Anti-Feuerbach): „Die bisherigen Philosophen haben die Welt nur verschieden interpretiert, es kommt aber darauf an, sie zu verändern" ausschließlich mit Bezug auf die soziale Welt gesprochen zu denken ist. In dieser sozialen Einstellung mußte sich nun aber der übernormale Willensdrang in Verbindung mit seiner geistigen Kraft bei Marx noch in einer andern Tendenz äußern: dem Streben nach Herrschaft über andere. Starker Umgestaltungsdrang paart sich gern mit starken Herrschaftsgelüsten, die vereinigt mit jenem wir dann wohl als Machthunger bezeichnen. Es ist durchaus richtig, wenn man — wie es Prinz jetzt wieder mit

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

besonderem Nachdruck tut — den Willen zur Herrschaft als den Grundzug des Marxschen Wesens ansieht, dessen Auswirkungen bei Marx wie wohl bei den meisten Machtmenschen Haß und Rachsucht gegen die Feinde, Neid und Eifersucht gegen die Rivalen, trotziger Herrensinn gegenüber der Gefolgschaft und tiefe Verachtung der Menschen im allgemeinen sind. Das ist das Bild, das wir schon von dem jungen Marx empfangen, wie es uns beispielsweise ein Geheimbericht in den Akten des Kgl. Polizeipräsidiums zu Berlin 1853 zeichnet, den G. Mayer in Grünbergs Archiv (Band 10) veröffentlicht hat:

„Als Haupt und Leiter einer Verschwörung ist M. nach Mazzini unstreitbar der fähigste und geeignetste Mensch, als ein Intrigant ist er wenigstens ein ebenbürtiger Rivale des kleinen Römers. M. ist außerordentlich schlau, verschlagen und verschlossen.

Auf seine Autorität als Parteichef ist M. eifersüchtig, gegen seine politischen Rivalen und Gegner ist er rachgierig und unerbittlich; er ruht nicht, bis er sie zugrunde gerichtet hat; seine vorherrschende Eigenschaft ist grenzenlose Ambition und Herrschsucht. Trotz der kommunistischen Gleichheit, die er im Schilde führt, ist er der absolute Beherrscher seiner Partei; es ist wahr, er macht alles selber, aber er kommandiert auch nur selber, und dann duldet er keinen Widerspruch.

Der eigentliche geheime Zweck seiner Bestrebungen geht stets dahin, daß er ohne Rivalität, ganz allein, als einziger deutscher Revolutionschef von Bedeutung dasteht."

Aus dieser Charakteristik tritt auch die überragende Größe des Mannes leuchtend hervor, die alle Welt damals empfand.

„Und niemand fragte, wer ist denn der?
Wir fühlten's beim ersten Blick: 's war Er."

„E(ngels) und all seine alten Sozien sind trotz mancher hübscher Talente weit unter und hinter ihm, und wagen sie das einmal zu vergessen, so steckt er sie in ihr Verhältnis zurück, die eines Napoleon würdig wäre." Brief des Leutnants Techow (1850).

Das heißt: Marx war sich seines Wertes vollkommen bewußt: „Wenn er dessen gedachte, war er guter Laune und unterdrückte in seinem Herzen zwei schlechte Ratgeber: die Eifersucht und den Neid, die er niemals vollständig zum Schweigen brachte." (Briefe von und an Georg Herwegh, S. 328.)

Diese letzte Bemerkung führt uns schon über die bisherigen Feststellungen hinaus; sie enthält eine Charakteristik des Marxschen Wesens, die sich nicht ohne weiteres aus seiner Eigenschaft als Machtmensch ergibt, und die nur verstanden werden kann, wenn wir die besonderen Umstände mit in Betracht ziehen, unter denen die Marxsche Natur sich auswirken mußte. Sie allein machen die eigentümliche Gestaltung seiner Persönlichkeit verständlich, wie sie als Ganzes in der Geschichte fortlebt, und wie wir sie zu erfassen trachten müssen, wenn wir ihrer Bedeutung für den Ausbau der sozialistischen Ideenwelt gerecht werden wollen.

Die erschütternde Feststellung, die der Biograph von Karl Marx machen muß, ist ja doch die: daß das Leben dieses der Anlage nach titanischen Menschen eine Kette von Mißerfolgen war, daß alles, was er im Leben angriff, mißlang: in seinem Hause herrscht das gräßlichste Elend, zwischen Pfändungen und Bittbriefen an Engels schwankt sein häusliches Leben hin und her; jede Zeitung, die er zu redigieren anfängt, geht nach kurzer Zeit ein; das einzige größere praktische Werk seines Lebens: die Internationale Arbeiter-Assoziation, ist ein lebensschwaches Kind, das nach wenigen Jahren einen ruhmlosen Tod stirbt. Und selbst die letzte Karte, auf die er gesetzt hatte: seine wissenschaftlichen Werke, schlägt fehl: Marx erlebt nichts von der weltumwälzenden Wirkung seines „Kapitals". Wie Schopenhauer registriert er in kindlicher Freude eine Besprechung, die in irgend einem belanglosen Blatte einmal erscheint. (Siehe z. B. den Brief an Sorge vom 23. Mai 1872.)

Und seine Zeit teilt er zwischen einem abstumpfenden Bücherlesen im Britischen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Museum, wo er jahrzehntelang jeden Tag von 9 Uhr früh bis 7 Uhr abends sitzt, quälend langweiliger Fronarbeit als Journalist, und Geschäften, für die ein junger Kommis gerade gut genug gewesen wäre: man lese seine Korrespondenzen mit den Vertrauensmännern der I. A.-A., in denen er über den Druck und Vertrieb der Statuten (ob man ein Exemplar für 1 d oder 1½ d verkaufen solle), Zurechtweisung von Angestellten und andern Quark sich seitenlang auslassen muß, wenn er sich nicht damit beschäftigt, selbst die Statuten einzupacken und auf die Post zu tragen. Und man wird einen beklemmenden Eindruck empfangen von der grenzenlosen Nichtigkeit der Arbeiten, die einen großen Teil des Lebens dieses Riesen ausfüllten, dessen Körper zudem noch vorzeitig von dem Familienleiden aufgezehrt und von allen möglichen andern lästigen Übeln heimgesucht wurde, wie sie sich namentlich im Gefolge einer andauernd sitzenden Lebensweise gern einstellen.

Es unterliegt für den objektiven Beobachter keinem Zweifel, daß die Mißerfolge Marxens im Leben zu einem guten Teile seiner persönlichen Unfähigkeit zuzuschreiben sind, das Leben zu meistern. Marx war zunächst einmal in einem gesteigerten Maße das, was man eine unpraktische Natur nennt. Das zeigte sich schon, als er Student war, und erregte damals den Unwillen seines Vaters, der ihm z. B. unter dem 1. 12. 1837 schreibt:

„Als wären wir Goldmännchen, verfügt der Herr Sohn in einem Jahre für beinahe 700 Thaler, gegen alle Abrede, gegen alle Gebräuche, während die Reichsten keine 500 ausgeben. Und warum? Ich lasse ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß er kein Prasser, kein Verschwender ist. Aber wie kann ein Mann, der alle 8 oder 14 Tage neue Systeme erfinden und die alten mühsam erwirkten Arbeiten zerreißen muß, wie kann der, frage ich, sich mit Kleinigkeiten abgeben? Wie kann der sich so kleinlicher Ordnung fügen? Jeder hat die Hand in seiner Tasche, und jeder hintergeht ihn."

Im weiteren Verlauf seines Lebens findet es dann seinen ergreifenden Ausdruck in der Unfähigkeit dieses hochbegabten Mannes, seiner Familie auch nur den notwendigsten Unterhalt durch eigene Arbeit zu verschaffen. Diese Unfähigkeit erstreckte sich gerade auch auf dasjenige Gewerbe, das am ehesten noch in seiner Lage ihm eine Lebensmöglichkeit geboten hätte: die Journalistik. „Eine Zeitschrift kann er nicht leiten, dazu ist er zu umständlich." (Ruge an Fleischer kurz nach dem Aufhören der Deutsch-französischen Jahrbücher. Briefwechsel Ruges 1, 362.) Sein Mißerfolg als Journalist oder politischer Publizist hing wohl aber auch mit der Tatsache zusammen, daß Marx „unpraktisch" in der Behandlung öffentlicher Angelegenheiten war. Das heißt, er war auch unpolitisch. Ich will die Frage nicht aufwerfen, ob er die Fähigkeiten zu einem Politiker großen Stils oder gar zu einem Staatsmann gehabt hätte. Sie müßte wahrscheinlich ebenfalls verneint werden, vor allem, weil ihm zu einem solchen die letzte sittliche Größe fehlte. (Siehe die schönen Ausführungen über diesen Punkt bei Spranger, „Lebensformen", 204 f.) Aber überhaupt eine maßgebende Rolle als Politiker zu spielen, war ihm versagt, weil ihm die unerläßlichsten Eigenschaften jeden Politikers mangelten: Marx hatte gar keinen Blick für die realen Kräfte im gegebenen historischen Augenblick. Er sah zwar die ganz großen Züge der geschichtlichen Entwicklung und erkannte, wie wenige zu seiner Zeit, die große Bedeutung, die dem Proletariat in den sozialen Kämpfen dereinst zukommen würde. Aber in der Nähe fehlte ihm jedes Augenmaß. Daher die endlose Reihe falscher Prognosen, die er der geschichtlichen Entwicklung stellte, die völlige Verkennung der Stärke bestimmter Faktoren, wie des preußischen Militarismus u. a. Marx besaß aber auch im Grunde gar keine Menschenkenntnis. Daher die fortwährenden Enttäuschungen, die er an Menschen erlebte. Marx fehlte endlich die Fähigkeit, Menschen zu leiten und zu organisieren, das heißt ihren Willen auf ein bestimmtes, gewolltes Ziel hinzulenken. Daß die Internationale Arbeiter-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Assoziation so geringe Bedeutung erlangte und so rasch verpuffte, war ganz gewiß nicht zum wenigsten die Schuld dieser Mängel der Marxschen Begabung.

Es war nur eine selbstverständliche Folge seiner maßlosen Selbstüberhebung, daß er für alle seine Mißerfolge im Leben nicht sich selbst, sondern die äußeren Umstände verantwortlich machte, die ja freilich auch denkbar ungünstige für ihn waren. Vor allem stellte sich ihm eine Macht entgegen, gegen die auch größere Politiker, als Marx es war, vergeblich in jener Zeit angekämpft haben würden: Preußen. So mußte sich in seinem Bewußtsein mit Notwendigkeit die Vorstellung ausbilden, daß die „verrottete Bourgeoiswirtschaft", vor allem aber, daß Preußen die Schuld trüge an allem seinem persönlichen Elend und an allen seinen Mißerfolgen. Und damit haben wir die Erklärung in der Hand für die Entwicklung, die seine Persönlichkeit, nachdem die Grundveranlagung einmal gegeben war, unweigerlich nehmen mußte.

Marx wurde je mehr und mehr verbittert. Das zeigte sich zunächst in der zunehmenden Vergiftung seines Gefühlslebens. Immer mehr steigert sich, in dem Maße wie die Erfolge ausbleiben, sein Selbstgefühl. Um sich vor völligem seelischen Bankerott zu schützen, muß er diesen Selbstbetrug vollziehen: sich für den allein Bedeutenden, die andern alle für Idioten zu halten. „Niemals habe ich einen Menschen von so verletzender, unerträglicher Arroganz des Auftretens kennengelernt", schreibt Karl Schurz von Marx, und dessen eigene Äußerungen bestätigen die Richtigkeit dieser Beobachtung vollauf. Alle Ökonomen vor ihm — Ricardo nicht ausgenommen — sind Stümper. Bismarck ist der „unfähige, kleine Junker". Lassalles („ein echter Jud' von der slawischen Grenze") Agitationsschriften sind „Plagiate eines Sextaners", „Schülerpensa, mit deren Lesen es sich nicht lohnt, seine Zeit zu töten". In dieser Entwertung der andern, und vor allem natürlich derjenigen, die etwas vollbracht hatten, äußert sich aber schon die andere Seite des Marxschen Wesens, die sich mit den Jahren zu schreckhafter Größe auszubilden anschickte: sein Haß oder besser seine Gehässigkeit.

„Von Hochmut und Galle toll" nennt ihn schon Ruge (Briefe 19. 5. 44), „er ist jedesmal von irgendeinem Haß besessen", schreibt derselbe (6. 12. 44). Als den „Thersites der Revolution" bezeichnet ihn Dr. Gottschalk (Herwegh, Briefe 266). „Hätte Marx ebensoviel Herz wie Verstand, ebensoviel Liebe wie Haß, dann würde ich für ihn durchs Feuer gehen", schreibt Leutnant Techow in einem bei C. Vogt, Mein Prozeß mit der „Allgemeinen Zeitung" (1850), 151 abgedruckten Briefe. Er gilt als „Virtuose giftspritzenden Hasses" (Beda, Genosse aus den Flüchtlingsjahren 1859), und Bakunin nennt ihn in einem Briefe an Herzen (1869) einen Mann, „der niemand liebt als sich selbst und vielleicht seine Nächsten".

Ein besonders dunkles Kapitel im Marxschen Leben ist der grimmige Haß, mit dem er frühere Freunde verfolgte: so gut wie alle seine Freunde — außer Engels und vielleicht Wilhelm Wolff — wurden nach einiger Zeit seine erbitterten Feinde. Und dann behandelte er sie wirklich in schamloser Weise:

Ruge, mit dem er eben eine Zeitschrift zusammen herausgegeben hat, ist ein „Charlatan" und ein „alter Esel". Die Bauers, die Intimsten der Intimen, Proudhon, von dem er das Beste gelernt, um dessen Mitarbeit er sich eben noch bemüht hatte, werden in giftigen Pamphlets der Verachtung und dem Gelächter preisgegeben. Heß und Grün, mit denen man noch 1845/46 freundschaftlich verkehrt und zusammen gearbeitet hatte, sind schon 1847 Gegenstand der hämischsten Verunglimpfung. Weitling ist schon 1851 ein „Elender". Eccarius, der langjährige Freund, „ist jetzt reiner Lump — ja Kanaille" (1872). Jung, ebenfalls alter Freund, ist später „ein eitler Bursche", der an Gehirnerweichung zu leiden scheint (1873) usw. Offenbar vereinigen sich hier mehrere seelische Defekte, um diese auffälligen Umschläge herbeizuführen. Es lohnt aber nicht, diesen Einzelheiten hier nachzugehen.

Marxens Haß gilt aber nicht nur den einzelnen Menschen, er gilt auch — und in besonders hohem Maße — „Verhältnissen, Ständen, dem Vaterlande und der Welt", um an das Wort Nietzsches von den Kloaken der Seele zu erinnern. Zwei gesellschaftliche Erscheinungen waren es vor allem, gegen die sich der Haß, die Wut, die Erbitterung, die Verachtung, der Zorn, kurz alle nur möglichen aggressiven Gefühle richteten: die Bourgeoisie und Preußen-Deutschland. In ihnen sah Marx alles Schlechte, Häßliche, Ekelhafte verkörpert. Karl Schurz erinnerte sich immer „des schneidend höhnischen, des sozusagen aus-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

spuckenden Tons", womit Marx das Wort „Bourgeois" aussprach. Und sein ganzes Leben hindurch galt dann sein Spott und galt sein Hohn den „eminent spinners, extensive sausage makers and influentiel shoe black dealers".

Aber was waren die Bourgeois gegen Preußen-Deutschland! Erst in diesen Gebilden erschien das Böse wie verkörpert, und nichts im Leben hat Marx so gehaßt und verachtet wie sein altes Vaterland.

Zusammenfassend gibt er seine Stellung zum Deutschtum in dem Stoßseufzer bekannt, den ein Brief an Georg Herwegh vom 8. 8. 1847 enthält: „Man wird noch lange dafür büßen müssen, daß man (!) als Teutone (!) geboren ist." Wie ingrimmig er alles haßte, was deutsches Gepräge in der Geschichte des Geistes trug, zeige ich an einer andern Stelle. Hier sei nur sein Urteil über die preußische Geschichte mitgeteilt, das er in reiferen Jahren auf Grund eingehender Studien fällte, und das (nebenbei) ein seltsamer Beitrag zur „materialistischen Geschichtsauffassung" ist: Am 2. 12. 1856 schreibt er an Engels: ich war veranlaßt, „meinen höchst mangelhaften Kenntnissen von der preußischen Geschichte nachzuhelfen. Indeed and indeed, etwas Lausigeres hat die Weltgeschichte nie produziert. . . . Kleinliche Löffeldiebstähle, bribery, direkte Ankäufe, Erbschaftsschleichereien — auf solche Lumperei läuft die preußische Geschichte hinaus. In der Geschichte der Regenten immer nur drei Charaktermasken, die sich folgen, wie die Nacht auf den Tag . . . Pietist, Unteroffizier und Hanswurst. Was den Staat bei alledem auf den Beinen gehalten hat, ist die Mittelmäßigkeit — aurea mediocritas —, pünktliche Buchführung, Vermeidung der Extreme, Genauigkeit im Exerzierreglement, eine gewisse hausbackene Gemeinheit und „Kirchenverordnung". C'est Degoutant." (B. W. Nr. 352.) Mit Bezug auf Lothar Bucher und Rodbertus schreibt er einmal: „Pack, all das Gesindel aus Berlin, Mark und Pommern." (B. W. Nr. 761.) „Junker Bismarck, eine mittelmäßige Canaille" (Briefe an Kugelmann 13. 12. 70). Wie Marx deutsches und französisches Wesen sah, zeigt sich in einer Gegenüberstellung der Pariser Kommune (1871) und der preußisch-deutschen Armee, wie sie folgende Worte enthalten:

„Man vergleiche mit diesen Himmelsstürmern von Paris die Himmelssklaven des deutsch-preußischen heiligen römischen Reiches, mit seinen posthumen Maskeraden, duftend nach Kaserne, Kirche, Krautjunkertum und vor allem Philistertum." (Brief an Kugelmann vom 12. 4. 71.)

Angesichts dieser grundsätzlichen Einstellung zu den verschiedenen Kulturen wird man es begreiflich finden, daß Marx seine Hämorrhoiden, welche die Tragik seines Lebens waren, „die Preußischen" nannte (B. W. Nr. 207 und öfters).

So versteift sich die antideutsche und antipreußische Stimmung, die wir unter den Radikalen der vormärzlichen Zeit ganz allgemein antreffen, in dem massiven Hasse Marxens und nimmt — das ist das Wichtige — in diesem Dauerform an. Darum, während viele andere der alten Revolutionshelden: Ruge, Freiligrath, die Bauers u. a. zum Vaterland zurückfanden, blieb Marx (und in seinem Gefolge natürlich Engels) der verbissene deutschfeindliche Emigrant, der er in den 1840er Jahren geworden war (äußerlich und innerlich), bis an sein Lebensende.

Der Haß, zusammen mit der Zweifelsucht, erzeugen die Kritik. Und auch die Zweifelsucht war schon frühzeitig eine Eigenschaft gewesen, die in Marxens Seele einen breiten Raum einnahm. Bei einem Fragespiel wählte er als sein Motto den Satz: „de omnibus dubitandum." Und an seinem Doktorthema interessierte ihn nichts so sehr als die skeptische Einstellung der griechischen Verfallphilosophie. Nun gebar die Zweifelsucht, vom Hasse befruchtet, die Kritik, die schließlich das ganze Marxsche Wesen überwucherte. Marx wird gewohnheitsmäßiger Kritiker, grundsätzlicher Verneiner: es „ist desto gewisser, was wir gegenwärtig zu vollbringen haben, ich meine die rücksichtslose Kritik alles Bestehenden" (im Original gesperrt: D.-frz. J., 37).

Diese gehässige und kritische Einstellung zu Menschen und Dingen schafft sich dann die ihr angemessene Ausdrucksform in der Marxschen Sprache. Ich habe früher einmal deren große Kraft gerühmt und seiner Rede Strom mit dem Ausbruch eines feuerspeienden Berges verglichen: „Da fliegen auch Asche und Steine und Schlamm mit dem Krater heraus. Wie durchglüht seine Sprache ist; wie sie sich dem Gegenstande anzupassen weiß; mit welcher Leidenschaftlichkeit, mit welcher Eindringlich-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keit die Gedanken entwickelt werden; welches stürmende Drängen nach dem Ende einer Schlußreihe! Wie glitzern und gleißen die Bilder! Wie sprudelt und quillt das Tatsächliche hervor wie aus einem unerschöpflichen Borne!" (Das Lebenswerk von K. M. [1909], 57.) Man kann das ruhig gelten lassen, aber man wird doch, je mehr man sich mit Marx beschäftigt, um so deutlicher jene verletzende Schärfe, jene nörgelnde Kritik, jene schnoddrige Nonchalance, jene echt jüdische Chutzpe heraushören, die seinem Stil erst sein Gepräge geben. Und dann: zwischen jenem Jahre, als ich jene Worte schrieb, und heute, ist der Briefwechsel zwischen Marx und Engels erschienen, der uns ja erst den intimen Marx hat kennen lehren. Und auch seine intime Ausdrucksweise. Und bei der Lektüre dieser Briefe kann einen doch ein Grauen überkommen. Auf diesen Briefwechsel läßt sich kein Wort besser anwenden als das, mit dem Marx sein Urteil über die preußische Geschichte abschließt: „c'est degoutant" — nach Inhalt und Form. Es ist wahrhaft grauenhaft, aus diesen vier Bänden zu ersehen, welche durch und durch zerfressene Seele in Marx gehaust hat.

Nach außen tritt dieser zerrüttete Seelenzustand denn deutlich in die Erscheinung in einer Art von „psychologischem Pessimismus", dem Marx von Jugend auf zuneigte, und der ihn mit zunehmendem Alter immer mehr erfüllte. „C'est toujours le mauvais côté qui finit par l'emporter sur le côté beau, c'est le mauvais côté . . . qui fait l'histoire." Diese Auffassung vom Gang der Geschichte, die wir in seiner materialistischen Geschichtsauffassung, insbesondere in der Lehre vom Klassenkampf, systematisch entwickelt finden, floß bei Marx aus seiner grenzenlosen Geringschätzung der menschlichen Natur. Es war ihm ganz unmöglich, jemals an edle Motive zu glauben. Und von der äußersten Rechten bis zur äußersten Linken sah er auf der politischen Bühne immer nur Kanaille am Werke. Man lese etwa, was er über die „Geheimgeschichte" des englischen Fabrikgesetzes von 1847 sagt (Ges. Schriften 1, 111), um sich einen Begriff von der Art zu machen, wie Marx die Menschen des politischen Lebens beurteilte. Und im Privatleben sieht er die Menschen nicht anders: Mißtrauen ist die gewöhnliche Einstellung, mit der er ihnen begegnet.

Nun hieße es aber, die Marxsche Persönlichkeit unvollkommen schildern, wollte man alle ihre Züge und Äußerungen einfach auf die Grundstimmung der Gehässigkeit zurückführen. So einfach liegen die Dinge nicht, und so gradlinig verläuft der Seelenweg dieses komplizierten Menschen nicht. Was man vielmehr als einen wichtigen Faktor bei der Ausbildung der Marxschen Persönlichkeit noch in Betracht ziehen muß, ist das Ressentiment, das wir schon als einen typischen Zug in der Seele der sozialistischen Denker kennen lernten, und das wir in Marx zu besonderer Stärke und in ganz eigentümlichem Sinne entwickelt finden. Von ihm muß ich jetzt noch reden.

Zweifellos steckte in den gehässigen Urteilen, die Marx über Menschen und Dinge fällte, und von denen ich oben einige Proben mitgeteilt habe, schon eine gehörige Portion Ressentiment. Wie mußten ihn Menschen von der sicheren Tatkraft eines Bismarck oder eines Lassalle schmerzen! Bei Lassalle ist das Ressentiment, das sich in das Urteil mischt, ganz besonders deutlich. „Als ob ein wirklich bedeutender Mensch zehn Jahre einer solchen Bagatelle opfern würde", meint Marx (BW. Nr. 332) mit Bezug auf den siegreich durchgeführten Hatzfeldt-Prozeß, der Lassalle bekanntermaßen zu allen Ehren noch die große Rente eintrug. Und gar erst, als Lassalle einen Namen in der wissenschaftlichen Welt bekam und Einfluß auf die Arbeiterschaft zu gewinnen anfing! Immer in derselben Zeit, in der Marx ein völlig unbekannter Schriftsteller und ein völlig einflußloser Sektenführer war. Hat er Bismarck und die preußischen Junker im Grunde seines Herzens geliebt oder wenigstens geschätzt und sie deshalb so entwertet, da er an ihrem Wirken keinen Anteil nehmen konnte?

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zuweilen scheint es wirklich, als ob das Urteil eines guten Beobachters, dem wir auch sonst wertvolle Aufschlüsse über Marx verdanken, richtig wäre: „Er lacht über die Narren, welche ihm seinen Proletarier-Katechismus nachbeten, so gut wie über die Kommunisten à la Willich, so gut wie über die Bourgeois. Die einzigen, die er achtet, sind ihm die Aristokraten, die reinen und die es mit Bewußtsein sind." (Leutnant Techow a. a. O.)

Daß sein Haß (oder seine verschmähte Liebe) gegen Preußen die größte Triebkraft seines Handelns wurde, ist zweifellos. Sehen wir uns aber das Ressentiment bei Marx noch etwas genauer an, und wie es seine Lebensgestaltung und sein Werk in wesentlichen Punkten bestimmte.

Mit vielen andern Sozialisten teilt Marx das Ressentiment des haltlosen Menschen, dessen Wesenheit nirgends in einem letzten, absoluten Werte verankert ist, und der deshalb zum „Revolutionisten" wird.

Engstens im Zusammenhang mit diesem Mangel an Halt steht der Mangel des Vertrauens in die eigene sittliche Schöpferkraft, zu dem bei Marx noch der Mangel des Vertrauens in seine politischen Fähigkeiten kam. Daher beseitigte er aus seiner Weltanschauung — sehr entgegen dem kühnen Jugendwort: „Die Philosophen müssen die Welt umgestalten" — allen wirksamen Einfluß des bewußt schöpferischen Menschen und setzte an dessen Stelle die mechanische Wirksamkeit des Naturgesetzes. Er glaubte an ein „Fatum". „Die einzige Frage ist nun, heißt es am Schlusse eines Artikels über die russische Orientpolitik: handelt Rußland aus freiem Impulse, oder ist es bloß der unbewußte widerstrebende Sklave des modernen Fatums — Revolution? Ich glaube an die letztere Alternative." Aber der Fatalismus Marxens unterscheidet sich wesentlich von dem anderer großer Männer der Tat wie Cromwell oder Wallenstein oder Napoleon oder Bismarck. Diese fühlten sich doch vor allem selbst als die Instrumente in der Hand eines höheren Willens. Ihr Fatalismus ruht auf dem Glauben, während der Marxsche aus dem Nichts-Glauben hervorwächst. Der Fatalismus bei Marx ist nichts anderes als die verzweifelte Übertragung der Verantwortung auf eine Naturgewalt, die — und hier tritt die spezifische Marxsche Auffassung zutage — von uns nur erkannt werden muß, um gemeistert zu werden.

Mit dieser gewaltsamen Konstruktion, die, wie ersichtlich, eine der psychologischen Wurzeln des „wissenschaftlichen" Sozialismus darstellt, versuchte Marx seine besondere Veranlagung zur theoretischen Schau des Ablaufs der Dinge als Ersatz zu verwerten für die ihm — aus objektiven, vor allem aber, wie wir sahen, subjektiven Gründen — versagte Fähigkeit zu politischer Gestaltung.

Das Ressentiment äußert sich aber noch in einer andern Eigentümlichkeit des Marxschen Geistes. Was ihm völlig abging, war, wie wir ebenfalls schon feststellen konnten, die Kraft zur Erzeugung fruchtbarer praktischer Ideen, wie sie andere Sozialisten in so hohem Maße besaßen. Mittels Ressentiment wurde nun wieder dieser Defekt in einen Wert umgebogen, die schöpferische Kraft selber aber entwertet. Daher die Feindseligkeit, die Marx (und Engels, der noch viel nüchterner war) allem „Utopismus" entgegenbrachten, daher die Hartnäckigkeit, mit der sie den Sozialismus auf ein reines Erkenntnisproblem einzuschränken ihr ganzes Leben lang beflissen waren: die andere psychologische Wurzel des „wissenschaftlichen" Sozialismus.

Ich denke, damit haben wir die psychologischen Grundlagen des Marxschen Systems (soweit sich ein solches Geistgebilde überhaupt psychologisch verstehen läßt) aufgedeckt. Wir sehen es jetzt aus den Wesenheiten der Marxschen Persönlichkeit herauswachsen, wenn wir uns noch einmal an deren Eigenarten erinnern: wissenschaftliche Grundveranlagung, leidenschaftliche Herrschsucht, mangelnde politische Fähigkeiten, negativ-aggressive Affekte, Ressentiment. Wir werden es jetzt besser

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verstehen, warum Marx, um es in einem Satze auszudrücken, Wissenschaftler zu Machtzwecken wurde. Wir werden verstehen, warum sein Schaffen bis in jede Einzelheit hinein haßdurchtränkt war, wir werden es verstehen, warum er insbesondere die schlechten Eigenschaften im Menschen als die treibenden Kräfte der Geschichte ansah. Wir werden es endlich verstehen, warum er sich an die niedrigsten Instinkte der Menschen wandte, um diese seinen Zwecken dienstbar zu machen. Flectere, si nequeo superos, Acheronta movebo. In diesen schlechten Trieben des Proletariats erblickte er die einzige Macht, die ihn befähigen konnte, die verhaßten bestehenden Mächte — vor allem das über alles gehaßte Preußen — zu vernichten. „Um sie von der Herrschaft zu verdrängen, benutzt er eine Kraft, die er allein in den Proletariern findet, deshalb hat er sein System auf sie zugeschnitten. Trotz aller seiner Versicherungen vom Gegenteil, vielleicht gerade durch sie, hab' ich den Eindruck mitgenommen, daß seine persönliche Herrschaft der Zweck all seines Treibens", urteilte schon in den 1850er Jahren jener öfters herangezogene scharfe Beobachter (Techow, a. a. O.). Und die Fortsetzung der Marxschen Lebensarbeit hat die Richtigkeit dieser Beobachtung vollauf bestätigt.

III. Die Epigonen

Seit Marx sind neue sozialistische Ideen nicht zutage gefördert. Die sozialistische Literatur der letzten beiden Menschenalter geht auf irgendeinen oder mehrere der Begründer des modernen Sozialismus zurück, mit Vorliebe auf Fourier und noch lieber auf Marx. Dessen Einfluß ist der größeste von allen Sozialisten. Vor allem deshalb, weil er nicht nur ansichtbildend, sondern stilbildend gewirkt hat. Es ist sein Geist, der die späteren Generationen beherrscht, zuweilen auch Männer beherrscht, die sich frei von ihm oder im Gegensatz zu ihm fühlen, wie etwa die englischen Gildesozialisten der Gegenwart.

Worin die sieghafte Kraft der Marxschen Ideen zu suchen sei, werden wir erst feststellen können, wenn wir sie genauer kennen gelernt und ihre Bedeutung für die moderne soziale Bewegung eingesehen haben werden. Hier sei nur ein Wort über die Persönlichkeiten der Epigonen gesagt.

Wenn wir auch nur deren oberste Schicht uns ansehen, das sind diejenigen Männer und Frauen, die ihre Wissenschaft aus erster Hand von den Meistern empfangen haben, so werden wir zunächst über die große Fülle der verschiedensten Typen in Verwunderung geraten. Da finden wir einige geistvolle Gelehrte von zweifellos selbständigem Gepräge, wie Antonio und Arturo Labriola, Hilferding, Sorel, Lukacs, trockene Schulmeister mit der Seele eines Philologen in Hülle und Fülle: die Hyndmann, Guesde, Kautsky, Plechanow, Cunow u. a., temperamentvolle Revolutionäre und überreizte Kritiker wie den jungen Liebknecht, Mehring, Lenin, Rosa Luxemburg; halbe Politiker in opportunistischer Gefühlslage wie Jaurès, Bernstein, Renner, Vandervelde, Turati.

Aber so verschieden auch die Weisen sind, in denen sich all diese Sozialisten vernehmen lassen: der Grundton, auf den ihre Melodie abgestimmt ist, ist doch bei allen derselbe, weil die Seelenverfassung dieselbe ist, aus der er tönt. Soviel wir von Veranlagung und Schicksal der Sozialisten unserer Tage wissen: immer finden wir in ihnen den Typus wieder, den ich oben als den des sozialistischen Denkers geschildert habe. Nur ganz wenige der einflußreichen Schriftsteller erster Ordnung stammen aus dem Proletariat und sind dann natürlich nichts als Interessenten. Die überwiegende Mehrzahl besteht aus deklassierten Bourgeois, denen in irgendeiner Weise die Karriere verdorben ist. Die meisten, namentlich der Tüchtigen, unter ihnen, kann man sagen, sind verunglückte Privatdozenten. Eine große Anzahl erleidet

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

(vielleicht wegen einer Jugendeselei) in frühem Alter Gefängnisstrafen und kann dann nicht ins bürgerliche Leben zurück. Auffallend ist die große Menge von Juden, die sich unter den heutigen Sozialisten befindet. Man kann diese starke Beteiligung der Juden am Sozialismus mit Hermann Cohen (Deutschtum und Judentum [1915] 27, 32 ff.) als eine „Konsequenz des allgemeinen Priestertums", als „die natürliche Konsequenz des Messianismus" deuten (obwohl man unter den jüdischen Vertretern des proletarischen Sozialismus sehr wenig messianische Naturen finden wird, wie eine solche etwa der abseits stehende Gustav Landauer war); man kann sie mit der Blutsveranlagung der Juden erklären, wie es in geistvoller Weise M. Rappaport (Sozialismus, Revolution und Judenfrage [1919], 25/26) getan hat, der den „Mangel an Empfindung für das Prinzip des Organischen" als Grund der Hinneigung des jüdischen Geistes zum Sozialismus richtig erkannte. Immer wird man doch, auch wenn man die genannten Motive als wirksam ansieht, als die wichtigste Triebkraft, die den Juden zum Theoretiker des Sozialismus macht, dieselbe ansprechen müssen, die ihn überhaupt dem Sozialismus als der Verneinung der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung in die Arme treibt: das Ressentiment, das der Jude besonders leicht entwickelt, das aber sich auch bei Nicht-Juden bildet, die aus irgendeinem (inneren oder äußeren Grunde) gescheitert sind: Mehring, Robert Michels! Die rabiatesten Sozialisten sind die Menschen mit dem stärksten Ressentiment. Typisch: die blutrünstige, giftspritzende Rosa Luxemburg, die — in Deutschland — mit einem vierfachen Ressentiment belastet war: als Frau, als Ausländerin, als Jüdin und als Krüppel.

Neben zahlreichen Juden begegnen wir Blutsmischlingen, die scheinbar von Natur disäquilibrierte Menschen sind: Guesde (Mutter Kreolin), Lafargue (Mutter Kreolin), Karl Liebknecht (Mutter Jüdin).

Hier öffnet sich noch ein weites Feld für eindringende Studien.

Das dritte Reich des Paracelsus

Roman

von

E. G. Kolbenheyer

Requiem

Der Tau der Mittsommernacht netzte das welkende Birkenlaub, die zertretenen Blumen, das staubgemengte Gras.

Vor dem neuen Rathause inmitten des nicht allzu geräumigen Platzes dunstete die letzte Glut des Sonnwendfeuers aus ihrer Asche. Noch immer schwebte in den ruhenden Lüften ein Zimtduft. Der Bruder des Kaisers, König Ferdinand, hatte das Holz mit Würzöl tränken und zwei Säcke der köstlichen Kanelrinde darüber streuen lassen. Einer Bürgerstochter aus Memmingen hatte er die Fackel gereicht, die schönste Hand sollte die Sant-Johannis-Flammen zünden, und er war mit der Beglückten als erster um den auflodernden Brand getanzt. Im Traume noch bebte das Herz der Jungfrau vor Stolz und Freude.

Und ein Stadtknecht, festlich in die drei Augsburger Farben gekleidet, stieß mit

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:43 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem Schuh der Hellebarde durch die flockige Holzasche. Die Glut blickte auf wie ein verschlafenes Auge, das sich träge wieder verschleiert. Der Knecht beugte sich über die quellende Wärme; er atmete den Duftrest der stärkenden Spezerei begierig ein, denn er litt zuweilen an einem Zittern unter der Herzgrube. Dann schweifte sein Blick, wunderlich erquickt, über die schweigende Häuserzeile hin.

Kein Licht war mehr zu sehen. Sie schliefen alle, vielhundert Gäste. Der Herr der Welt, der Kaiser Karl, sein königlicher Bruder, die Kurfürsten, Fürsten, Grafen und Herren, der Legat des Antichrists aus Rom und seine Klerisei, die Prediger aus Wittenberg, alle die Räte und Schreiber, der Staat der deutschen Höfe, die Gesandtschaften der deutschen Städte, ein dichtgedrängter Helfer- und Dienertroß.

Sie schliefen. Das Spiel der Sinne war in die Unendlichkeit der Nacht versunken, die Kette war gesprengt, an der verhangen ihr Lebensnachen über die sonnenbeschienene, dunkelgründige Flut um eine Tagesweile weitergefunden hatte. Ihre Seelen lösten sich von der Knechtschaft der Stunde und gehörten nicht mehr den Leibern an, die Eigennamen führten, und die, von Roß und Troß getragen, aus allen Ländern kaiserlicher und päpstischer Hoheit zum Reichstag in diese oberdeutsche Stadt gesammelt waren.

Nackend wie vor Gottes Gericht entschwebten die Seelen, nackt gleich Flammen züngelten sie empor. Und jede Flamme war erfüllt von dem Urwesen des Leibes, der unter ihr atmete, wie ein brennendes Holz verhaucht, von dem Wesen dieses Lebenden, der nicht nur er selbst war, sondern Frucht und Same weit von hundert Geschlechtern her und hundert Geschlechter weiterhin über sich hinaus.

Da die fremden Schläfer von fernen Gebirgen und Strömen, von den kühlen Küsten des Nordens und den warmen Gestaden des Südens durch eines Willens Trieb zusammengezwungen waren, fühlten ihre Seelen den Drang nach Befreiung heftiger und lechzender. Es war Bekenntnistrieb, dem sie hatten folgen müssen. — In goldgelben Zungen tausendjähriger Hörigkeit loderten die einen, und blutrot flammten die Seelen jener andern, die aus tausendjähriger Hörigkeit am eigendeutschen Wesen erstarken wollten. So glich die Stadt in ihrer Ringmauer einer brennenden Opferschale, aus der die Lohe in den Sternenhimmel schlägt.

Ein Trunk für die dürstenden Lippen der Urgewalt.

ER aber stand auf dem weiten Felde, das zwischen den Rinnsalen Lech und Wertach in Saaten üppig ergrünt war. Stilltreibende Wolken umglitten seine Stirn. Der Staub des fremden schrägäugigen Kriegervolkes — hier hatte eine seiner äußersten Heereswellen ihren Untergang gefunden — moderte zu seinen Füßen. Und er beugte sich langsam nieder, hob mit beiden Händen die Erdscholle aus dem Boden, auf der die Schale der Stadt ruhte, und trank von den Flammen der bedrängten Seelen, um klein zu werden an der Sehnsucht ihrer Lebensspanne.

In dem Maße, als einstmals der frierende Bettler und Wundenmann, den er vor Plieningen in Schwaben aufgehoben und über die deutsche Erde getragen hatte, am Seelenhauche der Schläfer stark und mächtig geworden war, wurde er kleiner am gleichen Trunke.

So überschritt er die Mauer, breitete die Arme. Sein Mantel schwebte über den steilgedrängten Dachfirsten hin wie eine abendliche Rauchwolke. Seines Mantels Gewölk, leicht gebläht von den Flammen, stand über der Stadt still, als er sich auf dem Friedhofe zu Seiten des Domes niederließ, den linken Arm über das gewaltige Dach ausgestreckt und auf den Spieß gestützt, dessen Steinzunge die Doppelzinke der Türme überragte.

Und die spitz aufgebuckelten Gewölbreihen der fünf Kirchenschiffe, ihr zierliches Rippenwerk kaum verratend, wurden unter dem Blicke seines einen, strahlenden Auges — das andere war ausgeronnen — durchscheinend wie Bergkristall.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auf den Fliesen des Domes, die zugleich die Decke der Erbbegräbnisse waren, ausgespannt von dem kleinen Westchor bis an die breite Doppelrundung des östlichen Chores, lag starr und hager der Wundenmann. Sein Genick ruhte auf dem Altare, und über seiner Stirn hing, wie das Blatt einer Krone aus edlem Flechtwerk, das fünflichtige Ostfenster. Die Doppelreihe der Pfeiler des Mittelschiffes durchdrang den blassen Leichnam, als sei er vielfach an den Boden gepfählt wie ein Toter, dem die Lebenden für alle Ewigkeit Auferstehung und Gewalt verwehren wollen. Auch die Wunde an jedem Fuße, die in den Handtellern und die klaffende Herzwunde waren erloschen.

Der Gewaltige, der an dem Trunk aus dem Seelenbrande wie durch Zauber klein geworden war, griff in das Chorgewölbe nieder und legte seine Hand auf die kalte, dornennarbige Stirn des großen Toten.

„Sie haben dich ans Kreuz geschlagen, dann deinen Leib mit einem schweren Stein bedeckt, und du bist auferstanden. Sie haben dich ins gläserne Latein gesargt, mit Gold und Juwelen überhäuft, du bist aber auferstanden und über die Alpen entwichen. Nun haben sie dich zweimal zwölffach gepfählt mit starken Quaderpfeilern und haben ein kunstvolles Gewölb- und Rippenwerk aus Stein über dir errichtet. Tot bist du, und ich weiß, daß du ein drittes Mal nicht mehr die Kraft wirst finden."

Da vernahm er Stimmen aus dem Chore der hörigen Seelen:

„Heiliggroß ist deine Kirche und reich. Sie hat die Schlüsselgewalt der Seligkeit, denn sie hat die Schlüsselgewalt des unerschöpflichen Leidensschatzes. Beugt die Knie, nehmt das Lehen des Lebens, oder seid gerichtet und verdammt! Groß ist deine Kirche, sie ist dein unsterblicher Leib. Und dein Leib, Jesus, o Jesus, lebt in Ewigkeit!"

Dem widerbrausten die Seelenstimmen derer, die von tausendjähriger Hörigkeit abgefallen waren:

„Lobet den Herrn, denn er ist auferstanden aus uns zu seiner Herrlichkeit! Gebrochen liegt des Satans Macht und der Wille des Antichrists unter den Mauern Zions, das ist die Burg Gottes, hocherbaut auf des Wortes Felsgrund. Zu Schmach und Schanden ist gebeugt der Weltherr vor unserm Gewissen. Denn du bist erstanden aus uns, Herr und Christ, auf daß wir in dir leben aus Gnaden in alle Ewigkeit."

Der Gewaltige beugte sich nieder und flüsterte:

„Sie singen von deinem Leben, und du hörst sie nicht mehr."

Es schlugen die Flammenchöre zusammen. Ein Wirrsal von Meinungen und Rechtfertigungen wurde laut. Die Flammen verloren das Licht, sie wurden trübe. Zorn und Gewalt und auch jene biegsame List, die ihre Stunde erwägt, während sie die Ewigkeit auf der Zunge trägt, überhitzten den Brand. Sie hielten einander Heiligkeit und Gewissen entgegen gleich Wappenschildern, dahinter trotzten und pochten sie auf ihre Weltmacht. Und so vergifteten sie die lichteren Flammen des Bekenntnistriebes, der sie zusammengetragen hatte. Das Wort war auferstanden und wütete unter ihnen mit der zersetzenden Schärfe seiner Silben und Buchstaben, Punkte und Titel.

„Sie erzählen, daß unter deinem Marterpfahle Knechte jenes Südvolkes lagen und um deinen Mantel würfelten. Die ließen dich immerhin dein Opfer bringen, und man begrub dich. Lebtest du noch, wie bitter müßtest du erkennen, daß du diesem Volke fremder bist als jenen Knechten! Es läßt dir dein Gewand, doch es würfelt um dich und dein Opfer. Ich aber habe dich gewarnt: Es ist kein Volk wie dieses, das keine Götter hat und ewig danach verlangt, den Gott zu schauen."

Er raffte seinen schwebenden Mantel aus der Luft, er bedeckte den großen Toten und hob ihn, wie ein Vater sein Kind aus der Wiege hebt. Der Trunk der Seelenlohe, der ihn klein gemacht hatte, verlor die Kraft. Wie eine türmende Wetterwolke

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entwuchs der Gewaltige dem Boden. Sein Auge glühte gegen Süden. Er entschwebte im Sturm. Die flammende Schale der Stadt versank hinter seinem Rücken. Ihr Schein schwand, wie ein Funken verlosch er in der Ferne.

Bald fühlte er die Lüfte an dem Widerstande des Hochgebirges dichter werden. Der graue Mantel wehte weit zurück und wurde so straff an den Toten gepreßt, daß selbst die trockenen Züge des Antlitzes erkenntlich waren.

Im Atlasglanze des Mondes erhob sich vor den beiden der höchste Alpenstock, einer breitgefußten, zackigumrandeten Mulde gleich, deren gleißende Fülle in Eisströmen überquoll und zu Tal glitt. Eines der Randtäler, es war hellschäumend von der Arve durchsprudelt, die ihr Wasser von hundert Gletscherbächen erhält, barg ein winziges Erdenlicht. Eine Benediktinerabtei ruhte in dem Tale und bot diesen matten Schein. Vielleicht hatte das Lichtlein den Stürmenden angezogen, denn dort legte der Gewaltige seine Last nieder.

Er reckte sich und blickte nach Osten, wo schon das zarte Erlichten ein erstes Verlangen gegen die Mondhelle erhob. Aber noch starrten die höchsten Zacken des Alpenstockes in die Nacht, noch schimmerte das Firn- und Eismeer im Monde. Doch den Gewaltigen faßte die Unruhe. Er schwang seinen Spieß weitaus in Schulterhöhe und stieß ihn gegen den Eiskatarakt des breitesten Gletschers. Das Eis zerklüftete unter einem schrillen Laut. Noch einmal holte er aus und spaltete in der Tiefe der Eiskluft das Urgestein. Zitternd wie die Lippen eines schreckklaffenden Mundes hingen die Eiswände über der Höhle und drohten einzubrechen. Aber er stemmte den Baum des Spießes mit solcher Gewalt in den Granit, daß das Gestein erglühte und aufquellende Dampfriesen ihre gespannten Schultern gegen die Eiswände stemmten.

Und er hob den Toten auf und senkte ihn in die Brust der Alpen. Vor der Kälte des Toten erlosch die Glut in der Höhle, versiegten die Wolken. Das Gestein brach über dem Leichnam ein, die Eiswände schlugen splitternd zusammen, sie schrien auf mit ihrem schrillsten Laut, der weithin über die Firn- und Gletschermeere des Gebirges fortgepflanzt wurde. Und der Berg grollte, daß im Arvetale das Matutinglöckchen ängstlich und wimmernd wie ein Hilferuf die Luft durchzitterte.

Er lagerte sich über dem weiten Firnbecken, sein Mantel umhüllte ihn wie brodelnde Nebel.

„Könnte ich ruhen wie du unter Stein und Eis, du dreimal geopferter Gott, dessen Wesen endlich erfüllt ist! Seid beneidet, Menschengötter, die ihr alle das Siegel des Todes empfangt, wenn die Menschen euch zum ersten Male ewig heißen. Daß ich nicht ewig bin, aber immer und immer! Sie bekennen mich nicht mehr, denn sie haben nur mehr Zungenlaut für ihre ewigen Götter, die das Siegel des Todes tragen, alles andre scheint ihnen klein. Aber sie leben mich! Daß dieses Volkes Blut noch so viel Urquell durch die Adern führt! So müssen sie die Sehnsüchtigen sein unter den Menschen, so müssen sie immer wieder die Leidenden werden unter den Menschen. Und ich muß leben!

Mittag und Mitternacht, der Abend und der Aufgang gießt seiner Völker Haß und Begierde auf dieses Volk der Mitte, das auch das Volk der Blutesmitte ist, da gleichermaßen unentkeimtes Leben, nachdrängend von tausend Geschlechtern her, in ihm selbstverschlossen zu Blüte treibt, als weitentfaltet, offenbart, schon eine Blütenlast zu Frucht und Samen will. — Andre Völker werden rascher alt und klar, folgen ihren toten Göttern ins Nichts. Dies Volk muß steigen und fallen wie Ebbe und Flut, wie Tal und Gipfel, und es ist kein Fall so tief, daß dieses Volkes Sehnsucht sich nicht höher aus dem Grunde erhöbe, als aller Völker Sehnsuchtstraum reicht, und es ist kein Gipfel so hoch, daß dieses Volkes wühlendes Wesen nicht ruhelos in alle Tiefen müßte.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber ich fühle das Ende der Mittsommernacht. Die Müdigkeit ist in mir allzulaut geworden. — Jauchze auf, du hinsterbender Tag: es geht der Stunde zu, da die Nacht von dir wird gebrochen werden, wenn du am schwächsten scheinst. Es geht der Julnacht zu, aus der die neue Sonne wird."

Weiß wie eine Wolke stand der Mond im Morgenlichte. Die Zinken des Alpenstockes blühten rosig. Nur noch in der Talestiefe lagen letzte, verträumende Schatten.

Ein Benediktiner, der jüngsten einer, hatte im Brunnenhäuschen seinen Wassereimer gefüllt. Das überplätschernde Wasser spiegelte die Morgenröte. Er setzte den Eimer auf den Brunnenrand, trat an das Spitzbogenfenster. Und sah zu den erblühten Gipfeln hinauf, die noch nie eines Menschen Fuß betreten hatte. Nur eine kurze Weile — und seufzte tief. Dann senkte er den geschorenen Scheitel, bekreuzte sich, indem er an Stirn, Schultern und Herz rührte.

„Et ne nos inducas in tentationem . . ." flüsterte er, nahm seinen Eimer und ging lautlosen Schrittes.

Das Lächeln der Gottesmutter

Im Jahre des Bauernzornes und um die Zeit, da die große Uhr vom Aufgang bis zum Garaus sechzehn schlug, nachts aber nur acht Stunden zählte, war im Klarissenkloster bei dem Frauentore der Puls des Nürnberger Gemeinwesens fiebrig geworden, so daß die Herzen der Stadt in Zorn und Mitleid dort zusammenliefen, wie der Lebensbalsam des Leibes zu einer offenen Wunde strömt.

Vor den mordbrennenden Bauern waren die Nonnen von Engeltal und Pillenreut hinter die Ringmauern geflohen und unter einen doppeltbereiten Schutz bei Sankt Klara und Sankt Katharina geschlüpft, da diese beiden Frauenklöster sich gleich den Flüchtlingen trotzig und erbittert geweigert hatten, auf das Ordenskleid zu verzichten und dem Ärgernis einer unfruchtbaren Gottesdienstschaft wider Evangeli und Naturbestimmung des Weibes zu entsagen. Das Volk nahm daran wachsenden Anstoß, und dem vermochte kaum einer so bildsamen Ausdruck zu geben als der Prediger zu Sankt Lorenz, Andreas Osiander, den man das Hosenänderle hieß, wenn er in üppiger Kleidung, eine Goldkette um den Hals, durch die Straßen stelzte, dem man nachraunte, sein Großvater in Gunzenhausen sei noch ein Jude gewesen, dessen häßliches, schwarzbärtiges Gesicht aber vergessen wurde, wenn er von der Kanzel sein Feuer über die durstigen Seelen goß, daß sie bebten.

Und auch der Rat trug Rechnung. Er hatte versucht, den störrischen Mut der Nonnen zu lockern. Etliche Mönchsklöster waren bereits mit Gut und Mann ins Bürgertum eingegangen, ihnen nach hatten die Zisterzienserinnen in Gründlach den Schleier abgelegt und sich zu Ratspensionärinnen machen lassen. Nichts mit Gewalt. Rat und Bürger wußten, daß anderwärts evangelische Prediger am Scheiterhaufen erstickten, in Nürnberg aber sollte gemeiner Wille und das Wort zwanglos und frei gehalten sein, so frei als es sich mit Wohlfahrt und guter Polizei vertrug. Nicht umsonst stand die Umgänglichkeit der Nürnberger Ratsboten vor Kaiser und Reich in Ehren, hochgerühmt und wohlgeachtet. Nichts mit Gewalt, Gewalt ist wider Handel und Bekömmlichkeit. — Aber der Rat wußte auch, daß Volkesstimme so unvermittelt nicht Gottes Stimme sei, daß der gemeine Wille recht entbunden, füglich gelöst sein wollte. Er schloß den Mönchen ihre Kirchen, nahm den Nonnen ihre Beichtväter. Selber bestellte er die Seelsorge zu Sankt Klara und Sankt Katharina, und es waren geistgetriebene, lungengewaltige Herren, die er bestellte. Die Nonnen wurden krank, man wußte sie aus den Betten vor die Kanzel zu bringen. Die Nonnen wurden taub, man löffelte ihnen Werg und Wachs aus den Ohren und machte

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie hellhörig. Ihre Seelsorger von Rats wegen sparten sich nicht an Atem noch Eifer. Und draußen rings um die Klostermauern wuchs ein Leben so feindselig und fremd, wie es früher ehrfürchtig und hilfsbereit gewesen war.

Kein Wunder, daß die bedrängten Gemüter von Sankt Klara sich eng an den starken Geist ihrer Äbtissin Charitas schmiegten, in der das Feuer der Pirkheimer lebte. Aber auch die Äbtissin empfand es wie einen Kraftzuwachs aus der Welt, als die Pillenreuter Frauen ihren Schutz suchten: schwesterliche Klagen, schwesterliche Geduld, der eigene Trost gewann an Leben, da man ihn andern mitteilen konnte und den Friedenshauch fühlte, den er noch andern gab. — Johannes Poliander predigte ihnen des Morgens zwei Stunden, des Nachmittags stundenlang. Es war unerschöpflich, das neue Evangelium des Ketzers Luther, unerschöpflich gleich diesem breitbrüstigen Manne, und wie ein Messer wühlte dessen Wort in ihren Herzen, wenn er von der Zuchtlosigkeit des römischen Antichrists und seiner Rotte, wenn er von dem Schmutze der Klöster und Kleriker erschallte. Die grauen Mauern ihrer Kirche rückten zusammen wie Gruftmauern, von den Heiligenbildern her wehte es sie an, ein zorniges Entsetzen, und sie wagten nicht die Augen zu ihnen aufzuheben. Sie saßen unbeweglich, gesenkten Blicks und beteten um die Gnade der Taubheit. Er lügt, er lügt, selbst wo sie wußten, daß die Predigerstimme nicht log, keilten sie zwischen die lautlosen Worte ihrer Gebetsreihen in regelmäßigem Rhythmus immer wieder: lügt, lügt. Und sie verzweifelten fast darüber, daß ihnen die Gebete zur gedankenlosen Gewohnheit geworden waren; eine Silbe der andern nach, liefen sie durch das Bewußtsein ohne Hemmung, was das Ohr einfing, fand Antwort und wuchs zu eigenem Leben in Widerstreit und Gewissensnot, während die Gebete, einmal begonnen, unaufhaltsam darunter weiterrieselten. Silbendienst, so donnerte er, Werkheiligkeit — er hatte recht, dieser unerschöpfliche, breitbrüstige Mensch auf der Kanzel, er hatte recht, indem er log!

Aber dann kam der Abend und die Nacht. Keine der Schwestern sprach über den Prediger ein Wort zu der andern, keine der Schwestern hatte seither gebeichtet, aber es kam der Abend und die Nacht mit ihrem einzigen Lichte am oberen Ende des weißgedeckten Tisches und dem tiefen Dämmern, das die Wände des Refektoriums in den Himmel weitete. Sie sangen, verstummten, und aus der gleichsam geweckten Stille trat er heran zu ihnen einer jeglichen, der süße, der milde, wonnesam verklärte Dominus Tecum. Und jede fühlte, daß er zu jeglicher Mitschwester trat, denn ein schwelgerisches Seufzen erblühte aus ihnen. Keine war, die nicht auf die Verzückung jener heiliggepriesenen Schwestern der Vergangenheit gehofft hätte. Allein nur wenigen wurde die geringere Gabe der Tränen. Unbewegten Angesichts saßen diese, frommbeneidet von den andern, sie schluchzten nicht, ihre Lippen waren fest geschlossen, sie schienen kaum zu atmen, nur ihre Augen flossen und netzten die über der Brust gefalteten Hände. Ihnen mochte Er die Stirnen küssen.

Allabendlich, ehe sie auseinandergingen, sprach die Äbtissin Charitas mit fester Stimme das Ordensgelübde. Sie bedurften des Seils, ihr Schiff, dem früher das Menschenmeer willig die Wellennacken geboten hatte, war gestrandet und wurde von der Dünung geworfen. Rings im offenen Lande entfesselte Gewalt, und in den Mauern, mühsam beherrscht, sprungbereit, ein erwachendes Volk, dessen tiefste Regung auch Männer hohen Geistes und öffentlichen Wirkens kaum zu fassen vermochten.

Da gab der Rat um diese Zeit kürzester Nächte und längster Tage die jungen Nonnen der elterlichen Zucht frei. Wo Väter und Mütter ihr Kind in das Leben zurückbegehrten, dort werde dem gerechten Willen zur gottgeschaffenen Ordnung der Natur Schutz und Schirm getragen sein. Aus Sankt Klara forderte man die Nützelin, die Ebnerin und die wundersame Lucia Tetzelin, und ihre Väter waren Ratsherren.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Fast Kinder noch hatten die drei Jungfrauen Profeß getan, nun blühten sie, und sie kannten ihre Blüte nicht. Die Familien begehrten bei aller klösterlicher Mitgift das junge Blut zurück, das ihnen treiben und fruchten sollte. Der Äbtissin wurde geheißen, die Jungfrauen des Gelübdes zu entbinden, und daran klammerten sich die weltbestürmten, verschleierten Seelen mit Angst und Bangen. Charitas Pirkheimer kämpfte feurig um sie, klug wußte sie ihres Amtes Grenzen vorzuschützen, und der Rat hatte Sinn dafür. Die Familien wurden dringlicher, und ganz Nürnberg ergriff Begierde, die Töchter aus dem Bannkreis der zähen Pirkheimerin befreit zu sehen. Fast schien die Sache zur Gesinnungsprobe des Rates anzuwachsen. Was galten die breitstirnigen evangelischen Beschlüsse, wenn eine schwache Greisin die Kraft hatte, sie zu hintertreiben! Waren nicht der Nützel, der Ebner, der Tetzel alle drei selber des Rats? Dann hieß es: am Fronleichnamsmorgen sollten statt des päpstischen Prahlens von ehedem die Nönnlein von allem Volke heimgeholt sein, und wenn das Kloster darüber brenne. Die Nützel, Ebner und Tetzel hörten den Tag, sie beschlossen in der Stille zuvorzukommen, aber ihre Heimlichkeit wurde zeitiger flügge, und sie mußten wohl oder übel zu Wagen, zu Roß, angetan wie bei einer hochzeitlichen Heimsuchung, dem Volke mit Wucht und Würde genug tun, daß es nicht selber zugriffe. Dichtgedrängt wie ein gestauter Bach stand das Sankt-Klarengäßlein und die Doppelzeile „Im blauen Stern" voll Menschen. Die Pferde drangen kaum durch.

In einem Winkel des Refektoriums knieten die Nonnen, und vor ihnen stand die Greisin Charitas. Sie hatte weder den Stab genommen, noch das Pektorale angelegt, aber ihre Hände hielten die Falten des Gewandes, als sei sie bereit, die graue Kleidung schützend vor ihre Schar zu breiten; nur ihre Lippen zitterten, und die übermüdeten Augen gewannen ein Feuer der Empörung. Die Seelenangst der letzten schlaflosen Nächte war so offenbar von den gekrümmten Leibern, den bleichen, schlaffen Gesichtern, den geröteten Lidern zu lesen, daß es einer Abwehr der beiden Ratsherren Sebald Pfinzing und Endres Imhof, die von der Äbtissin zu Zeugen gerufen worden waren, kaum bedurfte, um die Familien und das Volk, das nachdrängte, zurückzuhalten. Und da die Leute alle Gewaltsamkeit, nach der sie verlangt hatten, in unaufhaltsamem Flusse fühlten, denn die drei Väter und ihr Anhang zeigten auch jetzt den entschlossensten Ernst, huschte da und dort aus dem stockenden Gedränge ein Mitleidsseufzer, wohl auch ein Stoßgebetlein in die angespannte Stille, aus der die beiden Parteien auf eine erste Menschenregung lauerten. Schon wollte Endres Imhof auf den Vater Hieronymus Ebner zuschreiten, das scharfe Wetter durch ein geschicktes Wort zu zerstreuen, als eine der Mütter, es war die Ebnerin, rief:

„Kathrin, lug her, lug, dein Vater und Mutter! Kumm, Kind! Du sollt ein Mensch sein unter Menschn!"

Und die schwerfällige Frau tat einige Schritte auf den Nonnenhaufen zu, sie streckte die Arme vor, selbst wie ein Kind, das zwischen Furcht und Hoffen einem Schicksal entgegenläuft.

So war die Starrheit durch einen Herzenslaut gebrochen. Die Namen der drei jungen Nonnen verlauteten, Befehl und Klage, ihre Familien tasteten vor, das Volk drückte nach, die beiden Helfer, Pfinzing und Imhof, mußten die Arme breiten, sie hatten not, allzuraschen Griffen ihrer drei Ratsverwandten Einhalt zu tun. Die Nonnen waren dichter zusammengekrochen, und die drei jungen hatten sich, auf den Knien rutschend, an Charitas Pirkheimer gedrängt, sie jammerten:

„Mutter, Mutter, lasset uns nit! Ihr seid unser Mutter! Unser Mutter Charitas! Umb der jungfräulichen Kindbetterin willen lasset uns nit!"

Das große, vollblütige Eheweib des Ebner verblaßte bis auf die Lippen, da sie die Töchter hörte, und den beiden anderen Müttern standen gleich ihr die Herzen still, den Männern aber und Brüdern schwoll der Zorn gegen die offenbare Unnatur, und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sie mochten nimmer zusehen. Da sprang die junge Lucia Tetzelin vor die Äbtissin, faßte die Hände der beiden Ratszeugen: sie wolle ihr Magdtum in Christo friedfertig verteidigen. Endres Imhof fand nun sein mittelndes Wort, zu dem er sich seit Tag und Nacht bereitgehalten hatte, um diese auffällige Sache mäßig zu wenden, so daß die Familien und das murrende Volk verharrten.

Auf den Wangen der Lucia Tetzelin brannten die Rosen der Begeisterung, ihre Augen schimmerten, daß den jungen Männern das Blut wallte. Lucia Tetzelin redete wie ein Magister der Künste. Die fünf Ratsherren wichen erstaunt zurück, als müßten sie dieser Stimme Raum geben. Der Vater Friedrich Tetzel preßte die Faust vor sein Herz, das aus der Zornesenge und Zuchtbegier in heißerem Stolze erschwoll. Und das Volk lauschte wie unter einer Predigt. Nur den Müttern wurde bang vor dem weibfremden Wesen. Charitas Pirkheimer aber stand mit vorgeneigtem Kopfe und gesenktem Blicke, als lotete sie einer Stimme ihrer eigenen Brust.

Allein die eifervolle Schönheit versäumte das Maß. Die Minuten der Rede streckten sich, und die Männer erholten sich aus der Verblüffung, die Jünglinge erkalteten an den geläufigen Argumenten, die Mütter, denen allen dreien schon weiße Strähne im Braun und Schwarz schimmerten, verwanden das Bangen über der Ungebühr, die sie durch eines Kindes Zungenfertigkeit zu erleiden meinten. Auch die Leute, des Absonderlichen satt und eines Endes begierig, wurden allmählich unruhig.

Zuerst wieder fand die Ratsfrau Ebnerin an ihrem Unmute hindurch. Sie fiel der jungen in die Rede:

„Nu ist gnug! Bis still, Luzi Tetzlin! Wir han euch mit Schmerzen geborn und also getreu auferzogen! Wir sein ehrsam Ehfrauen und brauchen von eim Kind kein Maulwerk nit zu dulden! Bis still, du jungs Ding, und lern ehender dein Leben schaun, darein dich Gott von Mutterleib gstellt und Mutterwehe an — sunder Ordensregul!“

Von Wort zu Wort war sie gewachsen, und die junge Nonne war vor der scheltenden Frau zurückgewankt, sie hielt die Hand vor die Stirn, ihre Augen waren wie zum Schutze geschlossen. Die Ebnerin trat rasch hinzu, faßte den Arm ihres Kindes. Doch Katharina schrie auf, als sei sie gebissen, glitt nieder in die Knie, klammerte beide Hände in die Gewandfalten der Äbtissin Charitas. Die Mutter schüttelte das Kind, als wolle sie ihm aus dem Traume helfen. Und bei dem Angstgezeter der Klosterschwestern verloren die Männer ihren Halt, sie fuhren mit Fäusten, mit Flüchen drein. Die drei Nönnlein sperrten sich auf dem Boden und heulten. Lucia Tetzelin war bäuchlings niedergefallen. Im Gedränge trat ihr einer auf die Ferse und brach den Knöchel. Der Schmerzensschrei übergellte den Lärm. Man zerrte die drei Töchter in die Höhe und keilte sich mit ihnen durch Saal und Gang und das Tor hinaus.

Draußen vor dem Kloster war nur das Geschrei gehört worden. Und als die klagenden Jungfrauen, entstellt durch Schmerz und kahlgeschorene Schädel, ihre Schleier waren heruntergerissen worden, auf die Wäglein gehoben wurden, war Mitleid mit der Kreatur mächtig in dem Volke, so daß es stumm stand wie um das Hochgericht, wenn der arm Mann von seinem Leben lassen muß. Das fühlten die Drei, und die Kathrin Ebnerin hob die Hände auf und schrie laut zu Gott. Doch ihre Mutter, stark des Ingrimms über Verrat und Untreue, die sie vom eignen Fleische erleiden mußte, züchtigte die Jungfrau vor allem Volke, daß deren Blut von Lippe und Nase floß. Mit einem Ruck fanden die Pferde und Wagen den Weg durch die angestaute Menschheit. Es war gut für den Ratsherrn Hieronymus Ebner und dessen Ehefrau, gut auch für die beiden anderen Familien. Das Volk murmelte bedrohlich, und ein Schweizerknecht, der in Sold des Rats vor dem Klostertore stand, schrie ihnen nach:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Kotz Tüfl din Eid! Do wöllt einer sin Schwert zucken unde denen armen Kinderen bistahn!"

Allein er hätte den drei Entführten mit einer hitzigen Hilfe kaum wohlgetan. Die ehrsame Ratsfrau kannte das Blut, das sie in strenger Zucht fließend gemacht hatte, besser als der fromme Schweizerknecht: noch vor Advent, als der lodernde Bauernbrand unter erbarmungslosen Tritten getilgt war und die schutzflehenden Schwestern, um schwere Erfahrung reicher, nach Engeltal und Pillenreut zurückgefunden hatten, drängte sich dasselbe Volk der gleichen Jungfrau Katharina wegen auf der Gasse, ein wenig weiter stadteinwärts und jenseits der Pegnitz, vor der Sant-Sebalder Brauttür. Die fünf klugen Steinjungfrauen zur Linken lächelten neugierig über ihre brennenden Lämpchen auf die stattliche Hochzeiterin nieder, und ihre armen Schwestern zur Rechten ließen Köpfe und ausgebrannte Lampen hangen. Veit Dietrich, der Prediger, trat unter den steinernen Baldachin, um die Brautleute zu segnen und sie mit allen den ehrbaren Frauen und Herren durch das Pförtlein an den Altar zu führen.

Nicht lange nach Fastnacht folgte auch die Jungfrau Nützelin.

*

Nur im Hause des dritten Ratsherren lebte, einer herbgeschlossenen Blüte gleich, die ihren Honigseim verwehrt, Lucia Tetzelin. Nicht daß sie Schleier und Seelendämmern des Klosters schwerer verwunden hätte als die beiden andern. Die Menschenheimat umfing sie lebensvoll, und in der Erinnerung ihrer Kindheit schlug sie lebendige Wurzeln. Daß ihr Gewalt angetan worden sei, glaubte sie längst nicht mehr, doch sie glaubte an den göttlichen Fingerzeig jener Stunde höchster Erregung. Ihre wunderliche, sachkluge Rede war wie eine Eingebung aus ihr hervorgebrochen, und auch die andern mußten den Gottesatem geschmeckt haben, denn sie waren vor ihr zurückgewichen, hatten sie groß und schweigend angesehen. Ein anderer Schleier und von heiligster Hand war auf sie niedergesunken, da man den schwarzen Nonnenschleier von ihrem Kopfe riß. Es hatte sie unmittelbar ergriffen, wie die seligverzückten Schwestern gepriesener Vorzeit, die Päpsten Einkehr und Fürsten Buße predigen durften. — So hörte sie die Lehre des Mönches Luther mit anderen Ohren als die andern, sie erwitterte hinter den stämmigen Glaubensworten und weltgeschickten Handlungen ein tieferes Wesen, das schon in jenen gottgerührten Schwestern wundermächtig aufgebrochen war. Sie fand aus der eigenen Brust eine Strahlenbrücke in die ehrfürchtig überlieferte Zeit zurück, wie sie die Brücke in ihre Kindheit gefunden hatte. Nur daß sie weibisch selbstverklärt ihr Gefühl für ein Gotteserkennen nahm, auf Wolken schritt und den getreuen Menschenboden verlor. Auch fand sie hinter dem unsichtbaren Schleier ihr Gottesmagdtum besser geschützt als hinter Klostermauern und Ordensregeln. Ihre Schönheit, der Einfluß und Reichtum ihres Vaters lockten. Sie blieb kalt. Doch hätte sie auch in den Ehestand zu willigen vermocht, allein selbst Liebende, die sie nur des Weibes wegen begehrten, verzagten an ihrem Wesen. Bist du der Bestimmte, bist du der Knecht dessen, was mich zur Magd gemacht hat — das fragte jeden ihr Blick und ihr Lächeln eines überhart geschwungenen Mundes, und jeden ließ es mutlos werden, auch solche, die eines Weibes Scheu einzuholen wissen.

Erst wieder im vierten Jahre nach ihrer Heimkehr begannen die Leute von ihr zu reden, als man sich schon an ihre Sonderlichkeit gewöhnt hatte und es nicht mehr auffällig fand, daß Lucia Tetzelin lieber mit glatzköpfigen Gelehrten disputierte, hinter Büchern saß und Briefe schrieb, die auch kunsterfahrene Männer gerne lasen. Eine Krankheit hatte sie befallen, wie ein kalter, dörrender Sturm über ein versiegendes Land fegt. Sie konnte Durst und Eßbegier nicht mehr stillen. Die Säfte

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihres Leibes rannen fast ungemessen auf natürlichem Wege von ihr. Zusehends fiel sie vom Fleische. Die Haut war spröde und bronzefarben. Die Zunge brannte, der Gaumen vertrocknete. Das Augenlicht wurde matt, umwölkte sich, und aus den Schleiern tauchten segnende und quälende Gestalten, zu denen sie betete, die sie in dunklen Reden beschwor. Ihr üppiges Haar blieb büschelweis im Kamme. Man mußte das Essen zerkochen lassen und sie mit Müslein zu sättigen trachten, denn ihre Zähne hatten kaum Halt mehr. Und Schmerzen, die da kamen und gingen: eine Gesichtshälfte, eine Schulter, eine Hüfte — als suche das nagende Tier ihrer Krankheit aus dem Leibe zu brechen.

Ulrich Pinter und Hanns Lochner, die Stadtärzte, riefen bald die jüngeren Doktoren Heinz Klingenspor und Jobst Ruckhammer zu Hilfe. Die Kunst schwand ihnen unter den Händen gleich der Kranken, deren Vater sie täglich bestürmte. Endlich zogen sie noch den jüngsten, den Doktor Hieronymus Mulinus, zum Konsilium; der war noch nicht lange aus Padua gekommen und neuer Weisheit voll.

Er warf auch kaum einen Blick durchs Glas, schüttelte den Urin ein wenig, beroch und kostete ihn kaum. Ihm genügten zwei Pulse. Dann bat er das Kollegium mit einer großen Bewegung voll Höflichkeit und selbstsicherer Würde in die Nebenkammer. Dem Vater Tetzel wurde der Zutritt verwehrt.

„Dies ist ein kalttrucken Dyskrasia und folget demnach die Indikation."

Die andern atmeten auf, und Doktor Jobst Ruckhammer meinte breit:

„Dasselb' ist uns wohlbekennt, Kollega — dieselb' Indicatio temperamentalis! Dann sie hat kein Fieber nit und verdürst' schier, also fleußt auch all Feuchten von ihr ohn' Schleim. Allein die Heilung der Ursach: Indicatio causalis, und die Kränk selber: Indicatio morbi — dasselb', Kollega, ist die Frag'."

„Sie steht in incremento, der Kochung im andern stadio, da mügen wir zusehen, was vor ein' Krankheit es wird."

„So sie noch nit auf der Höchen ist, als Ihr saget," brummte Lochner, „da wär' mir wohler, ich wisset mehr! Dann ich urteil', sie ist in statu, auf der Höchen. — Der Pinter und ich, wir haben ihr gelassen Median, Epatik, Salvatell, sonderlich die Adern unter dem Knie, dann ihre Nieren sein geschwoll'n, desgleichen die Leber. Jedannocht sie heilet schwer, und ich möcht ihr kein Köpflein setzen: ihr' Haut ist verdürrt, manglet der lebendigen Kraft, ich forcht, es möcht' ein' Stockung bleiben des Bluts und entzünd't werden: ulcus."

Doktor Hieronymus Mulinus nickte, als sei er im ganzen einverstanden. Er fragte verbindlich:

„Da hat, Euer Würdig, also auch der Purgaz wohl gedacht?"

„Ei, Doktor, ihr ist purgiert Haupt, Herz, Leber, die Nieren zum Dickermal, auf daß ihr Superfluität ehender sei erlediget; allein die ist nit gestellt worden, als Ihr seht und wißt . . . desgleichen vomitus auf ein' jedlich Art."

Er winkte ab. Hieronymus Mulinus räusperte sich.

„Wollet, Euer Würdig, ein Wort gunnen." Er verneigte sich im Kreise. „Als ich, Euer Würdig, Gelahrt, vernommen und also auch selbsten g'sehn, perspectione urinarum in vitro: die Jungfrau hat ihr' Superfluität ex frigiditate sicca. Allein die Dürr' ihrer Kälten, so kein Feuchts lässet in ihr behalten, ist — als ich hab' es habitu et pulsu wohl gemerkt, dann der Puls ist klein und weich — zur Melancholie geneiget und denen Nieren frembt. Ist viel schwarzer Gall in der Jungfrau, darvor ist ihr' Haut erdunklet, als hätt' sie die italisch Sunn verbrennt. Demnach so ist mein' Indicatio causalis nit an die Nieren gewandt, sundern an die Milz. Ihr' Milz ist verstopfet fast, sie kann die irden und ohnreinlich Feistigkeit von Speis' und Trunk nimmer stoßen aus. Demnach so fleußt all vis expulsiva atque digestiva oder Stoßkraft und Däuung ihrer Milz denen Nieren zu und jaget

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

das Wasser dem Leib aus. Als müssen wir die Milz purgiern und die Leber, nit die Nieren. Dann die Jungfrau ist gewaltiglich saturnisch."

Nun begann eine ausgedehnte Unterredung darüber, ob die Ausstoßkraft des Leibes und seine Digestion von einem verstopften Organ auf ein andres übergehen könne, so daß es zu krankhaftem Übermaß der Leistung getrieben werde.

Indessen ging der Ratsherr Johann Tetzel vor der Kammertür auf und nieder, je länger und je erregter die fünf Ärzte sprachen, desto schwerer wurde sein Herz.

Endlich aber hatte der junge Doktor drei zum Schweigen gebracht, und es wurde stiller in der Kammer. Nur der alte Lochner blieb dabei, daß der Sitz in den Nieren läge. Er wurde überstimmt, man schritt zur eigentlichen Therapie: die Milz der Lucia Tetzelin zu purgieren.

Über die Art des Lassens und Leerens war man sich bald einig, aber es sollte auch eine Arznei komponiert sein, die nicht nur den Nieren Einhalt tat und dort verdickte, sondern zugleich auch die Verstopfung der Milz behob und hier säfteverdünnend wirkte. Ein Mittel geriet in Widerstreit mit dem andern. Und wenn der alte Lochner meinte: eins nach dem andern und damit etlichen Beifall fand, so regte der Fall doch zu sehr die Kunst an, Qualitäten, Grade und Gustus der Heilmittel spitzfindig abzuwägen, zu addieren und zu multiplizieren. Keiner konnte das zur Zeit besser als der Doktor Heinz Klingenspor, er verdunkelte den siegreichen Paduaner.

Dieser kluge, junge Mann schwieg bedachtsam, zeigte durchaus das achtungsvollste Wesen, und man vergaß gerne, daß er im Konsilium durchgedrungen war, man vergaß es so weit, daß ihn Klingenspor schließlich selbst fragte, ob er das Rezept nicht zu bessern wünsche. Mulinus fand nur Worte der Bewunderung, er griff einzelne Teile der Komposition heraus und zeigte ein so glänzendes Verständnis für die unübertreffliche Abgewogenheit der innersten Arzneipotenzen, daß dem beglückten Heinz Klingenspor vor der eigenen Kunst schwindelte. Ganz am Schlusse der Lobrede meinte Mulinus fast nebenbei, das Rezept habe einen einzigen Fehler: es sei in diesem Augenblicke allzu kunstvoll.

Klingenspor lachte überrascht, die andern stutzten, der junge Doktor blieb unangefochten: er zöge zunächst einige schlichte hippokratische Mittel vor. Man möge Viscum und Ruta für die Milz beschließen, Centaurion und Laurus in rotem Weine gegen die Magerkeit und die Superfluität der Nieren. Zwiebel zur allgemeinen Erwärmung und gegen die Augenschwäche sowie den Haarausfall, Koriander-blätter aber, um der Patientin einen gelinden Schlaf zu bringen und ihr die dunkle Farbe aus der Haut zu treiben. Er schloß fast bittend, ein schüchternes Zittern in der Stimme und mit den schönsten Augen. Die andern vier schwiegen betreten, jeder ahnte eine Falle. Langsam fanden ihre Blicke zu dem etwas bläs„eren Klingenspor, der nachdenklich in seinem Barte kraute — allzu sicher fühlte er sich des Hippokrates nicht mehr. Er schoß hinüber:

„Ist das Euer jungest Weisheit zu Padova?"

„Das nit, das nicht", fast bestürzt klang die Antwort. „Wir komponieren daselbst nit minder künstlich, als Ihr auf der Schul' zu Leipzig habet wohl erfahr'n, Würdig, Gelahrt — allein mir will scheinen, dem alten Tetzel seie die Kunst zu lang und als auch der jungen Tetzelin. Es ist ein Fall. Die ganz' Stadt red't davon, und mannig schwätzen, dem jungen Mensch möcht' vergeben sein, etwan auch sie seie behext. Es wird ihr kein Zahn im Maule wackelnd: die Stadt weiß. Dann der Vater suchet Hilf' und Rat in allen Gassen. So wir modo atque indicatione fürfahren aufs gleich und nit anderst, es möcht' uns der Fall genommen sein, und wir wären geschmächt, das ganz' Kollegium. Und nit Speired' und der bitterst' Hohn allein: Wer anderst sollet einziehn, Würdig, Hochgelahrt . . . wer anderst dann Er . . . sein

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

pochend Gugelwerk, sein' landfahrend Kunst! Derselb', ihr wisset, Würdig, Hochgelahrt! — Treibt er nit sint Wochen und Mond sein' Büberei und hat von mir offentlich gesprochen, er lach' meiner und lach' euer, dann wir verstehnd nützit nit . . ."

Er war zusehends geschwollen, seine Äuglein sprühten, der Mund sprudelte ihm, er stand stocksteif vor Eifer, nur sein Finger stach jeder Silbe nach. Um so bewegter waren die übrigen. Sie schritten in dem engen Raume durcheinander, als suche jeder seinen eigenen Weg mit dem Kopf durch die Wand. Nur der alte Lochner stand am Fenster und trommelte leise an den Butzen. Sie kratzten den Kopf, spuckten, burrten, bliesen den klemmen Atem aus den Mundwinkeln, zuckten mit den Armen auf und hielten jäh zurück. Der Mulinus fuhr weiter:

„Und ist derselb' kaum dagewest und hat die Jungfrau besehen, so hat er als auch nit weit zu laufen in die Gilgengaß zun Mohrenapotheker, und: weiß her dein Buch! Was stehn drin vor die Jungfrau Tetzelin deren Rezepta! Und fährt durch unser Komposition, wie die Sau durchs Würzgärtlein. Liest unser Namen drunter, hust' unser Namen in den Luft mit Lachen, als wär'n wir g'hürnt Bacchanten vor ihm, dann er ist der hochgelahrt, vielgerühmt, weiterfahren Bombast Paracelsus — und müsset uns Narren mit dem Kolben laufen, auf daß wir sauber werden . . ."

Sie hatten alle vergessen, daß hier der jüngste Hahn krähte. Ihre Köpfe waren rot. Jobst Ruckhammer ging den eifrigen an.

„Ihr sollet den Teufel nit über die Tür mal'n, dann er ist sunst nah g'nug bei uns, und auch sein' Namen nit nennen!"

Klingenspor flüsterte auf ihn ein: „Habt Ihr etwan g'hört, Kollega, ist der Tetzel allbereits bei ihm g'west?"

„Weiß nit. Allein er geht bei den Lazaro Spengler ein und aus, als Ihr wohl wisset. Und der Tetzel ist des Rats, und der Spengler ist der Ratsschreiber."

„Das ist kein' Sach' nit", meinte der alte Lochner vom Fenster her. „Er hat dem Spengler ein' Schrift dediziert, soll vor die Franzosenblateren sein. Sollicher Leut' gehn mehr bei dem Spengler ein und aus."

„Allein der Spengler hat's g'nommen an. Und in des Peipus Druckerei steht von dem ersten Bogen allbereits der Satz. Der Peipus aber saget: nu hätt' er ein' und der wär' der recht' Mann. Der hab' ihm ein' Prognostikationem auf das dreißigst und folgend vier Jahr g'schrieben, als ein' sobald nit wieder ans Licht sollt kummen. Desgleichen ein' Auslegung der Kartausfiguren, damit sich nimmer kunnt des Osiander Auslegung messen, und seie durchaus über dem Osiander! Dann als männiglich weiß: der Paracelsus kann's baß, nit in arte medica allein, sundern auch in theologia, astronomia, in mathematicis, und ist nindert ein' Sach' und Theorik, der Paracelsus weiß baß. Und liegt dessengleichen ein' Handschrift beim Peipus in der Druckerei, faustdick, und möcht' bei eim halbet Dutzend Sexter in Folio sein, dicht vollbeschrieben von ihm jedlichs Blatt, ein Chirurgia. Die sollet gleich Stadt und Rat aus der Tauf' heben seiner Dedicatio zu Dank."

Lochner kam langsam hinzu.

„Deren Ding etlich han wir all' g'hört, und ist gut, daß Ihr ein scharf Aug' darauf habt, Kollega Hieronyme — allein Ihr wellt der jungen Tetzelin die Milz purgiern, und der alt' Tetzel steht für seiner Kammertür und wart' auf den Beschluß."

Sie fanden zurück, wenn auch nicht ohne Hemmnis. Doktor Mulinus hatte sich wohl bewährt. Sie stimmten kurz entschlossen seiner hippokratischen Therapie bei. Und standen alle aufgerichtet, mit würdeschwer gefalteten Mienen vor Vater und Tochter. Ulrich Pinter führte das Wort, und es schien, als müsse die Krankheit augenblicks entweichen, wie ein Teufel vor dem Exorzisten, so würdeschwer klangen die Worte des Ulrich Pinter über den Vater und die Tochter hin.

Da der Mond voll werden wollte und so alle Feuchtigkeit in den Menschen ge-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mehrt war, kamen Mulinus und Klingensport überein, diese günstige Zeit zu nutzen. Schon des andern Tags zur regelrechten Stunde — es mußte die dritte sein — ließen sie der Jungfrau einen Schröpfkopf setzen. Hanns Gaupenrieder, der Schneidearzt, tat es selbst. Hanns Gaupenrieder wollte die erlesene Stelle ober der linken Hüfte zuerst einhauen, aber Klingenspor einigte sich mit Mulinus weiterhin, daß das Köpflein ohne Hauen gesetzt werde: denn die böszversteckte Materie liege zutiefst und müsse erst an die Haut gezogen sein. Man willigte nur darein, daß Hanns Gaupenrieder den locus ventosationis vorher mit lauem Öle erweiche.

Der Schröpfkopf verquoll im Fleische. Da er sich nicht lösen wollte, mußte man ihn mit heißem Wasser behandeln, bis er sich abziehen ließ. Eine Beule verblieb tagelang, blutig geschwollen, und schmerzte; endlich brach sie auf und wurde brandig. Der alte Lochner hatte recht behalten: ulcus.

Doch gegen Gangrän und dergleichen gab es Mittel, und der Wundarzt Gaupenrieder war ein erfahrener Mann, auf den man sich verlassen konnte. Er schlug zunächst gesottenen Urin über, dann starken Weinessig mit Kampfer und Kuhmist. Als aber der Brand sich ausdehnte, löste er einen Teil Quecksilber in zwei Teilen Scheidewasser, eine Höllenmixtur, darein Leinenflecklein getaucht wurden, die man überlegte. Inzwischen nahm Lucia Tetzelin Viscum und Ruta für die Milz, Centaurion und Laurus in Reinval gegen Magerkeit und die Superfluität der Nieren, Zwiebel zur allgemeinen Erwärmung sowie gegen den Haarausfall und die Augenschwäche, Korianderblätter aber, um die dunkle Farbe zu verlieren.

Die Qual ihres Durstes wurde unerträglich. Das fressende Wundmittel peinigte sie bis zur Ohnmacht, ihr Augenlicht war beinahe erloschen. Doch ihr Bewußtsein durchbrach zuweilen die Tortur des Leibes, die Marter schlugen in Gnade um.

Da wurde sie zum Kelche für den Geliebten, zum Becher aller Menschennot, den der Engel von Gethsemane reichte, jedes Leidens voll und selig.

„. . . neigest dein Mund zu mir . . . und er ist so süße, da er ist dürstig der Schmerzen und zucket nach meinem Leid . . . du mein Hochzeiter, du mein lieber Buhle, du allein . . . mir erscheinen deine Augen durch Lid und Tränen, der Sunn gleich, davor die Wolken stehn . . . neig' tiefer dein süßen Mund . . . mein Rand ist überlaufend voll . . . so trink mich, daß nit ein Hauch mehr lebet in mir und all's in dir ist eingangen . . . trink mich aus, sieh', ich verlechz nach deinem Munde und will dir die Zungen netzen. — Dein Haar schmecket so lieblich, ein Düften, als von edlen Früchten steigt . . . all' schlafen . . . du und ich allein sein noch wach . . . so voll ist dein Becher, der Engel wart' dir auf, du mein Hochzeiter, du mein Süßer . . . neigest zu mir dein Mund . . . daß ich vergeh' . . .“

Die Mutter und andere Frauen konnten andächtig in die Knie sinken und beten, wenn Lucia mit ihrem Heiland sprach, denn auch sie rochen den frischen Duft, von dem die Kranke wußte; wie reife Äpfel, die eine Zeitlang in der Kammer liegen, so duftete es bei der Kranken. Und der Vater kämpfte gegen das heilige Wesen an. Er räucherte das Zimmer mit Reckholder, Thymian, sprengte Rosenwasser aus.

Als er aber über der Kunst der ansässigen Ärzte verzweifeln mußte, ging er an einem Adventabend, dessen föhnige Lauheit die Adern spannte, doch hinüber in die Irergaß, wo Paracelsus beim Fingerhuter Entner im Hinterhaus gegen den Geyersberg zu ein Zimmer und eine Küche gemietet hatte.

*

Viele Lichter an Wand und auf dem Tische mußten im Zimmer der Lucia Tetzelin brennen, wenn sie von ihrem Heiland verlassen war.

Sie rief dem Arzt entgegen:

„Kummt nahe, daß ich Euch sehe, denn sie sagen, Ihr seid anderst als die andern.“

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Paracelsus nahm ihre Hand, um den Puls zu fühlen und die Haut zu prüfen. Dann beugte er sich hinunter zu ihr.

„Haucht mich an, Jungfrau Tetzelin."

Sie tat es fast erschrocken und klagte dann:

„Was habt Ihr vor kalte Augen und ein' harten Mund!"

Man hatte sie mit Kissen und Tüchern in einen breiten Schragenstuhl gebettet, sie lehnte auf der rechten Seite, um die Wunde nicht zu drücken. Leise wimmerte sie:

„Kalte Augen . . . ein' harten Mund . . ."

Paracelsus untersuchte die Heilmittel. Beide Eltern flüsterten auf ihn ein. Als man ihm auch den Kampferessig reichte, es war noch ein Rest vorhanden, obwohl Gaupenrieder bald zu seiner Höllenmixtur übergegangen war, meinte der Arzt:

„Camphora . . . wär' gut gewest, ohn' Essig und Kühmist, den Sant Damian diesem säuischen Baderknecht ins Maul müget schmirben — wär' gut gewest, eh' dann die Krankheit was gebor'n."

Er deckte die Wunde auf.

„Hinweg mit dem Lappen! Hinweg die Kölblin, die Skatulä!"

Er schüttelte seinen Arm gegen den Tisch hin, spreizte die Finger dabei und sah im Augenblicke so zornig aus, daß eine Magd, die hilfsbereit unter der Tür stand, mit eilig gebreiteter Schürze hinzulief und alles klirrend wegraffte. Er winkte dem Famulus, einem jungen Menschen — er lahmte ein wenig — und der stellte nun die Taschen des Paracelsus auf den Tisch.

„Nimm dein Täflin, Hanns, und soll tu allsogleich zum Mohren laufen. B'stell' dem Apotheker, daß er es im Augenblick beginn, dann ich will in einer Weil' kummen und sechen."

Der junge Mann nahm ein pergamentüberzogenes Täflein und den Rötel.

„Terpentinae induratae zween Pfund. Opoponaci ein halbets. Colchotaris der Unzen drei. Reduc in emplastrum! Lies!"

Das Rezept wurde wiederholt. Der Famulus verschwand.

Schweigend wusch Paracelsus die Wunde mit warmem Wein, und dann schüttelte er ein Häuflein Pulver aus Bilsenwurzel auf einen Leinwandfleck, durchfeuchtete den Bausch mit heißem Rosenessig und betupfte die Wunde.

„Ihr habt ein' milde Hand", flüsterte die Kranke. „Gebt mir ein' Trunk, der mich stillt, ich muß verschmachten!"

„Den Durst, Jungfrau, den müsset Ihr leiden, allein ich will ihn lindern vor diese Nacht, daß Ihr müget ein paar Augen voll Schlafes han."

Er hielt nicht ein und redete ebenso sacht, wie er mit der Wunde umging. Allmählich verlor sich der wühlende Schmerz.

„Nu ist mir gut. Der grausam Wehtag will schwinden . . ."

Paracelsus warf den Leinenbausch in den Kamin und bedeckte die Wunde mit einem Ölfleck. Dann tröpfelte er aus einem Fläschchen in den Granatapfelsaft, mit dem die Kranke von Zeit zu Zeit Zunge und Gaumen netzte.

„Trinket langsam davon."

Und Lucia Tetzelin trank, ohne die weitgeöffneten Augen von ihm zu wenden. Und ohne wegzusehen setzte sie den Becher auf den Tisch.

„Wohl seid Ihr anderst. Und die Leut' sprechen, Ihr seiet ein Magus."

Paracelsus stand beim Tische und schnallte die Taschen zu. Er meinte ruhig:

„Es ist kein Land in Europen, wo die Leut' nit hättind über mich g'red't."

„Warumb seid Ihr anderst und habet ein' Hand, so mild?"

„Jungfrau, aufs glich müget Ihr fragen zur Stund' das Firmament, warumb es so seie in seiner Konstellaz b'stellt und nit auf ein' ander Art."

„Ist Stern und Firmament Euer Maß und Gleichnus?"

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ich merk', Jungfrau, daß Euer Schmerz ist gesänftiget, und Euer Durst brennet so arg nit mehr," meinte Hohenheim leise lächelnd, „dann der Geist flüglet wieder. Auch ich hab' es vernommen, daß Ihr gelehrt seid und des Worts mächtig."

„Soll ich dann leben? Oder ist meine Zeit um?"

„Ich will Euch bistahn mit Gottes Hilf' und meiner Kunst, dann Ihr kämpfet ein' schweren Kampf."

Er wollte die Taschen schultern. Der Ratsherr griff zu.

„Mit nichten, Herr Doktor . . . da will ich ein' rufen, der . . ."

„Ei lasset, Ehrbar. Meine Achslen sein niemalen wund worden von diesen Riemen. So Ihr das Pflaster habet, sollt ihr's erwärmen in der Hand und davon auf ein leinen Flecklin tun, als ein's Messers Rucken dick, und es legen auf. Ein' leinin Binden darumb, doch nit zu fest. Alsdann ins Bett."

Er stand vor Lucia Tetzelin, die mit ihren fragenden Augen nicht von ihm ließ. Die beiden Riemen schnürten kreuzweis seine breite Schaube über der Brust in Falten, und er stützte die beschuhten Hände auf das Schwert wie einer, der vor einer Reise noch zur letzten Antwort bereit ist, obwohl sein Geist schon fern weilt.

„Sie sagen, meine Säft' seien übel gemengt, ein kalttrucken Dyskrasia."

Er nickte. Die Galle stieg ihm.

„Und habend Euch purgiert, vomiert, gelassen, geschröpft, verätzt, dann das ist ihnen offenbar gewest: Euer Leber ist geschwollen fast, auch die Nieren. Heraußer demnach die Humores! Und hand viel großer, breiter Wort umb Euer Ohren geblasen. Als man hie saget ze Nürnberg: Laß dunken, machet den Tanz gut!"

Er kniff die Lider zusammen, preßte die dünnen Lippen und senkte den Kopf. Da beugte sich Lucia Tetzelin weit vor, ihre Augen wurden voll und perlten über, ihre Lippen zitterten.

„Was müsset Ihr verlassen sein und einsam unter den Menschen!"

Im Nu stand der kleine Mann hoch gereckt, seine Stirn zornig gerafft, die Augen scharf und brennend.

„Darumb sollt sich ein Tüfel scher'n", entfuhr es ihm; als er aber ihre Augen sah, murrte er ärgerlich, doch weicher: „Ihr seid des Worts gewohnt, Jungfrau, und habet etlich's über mich von denen Lüten g'hört und nichts dann ein' kurz' Praktik von mir auf diesen Abend erfahr'n an Eurem Leibe. Ihr wünschet ein Wort. So will ich Euch sagen: der Schmerz an Eurem offnen Schaden, der muß wiederkehren, auch unter dem Pflaster, zwar gelinder. Der Durst wird wiederkehren, doch sollt Ihr schlafen." Und er fügte leise, in sich gewandt, hinzu: „Wir hand all ein Werkmeister in unserm Leib beschlossen, ein' subtilen Chimista. Der ist krank in Euch, und die Arzt habend ihn geschwächt bis an den Tod. Dem will ich helfen, als weit mein' Kunst reicht und Experienz. Doch soll ich zu Euch reden im Lichte der Natur, so will ich Euch sagen: Euer sulphurisch' Substanz ist fast erloschen, als wie ein' Glut erlischet, do all's Holz äschen ist worden. Euer merkurialisch' Substanz steht in Exaltation, davon Euer Geist ist erregt, als in eim andern Leben. So ist das Salz übermächtig worden in Euch, daß all Feuchten hindurchrinnt, wie ein Regen durch den Sand, und hält nichts in ihm. Und also lieget er darnieder, der groß' Chimista Eurer elementarischen Welt, und mag nit mehr scheiden und binden auf die g'recht' Art. Da müsset Ihr dürsten und hungern, und der Körper stößt ungedäuet ein Volatile dem Mund aus, davon Euer Atem schmecket nach Äpfeln gar lieblich. Müget ein Herz gewinnen, Jungfrau, auf daß der Chimista wieder erkräftet. Was an mir liegt, ich will's tun."

Er ging fast ohne Gruß, gefolgt von den befangenen Eltern. Lucia Tetzelin saß, ihren Kopf auf die Rechte gestützt, die Augen mit der Handfläche beschattend. Sie

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wiederholte leise die Worte des Paracelsus. Es war ihr, als wehten sie fühlbar um ihre Stirn und Schläfen wie streichelnde Hände.

Im Flurgang drang der alte Tetzel flehentlich in ihn.

„Kann ich mehr tun," beruhigte ihn der Arzt, „als in meinen Kräften stehet? Ihr müget ein Mann sein, Ehrbar, und jedlichen Endes bedacht. Ich will ihr auf diesen Abend noch ein' spagirisch Tincturam bereiten, darein künnt ich das größist Stuck satzen. Und ist ein confortativum magnum, das will ich schlagen in die letzt' Schanz'. So sie dessen geneußt und sich nimmer daran aufricht', ist mein' Kunst vertan. Dann Euer Kind scheinet mir allzu jung vor diese Krankheit."

„Habt Ihr kein' andern Trost, Herr Doktor, habet Ihr kein' andern? Es war g'fehlt, daß ich nit längest bin bei Euch g'west!"

„Da sollt Ihr ruhig sein, Ehrbar. Wohl habend die Arzt an der Jungfrau manigerlei Ohnverstand geübt und unnütz Schmerzen, daß es spöttlich ist, allein das Übel beruht in Ente Veneni: nit als die Lüt sagend, ihr seie mit eim Gift vergeben, sundern sie vergift ihr selbsten aus Ohnmacht der Natur. Ich hab' es gesagt: der groß' Chimista ist krank in ihr."

„So helfet ihr und uns," zitterte es aus dem starken Manne, „dann ich hab' all mein Herz an das Kind gesetzt."

Paracelsus nickte kurz und ging.

Als er in der Mohrenapotheke die Bereitung des Pflasters überprüft und seinem Famulus die Taschen gegeben hatte, trieb es ihn etliche Schritte stadteinwärts. Es war nicht mehr lange bis zur Feuerglocke, da auf den Herden und in den Werkessen jeder Brand gelöscht sein muß. Schnell noch, ehe die Scharwache kam, daß sich niemand außer Haus sehen lasse, es sei ihm denn triftig, und dann nur mit einer Laterne, die alle Unschuld von weitem bezeugte, schnell noch, wie ein Windstoß, wirbelte ein hastiges Leben den Häuserzeilen entlang. Vor den Feiertagen mußte von Werkstatt zu Werkstatt viel geschlichtet und ausgerichtet sein, und die Weihnachten hatten den sorglichen Fleiß an Gaumen und Magen zu entgelten. Die Hausfrauen waren um die letzte offene Stunde auch sonst eilig mit Wasserbutten und Bierpitschen, Nachbarn und guten Freunden über die Gasse hin. Zudem wollte die sonderbar laue Zeit mit ihrer Vorfrühlingsspannung von Mensch zu Mensch entäußert sein. Als sei man schon einer Winterverschlafenheit entrissen, sah man mehr, wußte, hörte man mehr, ließ leichter einen Heller springen, und dazu hatte der immer noch karg bemessene Tagesraum kaum Platz.

Hoch über den Dächern hin huschten helldurchschienene Wolkenflocken. Sie gaben den vollen Mond und feuchtblinkende Sterne im Wechsel frei. Die Giebel und Überhänge, wie Hände, die sich falten wollen, fingen das hurtige Himmelsspiel in ihrer durchlüfteten Enge ein. Den Grundakkord von Menschenwärme und Erdensicherheit warfen die Strahlenbündel der Fenster und flügelnden Haustüren über Pflaster und Gassenmorast.

Doch hinter der Marienkirche wurde das Himmels- und Hauslicht vom Schein der Fackeln und Glutpfannen verdrängt, der weit hinauf die Strebepfeiler des Chores rötete. Es wurden noch immer neue Heringe auf die Roste gelegt, als sollte des Bratens kein Ende sein. Leute und Kinder standen darum, gönnten sich eine Vorfreude an den guten, durstlockenden Fischen oder sahen nur der Geschicklichkeit des Rösters zu, rochen den etwas tranigen, gaumenkitzelnden Duft, freuten sich der warmen Beleuchtung, lachten, flüsterten, schrien und kümmerten sich nicht darum, daß es Dreiviertel schlug.

An der Barfüßerbrücke vor dem Eckhause gegen das Spital hin sah er ein Trüpplein Kurrentschüler stehen; es mochten zwei Dutzend sein, die sich des Bettels behalfen, um leben zu können. Sie waren auf dem Rückwege, denn unter dem

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Scheine der beiden Stangenlaternen konnte an ihren Sammelkörben das Bild der heiligen Geisttaube erkannt werden, und die Geistschule lag nur mehr wenige Häuser weit. Sie sangen ermüdeten Lauts eine vierstimmige Motette, leiernd und wenig achtsam; sie hatten genug in ihren Bettelkörben für den folgenden Tag und die künftige Nacht. — Paracelsus blieb auf der Brücke eine Weile stehen. Die ziehenden Wolken schimmerten aus dem Wasser, und, wo von den beiden Pegnitzarmen die Schüttinsel zugespitzt wurde, spiegelte der Mond aus dem friedlichen Lauf.

Waren es reinigende Strahlenfluten, die das Wasser heilten, oder ergoß sich astrales Gift aus Mond und Stern in das Element und strömte Menschennot, Seuche, Pest in den Fluß? Er schärfte den Blick, als müsse er mit seiner besten Kraft den trügerischen Glanz durchläutern.

Da verstummten die Schüler. Er strich leise über die Stirn hin, schloß die Lider und tastete auf das Steingeländer. Die forschenden, fast verzehrenden Augen der Lucia Tetzelin hingen vor ihm, sie riefen ihn aus der Wolkenblässe ihres Gesichtes an, hielten fest, zwangen zu zögern, nötigten ihm Worte ab. Auch da ein Gespinst von Leibesfirmament zu Leibesfirmament, von einer Wesenskonstellaz zur andern. Und Worte, die sie ihm abgenötigt hatte, flossen drunter hin wie das Pegnitzwasser unter dem gestirnten Himmel und seinen Blicken. Strahlen der Menschenwelt, die sie Paracelsus und einen Magus heißen, Strahlen der Sternwelt, die sie Himmel heißen . . .

Neben ihm die eilenden Tritte trieben den Arzt auf und weiter. Der Schatten von Sankt Lorenz drängte ihn gegen die Gasse, durch die der Fischbach in einem gemauerten Rinnsale sprudelte. Von dort klangen laute Männerstimmen. An etlichen Häusern war das Gitter ausgesteckt, und die Leute kamen, erhitzt von dem Rotbiere und ihren Gesprächen, aus den Toren, standen noch Augenblicke, um mit einer endgültigen Meinung, tauge sie dem andern oder nicht, das letzte Gewicht auf die Wage ihres Werkeltages zu werfen und dann zusamt Gevatter Nachbar heimzutrollen, selbstgesättigt, bettschwer, entbunden. Paracelsus streifte an ihnen vorbei und folgte einigen lauten, tiefen Stimmen. Ein laues Bad, so lösend, umgab ihn der Schall: die fließend aus, der ein in den andern, und hand den Schlaf g'segnet. — Als müsse von diesem Bürgerfrieden auf ihn zurückwallen. Fast schien ihm, als schliche er auf Diebswegen.

Die Leute bogen in die Lederergasse ab, und er mußte über den Kornmarkt zurück, beim Derrer vorüber und über die Säubruck. Dort schlug es zwei in die Nacht. Zuerst vorne von Sankt Sebald, dann rechts von Sankt Lorenz und weiterher vom Laufferschlagturm, endlich vom Weißenturm. Er stand, lauschte. Eines Atemzugs Weile und überall, von allen Seiten überall, die bimmelnde Feuerglock': alles Leben unter Dach und Fach, warm gehegt, vertraulich gedrängt, friedvoll insgemein.

Einen wußte er noch in diesem festen Mauerring, der auch ein Fremder blieb, trotz seines jungen Hausstandes. Weil der das Leben auf eignen Geist stellte und nicht auf den der andern, mußte er umgetrieben sein. In der Druckerei des Peipus waren sie aufeinandergestoßen, zuerst mißtrauisch, da beide den Trotz der Eigenart witterten, dann aber unter Frohlocken. Er hieß Sebastian, nannte sich Frank und hatte die Stirn, von seiner Feder zu leben, solange das junge Weib mit dem Kindlein die Dürftigkeit vertrug. Ein paar Schritte weiter oben auf dem Weinmarkte im Hause des Sebalder Diakonus Althammer nistete er unter dem Dache.

Ein Lächeln, das aus den frühgefältelten Zügen des Paracelsus erblüht war, verschwand plötzlich. Er ging über den Säumarkt, wo man die neuen Krämbuden baute, die Baracke daneben sollte eingerissen werden. Aus den Fensterritzen der Baracke sickerte Licht, und der Schornstein rauchte. Dort brauchte das Feuer nicht gelöscht zu sein und sollte es ihnen ans Ersticken gehen vor Dunst. Schweiß und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Gestank! Franzosenmenschen. Arm, nicht nur der Franzosenblattern wegen, die an ihnen fraßen, arm und gepeinigt von der Henkerskunst ihrer Ärzte. Er brauchte nicht einzutreten und sah sie doch in ihren besudelten Laken, die Glieder dick und weiß beschmiert mit der Quecksilbersalbe. „Schmirben! Weißgerber! Schmirben!“ Er spie aus. Dort hockten etliche unter der Lampe, als seien sie vom Grab erstanden, das ausgemergelte Gesicht mit Bleiweiß gepudert, so daß die Augenhöhlen, die Nasenlöcher und der offene Mund schwarz wie ausgefressene Löcher klafften. Die, unter dem Giftpuder, mußten hungern und den Holzsud trinken, des heiligen Holzes Guajak, dreigeteufelt, gottesverflucht, und mußten mit dem gelben Schaume des Gesudels die offenen Schwären betropfen.

Ein Fieber schüttelte ihn, er raffte die Schaube dichter vor der Brust und ließ das Schwert durch den Kot schleifen. Der Peipus zog den Druck des Franzosenbüchleins zu lange hin! Der Paracelsus, Magus, wollte die schändliche Impostur und Krankenpein ihrer Franzosenarzenei austilgen, und der Paracelsus hatte des Lacari Spengler Ohr! Wenn einer ihm beistehen konnte, so dieser unangefochtene Mann! Er ballte die Faust gegen die Franzosenbaracke. „Du arm', gemartert' Kreatur, du arm', g'schunden' Kreatur!“ — Er stürmte gegen den Wind die Gasse aufwärts und keuchte. Die dicke Schaube blähte sich. Still war es geworden, menschenleer. Der Wind riß ihm seine Worte von den Lippen.

„. . . ihr sollet schmecken mich und meine Sekten, die ihr schmächet die Sekten Theophrasti . . . die kummt euch über und eurer Impostur . . . euren Codices, Commentatores . . . Holzsudler, Laxatores, Vexatores! Fort, euer Glätten, Mini, Bleiweiß! Do euer Schmirben und Seuden kein Glauben mehr hätt', habet ihr ein Wasser erdacht, und wo man euch jaget mit eurem Wäschen, hebet ihr an mit Räuchen und Ätzen. Ihr sollet eu'r Schand' lesen gedruckt! Sollt das Büchlein fressen, daß euch der Bauch aufgrölzet! Do müget ihr murmeln und brummeln, den Mund zusammenziehn, sam hättet ihr Schlehen und Holzäpfel gessen, und euer Lug und Trug offenbar auf allen Gassen sehn! Euer Heiligen werdend euch nit bistahn, ob ihr gleich winslet: Sant Veit verantwurt die Franzosen! Verantwurt die Ölschenkel, Sant Quirin! Sant Johanns, die fließend offnen Schäden! Sant Dionysi, die Plateren! Euch aber verantwurt keiner nit, dann ihr seid über allen Tüfeln . . .“

Erhitzt, klopfenden Herzens stand er vor der Haustür in der Irergaß und polterte mit dem Klöppel.

Nach einer Weile unmutigen Verschnaufens öffnete sich daumenbreit ein Lugfensterchen im Stockwerk.

„Wer ist, wer ist . . . nachtschlafend Zeit!“

„Ei, tuet auf, Meister Entner!“

Es schloß sich leise. Unhörbar huschte der lange, hagere Fingerhuter herunter. Hinter dem vergitterten Guckloche der Haustür glänzte ein Augapfel im Streiflichte des Mondes.

„Ich, und kein andrer nit, Meister.“

Unhörbar wurde aufgetan, das Schloß war geölt, der Riegelbalken eingeseift.

„Ist kein Tropfen Bluts in meiner . . . dermaßen, Herr Dokter, Hochgelahrt . . . dermaßen ein Schröcken!“

„Kein Tropfen Bluts, Meister Entner?“

„Als man sagt, als man saget, Herr Dokter!“

„Da sparet Ihr, als man sagt, den Bader bis Weihnachten übers Jahr, und Euer treibenden Humores seind merklich gestellt. Schlaft wohl, Meister, und kummt mir nit wieder an, daß ich mein' Kohlen lösch', dann ich hab' auf diese Nacht noch ein Arkanum für, ein Magisterium magnum, eine Tinctura spagirica, auf daß Ihr wisset . . . und die Kohl' macht kein' Rauch nit in der Essen.“

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Wachsstock zitterte in der Hand des Fingerhuters.

„Gott und all' Heiligen wöllens Euch gesegnen, Herr Dokter!"

„Soll dort gesegnet sein, davor ich's mach'."

Paracelsus wollte weiter, der Meister tupfte ihm auf die Schulter.

„Vor die jung' Tetzelin? Der Tetzel ist bei Euch g'west?"

„Forschet nit! Fraget nit, Meister," grollte der kleine Doktor dumpf und sah den Fingerhuter von untenher an, „dann die anima tincturae, der spiritus magisterii verkreucht sich, so man den nennt, in den er soll fahr'n!"

Er rollte die Augen, schrieb einen Drudenfuß gegen den Wachsstock in die Luft. Der Wachsstock zitterte wieder und begann heftig zu tropfen, während der Meister Entner sich rücklings verzog, so daß das Lichtlein noch genügte, um dem Paracelsus durch einen muffigen Flurgang ins Hinterhaus zu leuchten.

Tief in der Nacht schickte er seinen erschöpften Famulus vom Feuer fort und schlafen. Aus dem Antimon hatten sie die giftigen Rekremente ungeätzt geschieden, nur der liebliche Sulphur war, als goldrote Tinktur, in der Vorlage aufgesammelt. Er hob die Vorlage ab, tauchte sie in einen Topf mit lauem Wasser, daß sich die Tinktur nicht allzu rasch abkühle, und trug sie ans offene Fenster, durch das er den Mond hatte einwirken lassen. Er setzte die Arznei dem vollen Lichte aus. Mond und Gestirn konnten das entgiftete Arkanum nur mehr fördern.

Über einigen Apfelbäumen wies der Neutorturm mit seiner spitzen Zinke hinauf in die strahlende Scheibe.

Fröstelnd zog Paracelsus das Wams über dem Damastbrüstlein zusammen. Seine ermüdeten Augen, tief beschattet von der vorspringenden, quergefurchten Stirn, schlossen sich beinahe. Er trug keinen Bart mehr, sein Gesicht war hager, den bitteren Zug um seine schmalen Lippen schien die späte Stunde gelöst zu haben. Fast weich und wehmutsvoll ruhte der dünne Mund.

Dann schärften sich seine Augen ein wenig, eine kurze Spannung straffte ihm die Züge, als sähe er in dem Gewirre der Baumkronen irgendein Bild. Seine Lippen öffneten sich kaum. Er trennte langsam eine Hand von dem Wamsausschnitte und berührte das Arzneigefäß. Offenbar hatte er dessen Wärme prüfen wollen, und dieser Wille mochte von den Gesichten überdeckt worden sein, die seine Blicke starrer an das schwarze Geäst der Bäume fesselten.

Er flüsterte: „. . . moritura . . . moritura . . ."

Daran erwachte er, steckte den Finger in das Wasserbad, und da es schon fast zu kühl erschien, trug er den Topf mit dem schwimmenden, leicht erklingenden Gefäße zurück neben die Glut, die auch schon verwitterte.

*

Und doch schien die Krankheit der Lucia Tetzelin gewendet. Ihr Durst ließ nach, der Wundschmerz verebbte, die Nieren mäßigten sich, der Puls wurde stärker. Aber die Wunde blieb offen, und langsam griff der Brand weiter. Ihre Haut verlor den bronzenen Ton, wurde scheinend und von so zarter Blässe, als bräche durch sie das Leuchten der stets bewegten Seele.

Um diese Zeit brachte der Drucker Peipus die Prophezeiung des Paracelsus auf Europa für künftige vier Jahre ans Licht und fast gleichzeitig dessen Auslegung der dreißig magischen Papstbilder, die vor zwei Jahren in der Handschriftensammlung der Nürnberger Kartause aufgestöbert worden waren. Damals schon hatten die dunkelsinnigen Figuren durch den Lorenzer Prediger Osiander im Vereine mit dem Volkspoeten Hans Sachs eine kampfesfreudige Deutung gefunden, die Hohenheim,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

als er sie zu Gesicht bekam, verdroß, weil er den richtenden Geist der jahrhundertealten Figuren, die das weltverbuhlte Papsttum und seine Reinigung durch die Demut des Glaubens in sonderbarer Sprache schilderten, auf die Gasse und in die Tagesbegebenheiten geworfen sah. Der Rat war damals noch, seine Unparteilichkeit zu sonnen, gegen die Kampfesart des Lorenzer Predigers eingeschritten, hatte den Drucker Güldenmund strenge beschickt und den Schustermeister Sachs unzweideutig an seine Leisten verwiesen; er sah es auch jetzt nicht ungern, daß ein Mann von Ruf die zweifelhafte Sache, der man so nüchtern nicht mehr beikommen konnte, parteilos auf das weniger heikle Gebiet geistlicher Läuterung zurückführte und den jähen Osiander einer Voreiligkeit bezichtigte. Man gönnte diesem hochgeschätzten, rechthaberischen Manne die kleine Zurechtweisung, zumal sie ein Fremder gab, der, unbeschadet des Gemeinwesens, jeden Gegenhieb vertragen mußte.

Daß gerade zwei Schriften abseitigen Inhaltes, ein politischer Kalender und eine Figurenauslegung, die ihm nebenher, fast im Auftrage des Druckers, vom Kiele geflossen waren, zuerst eine Offizin verlassen und Aufsehen erregen konnten, während der Satz seines Franzosenbüchleins kaum in die Kästen wollte und seiner Chirurgia wegen noch lange Verhandlungen zwischen Rat und Peipus in Aussicht standen, das bedrängte den Arzt und das rege Gewissen des einsamen Mannes, und er war mehr als sonst zu Rede und Antwort über sein Schriftwerk geneigt. Dabei trat ihm in des Ratsherrn Tetzel Hause eine Fragerin entgegen, deren krankhafte Verklärtheit und schrankenlose Verehrung — sie sah in ihm den Retter — je länger, je tiefer auf ihn wirkten. Er war der einzige in diesen üppigen, erwärmenden Räumen, der nicht an das junge Leben glaubte, das sich zu neuer Kraft und einer geheimnisvollen Schönheit zu erheben schien. In ihrem Dunstkreise strebte er fast selbst danach, hoffend befangen zu bleiben, die düsteren Zeichen nicht zu bemerken. Und er wünschte, der fromme Magus zu sein, den Lucia Tetzelin in ihm sehen wollte, wenn er auch stets die flehentlich gereichte Schale ihrer Gläubigkeit verschüttete. Seine einbildsame Natur war von der Jungfrau hart versucht. Vor ihr beneidete er die Glücksritter einer Lebenskunst, die sich aller Welt anzuwandeln verstehen und dabei ihres Wandels so selbstgewiß und sicher leben, als warte ihnen die Welt auf.

Und ihm gegenüber ging Lucia Tetzelin ganz aus sich heraus. Er fühlte ihr Seelenwesen leibhaft durch seine Haut eindringen, wie Erdmännlein durch den Berg schreiten, als sei das Erdreich Luft. Er konnte sehen, wenn er mit einer ihm selber fremd und weich erklingenden Stimme zu ihr sprach, wie sie ein ähnliches Gefühl des Empfangens überkam. Ihre Augen verschleierten sich dann, ihre Arme fielen schlaff nieder, die Handflächen waren ihm zugekehrt, ihr Oberkörper sank in die Stuhlkissen zurück, oder sie suchte eine Lehne an der Wand, am Tische. Er scheute sich mehr und mehr, sie körperlich zu berühren, und mußte heftiger gegen eine Gesättigtheit ankämpfen, die ihn träge belastete, wenn er von dieser Kranken ging.

Was will tu, ein Peregrinus? In die Purgaz also dein Gemüet! Eins Arzet Aug' muß nüchtern sein, ohnbefangen . . . und ihr ist sigillum mortis eingepreßt zwischen denen Brauen . . . ei, daß ihr Glauben den Wundermann machen kunnt, du arm Mann in diesem Element!

„Und warumb saget Ihr dann," fragte ihn an einem Abend die Kranke — sie zitierte aus seinen Schriften fast wörtlich — „warumb saget Ihr: ‚Derweil die geistlichen Ständ' in dieser Linien der Bosheit leben, weiß der Magus derselbigen Bosheit und hat zu prophezeien G'walt. Wie ein Arzt einen Menschen erkennt, der nit will G'sundheit haben, sundern die Krankheit bei ihm lassen regiern. — So ist der Arzt des End's Weissager und gibt's dem Arzt das Licht der Natur. Die Erfahrenheit in der Bosheit und daraus Weissagung aber gibt die Magika . . .' — Warumb so stellet

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ihr die Magika, da sie die Bosheit decket auf, selbsten in die Bosheit? Ist sie nit eine Macht und Wunder Gottes, dann sie eröffnet das Zukünftig vor den Augen, als seie es geschehen, und ist ein Fingerzeig Gottes in ihrer Weisung. Seid Ihr nit selbsten ein Magus ohn' all' Bosheit, dann Ihr saget voraus Europen auf etlich Jahr und mahnet zum Guten wunderlich?"

„Indem Ihr gut seid und rein, Jungfrau, sehet Ihr all's gut und rein. Der die Bosheit siehet, ist ihm selbsten in der Bosheit tief erfahr'n, dann es erkennt ein jedlicher nur das Seinig': der Astronomus der Stern Läuf', dieweil in ihm wohnt leiblich das G'stirn, und ist sein Firmament dem Firmament des Himmels gleich — der wahrhaft Theologus die G'schrift, das heilig Wort, dann ihm ist teilhaftig Gottes Bild von Adam vor dem Fall. Also der Magus die Tücken und Bosheit der Welt, dann in ihm lebet des Luzifer Begierd-füer, er weiß darnach, wohin die Tücken treibt. Drei Reich' und der Weissagung drei Weg' aus den dreien Reichen: Gottes, des Gestirns und der elementischen Welt."

„Dannocht — ist nit als auch der Höllen und Begierd' Gericht in denen Figuren der Kartaus und fasset ein' an mit Grausen?. Kunnt es Bosheit und Tücken sein, so Bosheit und Tücken wird verdammt?"

„Es ist ein andres, so Ihr, Jungfrau Tetzelin, die Bosheit der papstischen Welt in denen Figuren verdammt sehet — das ist ein' Würkung in Euch und Kraft des Zeichens, der Figur durch Euch — und ist ein andres, so Ihr von dem Magus sprechet, der die Figur und Zeichen hat erfunden. Abertausend hand zu des Magi Zeit des Papsts Gewalt verehret und rein g'sechen, trotz aller menschlichen Fehle des, der die dreifach' Kron' hat getragen. Dann sie sahen nit elementisch Mensch und Kron', sundern die Kirch' Gottes. Der Magus aber sahe den Menschen und die Hoffart der Kron', sahe das papstisch' Lotterwesen und das aus Gleichung der Bosheit seines Wesens und Blicks in die eigen Höllen. Der Magus hat durch das Höllenfüer g'sechen, und ist sein Bild und Figur, so er wider des Papsts und der geistlichen Ständ' Hoffart, Übermut und Hurerei aufgezeiget also schröcklichen, daß es den Menschen schaudert und mahnt. — Muß nit der Tüfel durch sein' Tüfelei als auch das Gut' würken in Gott? Ist er nit ausgestoßen aus Gott und muß sein End' wider Willen finden, wo sein Anfang ist g'west? Ist Gott nit durch das Bös' hindurch der eignen Güte voll? Ist Gut und Bös nit einig und göttlich in ihm? — Da habet Ihr ein Gleichnus veneni oder des Gifts: Was ist ein Gift? Das Böseste' und das Beste' zugleich. So es sein richtig Füer find't der Läuterung, wird aus dem Gift ein' Arzenei und Tod der Krankheit. Also ist Gott das Gift seiner selbst worden in der offenbareten Welt und wandlet die Welt von seim Gift in sein arcanum."

Die Jungfrau hatte sich bei diesen kühnen Worten aus den Kissen aufgereckt, sie sah mit schreckenswieten Augen über den Mann hinaus.

„Hilf Gott, wo stehet Ihr dann, Herr Doktor! Mir schwindelt vor den Augen, und mir ist, als seie ein Feuermantel wehend umb mich tan, davon ich bin entrafft!"

Da fiel Paracelsus heftig, fast zitternd ein, und er streckte ihr die Hände entgegen.

„Darus sollet Ihr erkennen, als klein und ring ist die Kunst Magika, als groß und gewaltig ist Theologia. Was ist ein Weissagung und Prognosticatio aus dem Gstirn? Zeichen und Zahl, so da sprechen ihr Sprach zu uns nach ihrer Sprach Gsatz, das gleichermaßen ist ein Gsatz im Astronomo. Was ist ein Prophezeiung aus der Magik? Zeichen und Wort, darin der Geist aus eigner Bosheit Bau und Gsatz vorausdeut', was aus der Bosheit der Welt soll werden — nichts dann die irdischest, die tüfelischest Klugheit redt da aus ihr selbsten und bedeut' die Welt. Darumb so sprechend uns die Zeichen an Astronomiae, Magiae, und wir fühlen ein wundersams Wehen aus ihnen: dann in uns seind sie allgemein und eins. Sie sind die Sprach

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der großen Welt und würkend in die klein Welt, in den Menschen, daß der Mensch den Menschen kunnt verstehn und der Mensch die groß Welt kunnt verstehn, all eins werden. Das ist der Füermantel, der uns alle decket, darunter wir schauderen: teilhaftig werden aus unserer Beschlossenheit, eins werden in unserer Teilhaftigkeit — und überfließen aus unserer Stund in das, was längest ist gewest, und gehen über aus unserer Stund in das, was sein wird, wenn unser Korpus nützit meh ist dann ein Handvoll Aschen."

Lucia Tetzelin war abgewandt zurückgesunken, sie hielt den Kopf auf beide Ellbogen gestützt, das Gesicht mit beiden Handflächen bedeckt, leise bebte ihr Körper, und leise zitterte es aus ihr:

„Haltet ein, Meister! O schweigt, schweiget! Wie soll ich hindurch . . . da Ihr umbfahet die Welt . . . da Ihr gießet die Welt in diesen gringen Leib . . . wie soll ich's tragen!"

Theophrast von Hohenheim kniff die Augen zusammen wie einer, der plötzlich in eine grelle Flamme blickt. Seine Oberlippe war hochgezogen und ließ die schadhaften, aufeinander gebissenen Zähne sehen. Er hob langsam die geballte Linke und preßte sie gegen die Zähne. Er sah alt und grämlich aus. Die leichte Glatze war gespannt und glänzte. Und er sah so fremd und fern aus, wie einer, der sich ganz vergessen hat und ungern wieder findet. Dann fuhr ein kurzes Frösteln durch ihn. Sein Gesicht wurde glatt und freundlich. Und Lucia Tetzelin erhob sich zugleich, wie wenn er sie gerufen hätte. Sie ging langsam auf ihn zu und fragte:

„Wenn kummt Ihr wieder, Würdig, Herr Doktor?"

„Das wird sich wohl finden, Jungfrau Tetzelin."

Er verbeugte sich, winkte nicht ungewandt mit dem Barett und ging, als hätte er ihr nur den Puls gefühlt und die Zunge besehen.

Und wenn dann über ihn die Satanstunde kam, in der das selbsteigene Wesen zu Gericht steht, dann mangelten die gläubigen, heischenden Augen der Lucia Tetzelin bitter. Sie lockerte seine Rinde, ließ das Wort entquellen, das Frieden gab — je tiefer sie selbst darunter kämpfte, desto tieferen Frieden für ihn. Vor ihr war er nicht einsam mehr, durfte sich entäußern. Wieder allein nach seines Tages Umtrieb, überkam den Müden das Gericht. Die beiden Schriften lauerten ihm auf wie zwei besudelte Weglagerer in Lumpen und fauchten ihn aus stinkenden Mäulern an. In beiden schien kein Hauch mehr von jenem Willen zu leben, der weich wie Fittich getragen hatte, als er das raunende Papier mit seinen Schriftzeichen überzog: da noch sein Eigen, sein Selbst — nunmehr gescharte Lettern, deren Gleichmaß das Antlitz des Schöpfers verloren hatte, die seine Züge entbehrten, kalt, fremd, von begierigen, erzürnten, höhnischen Blicken überglitten, wehrlos in ihrer Schwäche vor jedem andern und frech, drohend vor ihm, denn er war preisgegeben mit ihnen. Und sie kläfften ihn an: dienstbar, unfrei bist du geworden, nicht deiner Kunst, nicht deinem Göttlichen, du bist es deinem Drucker geworden und dem Unverstand dessen, der dich umblättert: denn du hast dein Letztes nicht auf die Form gebracht, darein die Leser alle fließen müßten dir nach. Deine Monarchei ist verzettelt. So du sie alle zu Zorn und Haß aufpeitschest durch dein lebendiges Wort und Antlitz, durch deine lebende Tat, du bleibst in dir und bleibst dein eigen, und dein Gestirn leuchtet. Nun aber hast du dich an das Element verloren und, was dein Stern war, liegt auf der Gassen. Ihr Hohn wird deine Ernte sein, denn sie können sich sammeln über dem ohnmächtigen Elemente und dir in das Maul greifen, deine stammelnde Zunge anfassen und halten, über jedem Worte ihre Hoffart blähen. Du stehst nicht mehr vor ihnen, dein Auge brennt sie nicht mehr.

So mußte Paracelsus in seinen Teufelsstunden Gottes Fall durch Luzifer peinvoll erleben, jene urböse Stunde Gottes, da er aus sich heraustrat und schuf — schuf

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und sein Wesen begrenzte, so daß aus Morgen und Abend sieben Tage wurden, die ihn freuten, da er sie wachsen sah, die ihn gereuten, da er sie geschaffen hatte, die ihn alle, alle gereuten.

Und auch ihm blieb nur eine Rettung mehr: das neue Opfer, der Sohn, der Element werden mußte, um das Element zu entteufeln. Das neue und nächste Werk, das in die Hölle der Wortesenge fährt, um sie durch den Geist zu erlösen und die Fesseln des Wortes zu brechen an allen denen, die darunter liegen: erlösen, reinigen, helfen. Wie dürstete er nach seinem Franzosenbüchlein, nach seiner Chirurgia! Dort war das Wort nicht mehr Wort und Zeichen allein. Dort wuchs es zur Tat. Menschenleiber sollten aus ihren Krankheitsgrüften auferstehen, lebendige Leiber aus der Tortur der Kuren. Dann war das Element entsühnt, das Wort geheiligt, vom Zeichenhaften erlöst, dann schuf es Leben.

Sie hatten ihn aus dem Lehrstuhle getrieben, dem Meister die Schüler verweigert. Der lose Haufe, der da und dort seinen Sohlen anhing, war keine Tröstung dafür, was ihm Basel verweigerte. Zwei Jahre waren es her seit seiner Flucht. Er hatte im Elsaß, in Schwaben heimlich geharrt: etwan riefen sie ihn wieder. Kampf überall, wohin er kam, ein Aufsehen unter den Leuten und nirgends der Friede, seines Lebens Mühsal und Erfahrung fruchtbar in keimendem Boden gesenkt zu wissen. So war nur eines noch geblieben: das Papier, die Letter, der Schwärzetopf. Seines Lebens äußerste Kraft und letztes Gesicht mußte eingesargt sein und des erweckenden Auges harren, des Auges derer, die er nicht kannte. Der wenigen, die ihn begriffen, der vielen, die nur seinen toten Buchstaben lasen und ihr Mütlein daran kühlten. Und alle weit von ihm und seinem dienstwilligen Leben, denn: ihn wollten sie nicht, vielleicht vertrugen sie ihn nicht — so machten sie ihn zum Magus. Auch diese eine, die zwischen Tod und Leben hing, sein Wesen ergriff und daran eine letzte Imagination aufbaute. Auch diese Eine.

*

Und deren Stunde kam, er wartete ihrer längst.

Der Ratsherr hatte ihn aus dem kurzen, schweren Schlafe aufgepoltert. Graus der Vorfrühlingsnacht läutete durch die Gassen: ein lenziges Schaudern über dem schlummernden Leben. Er war etliche Stunden in seinen Kleidern gelegen und stand, unter der Schaube fröstelnd, seine Tasche umgetan, in wenigen Augenblicken vor dem Vater. Der Meister Entner war von der Tür zurückgefahren. Er hatte nur dreimal gepocht und gerufen, keine Antwort erhalten. Da stand der Paracelsus, selbst die leibhaftige Antwort. Der Fingerhuter bekreuzigte sich und starrte den beiden Männern nach.

Seit Mitternacht ränge sie nach Atem und kämpfe gegen alle Teufel. Paracelsus antwortete nicht, während der Vater hastigen Schrittes vorandrängte und auf ihn zurücksprach. Paracelsus sah ruhevoll, fast verschlafen drein, ließ seine Augen schweifen.

Aus der hohen Mauer von Sankt Sebald witterte noch die Steinkälte der Nacht, und der winterliche Rasen war schimmerndgrau vom Reife. An den Häusern entriegelten die Leute da und dort die Läden ihrer Gademfenster, sie hielten ein, sahen den beiden Männern nach, vergaßen dem Ratsherrn die Tageszeit zu bieten vor trägem Besinnen — ungewohnt, unerwartet, diese beiden eiligen Männer, und halb noch im Schlafe stand man auch, der Kopf wollte nicht recht, der Magen war nüchtern.

Schon an der Schwelle des Tetzelhauses fast blieb Paracelsus stehen. Der Ratsherr verstummte, sah ihn bangenden Blicks an und berührte fragend den unter der Schaube verhüllten Arm des Arztes. Der aber sah über die Schulter des starken, großen Mannes weg.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ihr müget Euch ihres Ends versehen, Ehrsam", bröckelte es von seinen Lippen. „Mein' Kunst ist vertan, keiner vermöcht mehr an ihr. Wöllet diese kurzen Wochen vor ein Gnad Gottes nehmen an und ihm danken. Dann ich hab sie angetroffen, und des Tods Zeichen stunden auf ihr geschrieben."

Er ging nun selbst voran, sechs Stufen, dann pochte er. Und der Ratsherr folgte ihm, seine Rechte war vorgestreckt, als suche er eine Stütze, sein Gesicht war weiß, die Wangen eingesogen.

Lucia Tetzelin lag auf dem Rücken, ihre Brust hob und senkte sich hoch und tief unter dem dünnen Kolter, die Augen waren in einem unergründlichen Schlafe geschlossen. Ihr ganzes Leben schien in der ringenden Brust gesammelt. Die Nüstern standen gebläht, der Mund klaffte.

Ihre Mutter flüsterte, daß sie vor wenigen Augenblicken erst von den peinvollen Gesichten verlassen worden sei, und dann sei sie in diesen Schlaf versunken.

Paracelsus setzte die Tasche langsam auf den Tisch und trat an das Bett. Ihr Puls war klein und schlaff, aber er jagte. Ihre Hand war kalt und trocken. Er deckte die Füße ab. Als seien sie von Elfenbein, so zart und schon so wesenlos lagen die beiden Füße aufgerichtet nebeneinander. Er nahm einen zwischen die Hände, die Kälte fror ihn ans Herz, einen schwindelnden Augenblick lang hätte er sich niederbeugen und ihren Fuß mit seinem Hauche wärmen wollen. Sie stöhnte. Er richtete sich auf, deckte den Kolter über sie. Und er stand wieder zu Häupten des Bettes. Ihr Mund öffnete sich weiter. Die Zunge, ein schwerer Fleischklumpen, schob sich mehrmals gegen die Lippen vor. Er hob den Kopf, benetzte ihren Mund mit Wein, aber sie ließ die roten Tropfen wieder aus dem Munde rinnen. Er trocknete ihr Kinn und bettete sie so, daß ihr der große Atem leichter würde.

Dann riß er sich mit einer kurzen, fast heftigen Bewegung los und sah die andern, die ihn mit begierigen, bettelnden Blicken umstanden. Der Mann, die Frau, Schwestern und ein Bruder, der noch jung war, kaum über die Kindheit hinaus, er hatte gewiß noch keinen Menschen sterben gesehen — auch etliches Gesinde stand dabei. Paracelsus brauchte nicht zu sprechen. Er hob die rechte Hand, eine leichte, auslöschende Bewegung, bei der sich Daumen, Zeige- und Mittelfinger etwas spreizten, und doch brachen die Frauen alle in ein Schluchzen aus. Er ging langsam auf den Knaben zu, der zwischen ihm und dem Tische stand. Der Knabe regte sich nicht weg. Zu ihm sagte er, und seine Stimme war sehr gehalten:

„Dein Schwester Luzi wird schlafen. Soll keiner sich dessen unterstehn, sie zu wecken. Dein Schwester Luzi wird ihres Leibs entbunden in diesem Schlaf, und ihr Licht wird zu dem andern . . . dem andern finden, darauf wir all harrend unser Weil . . ."

Seine beiden Hände ruhten noch eine Zeitlang auf der Arzneitasche, und er sah in die Butzenscheiben, deren unterer Rand vom Morgenrote glühte. Die grübelnde Stirn, sein schmerzlicher Mund ließen alle schweigen. Er schien noch zu suchen, schien sich nicht trennen zu können. Dann zog er die Tasche am Riemen von der Tischplatte, daß sie klirrend ins Gewicht fiel. Vor dem Ratsherrn stockte er.

„Ich will umb die fünft Stund kummen, do die Sunn ab ihrer Höchen hangt gen Abend zu. Do wird sich dieser Schlaf verlieren, aus dem sie nit mehr zuruck will."

Er sah kurz hinüber auf den blassen, bewußtlosen Körper, und dann ging er. Niemand folgte ihm.

Er ging durch die Gasse hinunter, zunächst wohl seiner Behausung zu. Vor Sankt Sebald zog es ihn weiter abwärts. Er ging über die Brücke und weiter. Seine Arzneitasche trug er noch am Riemen in der Hand, so wie er sie vom Tische gezogen hatte. Eine fremde, fast wohltätige Ruhe erfüllte ihn. Als wäre die Hast, die ihn seine Nacht und seinen Tag durchhetzte und nie noch, soweit er denken konnte, ge-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wichen war, mit einem Male zugedeckt, ausgelöscht. Er dachte kaum an die Sterbende, er wußte nur von ihr so verschleiert, wie er von sich selber wußte. Und während er sonst den Harnisch seines Wesens eng und undurchdringlich wider alle Menschenwelt getragen hatte, in seinem Eigensein und Keinesandernsein, nun fühlte er sich gelöst und kaum bei sich. Ein Teil, ihr Teil seiner selbst, ging nicht mit ihm, mochte bei ihr geblieben sein. Das war, als sei er mit ihr allein in dem braungetäfelten Zimmer, das da und dort an Decken und Polstern auch dunkelrote Farben zeigte. Ganz klein, eigentlich ohne Maß und nur mehr ein umschließendes Gewände, wußte er das Sterbezimmer jetzt, und alle die andern, die Fremden, waren nicht mehr zugegen. Die Jungfrau lag und atmete tief im Kampfe, und er blieb irgendwie bei ihr, hilflos für sie und für sich selber. Er konnte nur noch den raschen, fast untastbaren Puls fühlen, ihre Füße mit seinem Hauche wärmen . . . doch nicht einmal das, er konnte nur mit ihr nach Atem ringen, daß es ihr leichter werde, wie ein steiler Weg leichter wird, wenn ihn ein Weggenosse teilt.

Da sah er, daß er vor dem Spitlertore stand. Der Torturm warnte nach außen und nach innen. Er war die letzte gesteigerte Kraft und Gewähr für den, der aus den Mauern in das offene Land trat. Er war das gipfelnde Zeichen wohltätiger Unbesorgtheit für den, der freundlich gewillt in den Ring der Stadt kam, eine harte Drohung aber für jeden Feind. Der Gang durch den schattenden Torbogen war ein Entschluß. Und Paracelsus, der Teilgewordene, in dem etwas starb, wofür er selbst nicht Rat noch Namen wußte, breitete in langsamen Bewegungen die Riemen seiner Arzneitasche und hing sie um, machte Kehrt, ging nach Hause. Niemand redete ihn an, keiner grüßte ihn, unangehalten kam er vor seine Bettstatt. Und darauf streckte er sich hin. Seine Lippen zitterten, und aus den festgeschlossenen Augen sickerte es, doch er wußte kaum, daß er weinte.

Gegen die Tagesmitte sprang eine Pforte in ihm auf: sie gab ihm sein Teil wieder. Er war die bleischweren Stunden regungslos gelegen. Er hatte den Famulus mehrmals durchs Zimmer schleichen und es leise wieder verlassen gehört. Es war vor der Tür flüsternd verhandelt worden. Das Klopfen aus dem Werkgadem des Fingerhuters war herübergedrungen. Doch waren diese Zeichen des Lebens alle in dem dumpfen Brausen ertrunken, darin er wie unter einem strömenden Wasserspiegel gebettet lag. Nun aber kam er zu sich. Er gürtete das Schwert um, von den Arzneien wählte er ein kleines Kölbchen und steckte es unter sein Wams in die Tasche. Er legte die neue Schaube an und setzte den neuen Hut auf, der eine dunkelrote Feder an goldener Agraffe trug. Im letzten Augenblicke vertauschte er noch sein besudeltes Wams mit einem feiertäglichen aus dunkelgrauem Damast.

Vor dem Tetzelhause angesammelte Leute: Veit Dietrich, der Prediger, und zwei Diakone von Sankt Sebald waren gerufen worden, und man wollte von der Sterbestunde an teilnehmen, es mußte eine Acht-Herrenleiche werden, bei der acht Diakone mitgingen, des reichen Tetzel Tochter! In und aus dem Hause ein bedächtiges Kommen und Gehen.

Der Arzt wurde erkannt. Sie machten ihm Platz. Oben, vor Lucias Zimmer, standen sie dicht im rötlichen Kerzenscheine, der aus der Tür auf den dunklen Söller drang: meist Hochansehnliche und Ehrsame, Männer und Frauen, nur wenig Leute aus dem Volke, deren Neugier die Scheu übertroffen hatte, die man, unberufen, der armen Seele wegen duldete. Aus dem Zimmer schollen die drei Stimmen der Geistlichen, Sterbegebete, in die von Zeit zu Zeit die Versammlung halblaut einfiel.

Und auch hier erkannten sie ihn und ließen ihn hindurch.

Zunächst am Bette kniete die Familie neben den Geistlichen. Der Vater erhob sich, als er den Arzt sah, und beide traten zu ihr. Still lag die Jungfrau. Ihre Augenlider waren um einen schmalen Spalt voneinander gewichen, die Aug-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

äpfel schimmerten von der Kerzenflamme, die der Arzt hielt. Er schob das Lid eines Auges auf und sah in den großen, dunklen Stern. Dann gab er dem Vater das Licht zurück. Mit beiden Händen, langsam, behutsam, drückte er ihr die Augen zu und ließ für etliche jähe Herzschläge die Finger auf ihnen ruhen. Er sah sich um. Die Leute hatten aufgehört zu beten. An der Wand neben dem Bette hing der kleine Metallspiegel; mit einem hastigen Griffe holte er ihn. Führte die Hand des Vaters, in der die Flammenzunge flackerte, auf die richtige Höhe nieder und hielt, neben dem Bette kniend, das Polster, auf dem ihr Kopf lag, mit der Wange berührend, das blanke Metall nahe an ihren Mund. Kein Hauch trübte den Spiegel. Und er schob den Kolter zurück. Auf ihrem Leibe lag ein vergilbtes Sterbehemd mit einem roten Seidenkreuz, dort wo das Herz gekämpft hatte. Das Hemd stammte vom Bruder der Mutter. Zwölfmal war es von dem in das Wasser des heiligen Jordan getaucht worden. Paracelsus kannte es, er wußte von dieser Jerusalemfahrt. Lucia hatte davon gesprochen und das Hemd gezeigt. Noch hing ein Hauch von Lebenswärme in dem Gewebe. Er preßte das Ohr gegen das rote Kreuz, hielt den Atem an und lauschte, hob den Kopf, atmete tief, lauschte noch einmal vergebens. Und er richtete sich auf, blaß wie die Tote, zog die Decke an ihr Kinn und schob den Mund zu.

Eine Weile stand er, schloß die Augen vor den Kerzen, vor den reglosen Menschen und strich sich träge über Stirn und Augen hin. Und faßte sich, griff nach der Hand des Ratsherrn.

„Euch ist ein Kind gestorben umb die fünft Stund."

Die Bewegung der Leute, das Schluchzen, Flüstern vernahm er nicht. Er raffte seinen Hut auf, hob den Schwertgriff zur Brust, ging durch die Menschen hindurch mit kurzen, steifen Schritten. Als er die kühle, lenzige Luft fühlte, auf den Torstufen, blieb er stehen, wischte sein schütteres Haar über die feuchte Glatze zurück und bedeckte den Kopf. Die Leute auf der Gasse raunten ihm nach, deuteten, etliche lachten. Ein ansehnlicher Herr holte ihn ein.

„Verlaub, Herr Doktor, Euer Hut, er sitzt verkehrt auf."

Paracelsus starrte in das etwas verlegen lächelnde Gesicht.

„Der Hut . . . wollet . . ."

Paracelsus nahm den Hut ab und sah ihn an. Eine schnelle Röte überflog seine Stirn. Er drehte den Hut langsam in beiden Händen, als wäre er aus Erz und schwer. Und er stülpte ihn auf, daß freundliche Leute ihre Ruhe hätten. Inzwischen war der Mann zurückgetreten. Er konnte ihn nicht einmal grüßen.

Aus Sankt Sebald klang die Orgel. Die Trivialschüler übten eine Vigilie. Er trat ein und lehnte sich an eine der schlanken Bündelsäulen, die, in zarte Rippen aufgespalten, hoch, himmelhochoben das hangende Gewölbe trugen. Der Ostchor war vom Lichte durchflutet, fast aufgelöst in Sonne und Helligkeit. Zierlich: das Schnitzwerk des Holztürmchens über dem Schalldeckel der Kanzel zeichnete seinen Schattenriß in den Glanz. Der Kantor droben mochte seine Not haben, er brach immer wieder ab und schimpfte, daß das Gewölb' schallte, doch immer neu und klarer setzten die jungen Stimmen ein. Und ein Hündlein lief in die Kirche, witterte die Säulensockel ab, kam auch zu dem unbeweglich lehnenden Manne, beschnüffelte dessen Beine und sah eine Weile fragend zu ihm auf. Paracelsus neigte den Kopf nieder, und das Tier hob eine Pfote, stemmte sie gegen die Wade des Mannes, richtete sich empor, die feuchte, schwarze Nase eifrig belebt. Paracelsus wollte seine Hand nach dem glattfelligen Kopf niederstrecken, und der Hund kniff aus. Da wußte er, weshalb es ihn von der Toten weg in die Kirche getrieben hatte. Im Chore stand die Jungfrau mit dem Kinde, ein Flammenkranz umloderte sie. Sie hatte das Lächeln, sie hatte die schmale, zartgenüsterte Nase, die runden Brauenbögen, nur nicht das schwarze Haar. Er ging langsam hin zu der Jungfrau mit dem Kinde. Er betete

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht vor dem Bildwerk. Grübelnd betrachtete er dessen hohe, klare Stirne. Die Stirne der Jungfrau Tetzelin war niedriger gewesen und ihr Kinn stärker — doch ihr Lächeln so frauenhaft wie hier. Ein letztes Geheimnis, das über alle Gedankenschwere, über jede Tiefe, vor der ein Mann mit quälendem Gewissen ringt, hinwegfindet — ein letztes, weibisches, heimliches Eingeschlossensein in das Geheimnis der Natur lag in dem Lächeln, alles Wissen demütigend, unverantwortlich, übermännisch, aber auch ungöttlich, an das Element gebannt. Das war verweht an ihr, die nicht mehr lebte, und blühte doch aus dem toten Holze da für alle Zeit.

Paracelsus taumelte. Eine leichte Schwäche. Er stützte sich mit dem ausgestreckten linken Arm gegen den Sockel, der das Holzbildnis trug. Und dann ging er, so gut er konnte. Richtete seinen Hut, ehe er sich bedeckte, um nicht gemahnt zu werden. Er mußte schnell einen Bissen suchen und einen Schluck Wein. Er hatte an diesem Tage noch nichts hinter die Zähne gebracht.

Gegen Abend — ihr Leichnam mochte aufgebahrt liegen, geschmückt, köstlich gekleidet, und mochte denen, die einen letzten Frieden an ihm suchten, das Bild geben — gegen den Abend stieg er in die Dachkammer am Weinmarkte und fand den Eigenbrötler Frank, die Wiege seines Knäbleins wiegend, das noch ein wenig in den Schlaf hineingreinte. Die junge, schmächtige Frau wärmte ein vorgekochtes Essen auf dem Dreifuße über einer Lampe. Die Wiege stand neben dem Tische, auf dessen Pult ein zur Hälfte beschriebenes Blatt lag. Sebastian Frank rückte von seinem Sitze, ohne die Wiege zu lassen, und Paracelsus winkte ihm zu bleiben. Er sah, daß eine erkämpfte Ruhe, die sich nun einstellen wollte, nicht gestört werden dürfe. Auch die Frau nickte ihm zu, indem sie warnend den Finger an die Lippen hob.

Paracelsus zog behutsam einen Schemel heran und sah auf das kleine, eingelullte Wesen nieder, das manchmal noch aus seinem Schlafe aufbebte und dann eifriger an dem Leinenzummel sog, sein Leiden überwand und wieder in eine satte Tiefe versank.

Sebastian Frank rührte die Wiege, sanft und ein wenig schamhaft lächelnd, immer leiser. Seine Hand war zart, fast die einer Frau. Und endlich konnte er versuchen, sie von dem Korbrande abzuheben. Gespannt belauschte er den Schlaf seines Kindes einen Augenblick, dann schob er es vorsichtig vom Tische fort.

„Euer Büchlein von der französischen Kränk' ist vollends gedruckt, Herr Doktor", flüsterte Frank, als er zurückkam. „Also ist auch Eu'r Prognostikation zum andern Mal vergriffen, und der Peipus setzet sie neu."

Paracelsus sah eine kurze Weile lauschend nieder.

„Der Peipus wellet gern mit Euch reden. Ist verwundert fast, daß Ihr Euch nimmer blicken laßt auf der Druckerei."

Paracelsus wich aus, indem er murrte:

„Mir grauet vor denen Lettern, Setzkasten, vor dem Gequetsch der Preß."

Frank lächelte und half dem Weibe die gehäuften Bücher, etliche Sexter Papier, Pult und Schreibzeug auf das andere Ende der Tischplatte zu schieben. Die Frau breitete ein schmales Tüchlein schräg über das geräumte Eck, setzte einen hölzernen Pfannenraster darauf und dann die Pfanne mit dem Brei, darin zwei Zinnlöffel steckten. Drei Becher füllte sie halb voll Wein und legte zu jedem ein Stück Brot. Sie schlüpfte geschmeidig hinter den Tisch und lud mit einer freundlichen Handbewegung den Gast zu dem Weine.

Paracelsus brach einen Bissen von seinem Brote und tauchte ihn in das Salzfaß, wollte ihn schon zum Munde führen, da erhob sich Bastian Frank und faltete die Hände, so daß auch Paracelsus aufstand.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Du gibst uns, indes ander' Leut' hungren, als auch verhungern. Wir essen und haben ein' Aufenthalt. Gott, mach' ein End' der Not, daß all' mügend satt werden. Amen!"

Und Amen sagten die beiden andern nach. Die Eheleute aßen. Paracelsus sah, wie Frank seinem jungen Weibe das wenige Fett zustrich, das goldgelb auf dem Breie schwamm. Das Weib nahm die Sorglichkeit, denn sie nährte das Kind.

„Nu will der Labenwolf zwanzig schwarz' Pfennig' vor sein Schmalz. Ich geh' nimmer zu ihm."

Frank nickte.

„Und vor ein' Metzen Salz heischen sie drei Pfund."

„Laß gut sein, Otti, in Schwaben und Ulm ist noch ein' größer' Not, dann hie ze Nürmberg. Dort ist vergangen Jahr der Sümer Kern von zwölf Pfund gähling gestiegen aufs Dreifach und weiter auf neunzig Pfund, und ist ein Schreck ins Volk kommen, daß die Leut' bei habenden Dingen wollten verzagen. Sein tausend — Mann, Weib und Kind — außer Landes g'loffen, gen Straßburg, sein nach Straßburg kummen schon halb Hungers tot. Als ich hab' wohl erfahren und in diese Chronika g'setzt."

Er wies auf einen hohen Stoß beschriebener Bogen, die sorgfältig geheftet und bündelweis verschnürt waren.

„Dies Jahr lässet ihn wohl an," vertröstete Paracelsus, „der Winter scheint allbereits gebrochen. Es möcht' ein guter Herbst werden."

Frank nickte ihm zu und meinte:

„So sie das Korn nit abermalen vor dem Schnitt, kaum recht verblühet und schier noch Milch im Gras, abschneiden und in Backöfen dürr machen, damit sie sich des Hungers erwehreten."

„Ist ein' Herrgottszeit," seufzte die Frau, „all' lugen auf ihr' Schanz' und ein jeder auf sein Genieß, sunderlich Bauren und Kramer und die, so du Gottes Heuschrecken heißt, Wastl", sie sah ihren Mann lächelnd an.

„Die Fürkaufer", ergänzte Frank, halb an den Gast gewandt. „Ich halt' davor, daß uns ein gut' Jahr und feiner Summer nichts bringt, sundern all' Ding schlagt weiter auf. Wann ein' Teuerung soll sein, so hilft nichts, wann gleich alle Berg Mehl wären. Von der Bauren Aufruhr an im fünfundzwenzigsten Jahr ist der arm' Mann nirgend recht satt worden."

Paracelsus saß, die Ellbogen auf seine Knie gestützt, und lauschte dem Gespräch der beiden, die ihr geringes Mahl zur Himmelsgnade erhoben. Sein ermüdetes Herz schlug friedsamer unter diesen Stimmen. Sebastian Frank sprach so ruhevoll wie einer, der seine Sache auf nichts, außer dem selbsteigenen Schaffen gestellt hat, wie einer, der gewohnt ist, über Zeiten zu blicken.

Als die Pfanne leer war und das junge Weib abräumte, rückte Frank seinen Stuhl schräg vom Tische, dem Gaste zugewandt zu sein, faltete die Hände auf dem Knie seines überschlagenen Beines, er meinte:

„Vielleicht, so müssen auch wir wanderen wie das Hungervolk. Ihr habet mir einsmals von Straßburg gesagt und seiner Freiheit. Der Peipus trägt ein groß Bedenken vor dieser meiner Chronika und will so stark Volumina nit wagen."

„Das gleich' forcht' ich umb mein' ander' Schriften, Chirurgika. Da ist längest ein Her und Hin, und der Rat wellt nit und die Stadt, desglichen die Doktores zuckend die Stirn kraus, und man müsset ein' Fakultät hör'n." Paracelsus lachte trocken. „Ein' Fakultät vor ein' chirurgisch G'schrift! Do keiner sich getrauet, ein Laßmesser zu schauen an und nit alsbald nach dem Bader schreiet, daß er ein solich sorglich Ding kundigen Griffs räum' aus den Augen! — Ist gut, daß mein fürderst

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Franzosenbüchlein ist gedruckt. Das will ich dem Lazaro Spengler reichen und ihn sprechen an, daß er mein anders förder."

„Ihr habet Feind, Herr Doktor, und der Spengler hat ein' Kopf dick voll. Der muß den Osiander gleichermaßen hör'n, und der Osiander würget an Eurer Auslegung der Kartausfigur'n beschwerlich. Der Spengler muß als auch die Stadtarzt hör'n, die seind Euch mehr als gram, und so die Euer Franzosenbüchlein erst mit Händen greifen, werden sie zablen, und das nit gering. Dem Osiander ist ein' stark' Partei zugetan, so in der Gemein, so im Rat. Die Arzet hand viel Anhang unter den Leuten. Wo die Euch nur leiblich in den Gassen sehn, stößet es ihnen auf, und ist Euer Widerwärtigkeit gemehrt mit jedem Schritt, den Ihr hie ze Nürmberg tuet."

Und mit jedem Satze, den Frank in seiner ruhigen Art sprach, war Paracelsus straffer geworden. Bei dem letzten war er aufgestanden und sah unter einem fernen Lächeln in das blaue Abendlicht.

„Hör' ich also ein Vogelin singen, das von der Fern' weiß? Ich will's ihm danken und seinem Lied. — Mir ist darumb nit meh', daß ich an dem und jenem hab' ein' Kampf und Sieg, ich bin sachfällig worden, und mein' Sach' stehet über dem Hader. Die Landsknechtsjahr seind umb, die Eschenspieß sein gesplitteret, ich hab's tan von Mann zu Mann, steh' nimmer im Sold. So will ich's dem Vogelin danken, daß es hat zur Zeit wohl gepfiffen."

Frank hörte ihn hellen Aug's, und auch sein junges Weib stand lauschend neben dem Schaffe, in dem sie Windeln wusch. Da sie ihres Mannes Freude sah, füllten sich ihre Augen vor Heimweh, denn sie war in Nürnberg geboren und eine Behaim, wenn auch nicht des ratsbürtigen Stammes.

Paracelsus ging langsam auf und nieder.

„Ihr, lieber Meister Frank, wollet wandern umb Eurer Chronika willen, daß Ihr sie ze Straßburg in die Wiegen künntet legen, ich soll reisen umb meiner Chirurgia willen, daß mein Element denen ze Nürmberg nit die Gall ufreget und der Peipus sige unbehindert. So seind wir beid' untertan mit Leib und Leben denen Leuten, dann wir wellend sie binden mit unserem gedruckten Wort, und ein Zwang fordert den andern. Uns ist kein' Skrupel Freiheit geschenkt, und wir müssend unseres Lebens Mühsal zahlen obendrein."

Frank wollte beruhigen, aber er erglühte mehr und mehr, indem er sprach:

„Es hat ein jedlich's Ding sein G'satz, und beides, zu wirken und zu leiden, ist die von Gott eingepflanzt' Kraft in uns, und ist die Natur selbsten. Gott braucht ein' jeden mit seinem Willen, nach seinem Willen, zu seinem Willen. Des seind wir mächtig und unterworfen — nit aber denen Leuten! Gott wird erst in uns zum Willen und in summa ein Mensch."

Paracelsus war stehen geblieben, er lauschte, seine Augen blitzten.

„Fromm seid Ihr, Meister Bastian, und nimmer müd'. An meinen Fersen aber hanget Staub von mannigerlei Straßen. Gott müge Euch davor bewahr'n, daß Ihr des Wanderns werdet gewohnt, dann Ihr seid kein Arzet und habet des nit not, Euer Kunst zu erfahr'n auf allen Wegen. Es tut dem Herzen ein Dach wohl, und ein's Nachbarn fründlich's Wort vermag etlich' Ding' etwan zu einer müden Stund'."

Auch Frank war aufgestanden. Wie eine dunkle, heiße Flamme brannte es aus ihm:

„Wo ich sei, in seinem Willen bin ich allerwegen, und er ist mein Dach. Man höret Gott schreien in allen Gassen, man siehet den Herrn in allen Kreaturen, man weiß den lieblichen Geschmack des Geistes an allen Orten, und ein jeder fühlt und greift Gott am besten in ihm selbst."

Paracelsus nahm rasch seine Hand.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Davor will ich Euch danken, lieber Meister Bastian — dann ich bin müd' in Euer Kammer gestiegen auf diesen Abend. Schlafet wohl."

Er ging, ohne ein letztes Wort abzuwarten, ein Vergewaltiger, der eine Seele austrinkt, weil seine Seele am Verdürsten war, ein Erpresser, der den tiefsten Hauch aus der andern Brust reißt, um vor sich selber zu bestehen, ein Bettler, der sein Almosen mit zitternden Händen birgt und davonrennt, daß es ihm die Hofhunde nicht wieder abjagen.

Und in des Tetzels Haus mochte sie aufgebahrt liegen, lichtstrahlumsponnen, geschmückt, in köstlichem Gewande und ihnen allen den Frieden geben, die an ihr Frieden wollten. Er — wollte er Frieden? Er war nur eines Tages matt geworden in einer fremden Stadt.

*

Paracelsus schlug sein Franzosenbüchlein — er hatte dieses eine in Pergament binden lassen — in ein Stück karmesinroter Seide. Seine beste Kleidung hatte er an und schritt nicht ohne Gravität dem Rathause zu, wohin er auf Schlag zehn vom Lazarus Spengler geladen war. Es zwang den Leuten die Hände an Hut und Mütze, wie der kleine Doktor, von dem man redete, so würdig einherging. Der trug etwas, in Seide war es gewickelt, rot, schimmernd rot, und stach wichtig von der dunklen Schaube ab — und er dankte kaum. Das mußte etwas sein, was der Paracelsus in rote Seide gewickelt trug!

Allein auf der Ratsstiege polterte ihm der Lazarus Spengler entgegen, er wurde von zwei Dienern unterstützt und hielt in jeder Faust einen Krückstock. Als er den Arzt sah, errötete er und rief ihn an, daß es schallte:

„Wellet verzeihen, Würdig, Hochgelahrt . . . eine ungeschlafen' Nacht voller Schmerzen, ein Tag voller Müh' . . . ich muß ruh'n! Doch verstattet, Würdig, daß in Euch will in zwo Stunden zu mir gebeten han . . . vor ein' Schluck und Bissen auf diesen Abend. Dann hie unter der Steigen sollet Ihr nit empfangen sein. Wellet freundlich eim armen geplagten Manne . . ."

„Da sei Gott vor, Ehrbar und Achtbar, mein günstig' Herr, daß ich Euch zu allem Übel lästig falle auf diesen Abend!"

„Nit also, mit nichten, Wohledel, erbarmt Euch mein' und kummet also!"

Er spreizte ihm drei Finger seiner Rechten entgegen. Paracelsus verbeugte sich höflich und berührte die drei Finger. Er folgte langsam dem ächzenden Manne, der unterm Torwege in eine Sänfte gehoben wurde.

Noch einmal winkte der Ratsschreiber zurück. Paracelsus war stehen geblieben, um nicht vorzulaufen.

„Ihr kummt, Herr Doktor, des will ich mich auf das gewisseste zu Euch versehen!"

Paracelsus verneigte sich abermals, und Spengler grub Brust und Arme in den Pelz. Sein Gesicht war gelb und kümmerlich gefaltet, seine müden Augen schauten schon wieder voraus, der fremde Arzt war einstweilen abgetan, andere Dinge, die ein erquicktes Gehirn erforderten, quälten den Kranken.

Und Paracelsus konnte sich besinnen, wie er zwei Stunden hinbrächte. Ein dichtes Unbehagen beklemmte ihn, da er, unter dem Torbogen stehend, dem Ratsschreiber nachsah. Er preßte das Buch in die Kleidfalten, um es zu fühlen, als fürchte er, es fortzuwerfen. — Er wollte etwas von dem Ratsschreiber, diesem hochmöglichen Herrn, er hatte eine Elle roter Seide gekauft, den Buchbinder Pergament zerschneiden lassen, hatte sich schön gemacht, vornehm, stattlich — ein Butzi, denn er wollte etwas von dem Schreiber! Daß er den Leuten ein unerbittliches Wissen, unlustige Erfahrung und all seine noternste Kunst bot — wem mochte das genügen! Er mußte betteln, daß sie eines Lebens Summa nahmen, von ihrem Tode bewahrt

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

blieben, den zunftmeisterischen Possen entrännen, unter denen sie verdarben. Betteln, und daß es obendrein eine Art hatte: Barettlein, Handschuh, Ketten, ein' pergamenten Einband, ein karmesinrotes Seidentüchel und nicht zu seichte Reverenzen.

Er stolperte über das Katzenkopfpflaster seiner Wohnung zu.

Und hast du nit an den Beginn g'satzt in dein Spittelbuch, was der höchst' Grund seie der Arzenei? Ist die Liebe. Was schreibst du von der Liebe und läßt dir den Weg sau'r werden? Ist die Liebe ein Rosengarten und Honigseim, oder ist sie nit ehender eine Not? Die Not, die da wissen macht, Not, die eine Kunst lehrt. Außerhalb der Liebe ist kein Arzt gebor'n. Laß auf dein Barettlein oder nimm dein' Federhut, ein damasten Wammes, ein Ellen Karmesinseiden, pergamenten Einband und mach' dein' artlich Reverenz vor dem Herrn Ratsschreiber!

Zwei Stunden verteidigte er sich dagegen, daß er um zwei Stunden länger in seinem feiertäglichen Gewande ausharren mußte und nicht frei am Werke sein konnte. Er war so einsam geworden, daß er ruhig nur mehr am Werke wurde und ihm jeder abwendige Schritt auf die Seele fiel, den er um des getanen Werkes willen tat. Denn das getane Werk war ihm des Teufels, sein Frieden mußte im neuen erkämpft sein.

Doch er wurde edelmännisch empfangen. Die Frau des Spengler trat ihm auf dem Söller entgegen.

„Der Spengler hat ein' Stund' g'schlafen, ist wohl auf und erwart' Euer Edel."

Und durch die Tür schon sah er den Ratsschreiber winken. Ein gutbesetzter Tisch stand neben dessen Stuhl, und es brannten die Kerzen. Paracelsus fühlte, daß ihm freundlich genug getan wurde, er schritt freier auf den Ratsschreiber zu und überreichte sein Buch.

„Wellet hierin mein' geneigten Willen sechen, sunderlich günstiger Herr, und mein' Fleiß und Experienz auf das sorglichst fürtragen, denen armen Kranken ein Schirm und Euer Ehrbar, Fürsorglich und Wohlgeacht ein' gebührend' Devotion, mit Supplik: Mein gering's menschliches Vermügen, wiewohl aufs eifrigest und unerschrocken in Euren Dienst g'stellt, nit gar zu verachten, sundern mit Gunst nehmen an."

Lazarus Spengler hörte vornehm und ernst die sorgfältigen Worte, die einen Mann von Erfahrenheit kennzeichneten, denn Paracelsus war bis an die Grenze dessen gegangen, was einem bürgerlichen Ratsgliede gebührte, und hatte keineswegs das Maß liebedienerisch überschritten. So dankte Spengler ihm nicht wie einem beliebigen Schriftsteller, der nun das geförderte Büchlein bringt, sondern wie einem Edelmanne, der — gleichsam der Gesandte eines wohlgeschätzten Machtbereiches — das Ehrengeschenk überantwortet, und er zeichnete ihn mit allen gebührlichen Titeln aus. Bedächtig enthüllte er das Buch, wog die Elle Seide, prüfte sie zwischen den Fingerspitzen und langte sie befriedigt seiner Hausfrau über den Tisch hinüber.

„Da nimm, Ursel, und schau' zu, was vor ein gut Stück Seiden!"

Ebenso kennerisch und genau untersuchte er den Einband des Büchleins und bemerkte, daß es Silberbeschläge trug. Dann las er die Widmung zweimal. Paracelsus verharrte achtungsvoll. Je länger der Ratsschreiber las, je eingehender er zu prüfen schien, desto höher mußte sich Paracelsus ausgezeichnet fühlen.

Und nun traf ihn ein Blick aus ehrlichen Augen.

„Haltet zu gut, Euer Edel und Hochgelahrt, wenn ich mich nicht auf mein podagrisch Bein stell' nach Gebühr, dann ich will Euch danken. Hie diesen geringen Becher! Wellet allerwegen in G'sundheit aus ihm trinken!"

Er hielt dem Gaste einen mäßiggroßen, doch schöngetriebenen Silberbecher entgegen, und Paracelsus nahm ihn zu Dank.

Während eine Magd den gekühlten Wein schenkte, scherzte Lazarus Spengler

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:44 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über die bissige Schreibart seines Gastes, er zeigte sich in dem Franzosenbüchlein durchaus bewandert. Über die andern chirurgischen Schriften, von denen der Ratsschreiber wohl wußte, daß sie die eigentliche Therapie des Franzosenübels erbrachten und das chirurgische Spitalwesen reformierten, schwieg er beharrlich. Paracelsus hielt für einen besseren Augenblick an sich.

Ein neuer Reichstag war auf den Sommer ausgeschrieben, und Spengler äußerte Sorge, da er sich seines Leidens wegen nicht aus der Stadt wagen konnte. Er sei anno einundzwanzig zu Worms gewesen und wisse, wie not es einem Reichstag an aufrechten Leuten tue. Zudem wolle Doktor Martinus dem Kaiser nicht wieder von Angesicht zu Angesicht begegnen, und Doktor Philippus, hoch in Ehren um seiner Gelehrtheit und seines evangelischen Gemütes willen, sei zu subtil, lasse sich treiben, und die hohen Herren alle müßten getrieben sein.

„Da kunnt ich Euch sagen, Herr Doktor, was ein Reichstag seie, daran doch hanget ein's Teils der Christenheit Wohl und Wehe! Ein Bankett folget dem andern, darinnen zu jedlicher Mahlzeit über vierzig Gericht, zum köstlichsten bereitet. Sei's mitten in denen Fasten, das ist gleich. Darzu ein groß Spiel durch die Nächt' hin. Ich hab' einen hohen Stand's gekennt, der vordersten Häupter eins, der hat auf ein Sitzen bei sechzig tausend Gulden verspielt, und der solche Summen gewonnen, hat dieselb' eim andern in ein Schanz wiederum geschlagen. — Da sein einsmals etlich Herren von Adel zusammengesessen, deren zweenundsiebenzig gewest, die auf ein' Nacht in einem gehalt'nen Bankett tausendzweenhundert fränkisch' Maß Weines versoffen." Lazarus Spengler fuhr sich ärgerlich durchs Haar und ließ die Hand auf den Stuhlarm fallen. „Wie man denen Bürgeren und Bauren Birett und anders zu tragen verbiete, desgleichen wie man die Federn zu Roß und zu Fuß führen und tragen solle und anders dergleichen, darumb ist kein Fleiß gesparet worden — umb Gott's Wort, ein's deutschen Menschen Freiheit und Reiches Wohl, die Sorg' war gering. Ich hab' gesehen deutsch' Fürsten, Adelig und Herren, denen romanischen und papstischen Heuchlern hofieren und schmeichlen, anstatt daß sie mügend schamrot werden, daß denen sollet Schlüssel und G'walt behalten sein, die Deutschen zu ihrem Gefallen zu lösen, zu binden, also zu seligen oder zu verdammen, so aller Vernunft ist offen entgegen. Für Augsburg auf diesen Summer, da werden Männer not und Leut', die ein Herz haben . . ."

Und Paracelsus ging das Herz auf, seine Stimme überschlug sich beinahe, da er dem aufrechten Manne zustimmte:

„Das ist all' unser' Not, darvor hab' ich mein Leben geworfen in die Schanz'. Dann der deutsch' Mensch hat als ein kindlich's Gemüt und ohnerfahren an ihm selbst, daß er nur glaubet, was ihm frembt scheinet und das aus der Fern' kommt. Da ziehet die Rott' Galeni einher als die weisest, dann sie hat's g'lernt vom Griechen, und stolzierend des Avicennae Bacchanten, dann ihr Meister ist ein Arabs g'west, da prahlend die Erasmischen Gugelleut' und Poeten, sagend's auf latein, griechisch, hebräisch und bleibt dannocht eitel Lug, Hoffart und ein B'scheißerei derer Kranken. Ich bin als auch in dem Garten erzogen, da man die Bäum' abstümmlet, und war der Hochschul' nit ein' klein' Zierd', hab' erfahren die hochen Schulen Italiae, Hispaniae, Franckrich, und hab' erst müssen neu treiben aus mein' abgestümmleten Ästen in Germania und mein' Fruchtbarkeit nindert gewonnen dann auf deutschem Boden. Das ist ein Groß in dem Luther, nit, daß er des Papsts und der geistlichen Ständ' wucherisch' Handel, G'walt und Hurerei hat geschlagen, sundern daß er den abgestümmleten deutschen Baum hat ausgraben aus der frembten Erd' und g'satzt in sein' Grund, daß er kunnt treiben und sein' Frucht bringen."

Von der diskanten Stimme seines Gastes und fast noch mehr von dessen heißem Blick erschreckt, lauschte Lazarus Spengler hoch auf. Seine Brauen zogen sich zu-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sammen. Es beschlich ihn, als habe er sich diesem wunderlichen Manne gegenüber zu weit gehen lassen, und einen Ausbruch veranlaßt, der gehemmt werden müsse. Die peinliche Stimme forderte Abwehr. Die Gedanken, denen sie gleichsam vorausjagte, mochten gut und tief sein, sie würden nachgellen und dann zur Ordnung gelangen — zunächst aber mußte diese Stimme erstickt sein. Und auch Lazarus Spengler fühlte es: wie fremd, wie einsam solch ein Mann unter den Menschen!

Paracelsus hatte sich mit einer ungezügelten Bewegung über ein Stück Fleisch hergemacht und führte mehrere Bissen an seinem Messer in den Mund. Er sah den Gastgeber nicht an, seine erregten Augen hafteten am Glanze eines Leuchterfußes, während er mit vollen Backen kaute. Er schien seine Umgebung vergessen zu haben. So sah ihm der Ratsschreiber eine Weile zu und fühlte sich sonderbar ergriffen, Widerspruch kämpfte mit Mitleid, und beides beunruhigte das Gewissen, denn dieser Mann vertrug weder Widerspruch noch Mitleid und mußte irgendein Persönlichkeitsrecht haben, beides zu verbieten.

Aus dem leisen Grauen einer schlichten Bürgerseele dämmerte dem Ratsherrn ein Ausspruch seines Gastes auf. Er wußte jetzt nicht, habe er ihn gelesen oder gehört. Paracelsus hielt sein Wissen und seine Praktik für gottgewollt und eine Kunst. Und Spengler erinnerte sich des Malers Albrecht Dürer, der im vergangenen Jahre gestorben war. Er dachte an die Vorsicht, zu der er sich stets gedrungen gefühlt hatte, wenn er den Augen dieses Mannes gegenübergestanden war, diesen entkleidenden, diesen durchsetzenden Augen. Nur Pirkheimer hatte es verstanden, unbefangen vor Dürer zu stehen, doch auch Pirkheimer war solch ein unwägbarer Mann.

„Ihr seht all's in eim Spiegel, lieber Doktor, das ist Euer Kunst", so kam es dann gehalten herüber, und Paracelsus hob den Blick, ahnte die Abwehr, sah einen kranken Mann, der wieder zu ermüden schien.

„Ich hab' kein besser Gesicht erfahren, Ehrbar, als weit ich bin umbkommen in dieser Welt, und meiner Weg' waren nit gering. Es ist das Licht der Kunst und tuet das Verborgen auf bis an den Urgrund. Da ist keine Kunst als abgewandt und seltsam, sie muß auf ein' Zeit an die Pforten in der Tiefe und find't den Schlüssel, öffnet die Pfort' aller Ding'. Und ist kein schärfer Gesicht, dann das der Kunst, also kein klarer speculum. Nur muß die Kunst lebendig' Kunst sein und nit ein Speiwerk Gottes und ein Affentanz. — Allein ich seh', Euer Augen dürsten nach Schlaf, so gebt mir ein' Urlaub."

Er stand auf. Lazarus Spengler nötigte ihn nicht zu bleiben. Er fragte ebenso unvermittelt, wie sein Gast redete:

„Wie ist Euer Plan, Herr Doktor? So wöllt Ihr noch ein' Zeit hie ze Nürmberg verweilen?"

„Ich bin allbereits gemahnet, Ehrbar, daß mein' Zeit hie ist umb. Euch das Buch zu reichen mit Bitt', daß Ihr müget ein fründlich's Aug' han auf meine Skripta, so noch des Druck's harren, dasselb' ist mein letzt' Begehr' in dieser guten Stadt. Umb des Evangeli willen und seines Geist's der Wahrheit, so als auch liegt in meiner Art, will ich Euch bitten, daß dem Verderb der Kranken sei ein Ziel g'satzt."

Der Ratsschreiber sah vor sich nieder.

„Mein Ambt ist nit also frei, und ich muß viel hör'n. Doch ich will Euer gedenken. Wohin wellt Ihr?"

„Es seind nit mehr all' Städt' und Land' offen meiner Art, doch kunnt ich glauben, daß mir ze Regensburg eine Weil' vergünnt sei."

Paracelsus sagte das ohne Bitterkeit, kühl wie ein Kriegsmann, der seinen Feind sucht und faßt, wo er noch angreifbar ist. Lazarus Spengler maß ihn voll Staunen, und dann senkte er bedächtig die Stirn.

„Wohlan. Ihr seid des Weg's gewohnt. Ich hab' ein' und den andern Freund

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu Regensburg. Kummt morgenden Tag's auf mein' Stub'. Ich will Euch also ein' Zollbrief schaffen, daß man Euch läßt frei fahr'n, als weit unser Stadt und Land reicht gen Regensburg. Es soll Euch gern gedienet sein."

Paracelsus dankte, kleidete sich an, und sie schieden beide unter den besten Wünschen für die Nacht und unter höflichsten Gebärden.

*

Er hatte die Eheleute in der Dachstube, die auf den Weinmarkt niedersah, falsch vertröstet. War auch aller Welt im Jänner der Glaube an ein Wunderjahr gekommen, das Hunger und Not durch frühsommerliche Ernten und dreifach bedankte Nachernten stillen werde, man wußte nun wieder, daß eine geduldige Weile auf die ersten gelben Blümlein zu warten war. Dicht fiel der Schnee, hoch blieb er liegen.

Und Paracelsus stapfte durch den Schnee, dicht eingemummt, Wams, Koller, Schaube, ein Mantel drüber, zwei Paar Hosen, weite Stulpenstiefel, aus denen Wolle hing, eine Decke auf der Schulter. Er glich einem Warenballen, aus dem das feuerrote Gesicht glänzte. Hinter ihm trug ein Knecht die Taschen und ein großes, sorgfältig in Wachstuch verschnürtes Bündel nach. Sie wollten vor das neue Kornhaus, wo der Rollwagen nach Regensburg wartete.

An der Fleischbrücke wurden sie aufgehalten. Sebaldwärts bis zum Ohrenstocke, der seine blutbraune Farbe davon hatte, daß man auf ihm Hände abhackte und Zungen pfählte und den Dieben die Ohren abhieb, standen die Menschen dicht, schrien und lachten. Sie reckten die Hälse auf die Brücke zu. Dort trieb der Löbe, des Scharfrichters Knecht, auf einem Wagen seine Possen. Der Wagen war mit Fässern beladen: gepanschter Wein des Hirschenwirts, eines dicken, blassen Mannes, der, eine Narrengugel über den runden Schädel gestülpt, mit gebundenen Füßen und Händen auf dem höchsten Fasse saß, ein unfroher Bacchus. Der Löbe schwang einen schweren Schmiedhammer zuweilen so knapp an dem begugelten Schädel vorüber, daß der Wirt duckte und zuckte, und der Löbe ihn begütigen mußte, zärtlich, wie eine Mutter ihr Kindlein lullt. Er streichelte die dicke, blaurote Nase, küßte sie und gab ihr einen Stüber, fragte glaubensdürstig, weshalb der Hirschenwirt des Herren Christi Hochzeitswunder so übel abgeluxt hätte, und paukte auf den schönen, gesunden Fässern seinen Spott aus, daß es dem Wirte durch die Seele fuhr, und er ängstlich nach dem verwirkten Eigentume schielte. Die Leute grölten. Endlich aber schwang der Löbe den Hammer mächig hoch mit beiden Armen und schlug Hieb auf Hieb, um seine Kraft und Gewandtheit zu zeigen, den Fässern die Böden ein. Der Rotwein schoß in den Schnee und floß in die Pegnitz, und die Leute jauchzten.

Paracelsus mußte zurück und versuchen, über die Barfüßerbrücke zu kommen. Auch dort ein Gedränge, man sah hinüber, aber es gelang dem Knechte, durchzustoßen, und Paracelsus hielt sich dicht hinter ihm.

In dem Wagen fand er noch einen Winkelplatz. Seine Taschen wurden unter dem Sitze verstaut, die Füße ins Stroh eingebaut und der ganze Mann in zwei ungarische Decken mit langen Zottelhaaren. Dann brachten sie noch die heißen, in Tücher gewickelten Steine unter die Füße. Auch die anderen Fahrgäste versorgten sich. Im Beiwagen lag das Reisegut verdeckt und verkettet. Das Geleit klepperte an, das Sattelpferd sammelte sich unter seinem Reiter, und: Hüo! — polternd und rasselnd im Zotteltrab, vorbei am Sankt-Klaren-Kloster und durchs Frauentor und über die frostkrachende Zugbrücke. Der Viehmarkt mit seinen Halfterschranken, die Schindhütten, daneben hing einer durchs Rad geflochten, und die schwarzen Vögel flogen auf, widerspenstiges Fittichgewölk. Dann teilte sich die Straße nach drei Richtungen. Der Wagen rumpelte gegen das Sankt-Peter-Kirchlein weiter und am Siechkobel vorüber, wo die Unheilbaren ihr Restlein Leben abwarteten. Und jetzt

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur mehr Baum und Strauch und weitaus die weiße, morgenschimmernde Decke, über der ein sanfter Dunst stand, so daß die Ferne wie ein Hauch im blassen Himmel verwitterte.

Noch hatte der und jener — alle waren sie Kaufleute, wer sonst sollte zu dieser Zeit eine Reise tun — an sich zu rücken und einzurichten. Bald aber wurden die Namen ihrer Ziele laut: Passau, Linz und Wien, Kufstein, Innsbruck, Venedig. Einer reiste für die berühmten Buchverleger Hans und Antoni Koburger bis nach Buda. Auch zwei Italiener fuhren mit. Sie sprachen, mehr und mehr erwärmend, von ihren mannigfaltigen Geschäften, tauschten Erfahrungen, gaben Ratschläge und warnten. Paracelsus konnte, kaum beachtet und ungefragt, seinen Gedanken nachhängen.

In den beiden letzten Wochen, und als man wußte, er werde weiter ziehen, hatten sich drei Ärzte an ihn herangemacht. Vielleicht wollten sie ihm, ehe die gute Gelegenheit wich, etliche Heimlichkeit absehen. Sebald Busch, Hanns Magenbuch und einer, der sich Sagittarius hieß. Sie und die vier Gesellen, die er in Nürnberg zurückgelassen hatte, seinen Famulus darunter, waren kaum von seinem Ofen gewichen und waren ihm auch zu den Kranken gefolgt. Er hatte ihnen gegeben, was er mochte, und keine allzu hohen Hoffnungen in diesen eiligbereiten Menschenboden gesetzt. Der einzige Magenbuch schien ihm tiefer empfänglich, so daß er ihn ungern zurückließ. Nur bei dem selbstentschlossenen, sanften Bastian Frank war ihm das letzte Wort schwerer gefallen und in den letzten Gruß und Wunsch ein warmer Herzenslaut eingeschlichen. Aber der hatte sein junges Weib und sein Knäblein.

So war ein Strich geführt, die Summe gezogen, gleichwohl fühlte er es, wenn seine Brust sich auch vogelfrei der neuen Ferne entgegenhob, wenn ihn auch jene oft genossene, immer neue Lust der Fahrt anwandelte, er fühlte es, daß etliches zurückgeblieben war, was Teil behielt an ihm. Nicht nur in der Offizin des Peipus.

Er ahnte, daß der selbsteigenste Mensch nur wächst, wenn er über sich hinauswächst und in die andern. Sein Landfahren bekam ein fremdes Gesicht: war es Erfahrung gewesen und Lehre, nun wollte es Saat werden. Er ließ zurück, wie der Ackermann zurückläßt: Wort, Schrift, Wille — und mußte auf das Erdreich bauen.

Er schloß die Augen, daß durch den schmalen Spalt kaum ein Schimmer des Schneelichtes drang. Und dachte an das Lächeln der Gottesmutter, die — von goldnem Flammenkranz umzüngelt — im Chore zu Sankt Sebald stand. Er dachte an ihre hohe, klare Stirn und an das zartere Kinn. Wie anders jenes starre Puppenbild, das zu Einsiedeln über seine Kindheit hinweggesehen hatte! Und doch — dort in der Gnadenkapelle war's die Göttin gewesen, bildnisstarr, unter heidnischem Geschmeide: das Weib Gottes, das die Imagination des Vaters empfangen und den Sohn aus der göttlichen Einbildung geboren hatte, wie ein Menschenweib aus der Imagination des Mannes empfängt. Dort in der Gnadenkapelle war es die menschenferne Matrix gewesen, die vergöttlichte. Und darum schauderten die Pilger, darum der Glaube an das tote, elende, verlogene Holz. Und hier im Sebalder Chore lächelte ein Erdenweib, wunschglühende Pilger drängten sich nicht vor dieser schönen Mutter . . .

Da roch es plötzlich, scharf und belebend: Branntwein. Sein Nachbar hielt ihm lachend eine Flasche unter die Nase, die irgendwer kreisen ließ. Und er lachte mit, langte zu, tat einen guten Schluck.

(Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Lage der deutschen Kunst nach der Reformation*)

Von

Georg Dehio

Auf die Reformation folgte die Gegenreformation und auf diese der Dreißigjährige Krieg.

Darum ist nicht zu streiten und nie gestritten worden, daß die Kunst von der Höhe, die sie nach langer und folgerichtiger Vorbereitungsarbeit im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts erreicht hatte, im zweiten und dritten schnell, fast plötzlich herabglitt. Nicht erst der Dreißigjährige Krieg hat es bewirkt; die fatale Wendung hat sich früher, hat sich in der unmittelbar auf Dürer folgenden Generation eingeleitet.

Es liegt im Wesen einer Blütezeit, daß sie nicht sehr lange Dauer haben kann; was wir auch nicht zu beklagen brauchen, da es für eine Nation wichtiger ist, eine Stunde herrischer Tat oder höchster Schaffenskraft erlebt zu haben als ein Jahrhundert mittleren Glückes. Etwas anderes ist es aber, wenn eine Blütezeit unterbrochen wird, bevor sie alle in ihr liegenden Möglichkeiten aufgeschlossen hat. Jetzt geschah dasselbe, was die deutsche Kunst schon zweimal erlebt hatte: als nach dem Glanz der Karolingerzeit das saeculum obscurum hereinbrach, und dann nach dem Untergang des staufischen Kaiserhauses. Unmöglich wird man die Krisis der deutschen Kunst in der nachdürerschen Epoche auf ein plötzliches Ausbleiben der Talente zurückführen können, so wenig wie vorher der Überfluß an Talenten eine Laune der gebärenden Natur war: ernstlich zu verstehen ist der unheilvolle Umschwung nur im Zusammenhang mit Ebbe und Flut des geschichtlichen Gesamtlebens.

Nach dem Zeugnis Melanchthons hat Luther kurz vor seinem Tode den Wunsch ausgesprochen, daß seine Familie ihn nicht lange überleben möge: „Denn es steht eine so entsetzliche Verwirrung Deutschlands voraus, daß für brave Leute und ordentliche Studien ferner kein Raum ist." Luther sah aber nur erst den Anfang. Niemals in unserer Geschichte haben sich so wohl begründet große Hoffnungen in tiefe Enttäuschung gewandelt. Die Reformation hatte zum ersten Male die ganze Nation in der leidenschaftlichen Beschäftigung mit einer einzigen Frage, zugleich Tages- und Ewigkeitsfrage, zusammengeführt; es gab einen Augenblick, in dem neun Zehntel ihr anhingen; hätte sich Karl V. entschließen können, Deutschland zum Mittelpunkt seines politischen Denkens zu machen und den in der reformatorischen Bewegung liegenden nationalen Schwung mit seiner Außenpolitik auf eine Linie zu bringen — was hätte nicht aus Deutschland werden können! Allein dieser Kaiser empfing seine Impulse nicht aus dem Leben der Nation, er war gekommen, in allen tiefsten Lebensfragen sich ihr entgegenzusetzen. Indem er die Reform bekämpfte, nötigte er sie zum Bündnis mit der partikularistischen Opposition. Nicht der Reformation hat die nationale Einheit zerstört, sondern weil sie ein seit Jahrhunderten

* Einleitung zum achten Buch der „Geschichte der deutschen Kunst" von Georg Dehio. Das siebente Buch, die Reformationszeit enthaltend, wird als erster Teil des dritten Bandes im Herbst 1923 erscheinen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

an Zwietracht gewöhntes Volk vorfand, hat sie ihr Ziel, die Einigung aller Deutschen in einer nationalen Kirche, verfehlt. Während die klarer und härter denkenden Völker der Nachbarn zum Austrag des Glaubenskampfes mit den Waffen übergingen und ihn ohne Schaden für die nationale Einheit zu Ende führten, so oder so: trösteten sich die allzuweichen Deutschen mit dem Selbstbetrug des Religionsfriedens. Er gab der zweiten Hälfte des Jahrhunderts das Gepräge. Für die Freiheit des religiösen Gewissens war der Kampf begonnen worden — und endete mit dem Spott seiner selbst, dem cujus regio illius religio. Die Geister wurden nicht versöhnt, und das Gefürchtete, der große Krieg nicht abgewendet, nur verschoben.

In die nach außen willensschwache, im Innern durch bittern Hader um theologische Meinungen gespaltene protestantische Welt drang nun entschlossen und sicher die Gegenreformation vor. Beträchtliche Volksteile wurden mitten im Frieden von der alten Kirche zurückerobert, noch mehr bedeutete deren innere Verjüngung. Aber sie ging nicht von den deutschen Katholiken selbst aus. Die Gegenreformation öffnete eine breite Straße, auf der nun ein ganz anders als vorher die Renaissance gearteter Romanismus in die deutsche Welt eindrang. Es war der spanische Karl, durch den die politische Gesundung Deutschlands unmöglich wurde, es war der spanische Jesuitenorden, der in die Kluft des kirchlichen Lebens eindrang und sie unheilbar weit und tief machte, es war das Eingreifen der spanischen Politik, durch die schließlich der große Krieg ins Rollen kam. Aber ebenso wahr ist, daß dieses alles nicht eingetreten wäre, hätte nicht das Luthertum jener Tage (wie Treitschke sich ausdrückt) nicht nur politisch, sondern auch sittlich tief unter dem verjüngten Katholizismus gestanden.

Die Zeit vom Ende des Schmalkaldischen bis zum Ausbruch des Dreißigjährigen Krieges ist eine der längsten Friedenszeiten, welche die deutsche Geschichte kennt. Wenn Friede allein schon Glück bedeutete, so müßte es auch eine der glücklichsten gewesen sein. Wir sehen nur, daß sie eine sehr unwürdige war. Friede — das hieß: Deutschland schied aus aus dem Wettkampf der großen Mächte, die besten Ergebnisse der älteren Geschichte gingen kampflos verloren: der preußische-livländische Ordensstaat an Polen und Schweden, die Handelsmacht der Hansa an Holland und England, das Mündungsland des Rheins an Spanien, welches selbst den Besitz des Elsaß in seine Pläne einzubeziehen wagte, die lothringischen Bistümer an Frankreich — es wurde kaum bemerkt.

Im Innern war der Landesstaat völlig Herr geworden über das Reich. Noch herrschte ein täuschender Wohlstand, aber die Volkskraft war im Kern schon krank. Den Bauernstand hatte die unglückliche Revolution von 1525 im Mark getroffen. Die Städte, in der Kultur des späteren Mittelalters die treibende Kraft, begannen zu altern. Der am Anfang des Jahrhunderts zu treibhausartiger Blüte aufgeschossene Frühkapitalismus brach zusammen, das Vordringen der Türken, die Entdeckung der neuen Seewege, der Niedergang der Hansa, die Bankerotte berühmtester oberdeutscher Handelshäuser reihten sich an. Der Verkehr mit Osteuropa und über Venedig mit der Levante hatte Deutschland reich gemacht, von nun ab gehörte die Welt den Westmächten. Reichtum wurde in den deutschen Städten nicht mehr erworben, bestenfalls bewahrt. Früher hatte die Kirche die Laufbahn offen gehalten für die Begabten und Aufstrebenden, jetzt war allein im Fürstendienst etwas zu gewinnen. Die fürstliche Macht allein hob sich.

Prüfen wir das Innenleben unseres Volkes, so ist das Ergebnis: es war noch nicht reif für die Freiheit, die ihm die Reformation hatte erringen wollen. Was die alte Kirche dem Volk gegeben hatte, war aufgegeben, die großen Gedanken der Reformation und des Humanismus verkümmerten zu einer gemütlosen, pedantischen Besorgtheit um rechten Glauben, einem mühsamen und unfruchtbaren Gelehrsam-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keitsbetrieb. Das blühende Phantasieleben, das einst das mittelalterliche Kirchenwesen umrankt hatte, war verdorrt, der Ernst und die Innigkeit der Reformationszeit erkaltet. Und dennoch konnte der erschütterte Volksgeist von der Sorge um die religiöse Frage nicht loskommen. Sie nahm den Charakter einer störrischen Rechthaberei an. Die theologische Kontroverse war für weiteste Kreise des Protestantismus zur Monomanie geworden. Die Enkel derer, die noch der mystischen Pracht des mittelalterlichen Gottesdienstes sich hingegeben hatten, brüteten jetzt mit heißen Stirnen über dogmatische Streitschriften und verfolgten mit unerschütterlicher Geduld die stundenlangen Predigten. Die Theologie verdarb aber nicht nur die Religion, sie wurde auch den Wissenschaften eine neue Fessel. Mit dem enthusiastischen Zuge, der dem Humanismus eigen gewesen war, war es vorbei. Die scholastischen Methoden wurden wieder aufgenommen. Die Hebung des Schulwesens, worin bald die Jesuiten mit den Lutheranern wetteiferten, kam einseitig der lateinischen Sprache und Bildung zugute. Die deutsche Dichtung verkam, nur in der niedrigen, volkstümlichen Sphäre bewahrte sie sich noch eine gewisse Frische und Selbständigkeit, im Kirchen- und Volkslied, in den Schwänken vom Finkenritter und den Schildbürgern, in der Geschichte vom Doktor Faust. Doch gegen Ende des 16. Jahrhunderts sind auch die letzten romantischen Klänge verhallt. Auch in den andern Ländern hatte die Renaissance die neulateinische Dichtung gepflegt, aber sie erstickte nicht die aus der Tiefe des Volkslebens kommende große Dichtung: — Deutschland besaß nichts, was Shakespeare oder Cervantes auch nur von ferne verglichen werden könnte. Das Alte verfiel, das eindringende Neue blieb auf dem ausgedörrten Boden ein kümmerliches Gewächs.

Es ist erschreckend und rätselhaft, wie ein Volk so schnell sich verändern kann. Die hohen Hoffnungen vom Anfang des Jahrhunderts waren ihm gescheitert, es besaß keine großen, gemeinsamen, idealen Ziele mehr, aber immer noch einen Überfluß an Blut und Saft, die in derbem Genuß vergeuderisch sich austoben mußten. Schon Luther hatte gegen das „eitel Sauleben" seiner lieben Deutschen geeifert; nach ihm wurde es viel schlimmer damit. Moralisten haben zu allen Zeiten über Schlemmerei und Kleiderluxus geklagt, zu keiner mit so viel Recht wie in dieser. Ein eigener Hang zu phantastisch-massiver Übertreibung beherrscht sie. Aber hat nicht die Renaissancekultur zügelnd und veredelnd eingewirkt? Was im deutschen Lebensstil dieser Zeit als Renaissance sich gab, läßt nur mit dem derben Worte sich kennzeichnen: „Zum Teufel ist der Spiritus — das Phlegma ist geblieben." Die deutschen Fürstenhöfe ließen es zwar mit der Erlernung welscher Vornehmheit sich genügend sauer werden. Doch hatte sich auch bei den romanischen Völkern das Renaissanceideal schon geändert. Viel Spanisches war eingedrungen. Nicht mehr die freie, allseitig entwickelte Persönlichkeit, die edle Natürlichkeit, deren Bild Raphaels Freund, der Graf Castiglione, in seinem (auch wiederholt ins Deutsche übersetzten) Cortegiano gezeichnet hatte, war das Gewünschte, sondern der zeremoniöse, heroisch posierende estilo culto. Allenfalls an den katholischen süddeutschen Höfen konnte man etwas davon wiederfinden. An den lutherischen des Nordens herrschte ungezügelt die altväterische Roheit in unangenehmer Mischung mit theologisch zugerichteter Frömmigkeit. Noch nie hatten die alten Leidenschaften der Jagd- und Trinklust so ungeheuerliche Dimensionen angenommen. Schwerfällig und maßlos weitschweifig ist alles in dieser Zeit: die Schriftstücke der Kanzleien, die Bücher der Gelehrten, die massige Bibellektüre, die vielstündigen Predigten, die Ritterromane, deren meistgelesener, der Amadis, es auf 24 Bände brachte — und so auch die Vergnügungen, die Trinkgelage und die Feste, ein uferloses Schaugepränge, ein zugleich phantastisches und pedantisches Gemenge von froher Augenlust, schwülstiger Rhetorik, frostiger Allegorik und faustdicker Spaßmacherei. Das Leben

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in Schönheit führen! Das hatte man sich von der Renaissance sagen lassen. Wie schwerfällig und anmutlos geriet die Nachahmung! Es war doch etwas anderes gewesen um die stilvolle Zierlichkeit der Stauferzeit, etwas anderes auch um das Lebensideal der Humanisten. Und nun ist auch nicht zu verkennen: es war in allem massiven und lärmenden Wohlleben im Grunde keine frohe Zeit. Beklemmende Angstgefühle mischen sich ein, nicht nur in der Frömmigkeit der Zeit: niemals haben die Menschen mit so gespanntem Blick auf die Nachtseite der Natur und der eigenen Seele hingestarrt; Astrologie und Alchimie, Dämonenglaube und Zauberei wurden unheimliche und mächtige Nebenbuhler der Religion, und die irdische Gerechtigkeit erschien in Gestalt einer Strafjustiz von schauerlicher Grausamkeit.

Was war das Los der Kunst in solcher Zeit? Es sieht nicht so aus, als ob sie glückliche Antriebe aus ihr empfangen haben könnte. In Dürers hinterlassenen Papieren finden sich die Worte — wie ergreifend klingen sie —: „Wollte Gott, daß ich der künftigen großen Meister Werke und Künste jetzt sehen könnte, derer die noch nicht gekommen sind!" Sie kamen nicht. Und wären sie gekommen, die Zeit hätte sie nicht verstanden, so wenig wie sie Kopernikus und Kepler verstand.

Dennoch kann man nicht sagen, daß die bildende Kunst in Verfall geraten wäre in dem Sinne und Maße wie die Dichtkunst. Ihr äußeres Aussehen war noch sehr blühend. Sie wurde in großen Massen erzeugt; mit virtuoser Geschicklichkeit und unermüdlichem Fleiß wurden die ererbten Kunstmittel in Bewegung gesetzt; das Publikum kam den Künstlern mit offener Hand und geschulten Augen entgegen; zu keiner Zeit noch hatte die Kunst im täglichen Leben einen so breiten Raum eingenommen. Das verhängnisvolle Aber war: Das Leben bot der Kunst keinen würdigen Inhalt mehr zur Gestaltung dar. Niemals würde man aus der Kunst erraten können, daß sie einer Zeit angehört, in der die religiöse Frage die Gemüter leidenschaftlich beherrschte.

Man kann die Ursache dieser Veränderungen mit einem Worte nennen: das Band zwischen der Kunst und der Religion war zerrissen. Es war nicht so, daß sich die Kunst der Religion versagt hätte, vielmehr war es die Religion, die im Zeitalter des Kampfes der Bekenntnisse, des Streitens um den äußeren Besitzstand der Kirchen, der Kunst nichts zu sagen gab. Das gilt nicht nur von der protestantischen, sondern bis zum Ende des Jahrhunderts ebenso von der katholischen Seite. Die alte Kirche mußte erst ihre innere Verjüngung vollenden, bis sie wieder an die Kunst sich wendete, und dann geschah es in der neuen Formschöpfung des Barockstils. Der Protestantismus aber, in die Verteidigung zurückgedrängt, in seinem inneren Leben ganz auf das Wort gerichtet, vermochte die Verwandtschaft von Religion und Kunst nicht mehr zu verstehen. Daß eine Kirche, welche Mythologie und Symbolik als heidnisch ausstieß, welche in ihrem Gottesdienst auf Mitwirkung der Sinne und Phantasie verzichtete, welche die guten Werke verdammte und folglich auch für Stiftungen (ein Hauptanlaß mittelalterlicher Kunstübung) keinen Anreiz mehr bot — daß eine also gewandelte Kirche für die bildende Kunst keinen, höchstens einen sehr schmalen Platz am Rande übrig hatte, ist selbstverständlich; weder zu verurteilen noch zu verteidigen, nur festzustellen.

Einen lebendigen Inhalt hat auch die Renaissance der Kunst nicht gegeben. Es liegt nun einmal im Wesen des deutschen Kunstgeistes, daß er nur vom Inhalt aus die Form begreift. Die „deutsche Formlosigkeit" bedeutet, daß dem Deutschen das Ringen nach Form wichtiger ist als ihre Vollendung. Soweit der Deutsche jetzt bereit war, den ihm fremden Formbegriff der Renaissance sich zu unterwerfen, wurde die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Form unter seiner Hand eine Schale ohne Kern. Die Kunst war ganz profan geworden, pure Augenlust. Mit den tieferen Belangen des Menschen hatte sie nichts mehr zu tun. Nach außen zeigte sich das in einem radikalen Umschwung in der Werthaltung der Gattungen. Das Interesse an der Malerei und Graphik, das in der Reformationszeit obenan gestanden hatte, wurde ganz flach, dagegen die totgeglaubte Architektur erwachte. Sieht man aber näher zu, so ist es keine wahre Architektur, sondern nur eine veränderte dekorative Umkleidung alter Baugedanken. Der dekorative Geist unterwirft sich gleichmäßig a l l e Künste. Folgerichtig wurde das Kunstgewerbe der Liebling des Zeitalters, wie er auch dessen wertvollste Leistung war. Schreiner meistern die Baukunst, Maler finden nur als Dekorateure oder Porträtisten eine Aufgabe. Nicht die fremde Form an sich ist das Undeutsche in der deutschen Renaissance, sondern die allzu oft dahinter sich verbergende Seelenlosigkeit. An dieser trägt nicht die Renaissance die Schuld, sondern das Deutschtum dieser Zeit.

Aber auch in ihr hat sich das alte Wort bewährt: Naturam expellas furca tamen usque recurret. Dem Übernommenen, Gewordenen setzte sich ein Eigenes, Werdendes entgegen. Das zweite ist die neugeborene deutsche Formtendenz, der wir schon oft begegnet sind, und die wir das Romantische oder Barocke nannten. Die Stilbewegung des 16. Jahrhunderts blieb ein fortgesetzter Kampf. Nicht einfach „Renaissance", sondern „Renaissance und ihr Widerspiel" wäre die richtige Benennung dieser Epoche. Das daraus entstehende Bild ist oft sehr verworren, aber gegen Ende klärt es sich. Nicht Deutschland wird zur Renaissance bekehrt, sondern die Renaissance geht auf im Barock. Dieser aber hat eine doppelte Wurzel. Die eine liegt in der unausrottbaren nordischen „Formlosigkeit", die andere in den neuen, romanisch, am meisten spanisch, gefärbten Gefühlswerten der Gegenreformation. Ihr Vereinigungspunkt lag in der Perspektive der Zukunft. Aber es sollte noch lange dauern, bis er erreicht wurde. Der Dreißigjährige Krieg trat dazwischen.

Das Unheil, das durch ihn über Deutschland kam, wird uns erst völlig klar im Rückblick auf die zwei ihm vorausgehenden Jahrzehnte, erst ganz, wenn wir bemerken, wie eben damals die über dem deutschen Geistesleben liegende Depression zu weichen begann. Vielleicht am deutlichsten in der Kunst zeigen sich die Vorboten eines beginnenden Aufschwunges; Bauwerke entstehen, denen man einen großen Sinn nicht mehr absprechen kann; bedeutende Künstlerpersönlichkeiten treten auf, wie sie seit zwei Menschenaltern nicht gesehen waren, wir nennen nur Elias Holl, Paul Franke, Adam Elsheimer. Auf allen Gebieten regten sich neue Kräfte: Johann Kepler begann seine astronomischen Publikationen im Jahre 1596, Johann Arnd ließ 1605 sein vielgelesenes Buch vom „Wahren Christentum" erscheinen, endlich ein warmer Gemütston nach so viel dürrer Dogmatik; in der Geschichte der Musik macht das Jahr 1614 Epoche, in welchem der große Heinrich Schütz die Leitung der kurfürstlichen Kapelle in Dresden übernahm; 1617 wurde in Weimar die „Fruchtbringende Gesellschaft", eine Akademie zur Reinigung der verwilderten deutschen Sprache, gegründet, und bald schloß sich ihr in Straßburg die „Aufrichtige Tannengesellschaft" an; in Schwaben trat 1618 Weckherlin, in Schlesien 1619 Opitz auf. Ein Jahr vorher erschien Keplers Hauptwerk von der „Harmonie der Welt".

Wie es mit der Harmonie in der Menschenwelt beschaffen war, bewies im selben Jahre der Ausbruch des großen Krieges.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Schatten

Novelle

von

Hermann Stehr

Seit Johannes Teuber von seinem Lehramte pensioniert war, hatte man ihn vollends vergessen. Er bewohnte in einem abgelegenen Hause drei Zimmer, deren Fenster über das wellige Feld hin nach dem nahen Gebirge sahen. In seinen Stuben herrschte eine so vollkommene Stille, daß es niemand einfiel zu denken, es lebe da irgendwer. Gegen den halben Vormittag stieg er mit seinem geräuschlosen Schritt die Treppe herunter. Die Hände mit dem Stock auf dem Rücken, das Gesicht sinnend geneigt, eilte er auf das Feld, das er kreuz und quer durchmaß, von Zeit zu Zeit stehen bleibend und mit dem Stock in dem Boden stochernd, wie jemand tut, der mit sich nicht ins Reine kommen kann. Er durfte nicht fünfhundert Meter entfernt sein, so wirkte er im Felde nicht anders wie ein niedriger Pfahl, so dünn und zierlich war er. Redete ihn jemand an, so hob er das Gesicht und gab mit einer jungen, hellen Stimme Bescheid über das Wetter, den Weg, die Ernte, oder was der Neugierige immer für ein Gespräch anfing und lächelte mit seinen übergroßen Augen so überlegen, daß niemand ein zweites Mal versuchte, mit ihm eine Unterhaltung anzuknüpfen. Immer, wenn er so ziellos umherging, mit etwas Verborgenem in leidenschaftlichem Verkehr, trug er dieselben grauen Kleider, die er aus seiner Amtszeit herübergenommen hatte, Sonntag und Woche, als ob die übrigen Menschen ohne Bedeutung für ihn seien. Er machte einen ganz unwirklichen Eindruck, und kaum, daß seine Gestalt den Blicken entschwunden war, hielt es schwer, sie sich leibhaftig vorzustellen: so vollständig schien er fern von allem zu sein, was der andern Menschen Leben bewegt.

Niemand konnte auch genau angeben, wann er nach Weißenhagen gekommen war. Als man den kleinen Mann bemerkte, wie er eilig, fast schüchtern durch die volkreiche Straße huschte, lebte er schon einige Jahre am Ort, und niemand war imstande, etwas anderes von ihm anzugeben, als daß er vorher als Substitut in Bechtelsdorf gewirkt habe und ganz „ohne Anhang" sei.

Einstmals, noch in seiner Amtszeit, vor vielen, vielen Jahren, nach den großen Ferien, erschien er mit einer stillen, zarten Frau am Arme. Über seinem Wesen lag Zuversicht, sein Gang wurde fester und steter, seine Augen sahen freier in die Welt. Aber, nach wieviel Zeit konnte niemand sagen, ging er wieder allein, noch eiliger, leiser und schüchterner als vorher. Es hieß, die stille, zarte Frau liege zu Hause und sterbe. Lange Monde rang sie sich los, von niemand gesehen und bewacht als von ihrem leisen, wunderlichen Mann. Endlich schritt er hinter ihrem Sarge: einsam, blaß und unbegreiflich. Trockenen Auges schüttelte er die drei Schäufelchen Erde auf ihren Sarg, ließ einen Denkstein auf dem Grabe errichten und entfernte sich, als er die Arbeit der Steinmetzen besichtigt hatte, um den Kirchhof nie wieder zu betreten. Das Grabmal, ein weißes Marmorkreuz, trug nichts als die Inschrift:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Marie Teuber. Die Frauen, die vorübergingen und die Worte lasen, erbitterten sich in ihrem Herzen, daß ein Weib von ihrem Manne so lieblos eingescharrt und bald vergessen werden könne. So kam es, daß der Pfarrer von Weißenhagen auch ungehalten wurde über die Herzenshärte Johannes Teubers, der doch als Christ und Lehrer in jeder Hinsicht einem vorbildlichen Wandel ergeben sein mußte. Um ihn an seine Pflicht der Verstorbenen gegenüber zu mahnen, bestellte er ihn eines Tages zu einer Strafpredigt zu sich. Als er seine Ermahnungen beendet hatte, saß Teuber still, das Gesicht kalkweiß, verzweifelt, die Augen unverwandt auf die schmalen Hände gerichtet, die er verschlungen zwischen den Knien hielt. Plötzlich fuhr er in die Höhe und trat erhobenen Armes an den Schreibtisch, vor welchem der Pfarrer saß, stotterte etwas und schrie endlich in großer Qual: „Sie wissen gar nichts!" Dann nahm er seinen Hut und ging leise zur Tür hinaus.

Der Geistliche gestand, es habe ihn etwas wie Furcht gepackt, als dieser schwache Mann auf ihn zugesprungen sei, und noch Stunden nachher habe seine Seele eine Öde erfüllt, als beschwerte ihn die Verfehlung an einer reinen Macht. Er war nunmehr der Meinung, Teuber habe durch die Leiden und den Tod seines Weibes ein namenloses Unglück betroffen, das er wie ein Held auf eine Art trage, die nichts beweise, als daß ein hartes Schicksal wunderliche Menschen noch wunderlicher mache. Bald aber sollte ein Ereignis dies milde Urteil erschüttern.

Der Sohn eines Gutsbesitzers aus dem Nachbardorfe hatte zu der einzigen Tochter eines steinreichen Bürgers von Weißenhagen eine heftige Neigung gefaßt, die von dem Mädchen erwidert wurde, das eben so von Schönheit als durch anmutigen Geist ausgezeichnet war. Eine Zeitlang genossen die Beiden das unruhige Glück einer geheimen Liebe. Endlich überwältigte den jungen Mann die Sehnsucht nach dem Besitz seiner Angebeteten, und er hielt, alle Bedenken in den Wind schlagend, um ihre Hand an. Er wurde als „Nacksack und Mitgiftspießer" mit Spott überhäuft und verließ, in seiner Mannesehre tief gekränkt, das Haus des hartherzigen Reichen, ohne die Treue seines Mädchens weiter zu erproben. Die Arme war todestraurig, sich so leicht verlassen zu sehen, konnte aber nicht anders, als ihm im Herzen ergeben zu bleiben und auf eine jener wunderbaren Fügungen zu vertrauen, die den unglücklich Liebenden so oft zu Hilfe kommen. Ihre Hoffnung war vergeblich. Die Sterne, die allen Beladenen Trost spenden, erblindeten für sie, und da sich niemand ihrer Not erbarmte, nahm sie die Zuflucht zum Tode, der so lange bei Tag und Nacht neben ihr gegangen war, bis sie sich eines Abends willig von ihm durch die Lindenallee führen und in den Teich stoßen ließ. Am anderen Tage zog man den entseelten Körper ans Land.

Eine unabsehbare Menge begleitete das beklagenswerte Opfer ihrer Liebe zu Grabe, und da der Vater, ein bigotter Mann, als Wohltäter der Schule bekannt war, sangen die Lehrer an ihrem Grabe einen vierstimmigen Männerchor. Sie standen neben dem Geistlichen, der mit seinem tiefen Baß die ergreifenden Totenklagen psalmodierte. Johannes Teuber war unter ihnen. Die Worte des Pfarrers hatten aller Schmerz gelöst, und es war ein Schluchzen über den Kirchhof. Nun traten die Träger an das offene Grab. Die Stangen, auf denen der Sarg über der Grube gestanden hatte, wurden weggezogen, und die Männer faßten die Leinentücher; der Gesang setzte ein, und schwankend versanken die sterblichen Überreste für immer in die Erde. In diesem beklemmendsten Augenblicke, da der Schmerz der Mutter zur erschütternden Klage sich steigerte, verfärbte sich Johannes Teuber in tödlicher Verzweiflung. Einen Augenblick versuchte er, von seinem Nachbar angestoßen, der Erregung Herr zu werden, und knüllte das Papier in seinen Händen zusammen. Der magere Körper schlotterte wie in großem Frost, und dann fiel er mit einem gellen Schrei zu Boden. Er stürzte mit dem Gesicht zur Erde, und als man ihn aufrichten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wollte, griff er mit den Händen in den Acker und stöhnte nur immer: „Martha! Martha! Martha!“

Ein Mann aus dem Volke war über diesen wilden Schmerzensausbruch erbost, faßte ihn am Genick, drückte seinen Kopf auf den Boden und erstickte so seine verzweiflungsvollen Rufe.

Seit dieser Zeit wurde Johannes Teuber noch scheuer. Wenn er früher bei außergewöhnlichen Anlässen noch unter den Menschen erschienen war, so wich er ihnen jetzt aus, als habe er vor allen sein bestes Geheimnis bloßgestellt. Niemand verstand sein Betragen auf dem Gottesacker. Er konnte mit seinen Rufen weder seine Frau, noch auch die Tote gemeint haben, denn beide trugen andere Vornamen, und da es bekannt war, daß er seit je gegen Frauen die gleiche Verschlossenheit bewiesen hatte wie gegen Männer, so mußte man leider den Gedanken an eine geheime Liebschaft aufgeben. Nur das war denkbar, daß er in früher Jugend die tiefe Wunde einer unglücklichen Liebe erhalten, sie all die Jahre verschwiegen in sich getragen habe und nun am Grabe dieses jungen Opfers der schönsten Menschenleidenschaft von der Erinnerung bis zur Bewußtlosigkeit erschüttert worden sei.

Einem Kollegen, der an derselben Schule wie Johannes Teuber wirkte, kam diese Erleuchtung zuerst. Er erfreute sich ihrer infolge eines angeborenen Instinktes, der überall da sein starkes Interesse am Leben der Nebenmenschen wachrief, wo sich brüchige Verhältnisse offenbarten. Aber es waren keine tieferen Gründe, die ihn verleiteten, seine scharfen Augen forschend nach dem Leid der Menschen zu richten, sondern ihn stachelte die niedere Freude an der Aufdeckung eines Skandals allein. Dabei besaß er Energie und Geduld genug, seinen Verdacht durch ein Gewirr widersprechendster Erscheinungen unbeirrt zu verfolgen. Dieser Mann, den die stete Aufregung seiner hämischen Seele vorzeitig hatte ergrauen lassen, machte sich daran, Erkundigungen einzuziehen über die Familie Teubers, sein Leben während des Studiums und vor allem über den Bekanntenkreis während seiner Bechtelsdorfer Wirksamkeit. Er heimste eine recht karge Ausbeute ein, und es zeigte sich, daß der Lebensgang Johannes Teubers so gleichmäßig verlaufen war, wie er nur je einem Manne aus sehr engen Verhältnissen beschieden ist, der den Ehrgeiz nicht unterdrücken kann, einst den Katheder einer Volksschule zu besteigen. Außerdem maß dieser Kriminalist aus Neigung auch alles zu sehr nach dem äußeren Gewicht. Infolgedessen fand nur die Tatsache als verdächtiges Vorkommnis vor seinem Spürsinn Beachtung, daß Johannes Teuber in Bechtelsdorf in ziemlich nahen Verkehr mit dem damaligen Oberamtmann Müller gestanden hatte, der als Wüstling und bösartiger Draufgänger gesellschaftlich fast ganz isoliert gewesen war. Knall und Fall, ohne ersichtlichen Grund, hatte sich Teuber von dem Gutsherrn zurückgezogen und seine Stellung als Amtsschreiber quittiert. Genau zu dieser Zeit war die einzige Tochter, die als eine schlanke, melancholische Schönheit allen Bechtelsdorfern noch heute im Gedächtnis war, verschwunden, um nicht lange danach, in einer entfernten Provinz dem Direktor einer Zuckerfabrik angetraut zu werden.

Es war gewagt, an die Möglichkeit eines Liebesverhältnisses eines Lehrers zur Tochter eines Großagrariers zu denken, ja geradezu grotesk, wenn man sich dieses verschüchterte, magere Männchen vorstellte, dessen ganze Macht in den großen Augen lag. Allein, die junge Dame hatte Martha Müller geheißen, und das war das einzige Moment, das den Späher nicht ganz verzweifeln ließ, hinter das Geheimnis des Kleinen zu kommen.

Mit einer Zuversicht, die er sich gerade in Augenblicken zulegte, in denen seine Kombinationsgabe ins Arge geraten war, überraschte er Johannes Teuber auf seiner einsamen Streife und begann von einer fingierten Reise zu reden, auf der ihm allerhand Außergewöhnliches zugestoßen sein sollte. So wollte er auch auf der Station

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Thale im Harz mit einem Domänenbesitzer a. D. mit Namen Müller zusammengetroffen sein, der in selbstloser Weise als feiner, gütiger Kavalier sich seiner angenommen habe, da ihm, dem Reiseunkundigen, sein Gepäck abhanden gekommen war. Nun pürschte er sich immer näher, erzählte auch von dessen Tochter und ihrem Manne, einem unnötig pompösen Menschen, und beobachtete, neben dem Kleinen hergehend, aufmerksam dessen Mienen und Gebärden.

Teuber hörte gelassen zu, stach dann und wann den Stock tief in den Boden und hob bei einer Pause, die der Sprecher eintreten lassen mußte, weil ihm seine Phantasie ausgegangen war, das Gesicht, heftete seine Augen fest auf ihn und sagte mit sanfter Bestimmtheit: „Ja, da haben Sie allerdings recht erfahren! Zu meiner Zeit saß auf der Domäne in Bechtelsdorf ein Oberamtmann Müller. Seine Tochter trug auch den Namen Martha, genau denselben, den ich in meinem Nervenchock auf dem Kirchhofe genannt habe. — Aber, ich bitte Sie, ist das eine Schande?"

Dann schüttelte er mit einem bösen Lächeln den Kopf, nahm den Stock auf den Rücken und verfiel in grüblerische Einsamkeit.

Diese Versunkenheit legte sich wie ein Nebel um ihn, so daß der Ausfrager außer jeden inneren Kontakt mit ihm geriet, eine Flut von Entschuldigungen und Versicherungen herausstieß, sich in banale Wortmacherei verlor und endlich von ihm ging, mit der Empfindung, sehr dumm gewesen zu sein, aber auch in dem hartnäckigen Glauben, zwischen Johannes Teuber und Martha Müller müsse irgendwas vorgegangen sein.

Und während er den steinigen Weg nach dem Dorfe zu hinschritt, sah er immer die schmerzlich-großen Augen des kleinen Lehrers auf sich gerichtet und mußte dem Pfarrer recht geben, daß eine stille Dämonie in ihnen wohne. Gott, und wenn sie auf ihn Eindruck gemacht hatten, warum sollte es so ganz unmöglich sein, daß sie einem jungen, dummen Dinge gefährlich geworden waren, noch dazu in der Jugend, als ihre dringende Glut sicher stärker geleuchtet hatte als heute. Solches sinnend, geriet der verunglückte Inquisitor in immer eiligeres Stolpern. Er mochte sich mit dem Willen ärgerlich noch so sehr dagegen stemmen, ihm war, als fliehe er.

Wäre er mit der feinen Empfindungsfähigkeit Nervöser behaftet gewesen, er hätte wohl den bitter-höhnischen Blick Johannes Teubers mit dem Rücken gefühlt. Denn der kleine Mann stand an der Lisiere des Waldes und verfolgte den Davonstolpernden mit den Augen. Er legte eine böse, verwundende Kraft in seine Augen, mit der er ihn zur Flucht trieb, und es war, als erschöpfe er sich mit diesem starrfeindseligen Blick, denn der Ausdruck seines Gesichts wurde immer leerer. Es erblaßte und erstarrte endlich in jener verzweiflungsvollen Wehmut, die der Schatten von düsteren, schlaflosen Erinnerungen ist. Er war von der plumpen Neugier des Kollegen mitten in die heimlichen Strudel seines Lebens gestoßen worden. Das Fieber aus den Schluchten seiner Vergangenheit überfiel ihn. Umsonst brach er in lautes Lachen aus, um es abzuschütteln; umsonst begann er eilig zu laufen, seine Not nach außen zu erlahmen: es war wieder, als säße der glühende Alp auf ihm und wolle ihn zu Tode reiten. Am Abend kehrte er unter dem Schutz der Dämmerung blaß und abgehetzt in seine Wohnung zurück, die Kleider beschmutzt, mit dürren Nadeln und dem haardünnen Gras der Waldblößen übersät, als sei er von einem Widersacher im Kampf niedergerungen und über den Boden geschleift worden. Seine melancholisch-fette Wirtin stieß einen Schreckensruf aus. Teuber, dessen Kopf wie der eines Trunkenen nach hinten hing, lachte bei seinem Eintritt heiser-laut gegen die Decke. Über sich lallend: „Ich mag nichts essen, nichts, gar nichts", schwenkte er schlotternd seinen Hut und verschwand in seiner Stube, deren Tür er fest hinter sich zuzog.

Frau Noßig hörte seinen Stock über die Diele poltern und vernahm das Krachen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Lehnsessels, erlauschte noch einige stöhnende Atemzüge und begab sich dann auf den Stuhl zwischen Küchenschrank und Anrichtetisch, um zu ergründen, welche Umstände den ehrenfesten Mann zu solch tiefem, sündigem Falle gebracht haben könnten. Denn daß ihm der Haarbeutel vom Weindunst schwankte, war nicht zu verkennen. In ihrem Eifer, unter der lockeren Männerwelt des Ortes den Schuldigen herauszufinden, der die Arglosigkeit dieser einsamen Kinderseele zu seinem Spaß mißbraucht haben könnte, geriet sie immer tiefer in das Gebiet weltlicher Schandhaftigkeit und hing mit Wollust diesen betrübsamen Meditationen nach, bis sie, die gerungenen Hände sorgsam untergeschoben, ihre Stirn zu gesegnetem Schlaf neigte. Tief in der Nacht erwachte sie, und auffahrend grinste sie von der gegenüberliegenden Wand ein langes, linnenweißes Gesicht an, das in der Gebärde verzweifelten Schreiens ganz auseinandergezogen war. Nach kurzem Schreck fand sie sich wieder, rückte den weißen Porzellanseiher aus dem Mondlicht und strich mit benäßtem Finger die Haare hinter die Ohren. Aus Teubers Stube drang leises Räuspern. Frau Noßig schlich geräuschlos hinein, um sich zu vergewissern, ob ihre Hilfe vielleicht noch notwendig sei.

Die Vorhänge waren nicht herabgelassen, das Bett unberührt, das Zimmer von dunstigem Vollmondlicht erfüllt, in dem eine Unruhe lag. Von schwachen Pulsen ward die milchige Helle zitternd gegen die Wände getrieben, daß alle Gegenstände wie unter den Fluten von Wasserwellen hin- und herzuschwanken schienen. Endlich gewahrte sie Teuber noch immer im Lehnsessel, den er offenbar die ganze Zeit über nicht verlassen hatte.

Sein schmaler Körper hing aufgereckt an dem äußersten Saume des Sitzes, sein Gesicht hielt er unbeweglich gegen die Eintretende gewendet, wie einer durch eine unvermutete Erscheinung zwischen Aufspringen und Bangen gebannt wird.

Als Frau Noßig noch einen Schritt vorwärts tun wollte, streckte Teuber abwehrend die Rechte gegen sie aus und sagte mit unendlich trauriger Stimme: „Marie, du weißt es doch! Komm' nicht näher, sie blüht noch immer über mir, stärker und lebendiger als je." Frau Noßig, die Alma hieß, ersah wohl, daß sie nicht gemeint sei, und dachte, es handle sich hier um Halluzinationen, wie sie ein Übermaß von Alkohol gerade in völlig Abstinenten hervorbringt. Aber seine Stimme: seine Stimme war so seltsam klar und sicher!

Darum ermannte sie sich und sagte:

„Herr, es ist tiefe Nacht . . ."

Aber sie mußte abbrechen, denn ihre Worte erklangen ihr, dumm und unwirklich zugleich, von der Stimme eines Fremden mit heißem Munde ins Ohr gesprochen, und Teuber hatte sich noch mehr gereckt. Alles an ihm, sein stillstehendes Gesicht, seine weitgeöffneten Augen, sein Mund: war krankhaft gespanntes Horchen.

„Sprich weiter", sagte er und schlang hörbar in schmerzvoller Erwartung.

Da sie vor Furcht seiner Aufforderung nicht nachkam, senkte er enttäuscht das Haupt und sah auf seine würgend gefalteten Hände zwischen den Knien. Frau Noßig benutzte diesen günstigen Moment und schlich aus dem vollen Mondstrahl in das Dunkel zurück, um in seinem Schutze zu entweichen. Sie erhob eben die Hand nach dem Türgriff, als die Stimme Teubers wieder laut wurde.

Noch immer über seine Hände gebeugt, sagte er in bitterer Anklage: „Herr, immer der Herr!"

Dann hob er sein Gesicht, bohrte die Blicke auf die Stelle, die sie eben verlassen hatte, und fragte lauernd jenes Wesen, mit dem er seine Wirtin verwechselt hatte, seine verstorbene Frau, deren Geist er vor sich zu haben glaubte: „Ja, warum mag dich der Herr nicht, da du doch bei ihm bist? — Oder, warum bleibst du nicht bei ihm, sondern hetzest meine Tage, daß sie vor mir laufen wie Hunde mit glasigen Augen? Und meine Nächte, meine Nächte, die doch nicht mein sind? . . . Der Herr, hmhm. —

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Geh' und klage ihm, daß du ein zweites Mal neben mir sterben würdest, wenn du ein zweites Mal neben mir leben müßtest."

Plötzlich richtete er sich auf und redete scharf und überstürzt immer auf die alte Stelle ein:

„Was bleibst du nicht in den Wohnungen hinter dem Grabe! Nein, beim Himmel, du warst nicht mein Weib!! Ich habe dich nicht berührt, weder mit dem Körper, noch mit der Seele! Und bist du daran gestorben, so war es deine Schuld, da du von mir erwartetest, was ich dir nicht geben durfte, solange ihr Bild, ihr schöner Schatten, schön, süß wie ihr Leben Tag und Nacht über mir blühte!"

Bei den letzten Worten hob er sein Gesicht langsam nach der Decke und verharrte so mit verklärter Miene, als sei ihm gelungen, den feindseligen Schatten zu verscheuchen und als schimmere die ersehnte Gestalt nun näher. Während dieser Entrücktheit des Unglücklichen gelang es Frau Noßig, unbemerkt aus dem Zimmer zu schlüpfen. Ehe sie aber in dem Dunkel auf dem Küchentisch zwischen dem Geschirr den Schlüssel zu ihrer Schlafstube finden konnte, ertönte die Stimme Teubers schon wieder aus dem Nebenraum. Sie schien bald aus der hinteren Ecke zu kommen, bald hörte sie ihn hart an der Türe sprechen. Er mußte also lautlos in dem Zimmer umherschweifen oder, auf derselben Stelle verharrend, sich bald da-, bald dorthin wenden. Auf jeden Fall hatte er sich beruhigt. Seine Worte flossen mit der gewohnten milden Stimme leicht hin. Nur dann und wann wurden sie von etwas, wie einem unterdrückten Schluchzen unterbrochen. Und da die weibliche Neugier immer stärker ist als die Furcht, zog Frau Noßig gerade dieser Laut noch einmal das Ohr an die Tür. Er mußte gerade in der Stube herumwandeln, denn sie hörte ganz deutlich die Worte: „Alles würde aufspringen, was liegt und dorrt in mir. O, alles, alles würde vergessen sein."

Darauf war es steinstill. Sie hörte das Knirschen ihres Fußgelenkes, als sie von der Tür zurücktrat und dachte, nun habe er sich angekleidet aufs Bett geworfen und werde bald eingeschlafen sein. Wider Erwarten begann er Unverständliches zu stammeln: mit flackernder Inbrunst, in Qual zerrüttet, jubelnd, wie die alternde Frau es nur einmal für sich in der Jugend genossen hatte, und immer drang aus dem wirren Strom in höchster Ekstase ein Ruf, den sie nicht verstehen konnte. Er klang wie: warte, harre oder Martha. Aber jedesmal trat ihr das Bild eines Jünglings vor die Seele, der in glühendem Mittagslicht rasenden Laufes dahin eilt und verzückt einen blühenden Zweig über seinem Haupt schwenkte.

Nun erst recht voll Angst — denn was konnte geschehen, wenn er herauskam und sie fand! — flüchtete sie ihre Unschuld ins Bett.

Am anderen Tage bat sie um Entlassung, da ihre Mutter erkrankt sei und ihrer Pflege bedürfe. Teubers Gesicht war blaß und übernächtigt. Die Augen lagen wie zwei große Wunden unter der Stirn. Er nickte zustimmend und lächelte unendlich traurig, als er zum Abschied seine feine, immer leise bebende Hand in ihr gut gepolstertes Greiforgan legte.

„Ich wünsche Ihrer Mutter herzlich baldige Genesung und danke Ihnen für die treuen Dienste", sagte er und sah dabei mit einem so tiefernsten Blick auf, daß sie aus unerklärlicher Scheu nicht wagte, in Weißenhagen deutlich über den Grund ihres plötzlichen Abganges zu sprechen. Trotzdem tauchte nach einiger Zeit im Dorfe das Gerücht auf, Johannes Teuber habe, einer heimlichen Liebschaft halber, seine Frau, diesen Engel an Güte und Schönheit, ums Leben gebracht. Besonders jene, die sich einst über sein unbegreiflich rohes Betragen nach dem Tode der Seligen erbost hatten, brachten die öffentliche Meinung eine Zeitlang in leidenschaftliche Entrüstung.

Der, den es betraf, erfuhr von all der Aufregung wohl nichts. Denn Johannes Teuber wohnte nun als Emeritus schon draußen in dem abseitigen Hause. Nach

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dem plötzlichen Weggange der braven Noßigin hatte ein rapider Verfall seiner Kräfte eingesetzt. Sein Schlaf wich einem fiebernden Halbschlummer, seine Ruhe sah wie Stumpfsinn, seine Heiterkeit wie Raserei aus. Sein Gedächtnis erlosch teilweise, und auf dem Heimwege von der Schule blieb er oft mitten im flutenden Verkehr stehen, sah sich ängstlich um und ging dann in ein fremdes Haus. In der Klasse gefährdete er mit plötzlich ausbrechender Heftigkeit die ihm anvertrauten Kinder. Der Zorn raste in ihm, bis er apathisch auf den Stuhl sank. So beschloß die Behörde seine Pensionierung.

„Sie haben wohl viel nächtlich gearbeitet und Ihre Kräfte in der Schule nicht geschont?" fragte ihn der untersuchende Arzt und setzte als unverbesserlicher Philosoph hinzu: „denn der rechte, gesunde Fleiß erhält sich selbst."

Johannes Teuber hob den gesenkten Blick und antwortete mit schmerzvoll glücklichem Lächeln:

„Ja, Herr Doktor, manche schöne Nacht. O, wie viele. Davon mag's sein. Aber ich mache mir keine Vorwürfe, denn Erschöpfung bedeutet doch auch Ausschöpfen."

„Ja, man hat doch nur ein Leben", war die Entgegnung des Arztes, der sich zu einer Disputation in Positur setzte, aus der für ihn manches lehrreiche Faktum über Psychopathie zu gewinnen war.

„Eben deswegen bin ich nicht traurig", antwortete Teuber einfach und empfahl sich.

So schied er aus seinem Schulamte und zog in das abseitige Haus von Weißenhagen, dessen hintere Fenster über das wellige Feld auf das nahe Gebirge sahen. Die Zerstörung seines Lebens war vollendet. Aber durch diesen geheimnisvollen Verfall gerade war die Hoffnung auf Erfüllung eines Traumes auf rätselhafte Weise entfesselt worden, der immer nur durch die Inbrunst der Sehnsucht in ihm Wirklichkeit gewesen war. Über diesen Trümmern ging die Helle des Wahnes auf.

Der Frühgealterte trug von nun an stets einen hellen Schimmer im Gesicht, als wandle er immer an einer weißen Wand hin, und immer lag in seinen großen Augen das tiefe Staunen über einen nicht zu enträtselnden Traum. In jenem ersten Jahr nach seiner Amtsentlassung bemühten sich auch seine Feinde, durchaus den Grund zu finden, weshalb er, im Felde umherschweifend, mit sich selbst rede und in dieser Gebärde der Ratlosigkeit mit der Spitze des Stockes den Acker umwühle. Nach manchem Schwanken drang die Ansicht durch: Zur Strafe für das Verbrechen an seiner Frau habe ihm Gott den Verstand genommen, und er müsse nun nach der Toten graben, wo er stehe und gehe. Kein Unbefangener glaubte aber diesen Böswilligen, auf dem das Wunder dieser schönen, greisen Augen geruht hatte.

Nur ganz scharfe Beobachter bemerkten schon damals um seine Augensterne einen farblosen Ring, stumpf und leblos, der aussah wie beginnendes Erblinden. In der Reihe der Jahre fraß dies Erblassen immer weiter, bis endlich an Stelle des seelentiefen Blaus eine milchige, opalisierende Scheibe auf dem altersgelben Weiß des Augapfels schwamm. Zwanzig Jahre dauerte es, bis der Schimmer seiner Augen von innen versengt war, die starr, scheinbar ohne Blick, wirklich denen der Blinden glichen. Dennoch hatte seine Sehkraft nichts eingebüßt. Denn wie sonst sah man den winzigen Mann, nur etwas gebeugter und unsicherer, auf dem Felde. Nur grub er mit dem Stocke nicht mehr nach der Toten, sondern hielt in niemüder Erwartung seine erblaßten Augen unendlichen Fernen hin, indem er umherging. Redete ihn jemand an, so wehrte er mit einer leidenschaftlichen Handbewegung ab und wandelte lauschend davon. Von Gipfeln, weit hinter allen Bergen, mußten sich für ihn wohl Stimmen aufmachen, deren Nahen nur seine hingebundenen Augen vernahmen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In manchen Frühlingsnächten klangen sie ihm wohl stärker. Dann antwortete er ihnen. Man hörte ihn mitten in der Nacht ein leises, süßes Lied singen. Die jungen Töchter des Wirtes, die unter seinem Zimmer schliefen, meinten, es klinge, so seltsam es auch sei, wie der Gesang eines Liebenden, und sie würden jedesmal von einem solchen Bangen ergriffen, daß sie sich umarmen und unter Tränen küssen müßten.

Im Winter seines einundsiebzigsten Jahres stellte Johannes Teuber seine gewohnten Spaziergänge ein und verbrachte die Tage an jenem Fenster, von dem aus man die vorüberfahrenden Eisenbahnzüge erblicken konnte. Er versäumte es nicht, jeden Zug, der aus der Grafschaft Glatz kam, mit einer Aufmerksamkeit zu mustern, als erwarte er die Ankunft eines geliebten Menschen. In der Zwischenzeit blätterte er eifrig in dem gelben Fahrplan umher, wie einer, der eine lange Reise plant, und breitete wohl auch alle seine alten Fahrkarten vor sich aus. Versunken darauf starrend, reiste seine ungeduldig gewordene Seele in alle Welt. So ging der Winter vorüber.

Eines Tages hörte seine neue Wirtin ihn früher als sonst das Bett verlassen. Mit einer Unruhe und einem Gepolter, wie sie es nie von ihm gewohnt war, kleidete er sich an und erschien bald darauf in seinem veralteten, schwarzen Festtagsanzug auf der Schwelle, zum schreckhaften Staunen der Haushälterin mit bestimmter Stimme fragend, ob ein Brief angekommen sei. Trotz des verneinenden Bescheides verließ er gleichwohl gebürstet, den hohen Hut auf dem weißen Haar, den nie gebrauchten Stock mit der Silberkrücke in der Hand, das Haus.

Nachdem er in einer Blumenhandlung einen Zweig roter Rosen erstanden hatte, schlug er den Weg nach dem Bahnhofe ein und schritt in Unruhe, das Geleise hinaufspähend, den Perron hin und her. Donnernd brauste der Zug unter das Dach der Rampe, die Türen wurden aufgerissen, und die Reisenden strömten heraus. Teuber, in komischer Ängstlichkeit unter fortwährendem „Bitte“ die Blumen hochhaltend, drängte sich ungestüm durch den Schwarm. Erblickte er eine greise Dame, so stutzte er einen Augenblick, nahm einen kleinen Anlauf, sie anzusprechen, und ließ traurig ab, wenn er bemerkte, daß es die Erhoffte nicht sei. Vor der Weiterfahrt musterte er nochmal die Gesichter der herauslehnenden Passagiere und warf dann die Rosen auf die Schienen, wo sie bald von den Rädern vernichtet wurden. Zuletzt stand er noch lange und starrte den davoneilenden Wagen nach, bis er sich aus dem Hinsinnen aufraffte, verlegen um sich spähte und hüstelnd davonging.

Das wiederholte sich zum Vergnügen der Bahnbeamten nun in gleicher Weise alle Tage. Manchmal erschien der komische Greis am Vormittag, manchmal gegen Abend. Immer spielte sich der Vorgang vor den Zügen der Gebirgsbahn ab.

Nachdem er sich durch den Reisetrubel des Juli gekämpft hatte, war seine Erschöpfung unverkennbar. Von jetzt ab nahm er nach dem Betreten des Perrons auf der Bank neben dem Ausgange Platz und, den unvermeidlichen Rosenzweig schonend auf den Knien, musterte er den Menschenstrom oft mit der Miene letzter Trostlosigkeit. Allein keine Vorstellung, keine Bitte brachte ihn zum Verzicht auf sein unbegreifliches Treiben. Auf alles hatte er als Antwort das Lächeln des Wissenden, der seines Erfolges sicher ist.

Vielleicht war auch wirklich sein letztes Erlebnis die Erfüllung seiner letzten Hoffnung.

Es war im August desselben Jahres, an einem Tage, an dem diesen blendenden Monat gleichsam eine Ahnung des nahen Herbstes überfiel. Das weiße Sonnenlicht lag wie fliehend in ganz weite Entfernungen gerückt. Um alle Dinge floß schimmernder Dunst, so daß sie ohne Schatten dastanden. Seines gewohnten Wesens beraubt, schien sich alles in wahrer Verwunderung zu recken. Gedämpft erklangen und ver-

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hallten die Rufe der Vögel. Das Bahnhofsgebäude lag riesig und versunken da, und die ein- und ausgehenden Leute schrien unnötig laut im Kampfe gegen den Druck, der auf allem lastete, und vermehrten damit nur die beklemmende Stille.

Johannes Teuber, der heute auf dem gewohnten Weg öfter als sonst hatte müssen stehen bleiben, war gleich in teilnahmloses Zusammenkauern verfallen, nachdem er den Platz auf seiner Bank eingenommen hatte. Der Rosenzweig lag neben ihm auf den Latten des Sitzes, und seine Hände hielt er unausgesetzt zwischen den Knien, ihre Flächen genau aufeinanderpassend. In Zwischenräumen nur bewegte er die Zeigefinger gegeneinander und regte verneinend sein weißes Haupt. Auch als der erwartete Zug zögernd einlief, veränderte er seine Haltung nicht. Nur wenige Türen klappten, und die wenigen Reisenden eilten wie flüchtend über den vereinsamten Platz.

Zuletzt trat eine alte Dame säumig aus einem Abteil zweiter Klasse. Während der Träger ihr Gepäck zu dem in fünfzehn Minuten abgehenden Fernzuge auf den anderen Perron schaffte, lenkte sie ihre Schritte nach dem bedachten Teile der Rampe, um sich dort im milden Lichte zu ergehen. Es war eine schlanke Gestalt mit schönem, ruhigem Gesicht. Die aufgewellten Scheitel ihres reichen, blühweißen Haares im Verein mit den jungen Augen verliehen ihr einen fast mädchenhaften Zauber. Kaum hatte sie ihr harmonischer Gang zehn Schritte weit in der Richtung auf den alten Teuber zu getragen, so fuhr der dürftige Greis aus seiner Lethargie auf, hielt einen Moment kurzen Stutzens den Kopf visierend hin und stand bald darauf, feierlich-aufgeregt, den hohen Hut in der Hand, vor der Dame, die, sei es aus Überraschung über die Kühnheit eines Wildfremden, sei es im ersten Schreck der Erinnerung, leicht zusammenfuhr und vorsichtshalber nach dem Stationsgebäude hinsah, in dessen offener Tür ein Assistent lehnte. Der verstand ihren fragenden Blick und fuhr unter Lächeln mit der Hand über die Stirn, um anzudeuten, daß es sich um einen Mann mit einem gutmütigen Span im Kopfe handle. Dann zog er sich durch das Telegraphenzimmer in die kleine Wärterbude zurück, die, in den Platz hineingestellt, einen bequemen Horcherposten abgab. Kaum hatte er sich dort in die Ecke gedrückt, so schritten die beiden auf die Bank Teubers zu. Des kleinen Greises Gesicht war blaß vom tödlichen Glück. Die Dame nahm Platz, und Teuber blieb durchaus neben ihr stehen, indem er in großer Erregung wirr durcheinandersprach.

„Aber warum setzen Sie sich denn nicht lieber?“ fragte die Fremde zum zweiten Male.

„Martha, warum sagst du ‚Sie‘ zu mir?“ fragte Teuber bestürzt wieder, hielt seinen Kopf eine Weile schief und setzte sich dann schnell neben sie. Nach kurzem Sinnen über seine Hände hin fuhr er fort:

„Bist du glücklich gewesen, Martha?“

„Nicht immer.“

„Und jetzt?“

„Ich bin eine Greisin. — Und Sie?“

Teuber sah sie voll gramvollen Vorwurfes an, dann antwortete er zögernd:

„Ich bin eine Flamme gewesen, die sich für diesen Augenblick aufgespart hat. Für nichts habe ich gelebt, als für diese Minute, da meine Lippen vor dir zittern können. Ich wußte, o, ich wußte ganz genau, daß ich nicht sterben werde, ehe ich dich nicht noch einmal gesehen habe.“

Die Dame machte eine Bewegung, sich zu erheben.

„Willst du auch jetzt so übereilt aufstehen, wie in der Laube zu Bechtelsdorf, und zerreißen, was nun in alle Ewigkeit vorbei sein muß?“

Die Fremde legte ihre Finger auf seine bebende Hand und mahnte liebreich: „Nicht aufregen!“

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vergeblich gegen den Schauer kämpfend, den diese Berührung über ihn brachte, stammelte er:

„Ja. Aber ich wäre nicht fünfzig Jahre der Stein gewesen, der immer geworfen wird und immer zerbirst und doch nie zerstört wird . . .“

„Was sagst du?“ . . .

„Johannes, sprich Johannes zu mir, Martha, einmal noch, um Gottes willen!“ flehte er in höchster Aufregung.

„Was sagst du, Johannes?“ fragte die Fremde in erbarmendem Gehorsam. Nach kurzem Zögern antwortete Teuber mühsam: „Weil mir dein Vater damals diesen Schimpf antat vor dir und mich ins Gesicht schlug . . .“, saß da und sprach mit verfärbten Lippen das übrige stumm, bis seine Worte wieder laut wurden. „Aber meiner Hand und meinem Munde war die Rache verboten wegen dir und später auch wegen deiner Kinder. Dein Ruf war mir heiliger als dein Leben.“

„Bist du verheiratet, Johannes, und freust dich deiner Kinder?“ fragte die Fremde, ihn gütig weiter lenkend.

„O, ich war verbunden, aber nicht verheiratet. Sie ging neben mir und ward nicht mein Weib. Sie starb an dir, die alle Nacht mich besuchte —.“ Der Greis ergriff die Hände der Dame und bedeckte sie mit fiebernden Küssen.

Mit einem Ruck riß sich die schöne Frau los und verschwand hochaufatmend im Bahnhofstor, aus dem die Glocke des Abrufers gellte. Teuber machte einige vergebliche Versuche, sich auch zu erheben. Bald aber saß er still, mit weit nach hinten hängendem Kopfe, das Gesicht dem blassen, fliehenden Lichte des Himmels zugewendet.

Als der Assistent nach Abfertigung des Zuges hinzutrat, fand er einen Toten mit dem Ausdruck höchsten Glückes im Gesicht und den offenen Augen.

Mit offenen Augen mußte Johannes Teuber auch begraben werden, weil deren Lider im Schauen erstarrt waren.

Jean Paul

Von

Johannes Alt

Nur einzelne haben die Kraft, nur die selten Großen das Schicksal, den eingeborenen Wert ihres Daseins in eigener Gestalt und darüber hinaus in Wort und Tat darstellen zu können. Viele vergessen den Sinn ihres Wesens, sie verfallen an Reiz und Umwelt; manche behalten eine Ahnung des mit dem Leben empfangenen Gesetzes, aber sie fühlen es als Seele, Gemüt, Innerlichkeit dem körperlichen Sein und dem Draußen entgegengesetzt. Solche Menschen haben dann weder die dumpfe Ganzheit der vollständig Veräußerlichten, noch die höhere Einheit der in ungebrochenem Wachstum entfalteten Gestalt. Es lauern in ihnen alle Gefahren der Zersplitterung, der Disharmonie, der Sentimentalität, des Philistertums; nichts ist in ihnen ganz rein: ihr Ich umfaßt wohl Körper und Seele, doch nicht als ständig sich durchwirkende Einheit, sondern als getrennte, wenn auch äußerlich zusammengebannte, wesensfremde Bestandteile. Eine scharfe Grenzlinie geht mitten durch ihr Dasein, und ständig sind sie zerteilt zwischen der ursprünglichen Reinheit ihrer Seele und der Verlorenheit ihrer Gestalt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man hat diese Menschenart oft als spezifisch deutsch angesprochen und nicht mit Unrecht, denn den Deutschen gelang seit Jahrhunderten weder die Zusammenfassung ihres äußeren Lebens zu einer maßgebenden Gesellschafts- und Wirtschaftsform, noch die Schöpfung einer von der Mitte her lebendig durchwalteten Kultur, an der jeder nach seinem Range Anteil hat. Nur Goethe wuchs empor als geprägte Form, die lebend sich entwickelt, nur kleine Kreise schlossen sich organisch zusammen, wie die romantische Schule.

Nun geschah aber das Wunderbare, daß bei einigen deutschen Dichtern diese Zerspaltenheit und Polarität in immerwährendem Streben und Drängen sich selbst übersteigerte und aus sich den lösenden Blitz zeugte, der das Geteilte zusammenschmolz: einer jähen und heftigen Berührung des Höchsten mit dem Tiefsten, der reinen Seele mit dem Chaos des Stoffes entsprangen jene hellen Gestalten, die unverlierbare Wertsicherheit mit gänzlicher äußerer Unbeholfenheit verbinden, welche die Bestimmung zu wahrem Königtume in sich tragen und doch mit scheuer und ehrfürchtiger Bewunderung vor allem anderen, dem Draußen stehen. Innerlich ist all ihr Tun und Lassen sicher, äußerlich sind sie der Verworrenheit der Umwelt preisgegeben, nach langem Irren und Fahren erst finden sie spät ihr angestammtes Reich. Bei allem Suchen jedoch wankt nie der reine Glaube, mit lichtem Zauber umflutet er kleinliches Geschehen, alle Niederungen verwandelt er in farbenreiches Gefilde, aus dem die eigene klare Seele blickt. Und wie der Blitz um so heller leuchtet, je größere Abstände er zu durchmessen hat, so auch dieser Zauber. Seine Macht ließ in Wolfram von Eschenbach aus dem Artusritter Perceval den tumben Toren des Epos erstehen, in Grimmelshausen aus dem picaro der spanischen Schelmenromane den Simplicius, den einfältig reinen Knaben, und in Jean Paul aus dem Pathos Rousseaus und der Empfindsamkeit Sternes das klare Leuchten, das den Jünglingen seiner Dichtung bei aller äußerlichen Sonderlichkeit Größe und freie lebendige Macht gibt.

Immer wieder wird gegen diese Werke der Einwand erhoben, daß sie formlos, ja geschmacklos seien, daß Sprache, Bilder, Gedanken an tausend willkürlichen Stellen keimen und wuchern, daß dichterisch Vollendetes durch rohe Worthäufungen und den Zusammenhang unterbrechende selbstgenugsame Schilderungen gestört werde. Doch wo eine Not Wurzel der Verwirklichung eines Hohen ist, darf sie ehrfürchtige Betrachtung von uns fordern. Wolfram, Grimmelshausen, Jean Paul standen nicht mit der Gesamtheit einer scharfumrissenen Gestalt dem grenzenlosen Draußen gegenüber, um es nach dem Maße ihrer Kraft sich anzuverwandeln, selbst ihr Ich blieb zum Teil bloßer Rohstoff. Aber gerade aus dieser Zerspaltenheit schufen sie ungeahnten Reichtum neuen Lebens und deckten mit ihm besonderes hohes Wertbereich auf: die Macht der einfältig reinen Seele, die Schönheit des tumben Toren, den Glanz der magischen Verzauberung. Solche Reichtümer vermögen einen Mangel an tektonischer Formstrenge zu überstrahlen.

Auch haben die der schöpferischen Macht fernsten Sprachschichten noch ihre Bedeutung im Aufbau des Gesamtwerkes. Sie umfassen und wahren die leicht verletzbaren Empfindungen, die im Innersten der Dichtung Sprache wurden. Denn je feinere, zartere, zaubererfülltere Worte dort erstehen, desto mehr droht die Gefahr der Verflüchtigung ihrer Magie und der Entweihung ihres Seelentones. Sie werden erst sagbar, wenn eine Mauer gegen alle unwürdige Zudringlichkeit errichtet ist. Bei Jean Paul ist dieser Schutzwall am breitesten und hindert viele am Betreten seines Reiches, doch er bedurfte seiner auch am dringlichsten, weil in seiner Sprache sich die Seele am unverhülltesten offenbart.

Trotz dieser Formzersprengtheit fehlt seinen Dichtungen nicht die unerläßliche höhere Einheit, nur darf man sie nicht in der Gliederung der Gesamtform oder der Eurhythmie der Teile suchen. Alles an ihnen ist Drang, Bewegung, Spannung, die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einer Entladung zustrebt, in der die geteilten Kräfte verschmelzen, das Fernste dem Nächsten auf Augenblicke sich eint. Und in dem Blitze, der von Pol zu Pol flammt, zeigt sich eine letzte magische Einheit, die auch dieser Zwiespältigkeit noch innewohnt. In Parzivals Gralsdienst wird sie schaubares Ereignis: die Wiedergeburt nach dem Maße des inneren Wertes rettet den Menschen aus irdischer Verlorenheit. Gleiche Erlösung und Erfüllung ist Simplicius, dem tumben Toren des Dreißigjährigen Krieges, nicht mehr gegeben. Die Rückkehr zum Einsiedlerdienst, der die heiligste Spanne seiner Jugend noch umschließen konnte, hat für den reifen Mann die heiligende Kraft verloren. Er, der voller leibhafter Durchgestaltung am nächsten gekommen war, verliert sich in die Vorahnung von Robinson- und Rousseau-Träumen. Jean Paul aber, in verwandelte Zeit geboren, mußte eine vollkommen neue Lösung für die alte und in so besonderem Sinne deutsche Aufgabe suchen: Überwindung des Zwiespaltes von Körper und Geist, Ich und Welt.

* * *

Eingeboren war Jean Paul eine strahlende, seligkeitsdürstende Seele, die Persönlichkeit und Welt in ihr verklärendes Licht aufzulösen strebte. Mit ihr wuchs der Knabe im einsamen Tale und ummauerten Pfarrhause auf und verschmolz in der inneren Glut Ich und Natur und Welt zu all-seligem Drange, bis ihm eines Tages das Ich in fast visionärem Erlebnis bewußt wurde, doch nicht als der Seele zugewachsener Leib, sondern als das andere: „An einem Vormittag stand ich als ein sehr junges Kind unter der Haustür und sah links nach der Holzlege, als auf einmal das innere Gesicht, ich bin ein Ich, wie ein Blitzstrahl vom Himmel vor mich fuhr und seitdem leuchtend stehen blieb: da hatte mein Ich zum erstenmal sich selber gesehen und auf ewig."

Jean Pauls Seele hatte bisher über allem geschwebt, in allem geträumt, nicht von je und immer in den rings umher wallenden Raum sich entfaltet, Angemessenes sich einzuverleiben, Fremdes abzustoßen oder zu verwandeln. Je mehr sie in den Grenzen geprägter Form erwachte, um so erstaunter sah sie in das unbegreifbare Andere, um so fremder fühlte sie sich in der neuen Wirklichkeit. Welch eine Aufgabe bedrängte Jean Paul! In ihm brannte eine Sehnsucht, die nur im Unbedingten sich Genüge schaffen konnte, wie es die Träume des Knaben getan, und die nun in ein Ich sich gebannt sah, das selbständige, der Seele fremde Forderungen vorbrachte, die nicht weniger verpflichtend waren. Der Trieb nach Tätigkeit und Erkenntnis, nach Einordnung und geistiger Weite konnte von bloßer Innerlichkeit und Seligkeit nicht gestillt werden und brach sich eigene Bahn. Das Ich, in das doppelte Streben zerteilt und durch seine widersprechenden Wünsche zur Selbstreflexion gedrängt, verlor in dieser ständigen Aufreizung schließlich alle ursprüngliche Gewißheit. Der Verstand, von Natur in Jean Paul stark ausgeprägt und von dem Rationalismus seiner Umgebung als einzig klares und beweiskräftiges Prinzip gepriesen und geglaubt, riß die Führung an sich. Je mehr Zweifel Jean Paul aus dem Zwiespalt seines Wesens aufstiegen, desto heftiger wurde die vernünftige kategorische Gewißheit gesucht; die Stimme der Seele, die von einer unerhörten Erfüllung, einem fern geahnten Reiche sprach, wurde übertönt und vermochte vor dem Verstande sich nicht zu behaupten, dessen Ziele den ihren entgegenlagen; eine Macht hob die andere auf, und der Widerstreit der Kräfte verbrauchte alle ursprüngliche Sicherheit eines groß angelegten Lebens. Jean Paul verfiel äußeren Zielen, und nur die ungeheure Energie seines Strebens ließ noch den lebendigen Reichtum ahnen, aus dem es hervorquoll.

Doch keine Anspannung konnte auf falschem Wege eine wahre Erfüllung erzwingen, und das Mißverhältnis von aufgewandter Kraft und erreichtem Ziele mußte nur immer größere Unzufriedenheit auslösen. Jean Paul wurde ein einseitiger

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Rationalist und bitterer Satirenschreiber, mochten auch in seinem Innern die magischen Kindheitsträume unverändert ihr mildes Licht ausbreiten. An jedem Zauber irre geworden, wagte er selbst nunmehr scheu nach den seligen Gefilden zu schauen. Er war nun einem Odysseus zu vergleichen, der die alte Heimat unvergessen in der Brust trägt, doch in fremde Gewässer verschlagen nur darin seinen Mut und sein Heldentum bewähren kann, immer neue Gefahren, denen er preisgegeben ist, mit dem ungebrochenen Drang seiner Kraft zu bestehen. Doch wo Odysseus sich als der Kluge und Listige erwies, blieb Jean Paul der tumbe Tor, der in einfältigem Glauben überall seine Reinheit zu finden wähnt, wie Parzival in den ersten Rittern, denen er begegnet, Gott anbetet. Wo Odysseus kühn und verschlagen erscheint, trägt Jean Paul die Züge jener edlen Narrheit, die nur möglich wird, wo hohe Bestimmung an niederer Wirklichkeit sich erprobt, ohne Abstand und Maß klar einzusehen. Er war ein Irrender geworden aus innerer Not und äußerer Unerfahrenheit, ein Schweifender wie Simplicius und die rastlosen Wanderer seiner eigenen Dichtung.

Kein Abenteuer solcher Irrfahrt blieb dem Werdenden erspart, und jedes gefährdete sein Höchstes. Als er das Ziel in einer rationalen Wahrheit suchte, drohte ihn Vielwisserei aufzuzehren, als sein Zorn über eine Welt losbrach, die so wenig den geträumten Erwartungen glich, schien enger Hochmut ihn vom wahrhaft Lebendigen für immer absperren zu wollen, und als endlich der Zorn in Spott und Satire sich löste, war der Zusammenhang seines äußeren Lebens mit seinem inneren Gesicht schon so zerstört, daß seine schöpferische Gewalt der werdenden Dichtersprache nicht mehr streng verpflichtenden Sinn und einfach schöne Form zu geben vermochte, sondern in unverbindliches Spiel zerfloß und in Bilderhäufungen und Gleichnissucht sich zu erschöpfen drohte. Der Knabe, dem einst alles Seele, seine Seele gewesen war, hatte sich unvermerkt zum Kandidaten Richter aus Hof im Vogtland entwickelt, der mitten unter Spießbürgern alle Gebiete des Wissens durchstöberte und über die Kleinlichkeit seiner Umwelt spottete, ohne zu wissen, wo auf Erden das Reich der Freiheit lag, das er als glühenden Traum in sich trug.

So mußte Jean Pauls Ich die Spannung zweier ständig weiter voneinander fliehender Pole in sich tragen: äußerlich nahm er immer mehr die Sonderlichkeiten seiner Umgebung an, während vor seiner Seele mit strahlender Macht das Bild des Helden und großen Menschen stand, das seinem Glauben Maß und Gesetz blieb. Die bedrängende Spannung konnte leicht zu Lüge und Lähmung führen, sei es, daß die Mannigfaltigkeit des Wissens, die Leichtigkeit des Spottes oder die Verführung des spielerisch Phantastischen das unbedingte Streben nach echter und ganzer Erfüllung betäubte. Immer hätte ein Scheinen das wahre Sein Jean Pauls verdeckt, wenn nicht das Seltsame geschehen wäre, daß seine angeborene Kraft plötzlich den Abgrund übersprang und einen leuchtenden Flammenbogen über das Chaos wölbte.

* * *

Doch bevor dies Wunder geschah, hatte sich eine erste Sprachschicht Jean Pauls bereits niedergelagert und verhärtet, und ihr charakteristischer Aufbau bildete die Grundform für alle weiteren Dichtungen. Was einmal Jean Paul während seines irrenden Strebens gebannt hatte, konnte nie mehr ganz aus ihm getilgt werden; immer behielt es etwas von dem Glanz des Ernstes, mit dem es einst den Suchenden geblendet hatte. Wenn der Knabe trotz herben Willens zu natürlichem Gehorsam und edler Liebe zu Eltern und Lehrern doch immer deutlicher verspürt hatte, wie das Ich eigenes Bereich gebieterisch forderte und zur Befreiung aus allzu gebundenem Kreise drängte, wenn die lange, mit Ehrfurcht und scheuer Seligkeit geachteten Gebräuche und Lehren altgewohnten Glaubens unaufhaltsam leerer geworden waren und ein heißes Ringen mit Formeln und Dogmen alle Kräfte des Verstandes und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Seele in Aufruhr gebracht hatte: dann war doch gleichzeitig durch den reinen Ernst dieses Bemühens jede Geste und Kleinigkeit des Kampfes geheiligt worden, und Formeln und Dogmen, die überwunden waren, blieben als Symbole der Enge und Erstarrung auch späterhin wichtig. Freilich, wo der Dichtung die magische Verwandlung dieser Zeichen nicht ganz gelang, wo Sprache und Gestaltung mit den Bildern der alten Unfreiheit selbst unfrei und leblos wurden, drohten sie als bloße Allegorien mitten aus dem strahlenden Reichtum vollerblühter Dichtung mit der Dumpfheit und Starre der früheren Zeit.

Und wie dieses einzelne Bildungserlebnis durch magische Verwandlung zum dichterischen Symbol wurde, so die gesamte Bildungswelt, in deren Banne Jean Paul über ein Jahrzehnt vollkommen befangen war. Ihn bannte die Unbeholfenheit seines Äußern und die scheue Verschlossenheit seines Innern in den engen Kreis der Heimat, so daß er Weite und Freiheit nur in Büchern finden konnte. Sie lehrten ihm das Jahrhundert sehen und eine Welt, deren Größe sein schweifender Blick und drängendes Herz ersehnte und brauchte. Nun sah er den gewaltigen Hasser, der durch die Zeit schritt und bald in Robespierre erschien; er sah den Helden einer stolzen republikanischen Freiheit und nannte ihn Brite; er sah den enthusiastischen Menschen Rousseaus, der mit feuriger Glut alle erkaltete Form zersprengt, um an dem vollen Herzschlage ursprünglichen Lebens auch auf die Gefahr der Selbstvernichtung hin aus Öde und Siechtum zu genesen. Jean Paul verstand alle Rufe dieser fordernden Gestalten. Auch in ihm wohnte eine Begeisterung, die unnatürlich gehemmt, tatvoll in die Welt hineinzuwachsen, leicht zu Haß umschlug, der begierig die Bilder aufnahm, welche die Streitschriften und Satiren des 18. Jahrhunderts wider Absolutismus und Dogmatismus schleuderten. Aus ihnen baute sich Jean Paul zunächst ein Gerüst auf, an dem er seine Sprachkunststücke ausführen konnte: die Grönländischen Prozesse (1783) und die Auswahl aus des Teufels Papieren (1789).

Willkürlich sind hier Satiren aneinandergereiht, ohne organische Bindung, doch deutlich schon in das Schema eingespannt, das als Hofleben, bereichert und ausgebaut, in allen Romanen Jean Pauls wiederkehrt, die Vorgänge zusammenschließt und die gesellschaftliche Ordnung im Gegeneinander der Personen herstellt. Dieses primitive Schema, Ergebnis der rationalen Bildungsstufe Jean Pauls, reiht um einen schwächlichen und genußsüchtigen Despoten egoistische Höflinge, blasierten Adel, zügellose Weiber und verkommene Kreaturen, die auf Kosten des Volkes von Macht und Gunst des Herrschers leben, es setzt der Fäulnis den freiheitliebenden, rechtlichen, tugendhaften Mann entgegen, den Briten, und verwebt damit das Widerspiel zwischen dem „Dummen“ und dem „Weisen“ der allegorischen Form Popes und Youngs.

Allmählich wurden diese starren Figuren mit feinerer Beweglichkeit und lebendigem Odem erfüllt, und die Satzgefüge riefen manchmal schon durch schwellende Häufung der Worte und plötzliches Ausatmen der Fülle jenes Spiel von Leichtigkeit und Schwere, Dunkelheit und Helle hervor, das der späteren Dichtung Jean Pauls Pracht und Leuchtkraft verleiht. Die graziöse Buntheit und Bewegtheit des Rokoko erwachte in Jean Pauls Sprache und ihren Bildern, der Fürstenhof wurde zum Brennpunkt einer feingegliederten Gesellschaft, die Verdorbenheit mit Eleganz, Genußsucht mit Witz vereint. Und dieser Witz teilte dem Spiel der Worte immer mehr das Gepräge seiner Gefälligkeit mit und ließ erkennen, in welch maßgebender Beziehung er zu dem (um die Worte Goethes aus einem Urteil über Jean Paul zu gebrauchen) „durch Kunst, Wissenschaft, Technik, Kriegs- und Friedensverkehr und -verderb so unendlich verklausulierten zersplitterten Zustand“ des Zeitalters stand: er zeigte sich als gemäße Äußerungsform eines über das Persönliche hinaus bedeut-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

samen Vorganges, des Zerfalls, in dem das Heilige Römische Reich Deutscher Nation, einst weltumfassendes Sinnbild religiöser und weltlicher Einheit, zum prunkvollen Deckmantel brüchiger und hohler Ordnung geworden war.

All die gleißenden Titel und Gebräuche der Miniaturhöfe, des Gerichts- und Verwaltungsapparates, dies gewichtige Gehaben aus kleinlichen Gründen ist nur in Jean Pauls Sprache mit allen seinen charakteristischen Einzelheiten aufgefangen worden. Doch erst als zur graziösen Fügung der Worte, zur Sicherheit im Treffen der Pointe, zu dem Reichtum an Bildern, die Jean Pauls Werke zu einem Weltbilderbuch machen, die dichterische Gewalt, zum zeitlich Wirklichen das ewig Lebendige trat, als aus der Seele, die lange Jahre sich verborgen hatte, ein übergewaltiger Strom reinen, unbedingten, edlen Empfindens brach und mit seinem Glanze auch das Niederste berührte, war die Verwandlung von Ton, Rhythmus, Sprache, Anschauung durch die eine Macht eingeleitet, die Jean Paul selbst Magie der Phantasie genannt hat.

* * *

Nie hatte Jean Paul die seligen Bilder seiner Jugend ganz vergessen, die Idyllenfreuden sicheren Geborgenseins zu Hause, die klaren Wonnen erster Liebe, die Erfülltheit fast noch ganz erträumter seelischer und geistiger Betätigung. Nun brach dies wie eine Quelle durch den Sand der bisherigen rationalistischen Bildung und ließ eine Oase glückseliger Ruhe entstehen, in der die Sprache von der Unrast des unbefriedigten Strebens nach Wissen ruhen konnte. Es erwachte in ihr eine Wehmut, die aus der Erinnerung höchsten Glückes und dem Bewußtsein seiner Vergangenheit sich mischte, die Keuschheit jugendreiner Empfindung wurde in ihr lebendig, und die Farbenpracht und Leuchtkraft, mit welcher der Knabe einst alle Wirklichkeit im magischen Scheine vor sich sah: die Seligkeit der Kindheit war in Jean Paul aussprechbares Ereignis geworden und goß über die gesamte Rokokowelt, der sich die Sprache bisher bemächtigt hatte, ein mildes Licht. Kinderspielzeug, Haus und Hof, Dorf und Fichtelgebirge wuchs zu einer Lobpreisung der unendlichen Seele und ihres überflutenden Empfindens. Die Natur, vorher nur bestimmte Landschaft, wurde zum atmenden, quellenden Reichtum, aus dem, untrennbar darein verwirkt, Gestalten einer neuen Dichtung sich hoben: Wuz und Fixlein, idyllisch noch befangen, so daß Kleinlichkeit und Enge sie komisch-dürr zusammenschnürt, aber doch schon trunken vom Zauber der Magie, die den trübsten Alltag noch zu vergolden vermochte. Denn nicht den Alltag zu verherrlichen, unternahm Jean Paul wie Raabe, er haßte ihn als natürlichen Feind, der seine Weite bedrängte und aufzuheben drohte. Aber er hatte doch auch als Kind seinen süßen Zauber erfahren, und seine idyllischen Bilder hafteten in der Seele. Die Kluft, die Jean Pauls ganzes Wesen durchzog, schien auch hier zwischen den Lebensbedingungen seines äußeren Menschen und den Forderungen seiner Seele einen unüberbrückbaren Gegensatz geschaffen zu haben, doch der Drang nach unbedingter Erfüllung war durch die Spannung zwischen ihm und der Wirklichkeit nur immer stärker geworden. Nun schlug der Flammenbogen über, die Welt leuchtete auf, heitere Befriedigung zauberte über den Niederungen ein hohes Lächeln. Die Sprache geriet in eine Bewegung, schmolz zu neuer Form und schuf die humoristische Idylle Jean Pauls, in der sich die Magie der Phantasie zunächst, dem Dasein ihres Schöpfers in Zeit und Umgebung am engsten benachbart, verwirklichte.

Doch dieser erste Kreis magischer Verwirklichung konnte Jean Paul nicht Grenze sein. Schon waren weitere Gefilde vor seinen Augen aufgetan. Im gesellig regen Verkehr hatte er, fast zu gleicher Zeit, als die Magie seine Sprache umschuf, den Zauber der hohen Frau erfahren. Ihn berührte die Verbindung von Zartheit und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Würde, Hilflosigkeit und sicherem Takt, Grazie und Reinheit, die er bei ihr fand. Diese abgetönte Empfänglichkeit, auf die schon die leisesten Regungen der Magie wirkten und deutlich zurückklangen, so daß er hier eine Anregung empfangen konnte, die seine schöpferische Tätigkeit belebte, bis die sich steigernde Wechselwirkung in seltenen Augenblicken die Unbeholfenheit und Schwere seines Wesens unter sich ließ und ganz in seelische Schwingungen auflöste: dann erlebte er die Magie der Phantasie als reales Dasein und sah ein Reich unendlicher Beglückung auf Erden, das alle Träume und Ahnungen der einsamen Seele erfüllte in der unbegrenzten Pracht des Gefühls.

Jean Paul vermochte in immer neuen Steigerungen alles, was in jenen magischen Stunden in ihm wogte und pulste und schwebte und klang, der Sprache ganz mitzuteilen. Das zarte Bild der Frau, wie es sein erster Roman, Die unsichtbare Loge (1793), als Beata festhielt, stand dabei vor seiner Seele: nicht die leibliche Schönheit des Weibes, nicht ihre Leidenschaft und tätige Fraulichkeit, sondern ihr Madonnentum, der Zauber ihrer Hoheit, der Blütenduft ihrer Zartheit und der liebliche Hauch, dessen Schimmer das Rauhe mildert. Er liebte an ihr die Macht, die das Außen in den Rhythmus der Seele aufzulösen vermag und die Schwere des irdischen Lebens so beflügelt, daß sie leicht in dem Klingen mit emporwächst, das der innere Drang aus sich erzeugt. Die hohe Frau wurde für Jean Paul oberstes Symbol der Magie, der Phantasie, und nur als solches ging sie in seine Dichtung ein. Beatas Aussehen, Gebaren und Tun läßt ihre Gestalt nur als feinen Hauch erscheinen, aber um so stärker stellt es den Drang dar, der Worte, Klänge und Schimmer in einem Strome emporreißt, in einer Bewegung, die das Unbedingte der Empfindung ausdrückt.

* * *

Jean Paul, von dem Anblick dieser Seelenwirklichkeit begeistert, glaubte nun erst die wahre Große Welt auf Erden gefunden zu haben: jenes Reich, in dem alles rein harmonisch und erhaben ist, das Reich der Humanität, das ihm Herder verkündet hatte, durchwaltet von allbelebenden Kräften vom untersten Wesen bis zum alliebenden Gott hinauf, selig im weichen, schmelzenden Zusammentönen, ohne harte, strenge Grenzen von Ich und Welt. In seinem zweiten Roman, dem Hesperus (1795), suchte Jean Paul dieses Universum von Empfindungen und Klängen zu bannen. Das stoffliche Geschehen, wie es im gewohnten Intrigenspiel des Hofes, mit den Figuren von Günstling und Brite, sich darbietet, ist so Nebensache geworden, daß Jean Paul die Erzählung einige Male vollkommen unklar lassen darf, ohne der Harmonie und dem Gesamteindruck des Werkes zu schaden. Die Ereignisse bilden nur noch ein wogendes Meer, aus dem manchmal eine Sandbank der früheren Sprachepoche ragt, während über ihm die zart hingezauberten Bilder schweben, die den Worten melodischere Klänge geben und die Empfindungen zum äußersten steigern, bis die Seele im reinen Äther sich in die ersehnte Weite ausdehnen kann. Dann ist Berg und Feld von seltenen Gluten erfüllt, die Abendröte Feuer aus himmlischen Bereichen, die Blumen duften süß, und alle Grenzen zwischen Erde und Universum, Mensch und Natur sind aufgehoben. In unverhülltem Reichtum, rein beglückend schwingt das Leben.

Zu solcher Seligkeit hob sich Jean Pauls Dichtung empor, und zu ihr vermag sie zu tragen. Doch dieses Eingehen in das Unbedingte birgt für den erdenhaft gebundenen Menschen Gefahren. Die unsichtbare Loge und Hesperus sind unvollendet geblieben, sie verrinnen ins Unendliche. Beata und Klotilde (Hesperus) verwehen wie ein zarter Hauch, Emanuel, der göttlich verehrte Führer und Erzieher von Maienthal, dem Paradiese der Hesperuswelt, geht dem Sterben mit einer Wollust

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entgegen, für die Jean Paul, fast noch als Knabe, das Wort Seelenwollust prägte, die Sehnsucht nach dem reinen Genuß des Seelischen läßt das Zurücksinken des Irdischen wie einen schweren, betäubenden Rausch empfinden.

Von diesem Gefühle erfüllt, hatte Jean Paul jener spielerischen Ironie, jener zerstörenden Willkür verfallen können, die Friedrich Schlegel auszehrte. Die Enttäuschung über das irdisch Unzulängliche konnte die Verneinung des Lebens selbst bewirken. Diese Möglichkeiten lebten in Jean Paul. Er schuf den genialen Verneiner Dult, den im Spiel mit sich und der Welt verlorenen Roquairol, seine Gestalten bergen immer irgendwie die Gefahr, ihrer Sehnsucht nach Seligkeit die herben Forderungen irdischen Daseins zu opfern. Aber wie in drückendster Not während der Zeit des Verfallenseins an den Rationalismus die strenge Lehre der Stoa und der für einen glutvollen Menschen kaum erträglich kühle kategorische Imperativ Kants ihm zu einer rettenden Offenbarung geworden waren, so hielt er auch nach der Abwendung von der formalistischen Ethik gegenüber jedem Genießertum erst recht an dem Wissen um die unverbrüchliche Realität der Wertwelt fest.

Freilich, sein äußeres Leben blieb in Irren und Unsicherheit gebunden, mochte das Innere noch so rein sich wahren; er erreichte bei aller Fülle an Liebe und Liebenswürdigkeit, Geist und Witz nie die harmonische Festigkeit, die er an Goethes Gestalt bewunderte, auch war er kein Faust, der mit der Gottheit ringt, noch weniger ein Prometheus, der den Göttern trotzt, und tiefen Sinn birgt es, daß das Werk, auf das er die meiste Zeit und Sorgfalt verwandte, der Titan (1800—1803), wider den götterstürmenden menschlichen Dämon sich richtete. Jean Paul konnte sich nicht kühn in sich selbst vollenden; kindlich einfältig, voll naiven Glaubens an die Güte der Welt, hätte er zu seiner Erfüllung einer Gesamtheit bedurft, in der seine Empfindungen tätiger Liebe, freudigen Wirkens für andere sich gesetzmäßig bis zur höchsten Stufe hätten emporbauen können. Doch er fand sie in seiner Zeit nirgends: seinen Glauben an eine allgemeine Vervollkommnung der Menschheit durch die Ideale seiner Jünglingsjahre hatte der Ausgang der französischen Revolution vernichtet. Sein Hesperusreich edler Menschlichkeit wurde im selben Augenblick zerstört, wo er mit der Übersiedlung nach Weimar es zu betreten glaubte. Statt reifer Güte, harmonischen Zusammenwirkens, vorurteilsloser Gerechtigkeit, die er zu finden hoffte, bekam er den harten Kampf um geistige Macht und Geltung zu spüren, der an diesem Brennpunkt von Kräften hohe Wogen warf, und mußte im verehrten, edelsten Kreise seiner Zeit die notwendige Beschränkung einmal geprägten Daseins erfahren, ohne in Träume ausweichen zu können. Da aber Vollendung in festen und zugemessenen Grenzen des Ich ihm kein oberstes Ziel war, da er volle Befriedigung nur im anderen finden konnte, wurde durch diese Enttäuschung jene volle Abkehr vom Irdischen eingeleitet, die Jean Pauls späte Dichtung bestimmt. Ohne je ganz zu verstummen, barg sich Jean Pauls Liebe und Wärme, in der Erkenntnis, daß auf dieser Erde ihr ersehntes Reich nicht zu finden sei, nun hinter den scharfen Zügen Cervantescher Ironie. Jean Paul hatte die Weisheit gefunden, aber damit die Möglichkeit verloren, so zaubererfüllt weiterzuleben wie bisher.

* * *

Trotz dieser schicksalhaften Not leistete Jean Paul das Höchste, was ihm zu vollbringen gegeben war: wie keiner gestaltete er am frommen Menschen, der sich rein bewahrt für die Verkündigung des Gottes in einer Zeit, die immer mehr Wände zwischen sich und ihm aufrichtet, und der in jedem Nu bereit ist, heiteren Glaubens ihm zu dienen. Jean Paul holte wieder aus dem Herzen des deutschen Volkes den tumben Toren. Eine Sonne hatte immer an seinem Himmel geleuchtet: die Macht

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heller, hoher Freundschaft. Stets hatte ihre Flamme in ihm gebrannt und die klaren Empfindungen seiner Seele eingehegt. Sie bewahrte ihm auch das Bild des einfältig reinen Knaben und Jünglings, der bei aller Unwissenheit über die reale Bedeutung der Dinge und obwohl er selbst manchmal das verschnörkelte Gewand der Zeit trägt, unberührt seiner Bestimmung folgt: gut und fromm zu sein, edel und mutig, Sinnbild allen denen, die Irrtümern preisgegeben und weltfremd mitten unter Übeln leben, ohne den heiteren Glanz hoher Jugend und heller Seele zu verlieren. In Walt, dem Helden der Flegeljahre (1803—1804), ist das reinste Symbol solchen Menschentumes geprägt. Die heiter-barocke Idyllenwelt der Wuz und Fixlein und die im Unendlichen verfließende Hesperuswelt ließen in diesem Roman aus dem gemeinsamen Teilhaben an der reinen Glückseligkeit seelischen Empfindens den tumben Toren erstehen: Walt, der durch die graziösen und spießbürgerlichen Gefilde eines späten Rokoko streift und dabei nicht weniger auf Abenteuer auszieht wie Parzival und Simplicius. Da ist zwar nirgends mehr ein Artushof, nicht einmal die Residenz eines Statthalters von Hanau, nur ein biederes Kaufmannshaus und die steife Gesellschaft einer Kleinstadt. Doch Walt wandelt unter ihr mit Träumen von Heroen im Herzen und mit stolzer Frömmigkeit. Sein Bruder aber ist Vult, der dämonisch Schweifende, der um der Befriedigung, Bindung, Formung willen des anderen bedarf und mit leidenschaftlichem Ungestüm um seine Freundschaft wirbt. Das Gelingen des Bundes scheint endlich der seelischen Reinheit eine Welt und ein Maß zu geben, daß sie als Wirklichkeit unter Menschen wohnen kann. Doch plötzlich bricht Vult den Bann, und als er im Dunkel rastlosen Schweifens verschwindet, findet auch der Roman ein jähes Ende. Der Dichter schweigt, wo Höheres zu sagen ihm nicht mehr möglich gewesen wäre. Er wußte, daß die Zeit nicht tragen konnte, was hier zu strenger Erfüllung hätte wachsen müssen: heroische Freundschaft. So gelang es ihm nicht mehr, was er bis zu seinem Tode immer wieder als Wunsch aussprach: die Flegeljahre zu vollenden; denn erst seit Vult von Walt ging, war es gewiß, daß ihm auf Erden keine Erfüllung reifen könne.

Sein äußeres Leben, obwohl immer häufiger nun mit Ehren überschüttet, begnügte sich in der Idylle einer stillen Ehe, sein Inneres wandte sich fernen Welten zu, wo seine Seele in neuer Geburt bessere Stätte zu finden träumte. Doch nie glühte das Feuer aus, das überall lodert, wo echte Freundschaft sich aufhält: die Begeisterung an edler Erziehung, wie sie am mächtigsten aus Platos Dialogen spricht. Es ist mehr als Nachahmung Rousseaus, wenn alle bedeutenden Werke Jean Pauls Erziehungsromane sind, sein höchstes Ziel bestimmt sich hier: die Gestaltung des heldisch-frommen Jünglings. Denn bei aller Bannung Jean Pauls in die Idylle stand ihm am strahlendsten das Bild des Helden vor der Seele, freilich nicht jenes Helden, der, von seinem Dämon getrieben, die Welt unterjocht, sondern jenes, der wie Parzival einfältig und tapfer, rein und gütig ist, nicht sein Ich, sondern die Gerechtigkeit schirmen will und, immer ohne Zagen sein hohes Königtum wahrend, doch keinen Augenblick zögert, den Speer für einen Bedrängten einzulegen, bis höherer Beruf ihn, wie Amfortas, der königliche Fischer am Gralsee den Parzival, zu letzter Erfüllung ruft.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Verkümmern und Wachsen

„Zu meiner Zeit litt ganz Hellas an Kinderlosigkeit und überhaupt an Menschenmangel, wodurch die Städte sich entleerten und das Land keine Früchte mehr trug, obgleich weder ununterbrochene Kriege noch Seuchen uns betroffen hatten. Denn die Menschen hatten sich dem Übermut, der Geldgier und Trägheit zugewendet. Sie wollten nicht mehr heiraten oder, wenn sie es taten, doch nicht mehr alle ihre Kinder aufziehen."

(Polybius etwa im Jahre 150 v. Chr.)

Die Griechen und Römer der spätklassischen Zeit endeten nicht durch das Schwert germanischer und slawischer Stämme, sondern infolge Geburtenrückganges, also durch Rassenselbstmord. Soll man doch in Italien um das Jahr 350 n. Chr. nur noch 5 Millionen Einwohner gezählt haben, während im Jahre 222 v. Chr. noch 22 Millionen Einwohner gezählt wurden. Die Reste seiner freien Bevölkerung mischten sich mit den aus allen Ländern des antiken Kulturkreises eingeschleppten Sklaven, so daß (wie Professor Thomsen von der Universität Münster angibt) die freie Bevölkerung um das Jahr 400 n. Chr. bereits zu vier Fünfteln aus Nachkommen dieser freigelassenen Sklaven bestand. Germanen und Slawen wanderten dann in diese mit verpöbelten Menschen nur noch spärlich bevölkerten Länder ein. Denn viel Boden war ja frei geworden und lag brach, wie die Campagna um Rom. Unverbrauchte Völker siedelten nunmehr an der Stelle von aufgebrauchten. Sie wohnten unter Tempeln, die jene in ihrer Früh- und Mittagszeit errichtet hatten. Sie machten aus den ungeheuren Zirkus- und Bäderbauten der Spätzeit Steinbrüche oder Festungen. Neues, ganz anderes Leben keimte zwischen den Ruinen der vorigen Völkerwelle.

In der landläufigen Geschichtsdarstellung pflegt die natürliche Endigung des Lebens eines Volkes wenig beachtet und nur gelegentlich beleuchtet zu werden. Geschichte wird ja meist als Geschichte der Könige und Kriege oder, wenn man moderner sein will, als Geschichte der Kultur und Wirtschaft geschrieben. Die völkerbiologischen Tatsachen werden dagegen vernachlässigt. Und doch ist es eine für jede Geschichtsauffassung wichtige Tatsache, daß Kulturvölker sehr selten gewaltsam ausgerottet worden sind, wie etwa die Karthager durch Rom oder die Lothringer durch die französischen Könige. Sogenannten Naturrassen freilich (und von diesen auch nur einigen) war die bloße Berührung mit den Kulturvölkern tödlich. Die meisten Kultur- und Halbkulturvölker haben jedoch die Zerstörung ihrer Reiche, haben jahrhundertelange Knechtschaft, haben den Verlust des Heimatlandes, ja ihrer Sprache mit mehr oder weniger großen Verlusten überstanden. Die vielverschriene Fremdherrschaft hat sogar manche vielleicht vor dem Schicksal des Unterganges bewahrt. Als Hanseaten und Ordensritter vor 800 Jahren in die baltischen Länder kamen, lebten dort die kulturarmen Stämme der Esten, Letten, Liven und Kuren. Liven und Kuren sind fast spurlos ausgestorben. Unter der Schutzdecke ihrer deutschen Herrenschicht erhielten sich jedoch Letten und Esten, die sonst wohl, wie die finnischen Naturvölker Innerrußlands, in der slawischen Flut restlos untergegangen wären. Die Erhaltung und Vermehrung eines Volkes, ebenso wie sein Untergang, ist wohl so-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:45 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

mit viel weniger von den äußeren politischen Verhältnissen, wie sie die frühere Geschichtsschreibung allein überlieferte, abhängig, als man gemeinhin glaubt.

Da ist anderes bestimmend, wovon selten gesprochen wird: Geburtenüberschuß und Geburtenrückgang. Ein Volk, das durchschnittlich drei bis vier Kinder auf jede Ehe hat (so lehrt uns der schon erwähnte Professor Thomsen), steht in der Gleichgewichtslage. Es liegt in der Völkersterbegrenze. Völker mit vier oder mehr Kindern wachsen. Das Zweikindersystem läßt ein Volk in hundert Jahren auf etwa ein Drittel seines Bestandes zusammenschmelzen. Völker, die auf der gleichen Kopfzahl stehen bleiben, verlieren im Verhältnis gegen andere, die sich „noch" stark vermehren. Die Zahl der Franzosen war nach dem Dreißigjährigen Kriege doppelt so groß, wie die Zahl der Deutschen. Trotzdem Frankreich seither große Gebiete gewonnen hat, hat sich dieses Verhältnis immer mehr zuungunsten der Franzosen verschoben. Zur Zeit der napoleonischen Kriege waren die Franzosen noch kopfreicher als die Deutschen. 1870/71 waren die Franzosen noch den Deutschen des neugeschaffenen Reiches zahlengleich. Heute ist die Zahl der Deutschen in Mitteleuropa allein doppelt so groß wie die der Franzosen. Vor hundert Jahren war die Zahl der Romanen (Franzosen, Spanier und Italiener) derjenigen der Germanen (wenn man die Engländer mitrechnet) und der Slawen gleich. Heute ist das Verhältnis etwa 1 : 2 : 3. Wie wird es in fünfzig und in hundert Jahren sein?

In den letzten dreißig Jahren vor dem Kriege sank die Zahl der Geburten Rußlands und auf dem Balkan um 1 v. H., in Italien, der Schweiz, Österreich-Ungarn, Dänemark und Finnland um 12 bis 13 v. H., in Schweden um 14. Norwegen mit 16 v. H., Deutschland mit 18 und Holland mit 19 v. H. hielten etwa die Mitte. Am stärksten war der Geburtenrückgang in Belgien und Frankreich mit 21 und in England mit 25 v. H. Solche Zahlen bedürfen, wenn man nicht irrige Schlüsse ziehen soll, der Ergänzung. Denn es ist zu berücksichtigen, daß diese Erschöpfungserscheinungen verschieden„zeitig" bei den einzelnen Völkern Europas einsetzten. Frankreich ging — wie in allem — voran. Ferner beachte man, daß Geburtenrückgang und Abnahme der allgemeinen Sterblichkeit vielfach gleichzeitig eintreten, nicht nur theoretisch ist es denkbar, daß die Bevölkerung eines Landes trotz Geburtenrückganges wegen noch stärkerer Herabdrückung der Sterblichkeitsziffer auch progressiv noch zunimmt. Mag dem sein, wie ihm wolle — in jenen dreißig Jahren äußeren Aufschwungs nahm besonders die Kindersterblichkeit in Europa ab, und so wuchsen die meisten Völker noch. Die Menschen wurden im Durchschnitt älter als früher. Es trat also eine geänderte Altersschichtung innerhalb der Bevölkerung ein. Ferner ist zu berücksichtigen, daß die vorstehende Rechnung Staaten einbezieht, die zum Teil von recht verschieden stark sich vermehrenden Völkern bewohnt sind: gerade dieser Unterschied im Geburtenrückgang bei den einzelnen Völkern eines nationalen Mischstaates ist politisch bedeutsam. Die vierzehn Völker der ehemaligen Donaumonarchie standen teils fast still, teils vermehrten sie sich rasch. In Altrußland waren die Letten fast stationär, andere breiteten sich aus. Die germanischen Vlamen Belgiens sind kinderreich, die romanischen Wallonen kinderarm. Die Bevölkerung Belgiens wird also immer germanischer. Es ist klar, daß der kinderarme Bevölkerungsteil aus inneren Gründen gegen den kinderreichen angreifend vorgehen wird. Die Vlamen haben unendlich viel „Blut" an die Wallonen abgegeben. Seit dem Jahre 1830 sind Tausende von Vlamen in Belgien und im vlämischen Bezirk Frankreichs um Dünkirchen französiert worden. Vorgänge, die ein geistreicher Franzose als „Annektion der Intelligenz" bezeichnet hat. Die bourgeoise Oberschicht im Elsaß ist von den kinderarmen Franzosen ebenso einfranzösiert worden, wie die Oberschicht in Korsika und Nizza. Die italienischen Kolonien in Tunis sollen jetzt das gleiche Schicksal der Französierung erleiden, wogegen Italiens öffentliche Meinung

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lebhaft Stellung nimmt. Ein kinderarmes Volk, dessen Mütter nicht mehr gebären wollen, sucht sich auf andern Wegen fortzusetzen. Die Bedürfnisse der Staats- und Machtpolitik decken sich hier mit den Selbstschutzinstinkten der Rasse, der es ja nicht verborgen blieb, daß es schon vor 1914 zahlreiche verlassene Dörfer in Ostfrankreich — Burgund muß nach Thomsen bei Fortsetzung des Zweikindersystems in etwa 120 Jahren franzosenleer sein — gab. Einige von diesen wurden in jenen drei Jahrzehnten von Deutschen aus Lothringen und Luxemburg, Deutsch-Schweizern des Kantons Bern und Holländern, die sich dort — damals noch ohne irgendeine staatliche Mitwirkung — ankauften, wieder besiedelt.

Die niederschmetternden Ergebnisse der letzten französischen Volkszählung, von denen schon mehrmals an dieser Stelle berichtet wurde, haben die Franzosen dazu veranlaßt, planmäßig diese Wiederbesiedlung durchzuführen. In Amerstam errichtete man das Bureau. Um den Menschenüberschuß der kraftvollen lateinischen Schwester abzuleiten, wurde in Genua ein besonderes Einwanderer-Werbebureau eröffnet. Kennzeichnend ist ein dem Vereinsblatt der „Auswandererfürsorge Bonomalle" entnommener Aufruf der (französischen) „Union d'Etudes sociaux des Catholiques Provençales", einem Gebiete Frankreichs, das ja besonders an Verödung leidet. Dort heißt es:

„In der Überzeugung, daß das Problem der bäuerlichen und industriellen Arbeitskräfte aufs innigste mit dem Stand der Einwanderung fremder, insbesondere italienischer Arbeiter verknüpft ist, spricht der Verein die Wünsche aus,

1. daß die Einwanderung italienischer Familien in die Provence dadurch gefördert werde, daß namentlich kinderreichen Familien besondere Erleichterung für den Erwerb ländlichen Eigentums gewährt, und daß angestrebt werde, die Kosten für die Einbürgerung wesentlich zu vermindern;

2. daß das Parlamentsgesetz vom 6. November 1922 über die Eigentumsrechte der Ausländer in Frankreich, das zurzeit der Prüfung des Senats unterliegt, eine Ergänzung in dem Sinne erfahre, daß die Wahrung der allgemeinen Landesinteressen mit der Notwendigkeit in Einklang gebracht wird, der Entvölkerung unserer ländlichen Bezirke und unserer Geburtenarmut bis zu einem gewissen Grade entgegenzuarbeiten."

Italien, das seine Arbeiter nicht ernähren kann, sieht an sich die Auswanderung gern und fördert sie amtlich: die Entitalienisierung dagegen, die von Frankreich planmäßig betrieben wird, behagt ihm nicht. Tut Frankreich an Italienern das, was in Deutschsüdtirol täglich geschieht, so ist das eine Schandtat.

Doch kehren wir zum Ausgangspunkt zurück.

Es gibt zwei Linien des Völkeraussterbens, von oben und von unten her. Beide sind in gewissem Sinne wirtschaftlich beeinflußt. Der Bauer will seinen Hof nicht teilen und wünscht sich darum nur einen Sohn als Erben und eine Tochter, die den Erben des Nachbarhofes heiraten soll. Wo also kein Neuland zur Verfügung steht, führen wirtschaftliche Erwägungen eine bäuerliche Bevölkerung wegen ihrer allzu großen Seßhaftigkeit — auch eine Verfallserscheinung — zum Völkerselbstmord. Diese Verhältnisse treffen wir z. B. in manchen Berggemeinden Deutschsüdtirols. Der zweite Weg des Rassentodes beginnt von oben her. Die Oberschicht mit ihrer rationalen Lebensregelung empfindet Kinder als Last oder als zu große Verantwortung. Besonders großstädtische Verhältnisse erzeugen diese Stimmungen. Der einfache Mann kannte solche Erwägungen früher nicht. Besitzlosigkeit schaffte andere Sorgen. Besonders die Kirche wirkte hier im Sinne der Volksvermehrung. Immerhin muß man sich klar sein, daß Frankreich heute nur einen weit fortgeschrittenen Fall darstellt. Die Kindereinschränkung begann mit der „Aufklärung" bei diesem durch und durch rationalistischen Volke früher als bei anderen europäischen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nationen. Es ist auch darum durch den Krieg noch härter angegriffen worden als die anderen Völker, selbst als das deutsche, das starker Ausblutung und Aushungerung ausgesetzt war. Daß man in seinen Schlüssen recht vorsichtig sein und nicht etwa von einer allgemeinen Erschöpfung der französischen „Rasse" reden soll, beweist ein Blick auf die staunenswerten Geburtenüberschußziffern der französischen Kanadier, die schon vor zweihundert Jahren verpflanzt wurden und eine grundverschiedene Entwicklung einschlugen.

Wie schnell die Folgen des alleuropäischen Geburtenrückganges sich auswirken werden, kann freilich niemand voraussehen. Auf je tausend Deutsche kamen in den Jahrzehnten von 1874 bis 1914: 41,8, 38,7, 37,1, 35,2, 27,6 Kinder. Während des Krieges war die Geburtenzahl noch ungünstiger, in der Nachkriegszeit am schlimmsten. In Berlin kamen 1919 noch 17,5, 1922 nur noch 11,5 Geburten auf 1000 Einwohner. Aber das mögen Ausnahmezeiten sein. Immerhin, das Ende erscheint nahe.

Wie steht es nun mit dem Grenz- und Auslanddeutschtum? Ein einwandfreies statistisches Material steht uns nicht zur Verfügung. Wir haben heute leider noch keine Übersicht. Uns fehlt noch ein statistisches Jahrbuch des Grenz- und Auslanddeutschtums, das die Zählergebnisse der Nachfolgestaaten zusammen- und richtigstellt. Aber wir wissen Einzelheiten. Unsere ältesten und stolzesten Auslandsiedlungen sind die deutsch-baltischen und die siebenbürgisch-sächsischen. Die Kopfzahl der baltischen Siedlungen, die vor dem Kriege 225 000 Deutsche umfaßten, ist wohl auf die Hälfte bis auf ein Drittel zurückgegangen. Auch hier liegen anormale Verhältnisse vor. Denn die baltischen Deutschen bestehen fast nur aus einer Ober- und Mittelschicht, die schärfsten politischen Verfolgungen ausgesetzt war und zum größten Teil außer Landes gegangen ist, weil die neuen Staaten 98 Prozent ihres Landes entschädigungslos raubten. (Bodenreform.) Es handelt sich zudem um schon von Natur aus stark bedrohte Sozialschichten.

Das lettische Statistische Jahrbuch „Lettland, Land und Leute" gibt an, daß die Zahl der Deutschen von 120 000 vor dem Kriege (die Zahl ist wohl zu klein) auf 60 000 zurückgegangen sei (von 6 auf 3,6 [?] v. H.). Die ganze Einwohnerschaft ist von 2,5 Millionen im Jahre 1913 auf 1 800 000 im Jahre 1920 gesunken. Die Deutschen Rigas verminderten sich von 70 000 auf 30 000: ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung der Stadt, deren Gesamtverlust sehr groß war, stieg jedoch von 13,3 auf 15,70 v. H.! (Die Juden brachten es von 6 auf 14 v. H.) Am stärksten sind die Deutschen auf dem flachen Lande zurückgegangen, absolut und relativ: das ist die unmittelbare Folge der Agrarreform. Sie hatte wiederum eben durch die Ausschaltung dieses wirtschaftlich hochwertigsten Bevölkerungsteils einen Verfall der Landwirtschaft trotz der Errichtung von 40 000 neuen Bauerngütern zur Folge. Die Saatfläche sank von 970 000 Hektar im Jahre 1913 auf 675 000 im Jahre 1920. Die Zahl der Pferde ging um 12, der Kühe um 13, der Schweine um 14 v. H. zurück. Die Schafe stiegen um 13 v. H. Schafzucht ist bekanntlich ein Zeichen geringer Kultur! Roggen, der früher ausgeführt wurde, mußte eingeführt werden (193 Millionen Kilogramm).

Die Siebenbürger Sachsen, deren Vorbedingungen dank eines bodenständigen bäuerlichen Deutschtums wesentlich günstiger sind, wenn auch ihre Intelligenzschicht unverhältnismäßig stark ist, sind seit längerem stehen geblieben. Sie haben sich nicht vermehrt und darum im Verhältnis zu den kinderreichen Rumänen verloren.

Auch aus Deutschsüdtirol hört man, wie schon erwähnt, Ungünstiges. Die Bauern des Unterlandes erliegen den Gefahren des leichteren Lebens und des guten Weines. Die Bauern der Berge beschränken vielfach nicht die Kinder — man ist ja gut katholisch — sondern die Ehen. Die jüngeren Söhne bleiben lieber als Knechte des ältesten Bruders auf der Scholle, als daß sie ihre Berge verlassen und das Deutsch-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tum der Ebenen wieder auffrischen. So drangen Italiener schon vor dem Kriege ins Unterland ein.

Anders steht es mit den Schwaben des Ungarlandes, den Kolonisten am Schwarzen Meer und an der Wolga mit ihren Ablegern in Beßarabien, der Dobrudscha, in Palästina und im brasilianischen Urwald. Aus etwa zwanzig- bis dreißigtausend Deutschen, die ins Schwarze-Meer-Gebiet gezogen sind, wurden in hundert Jahren 500 000 bis 600 000 Kolonisten, noch dazu bei starker Weiterwanderung. Das ist wohl die stärkst-denkbare Volksvermehrung überhaupt. Aber auch der ungarländische Schwabe ist noch fern von der Völkersterbegrenze, so daß die Verluste durch die Magyarisierung der Oberschicht viel kleiner waren als der Volkszuwuchs. Darüber darf man sich durch die statistischen Angaben der letzten Jahrzehnte, auch wenn diese scheinbar eine Abnahme der Deutschen nachweisen, nicht täuschen lassen. Denn außerhalb von Deutschland sieht man in einer statistischen Aufnahme einen politischen Vorgang. Zum mindesten üben örtliche Unterorgane bei den Erhebungen vielfach Druck aus. Dazu kommt eine gewisse Geschicklichkeit in der Fragestellung. Von Fälschungen, wie sie bei den Italienern und Slawen Mode sind, soll gar nicht gesprochen werden.

Sehr bezeichnend sind die letzten Volkszählungsergebnisse in Restungarn (Erhebungsjahr 1920). Die Erschütterungen des Weltkrieges und die seither erwachte deutsche Bewegung haben dazu geführt, daß der neuerliche statistische Ausweis gegen das Jahr 1910 eine Zunahme von 15 431 Seelen zeigt, obwohl allein aus Budapest 18 457 Deutsche weniger als 1910 gemeldet wurden. Hierfür mag wohl bestimmend sein, daß städtische Bevölkerung sowohl der Entdeutschung als auch der Bevölkerungsabnahme stärker ausgesetzt ist als Landvolk. Noch mehr dürfte aber der Abzug des vielfach deutschsprachlichen k. u. k. Militärs mitsprechen. Wie wenig aus solchen Statistiken ein zutreffendes Bild der natürlichen Bevölkerungsbewegung der Nationalitäten (Geburtenüber- und -unterschuß) gewonnen werden kann, zeigen die Zahlen einzelner Ortschaften Restungarns. Bisweilen beobachtet man eine geradezu verblüffende Umkehr der Verhältnisse, die nicht durch die Geburtenzahlen oder Wanderungen, sondern nur durch das Schwanken des nationalen Bekenntnisses zu erklären ist. In der Gespanschaft Tolna (in der schwäbischen Türkei) stieg die Zahl der Deutschen von 74 367 (1910) auf 75 243 (1920), während die Magyaren von 198 521 (1910) auf 185 974 (1922) sanken. Im Jahre 1900 waren dagegen noch 77 293 Deutsche und nur 172 967 Magyaren gezählt worden. Und gerade in Tolna ist die natürliche Vermehrung der Deutschen sehr groß und besonders auffallend gegenüber der schwachen Geburtenzahl der Magyaren! Was ist geschehen? Nicht etwa die Magyarisierung einer Oberschicht — diese gibt es schon lange nicht mehr — sondern irgendwelche Unregelmäßigkeiten bei Zählung des Landvolkes haben diese sonderbaren Sprünge verursacht. Das beweisen einwandfrei die Zählungsergebnisse von drei Gemeinden dieser Gespanschaft:

	1900			1910			1920		
	Deutsche	Magyaren	Gesamtzahl	Deutsche	Magyaren	Gesamtzahl	Deutsche	Magyaren	Gesamtzahl
Csibrak	619	420	1039	719	189	908	820	93	913
Németkér	1589	265	1854	1642	289	1931	1771	227	1998
Tabod	242	143	385	278	112	390	341	52	393

Die Gesamtzahl hat sich nämlich in allen drei Orten wenig geändert; Csibrak verlor $^1/_{10}$ seiner Einwohner, Németker und Tabod wuchsen etwas: was das eine Volk verlor, gewann das andere. Hier kann nur ein politisches, nicht aber ein

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

biologisches Moment die Änderungen herbeigeführt haben. Ganz toll sind die Zahlenverschiebungen in nachfolgenden Ortschaften der Pester Gespanschaft (welche 1910 noch 96 364, 1910 nur mehr 83 496, 1920 dagegen 101 052 Deutsche zählte):

	1900			1910			1920		
	Deutsche	Magyaren	Gesamtzahl	Deutsche	Magyaren	Gesamtzahl	Deutsche	Magyaren	Gesamtzahl
Szigetcsép—Insel Csepel	856	93	949	240	1068	1308	1156	204	1360
Dunaharaszti—Pester Donauufer	1977	362	2339	16	3845	3861	2604	3259	5863
Taksony—Pester Donauufer	2182	761	2943	370	3152	3522	2960	1112	4072
Zsámbék—Ofner Berge	3354	643	3997	2829	1383	4212	3356	964	4320
Törökbalint—OfnerBerge	2445	239	2684	1981	1522	3503	2835	849	3684
Budaörs—Ofner Berge	5669	405	6074	4416	2969	7385	7418	530	7948
Solymar—Ofner Berge	2119	224	2343	1983	1086	3069	2562	395	2957

Hier ist noch in Betracht zu ziehen, daß ein Teil dieser Orte in nächster Nähe der Hauptstadt liegt und nicht nur viele Sommergäste, sondern noch sonst allerhand fluktuierenden Zuwachs hat.

Über neuerliche Verschiebungen in Sowjetrußland wissen wir gar nichts. Diese Gebiete haben lange Kriege und noch ärgere Hungersnöte zu überstehen gehabt. Das Deutschtum Polens hat teils durch politische Zwangsmaßregeln der Polen, teils durch kopflose Flucht der Deutschen, die noch durch verkehrte reichsamtliche und preußische Maßnahmen teilweise gefördert wurde, eine so anormale Verkleinerung in letzter Zeit erlitten, daß über die natürliche Volksbewegung nichts festgestellt werden kann.

Immerhin aber ist das Bild klar genug, um uns gewisse Rückschlüsse zu erlauben. Dort, wo der Bauer genug Land hat, wo ihm besonders die Möglichkeit gegeben ist, für seine Söhne weiteres Land zu kaufen, dort vermehrt sich der Auslanddeutsche rasch. Sind doch weite Striche Syrmiens erst in den letzten 40 Jahren von ungarländischen Schwaben gekauft und besiedelt worden. Dort hat der deutsche Bauer zehn und zwölf Kinder, er lebt mit ihnen in durchaus patriarchalischer Weise. Eine solche Kinderzahl ist ihm eine Selbstverständlichkeit, und er sieht es für seine natürliche Pflicht an, jedem einzelnen seiner Söhne ebenso viel Joch Land noch zu überlassen, wie er von seinem Vater erbte. Während wir im Baltikum, in Polen, in Siebenbürgen und in der Tschechei erlebt haben, daß der Staat angestammten deutschen Grundbesitzern Boden nahm und ihn teils Landlosen des Staatsvolkes übergab, teils brach liegen ließ, während dort also eine starke Verminderung der natürlichen Existenzbasis der Grenz- und Auslanddeutschen erfolgte, ist in anderen Gebieten, besonders auf dem Boden der ehemals österreichisch-ungarischen Monarchie, ein entgegengesetzter Vorgang zu verzeichnen. Nur in Ungarn hat der Staat deutschen Bauern bei der Zerlegung der Großgüter Land gegeben, und auch dort nur in bescheidenem Umfange. Wie ja überhaupt die ungarische Bodenreform gemäßigt ist. In Südslawien dagegen ereignete sich folgendes: Der Staat dachte nicht daran, den deutschen Bauern etwas zu geben. Die Großgüter, welche in magyarischer Hand waren, wurden zerlegt und serbischen Soldaten, meist aus Bosnien oder dem Alt-

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

reich, geschenkt, ohne daß man die einfachsten bodenreformatorischen Sicherungen gegen Mißbrauch traf. Diese serbischen Freiwilligen waren ein sozial wenig brauchbares Element und wußten mit dem Boden wenig anzufangen. Zunächst schlachteten sie das Zuchtvieh und verkauften es, dann begannen sie den Grund und Boden zu verschleudern, um fortzuziehen und vielleicht anderswo noch einmal ein Stück Land umsonst zu erhaschen. Als Käufer sind vielfach Deutsche aus der Nachbarschaft aufgetreten, welche ja seit alters gewohnt waren, von Serben Boden zu kaufen und in intensivere Kultur zu nehmen.

Mit dem städtischen Deutschtum, dessen wirtschaftliche Grundlagen durch die Staatsvölker planmäßig untergraben wurde, ist es dagegen fast überall bergab gegangen. Denn die Wiedererwachten, d. h. diejenigen Entdeutschten, die sich selbst regermanisierten, darf man nicht als Gewinn buchen; dieser Vorgang hat nämlich mit der Frage der natürlichen Volksvermehrung nichts zu tun. Wieder deutsch wurden nur solche, die noch nicht völlig entdeutscht waren. Hier handelt es sich nur um die Vermeidung von drohenden Verlusten in zwölfter Stunde, um „geistige Desannektion" von schon dreiviertel Annektierten.

Sehen wir unter den vorstehend ausgeführten Gesichtspunkten die Geschichte des Auslanddeutschtums an, so werden wir vielleicht manches zwangloser erklären als bisher. Unsere Geschichtsforscher beklagen stets den Untergang des städtischen Deutschtums, welches einstmals fast alle Städte des mittleren und des nahen östlichen Europas von der Zeit des städtegründenden 12. Jahrhunderts bis zur Reformation, ja vielfach sogar bis ins 19. Jahrhundert hinein bevölkert hatte. Sie stellen dann gewöhnlich fest, daß dieses Deutschtum teils durch Kriegswirren und konfessionelle Kämpfe, teils durch den aggressiven Nationalismus der Staatsvölker zugrunde gegangen sei. Diese Momente mögen mitgewirkt haben. Waren sie aber wirklich das Entscheidende? Wir vergessen gewöhnlich, daß es ja längst bekannt ist, daß auch in Deutschland die städtischen Bevölkerungen der gleichen Zeit ausgestorben sind. Wie viele städtische Familien gibt es denn, die sich an Ort und Stelle seit damals durch Jahrhunderte erhalten haben? Wohl nur sehr wenige. Die damalige städtische Bevölkerung ging durch Abwanderung oder Aussterben zugrunde, und immer neue Schichten drangen vom menschenvermehrenden flachen Lande her ein, verstädterten, stiegen auf und ersetzten dann die absterbende städtische Mittel- und Oberschicht, um schließlich selbst dem gleichen — dem städtischen — Schicksal zu verfallen. Dort, wo der Zuzug vom Reiche her aufhörte, d. h. wo keine Deutschen, die Städter werden wollten, nachkamen, mußte das Deutschtum erliegen. Und so sehen wir, daß sich nur ganz ausnahmsweise auslanddeutsche Städte, auslanddeutsches Stadtvolk ohne umliegende Bauernsiedlungen erhalten hat. So gingen die deutschen Städte der Tschechei zugrunde, so die deutschen Städte Polens. So starb das Deutschtum in Wiborg aus. Das sind völkerbiologische Vorgänge, deren Wirkung viel einschneidender ist, als gelegentliche Plünderungen oder Niederbrennungen in vergangenen Jahrhunderten. Erst seit 1918 haben die Staatsvölker in den Randstaaten durch Gewaltmaßnahmen planmäßig nachgeholfen. Es gibt freilich Nationen, die auch ohne Landbesitz bestehen können, aber dann müssen sie so eigentümlich gefestigt sein, wie die Armenier oder die Juden, von denen freilich Spengler und andere behaupten, daß sie heute zersetzt und in raschem Sterben begriffen sind. Der moderne Zionismus ist nicht nur die Auswirkung der paneuropäischen Nationalströmung, die auch an den Juden nicht vorüberging, sondern er darf als rassebiologischer Selbsterhaltungstrieb ausgedeutet werden. Als Selbsterhaltungstrieb eines Volkes, das in seiner jahrhundertelangen Abgeschlossenheit trotz seines Stadtlebens zur Vermehrung fähig geblieben war und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erst durch die moderne Emanzipation und Assimilierung dem europäischen Städtetode ausgeliefert wurde.

Eigentümlich waren die Verhältnisse in einem reichsdeutschen Grenzlande vor 1914 gelagert: in Posen. Der Staat war der Staat der Deutschen. Deutsche wurden angesiedelt, das Deutschtum vom Staate, so gut er es verstand, gefördert. Trotzdem nahm das Polentum zu, es gewann auch an Grundbesitzfläche, d. h. mehr Polen kauften Deutsche aus als umgekehrt. Das bedeutet, daß rassenbiologisch der Pole dem Deutschen überlegen war. Der Pole zog den Landaufenthalt dem Stadtaufenthalt vor, während der Deutsche, vor allem die deutsche Frau, in die Stadt drängte, oder zum mindesten den Mann lieber nahm, der als Beamter oder Angestellter ein pensionsfähiges Einkommen hatte. Der Hang zur Rente, der Hang zum bequemeren Leben mit Kino, Wasserleitung und ohne Schweinefüttern war eine Eigentümlichkeit der Entwicklung der letzten fünfzig Jahre und ging Hand in Hand mit der Abneigung gegen Kindergebären und Kinderaufzucht. Die freiwillige Abwendung (und erst später die Ausschließung) der Polen von der Staatskrippe war diesen nur förderlich. Der meist unterschätzte Pole war zudem kulturärmer oder vielleicht zivilisationsärmer (aber kräftiger) als der Deutsche (als das von Romantikern kritiklos gepriesene „germanische Edelblut"). Diese Zivilisation der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die dem einzelnen das Risiko des Lebens verringerte, scheint, völkerbiologisch gesehen, die Ursache der deutschen Unterlegenheit gewesen zu sein. Die zivilisiertesten Staaten sind ja zugleich die kinderärmsten. Unser eiliger Fortschritt in geistigen, kulturellen und technischen Dingen und die „Blüte" des modernen Volksschulwesens scheint mit dem Erlöschen der Volkskraft in engster Beziehung zu stehen. Man lasse sich nicht täuschen durch den starken Bevölkerungszuwachs, den das Reich seit 1870 erlebte. Die Auswanderung hörte ja damals praktisch auf, die Zuwanderung überwog. Die Sterblichkeit ließ nach. So kamen wir zu gigantischen Zahlen, zu einer Fülle von Großstädten. Betrachten wir uns die Verhältnisse aber näher, so verlieren sie viel von ihrer eindrucksvollen Schönheit. Denn der Ausbau der Industrie und eben das verblüffende Wachstum der Groß- und Mittelstädte geschah auf Kosten der Volksgesundheit. Immer mehr Menschen wurden von der Scholle losgelöst und an die Verkehrs- und Erzeugungsmittelpunkte gedrängt. Die innere Wanderung in Deutschland vollzog sich auf Kosten der Bevölkerung des flachen Landes. Die mittel- und großstadtarmen Gebiete des Ostens wurden immer menschenleerer. Der Überschuß, ja noch mehr als dieser, ging dorthin ab und bildete dort eine städtisch-proletarische Bevölkerung, deren Intelligenz und deren Ansprüche wuchsen. Sie blieb nicht mehr naiv, sie wurde losgelöst aus der herkömmlichen Umwelt und kirchengleichgültig. Sie schränkte bewußt die Kinderzahl ein. So wie die schweren Mängel unseres Bodenrechtes den Mann von der Scholle vertrieben hatten, so machten die gleichen Mängel ihm die Erlangung einer zureichenden Wohnung und eines Gärtchens fast unmöglich. In vielen ländlichen Gegenden aber ging man aus Arbeitermangel zur Viehzucht über. Dieser hat erst neuerlich, z. B. in Oberbayern, den Bauern gelehrt, daß Kinder als Arbeitskräfte auch wirtschaftlich einen Reichtum bedeuten können.

Sehen wir unter diesen Gesichtspunkten die Lage unseres Volkes an, so müssen wir uns schwerste Sorge machen. Aus Posen und Westpreußen ist jetzt ein großer Teil der ackerbautreibenden deutschen Bevölkerung vertrieben worden, ins Reich geflüchtet und mangels der Besiedlung bereits stehenden Bodens der Gefahr ausgesetzt, verstädtert auszusterben. Zu einer wirklichen Bodenreform nach vernünftigen Grundsätzen hat Deutschland sich noch immer nicht entschlossen. Wer Näheres darüber erfahren will, lese an der gleichen Stelle im Januarheft der „Deutschen Rundschau" nach. Die wirkliche Not, die Todesnot der Nation sieht unsere Öffentlichkeit, die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

faszíniert nach dem Parlament hinstarrt, nicht. Diese Blindheit ist übrigens keineswegs auf unser Volk beschränkt. Sie ist europäisch, wie sie abendländisch ist. Wir erleben, daß die angelsächsische Bevölkerung der Vereinigten Staaten verhältnismäßig — dem Blute nach — ständig abnimmt, wenn ihr auch hier die „Annektion der Intelligenz" dank einer geradezu todsicher wirksamen Anglisierungsmaschinerie des Staates und des öffentlichen Lebens immer neues, besonders deutsches Blut zuführt. Der schon öfters genannte Professor Thomsen meint, daß die echten Yankees nach biologischen Berechnungen in ein bis zwei Generationen verschwunden sein werden. Ihr Staat wird dann noch als der mächtigste der Welt bestehen. Seine Formen werden angelsächsisch sein, aber eine moderne Pseudomorphose wird englisch sprechende Bürger der Vereinigten Staaten aus deutschem, romanischem, slawischem und jüdischem Blute das Erbe dieser großen, aber erloschenen Rasse verwalten lassen. Aber auf wie lange? Das ist eine Frage ins ganz Dunkle. Und doch kann einiges darüber gesagt werden: nämlich, daß die Annektion der Geister, daß die seelische Umvolkung zunächst stets die Folge hat, daß derjenige, der in einem andern Volkstum aufging, am raschesten die sozialen und biologischen Eigenschaften der Schicht annimmt, in die er seelisch hineinwuchs. Da nun Umvolkung meist mit sozialem Aufstieg verbunden ist, so geht derjenige Angehörige eines kinderreichen Volkes, der von einem kinderarmen Volke aufgesogen wird, zuerst dieser seiner wertvollsten Rasseeigenschaft verlustig, die ja irgendwie bei den abendländischen Völkern an die soziale Schicht gebunden ist. Wir wollen diesen Gedanken nicht weiter ausspinnen und dies dem Leser überlassen. Bemerkt sei aber, daß Umvolkung einzelner Familien ganz etwas anderes ist, als der Verlust der Muttersprache eines Volkes oder Volksteiles. Das beweisen Iren und Juden, Norweger und Bulgaren. Die Sprache ist nur ein Teil des Volkstums, hochwichtig als Denkform und Vermittlerin politischer und anderer Gedanken und Gefühle. Bleibt dem Volke dagegen seine soziale Struktur, sein Boden und seine Volkskultur erhalten, so geht es meist nicht im Volkstum des sprachaufzwingenden und vermittelnden Volkes auf, sondern es kann aus diesen Resten und der erworbenen Sprache ein neues, drittes und ihm eigentümliches Volkstum ausbilden, das von beiden Wurzeln verschieden ist. So entstand aus kolonisierenden Ukrainern und ukrainisierten (russifizierten) Finnen usw. das moskowitische Volk, dem erst Peter der Große den Namen Russen (Großrussen) gab, der ursprünglich an den Ukrainern haftete.

* * *

Unter allen diesen Aspekten gesehen, erscheinen uns die Taten der derzeitigen Völker in Europa wahnsinnig. Sie zerfleischen sich noch im Sterben. Die greisenhafteste der Nationen hat das gewaltigste Heer, die französische. Die „jungen" Völker, die noch sehr kinderreich waren, bis auf die Letten, sind eben zu Staatsvölkern geworden, und alle Vorzüge, die der einzelne ihrer Volksgenossen durch Ausbeutung des Staates und seiner fremdvölkischen Minderheiten genießt, werden vielleicht im biologischen Sinne zum Fluch werden. Altgriechenlands Schicksal droht dem moderen Europa. Wie dort die Slawen einwanderten, wie in die römische Reichshälfte die Germanen einglitten, so werden sich vielleicht einmal uneuropäische Völker in die abendländische Welt einschieben. Schon vermehren sich die Neger der Vereinigten Staaten überraschend schnell, manche sprechen sogar von französischer Selbstverneger ung. Das einzige große und heute ziemlich homogene Kulturvolk, das sich noch ständig vermehrt, obwohl es unkriegerisch ist, lebt in China. Man schätzt die Zahl der Menschen auf der Erde auf rund 1600 Millionen, die der Chinesen auf 400 Millionen. Fast jeder vierte Mensch ist heute also ein Chinese. Thomsen meint, daß in 300 Jahren die Zahl der Chinesen etwa 2500 Millionen betragen und die der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Europäer, wenn wir uns „fortschrittlich" so weiterentwickeln, auf einen winzigen Bruchteil zusammengeschmolzen sein dürfte. Neger, Malayen und Inder werden mit ihnen die Hauptbevölkerung unseres Planeten bilden, wenn es bis dahin nicht gelungen sein sollte, der Vermehrung aller dieser Rassen durch die heilbringende europäische Zivilisation einen Riegel vorzuschieben.

Begnügen wir uns mit diesem Schlüssellochblick durch das Tor der Zeit in eine schönere Zukunft und kehren wir zurück zum Tage, zu den nächst vorausliegenden Jahren und Jahrzehnten. Was wird aus unserm Volke werden? Der karge Boden des Reiches war schon vor 1914 übervölkert. Nur mit überseeischer Zufuhr, welche aus einem intensiven Bergbau (Raubbau durchaus nicht unendlicher Naturschätze) und einer alle Weltmärkte drückenden Industrie und einer großen Handelsflotte bezahlt wurde, konnte das Volk des Reiches ernährt werden. Seither ist der Ackerboden des Reiches beschränkt, sind weite Bergbaureviere diesem genommen, sind die Weltmärkte ihm teilweise verschlossen und die Schiffe ausgeliefert worden. Mehr als zwei Millionen flüchtige Grenz- und Auslanddeutsche vermehren die Not des Reiches und schmälern das Brot seiner darbenden Bevölkerung. Fremde Heere stören seine geschmälerte Produktion, verursachen neben den Kriegsentschädigungslasten gesteigerte Ausgaben und fordern unerschwingliche Abgaben. Eine weitere Steigerung der Industrialisierung verbietet die mangelnde Aufnahmefähigkeit der Weltmärkte, ganz abgesehen von den abschreckenden volksbiologischen Folgen. Auswanderung? Da uns für geschlossene ländliche Siedlung kein Staat Raum gibt — obwohl noch Raum genug auf unserm Planeten zu finden wäre — so würde Einzelwanderung mit ihrer unvermeidlichen Entdeutschung möglich, aber keineswegs wünschenswert sein. Die europäischen Siedlungsgebiete der Grenz- und Auslanddeutschen können, so gern sie es möchten, gegen die Machtgebote der Staatsvölker fast nichts aufnehmen. Im Gegenteil, wir haben von dort noch Flüchtlingszuzug ins Reich, oder sogar, wie es jetzt schon aus Rumänien der Fall ist, verstärkte Abwanderung der Deutschen nach Amerika zu erwarten.

Aus dieser Zwickmühle versucht der Reichsbund der Kinderreichen Deutschlands (zum Schutz der Familie) — eine bezeichnende Zeiterscheinung — in einer (auch noch andere Vorschläge enthaltenden) Denkschrift an den Reichstag einen Ausweg durch eine neue Form der Auswanderung zu zeigen. Die Reichsregierung solle an die Regierungen menschenarmer fremder Staaten herantreten mit etwa folgendem Angebot (gekürzt):

„Gruppen von 100 oder mehr Auswanderern kultivieren innerhalb von 50 Jahren unter Selbstverwaltung und unter deutscher Sachverständigenleitung Ödland. Die Gegenleistung dieses Staates besteht in 50jähriger pachtfreier Überlassung des urbar zu machenden Landes. Hin- und Rückreise, Betriebs- und sonstiges Kapital wird von Deutschland oder dem betreffenden Staate vorgeschossen, nötigenfalls unter Verpfändung der landwirtschaftlichen Maschinen, des schon urbar gemachten Bodens usw. Nach 50 Jahren erfolgt Rückkehr oder, nach Vereinbarung mit dem Wirtslande, Dortbleiben. Vorteile für das Wirtsland sind: Ihm werden in 50 Jahren kostenlos große Strecken Ödland in Kulturland umgewandelt. Bis zum Ablauf der Frist wird es einen Teil der Auswanderer veranlassen können, dort zu bleiben, indem es ihnen den urbar gemachten Boden zum Kauf anbietet. Vorteile für uns sind: Während der nächsten kritischen Jahrzehnte haben wir in Deutschland weniger Esser. Für denselben Zeitraum gewinnen wir (durch Abschluß von Vorkaufsrechten usw.) zuverlässige Lieferanten von Lebensbedürfnissen. Nach 50 Jahren kehrt ein Teil der Auswanderer voraussichtlich zurück. Der dortbleibende Teil vermittelt Handelsbeziehungen zwischen seinem alten und neuen Vaterlande.

Hierzu ist noch zu bemerken: Die kinderreichen Familien, die der Auswanderung anheimzufallen drohen, sind für die Strapazen und Gefahren derselben meist gerade die ungeeignetsten. Außerdem ist die Auswanderung für sie am teuersten und gleichzeitig sind gerade sie am wenigsten in der Lage, Geld dafür zurücklegen zu können. Sie werden sich daher auf die schlechtesten Auswanderungsbedingungen einlassen müssen und deshalb größtenteils in der Fremde in Not und Elend zugrunde gehen. Im Namen der Menschlich-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

keit muß daher an alle Deutschen der Ruf ergehen: Freiwillige Auswanderer vor! Besonders die jungen Ehepaare, da der Staat ihnen in der Heimat keine Wohnungen verschaffen kann oder wenigstens nur so kleine, daß sie nicht wissen, wohin sie ihre Nachkommenschaft betten sollen, und so von Anfang an jener Widernatur in die Arme getrieben werden, an welcher die alten Kulturvölker zugrunde gegangen sind. Ein Volk besteht in der Geschlechterfolge seiner kinderreichen Familien, die kinderarmen und kinderlosen sind nur absterbende Äste. Jeder wahrhaft Deutsche muß daher aus Vaterlandsliebe und der Staat aus Selbsterhaltungstrieb dahin wirken, daß gerade die Kinderreichen dem Vaterlande erhalten bleiben. Man sollte also durch Auswanderung jungen Ehepaaren eine vorläufige, aber immerhin langjährige Auslandexistenz ermöglichen und gleichzeitig für die Kinderreichen im Inlande Luft schaffen. Beiden Teilen wäre geholfen. Der Staat würde außerdem einer Hungersnot vorbeugen."

Diese Auswanderungsvorschläge tue man nicht kurzerhand ab. Mögen sie auch zur Zeit nicht durchgeführt werden können. Neu und fruchtbar ist der Gedanke zeitlicher Begrenzung der Auflassung der Gesamtsiedlung nach einigen Jahrzehnten. Er ist in seiner Einfachheit bestechend und rechnet damit, daß bereits in fünfzig Jahren in Europa wieder Siedlungsland genug sein wird, wenn der Verfall weiter fortschreitet. Der jetzige Zustand wird nur als vorübergehend angesehen. Die Art, wie die Kinderreichen denken, ist uns noch ungewohnt: Wir begrüßen sie trotzdem. Während das Volk der Denker gewöhnlich gar nicht voraus denkt und sich von den Ereignissen Tag um Tag überraschen und vorstoßen läßt, ist hier von hoher Warte und in Jahrzehnten gedacht. Haben diese Leute nicht recht? Wird jahrzehntelang der Nahrungsraum der Deutschen in Mitteleuropa von West, Nord, Ost und Süd eingeengt werden, so daß sie gewaltsam von ihrer Scholle abgekratzt und im Reiche aufgehäuft werden? Nein. Dieser Zustand wird trotz Frankreichs heutiger Militärmacht nicht anhalten können, weil es zu menschenarm ist. Weil eine solche Politik, die gegen alle Naturgesetze geht, nur einige Jahre gut gehen kann. Es ist ein Fehler in Poincarés Rechnung, den Advokatenkniffe und militärische Gewalttaten nicht beseitigen können. Die Zeit ist gegen die Franzosen. Für uns gilt es peinliche Zwischenzeiten zu überwinden.

Doch werden die Auswanderungspläne des Bundes der Kinderreichen, wenn sie überhaupt bei fremden Staaten Zustimmung finden sollten, also im besten Falle nur kleine Teile des derzeitigen Menschenüberschusses, der Vertriebenen, aufnehmen können. Denn die Kultivierung von Ödland geht auch übersee nur langsam vonstatten. Massen können dort nicht aufgenommen werden. Ein Beispiel: Seit dreißig Jahren kolonisieren europäische Juden in Palästina. Noch hat ihre Zahl dort Hunderttausend nicht erreicht, und es ist, wie das „Berliner Tageblatt" am 17. August 1923 schrieb, „bei dem großen Geldmangel nicht möglich, mehr als etwa tausend Einwanderer monatlich ins Land zu bringen". So arg der Geldmangel der Juden auch sein mag, der unsere ist gewiß noch viel größer, so daß auch aus diesem Grunde einer Massenauswanderung Riegel vorgeschoben sind. Das bringt zur Zeit wohl Verlegenheiten, aber es ist vom Volkserhaltungsstandpunkte nicht das Ärgste.

Unsere wirtschaftliche und politische Lage bedingt, daß wir im Lande geballt bleiben und uns dort ernähren, ja Selbsterhaltungsgründe lassen es als erwünscht erscheinen, daß unser Volk sich noch dazu vermehrt, damit es im Kampf ums Dasein stark genug bleibt.

Niemand wird das Widersprechende dieser Gegenüberstellung entgehen. Dennoch besteht kein innerer, sondern nur ein äußerer Widerspruch. Gerade der „Bund der Kinderreichen" wies in seiner schon genannten Denkschrift und in anderen Veröffentlichungen auf den Wert der Volksvermehrung und die Bedeutung der kinderreichen Familien für diese und die Wiederverjüngung der Gesamtnation hin. Er forderte den Schutz der kinderreichen Familien, welche durch die Wohnungsnot, die moderne Lohnpolitik der Gewerkschaften und andere Zeiterscheinungen besonders

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

leiden, ja in einer fast verzweifelten Lage sind. Der „Bund der Kinderreichen" hat in seinen Auswanderungsvorschlägen ja ausdrücklich die Auswanderung der jungen Ehepaare ins Auge gefaßt, damit die kinderreichen in Deutschland bleiben und bessere Bedingungen erhalten. Das ist wohl eine Illusion, und ebenso unwirksam dürften die sonstigen Vorschläge zur Erleichterung ihrer Lage, selbst wenn sie angenommen würden, bleiben: Steuerermäßigungen, Kinderzulagen, Mutterlohn, Milderung des Wohnungselendes und gegenseitige Zwangsversicherungen auf Kinderreichtum sind nur Einzelmittel und Pflaster auf die soziale Wunde, welche durch die außenpolitische und die wirtschaftliche Lage der Deutschen als besonders brennend empfunden wird. Auch mit bloßer Landaufteilung wäre wenig gebessert, nur die Ernährungslage verschlechtert. Hüten wir uns davor, zu quacksalbern. Es muß Durchgreifenderes geschehen. Unsere Zeit ist trotz oder wegen der Ungunst der Verhältnisse wie keine geeignet zur Lösung sozialer Fragen. (Worunter freilich Lohnerhöhungen, Sozialisierungen oder Zwangwirtschaftsmaßregeln, welche die Erzeugung schließlich nur verringern, nicht verstanden sind.) Gelänge es, durch grundsätzliche Änderung rechtlicher Verhältnisse, die unsere soziale Misere verschuldet haben, gesündere Lebensbedingungen zu schaffen, so würden vielleicht auch die Ursachen der Geburtenbeschränkung von selbst fallen. Denn es steckt, wie wir gesehen haben, noch Lebenskraft in den Deutschen. Ein solcher Eingriff in jahrhundertealte Rechtsentwicklungen ist sicherlich gewagt und in unserer kritischen Lage doppelt gefährlich. Dazu wird sich nur ein Volk entschließen, dem das Wasser am Halse steht: dieser seelisch günstigste Augenblick ist da. Es stehen große nationale Anstrengungen bevor, die ohne Inangriffnehmen tiefgreifender sozialer Reformen kaum geleistet werden dürften. Hier schließt sich ein Kreis: nationale und soziale Wünsche werden nicht mehr auseinanderklaffen, soziale und nationale Angelegenheiten zu der Einheit verschmelzen, welche die Gesundheit eines jeden Volkes erfordert. Sylvanus.

Ein Wirtschaftsprogramm der öffentlichen Meinung

von * * *)

Jede Regierung, die dem deutschen Staat und Volk helfen will, muß Mut und Selbstvertrauen haben. Das Selbstvertrauen muß von einer Atmosphäre des Vertrauens im Volke getragen sein. Diese Atmosphäre ist heute in erster Linie durch innerpolitische Maßnahmen zu schaffen, die man, um auch den schlimmsten Eventualitäten Rechnung zu tragen, nicht erst von der Lösung der Ruhrfrage und des Reparationsproblems abhängig machen sollte. Denn die Not der Zeit hat gelehrt, daß auch im unbesetzten Gebiet höchste Gefahr im Verzuge ist und daß ohne Festigung der innerpolitischen Verhältnisse des unbesetzten Gebiets die feste Grundlage für den Rhein-Ruhr-Kampf verloren geht.

Die wichtigste innerpolitische Maßnahme ist die Lösung der Währungsfrage. Der Währungszerfall demoralisiert den Staatshaushalt und damit die Staatsverwaltung. Er demoralisiert die Wirtschaft, die nicht mehr kalkulieren kann, er demoralisiert Bürgerschaft und Mittelstand, die durch den Währungszerfall enteignet sind, deren moralischer Halt in der Vorkriegszeit in dem durch den Währungszerfall zerstörten

*) Diese Ausführungen, welche die Vorbedingung für die Gesundung Deutschlands im Kern berühren, sind uns von besonderer, im Brennpunkt des wirtschaftlichen Lebens stehender Seite zur Verfügung gestellt worden. Die Schriftleitung.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Spartrieb bestand. Er demoralisiert die Arbeiterschaft, deren Lohn in der Hand zerrinnt, deren Leistungsfähigkeit, Leistungstrieb und Spartrieb gleichfalls durch ihn unterbunden werden. Der Währungszerfall demoralisiert also Staat, Volk und Wirtschaft und bildet das Haupthindernis einer Produktionssteigerung.

Die Währung ist nur dadurch zu sanieren, daß die Wirtschaft ihre letzten Reserven als Garantie für die neue Goldnotenbank einsetzt. Die Währungsreform verlangt deshalb eine Zwangshypothek auf die gesamte Wirtschaft und den gesamten Besitz, zunächst, solange die Reparationsfrage noch offen steht, als erste Hypothek, der als Folge des Versailler Diktats dann die durch die Garantie der Wirtschaft für die Reparationen bereits übernommene Hypothek noch übergeordnet werden soll. Das Einsetzen unserer letzten Goldreserven für diese Hypotheken setzt aber gleichzeitig die Lösung des Produktionsproblems voraus. Wenn das letzte und entscheidende Opfer von Wirtschaft und Besitz, wie dies bei den bisherigen Steuern immer der Fall gewesen ist, unter dem Sonnenbrand des Währungszerfalls verdunstet und in einem ausgetrockneten und sterilen Boden versickert, dann ist das Opfer umsonst gebracht und keine Rettung mehr möglich. Dem Opfer von Wirtschaft und Besitz muß deshalb das Opfer des Volkes entsprechen, und zwar einerseits in der Frage denkbar größter Mehrarbeit, andererseits auf dem Gebiet denkbar größter Sparsamkeit und einer Einschränkung, die unsere Lebenshaltung erheblich unter dem Vorkriegsstand auf lange Jahre hinaus halten muß.

Der Angelpunkt für die Produktionssteigerung ist die Beseitigung des § 12 der Demobilmachungsverordnung vom 12. Februar 1920, durch den der Wirtschaft verboten ist, unproduktive Arbeiter zu entlassen. Dazu wird eine Änderung der Bestimmungen des BRG. treten müssen, das infolge des Einspruches des Betriebsrats und der bisherigen Schlichtungsausschußpraxis die Entlassung entbehrlicher, undisziplinierter und träger Arbeiter bis zur Unmöglichkeit erschwert. Die Wirtschaft muß freie Hand bekommen, mit welchen Arbeitskräften sie das Höchstmaß rationeller Produktivität erreicht. Die Bestimmungen über die Arbeitsstreckung, durch die eine nach der Wirtschaftslage sonst unvermeidbare Arbeitslosigkeit auf Kosten der Unternehmungen versteckt wird, nehmen der Wirtschaft eine Hauptquelle produktiver Kraft und verurteilen auch den Teil der Arbeiterschaft, der bei Beseitigung der Entlassungsbeschränkungen im Produktionsprozeß erhalten, ordnungsgemäß beschäftigt und angemessen entlohnt werden könnte, zu einem geringeren und weiter sinkenden Reallohn. Diese mißverstandene Solidarität der Arbeiterschaft schädigt also den Arbeiter selbst, muß zu einem langsamen Verhungern der gesamten Arbeiterschaft führen, obwohl bei Beseitigung der Bestimmung die Möglichkeit besteht, einen Teil der Arbeiterschaft ordnungsgemäß weiter zu beschäftigen, kaufkräftig zu erhalten und durch diese Kaufkraft wieder eine Quelle neuer Nachfrage und neuen Angebots und damit neuer Beschäftigungsmöglichkeit für die Arbeitslosen zu erschließen.

Die Aufhebung der erwähnten Bestimmungen des Demobilmachungsrechts mit Rücksicht auf die dann vermehrte Arbeitslosenziffer abzulehnen, wäre eine kurzsichtige Politik. Die Pflicht, die Arbeitslosen einigermaßen zu erhalten, liegt dem Staat und der Allgemeinheit und nicht der Wirtschaft allein ob. Die Wirtschaft ist aber bereit und bei der nötigen Bewegungsfreiheit auch in der Lage, durch entsprechende Steuern in Verbindung mit einer planmäßigen Arbeitslosenversicherung ihren Beitrag für die Erhaltung der Arbeitslosen zu leisten. Der Staat muß gleichzeitig die produktive Erwerbslosenfürsorge vorbereiten, den Versuch machen, öffentlichen und privaten Kredit in den Dienst der Erwerbslosenfürsorge zu stellen, gegebenenfalls auch gewisse Steuern durch Naturallieferungen zum Zweck produktiver Notstandsarbeiten (z. B. die Betriebssteuern) ablösen zu lassen. Ferner wäre zu erwägen, ob man den Arbeitszwang für Erwerbslosenarbeit durch die Zwangsmeldungen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Arbeitslosen bei den Arbeitsämtern und durch Einführung einer Art Arbeitslosenstammrolle in die Wege leiten kann.

Der Aufhebung der Demobilmachungsverordnung vom 12. Februar 1920 muß eine Änderung der Demobilmachungsverordnungen vom 23. November 1918 über die Arbeitszeit der gewerblichen Arbeiter und vom 18. März 1919 über die Arbeitszeit der Angestellten folgen. Den Unternehmungen muß die Möglichkeit gegeben werden, eingehende Aufträge schnellstens, auch durch Überstunden, zu erledigen. Eine Pflicht für solche Überstunden auf Anordnung der Betriebsleitung ist auszusprechen. Die staatliche Genehmigungspflicht für Überstunden und das Strafverbot für Überstundenarbeit ohne Genehmigung sind sofort aufzuheben (Ziffer VII und X der Arbeitszeitverordnung). Gleichzeitig ist durch Verordnung den Arbeitgeber- und Arbeitnehmerverbänden das Recht zu geben, den gesetzlichen Achtstundentag durch freie Vereinbarung den Wirtschaftsverhältnissen entsprechend beliebig zu ändern. Das Ziel dieser Bestimmungen muß sein, nicht eine weitere Demobilmachung, die uns ins Verderben führt, aus dogmatischen und parteipolitischen Gründen aufrecht zu erhalten, sondern höchste Mobilmachung aller Arbeitskräfte zu sichern.

Nach denselben Grundsätzen ist für die Staatsverwaltung und Staatsbetriebe zu verfahren. Weitestgehende Ersparnismaßnahmen sind hier sofort durchzuführen.

Die noch bestehende staatliche Zwangswirtschaft ist aufzuheben. Dies gilt zunächst für die Aufhebung der Wohnungszwangswirtschaft, die in Verbindung mit den Maßnahmen der Arbeitslosenversorgung trotz aller damit verbundenen Härten nicht mehr zu vermeiden ist. Es heißt hier, ein kleineres Übel dem größeren vorzuziehen. Der Baumarkt, der durch die Wohnungszwangswirtschaft künstlich verrammelt ist, muß für den inneren Absatz der im Weltmarkt nicht mehr konkurrenzfähigen deutschen Erzeugnisse erschlossen werden.

Der Beseitigung des staatlichen Preiszwanges muß ein Eingriff in die private Preiszwangswirtschaft der Kartelle, Syndikate, Konventionen usw. entsprechen. Vor dem Kriege hatten wir höchstens 50 Syndikate usw., die, auf gesundem Wirtschaftsboden gewachsen, hohe volkswirtschaftliche Verdienste hatten. Die Zwangswirtschaft des Krieges und die Nachkriegszeit hat die Zahl außerordentlich heraufgebracht, zum Teil unter dem Einfluß der Außenhandelskontrolle. Nun ist die Außenhandelskontrolle beseitigt, die Außenhandelsstellen werden abgebaut und damit gewiß eine große Anzahl von Preiskonventionen brüchig. Der Staat sollte sich auch aus psychologischen Gründen dieser Entwicklung annehmen und die Frage prüfen, ob alle Syndikate, Kartelle, Preiskonventionen usw. schlechthin aufzulösen sind, mit der Maßgabe, daß dann erfolgende Neugründungen staatlicher Genehmigung bedürfen, oder ob alle seit dem 1. August 1914 geschaffenen Konventionen usw. aufgelöst werden, oder schließlich ob eine besondere Beteiligung des Staates bei den Kartellen (Kartellaufsicht) genügen kann.

Dem Eingriff in die Preispolitik muß ein Eingriff in die Tarifpolitik entsprechen. Jeder Lohntarifzwang ist aufzuheben. Deswegen sind alle Bestimmungen über Zwangstarife zu beseitigen, und zwar in erster Linie die Bestimmung über die Allgemeinverbindlichkeit von Lohntarifen (§ 2 der Tarifvertragsverordnung) und die Bestimmung über die Verbindlichkeitserklärungen von Tarifschiedssprüchen gegen den Willen der Tarifparteien (§ 28 der Demobilmachungsverordnung vom 12. 2. 20).

Die Lohnpolitik ist unter den Grundsatz zu stellen, daß in zwangsläufiger Auswirkung des Versailler Diktats, der Zerstörung unserer Produktionsbasis, der Vernichtung unserer Handelsflotte, des Verlustes all unserer Kolonien, der uns auferlegten Reparationen und der erheblich gesunkenen Arbeitsleistung die Lebenshaltung des deutschen Volkes und damit auch aller Gehalts- und Lohnempfänger grundsätzlich unter der Friedenslebenshaltung liegen muß. Dieses Opfer in der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Lebenshaltung bedeutet für die Lohn- und Gehaltsempfänger den Anteil an den Reparationslasten. In den Lohntarifen ist die wirtschaftlich notwendige und auch sittlich gebotene Spanne zwischen den Löhnen der erwachsenen und jugendlichen, der gelernten und ungelernten Arbeiter wieder herzustellen.

Das Streikrecht wird dadurch eingeschränkt, daß für Arbeitsstreitigkeiten in lebenswichtigen Betrieben Schlichtungszwang eingeführt wird mit der Möglichkeit, hier den Schiedssprüchen durch staatliche Verbindlicherklärung Geltung zu verschaffen.

Es dürfte psychologisch richtig sein, die vorgeschlagenen Maßnahmen möglichst in eine einzige Notverordnung zusammenzufassen, um dem gesamten Volk, dem Unternehmertum und den Arbeitnehmern vor Augen zu führen, daß die eine Maßnahme nicht losgelöst von den anderen durchzuführen ist, und daß jeder Berufsstand im Staate die erforderlichen Opfer zur Rettung zu bringen hat. Alle Maßnahmen müssen von dem Gesichtspunkt getragen sein, daß der Staat über der Wirtschaft und damit über Unternehmern und Arbeitern steht, daß in einem zerfallenden Staat keine Wirtschaft und damit kein Unternehmer und Arbeiter leben kann.

Politische Rundschau

Schon um die Mitte des Monats August war zu beobachten, daß Mussolinis Außenpolitik in dem Adriatischen Meere tätiger wurde.

Er hatte nach dem Antritt seiner Regierung die Losung ausgegeben, daß Italiens Ziel Einfluß im ganzen Mittelmeergebiet sein müsse, und dadurch eine gewisse Entspannung des Gegensatzes zwischen Italien und Jugoslavien herbeigeführt. Nun wandte er sich wieder mit Nachdruck der Adria zu. Er verlangte von Jugoslavien die endliche Schlichtung der Meinungsverschiedenheiten über die staatsrechtliche Stellung Fiumes und der unmittelbar angrenzenden Gebiete. Sie drehen sich vornehmlich um die Zugehörigkeit des Hafens von Baros, auf den Fiume für seinen Handel angewiesen ist, zu Jugoslavien, und um die Eisenbahnpolitik, die Jugoslavien im Hinterlande von Fiume treibt. Die Jugoslaven sind der Meinung, daß Italien der Hauptbeteiligte an der letzten Regierungsveränderung in Bulgarien, also in ihrem Rücken ist, und klagen Italien außerdem an, ein Bündnis mit Ungarn geschlossen zu haben.

Mitten in die neuen Verhandlungen beider Staaten fiel die Ermordung einer im Auftrage der Botschafterkonferenz in Albanien tätigen italienischen Militärkommission. Italien war sofort mit der Behauptung bei der Hand, daß Griechen die Mörder seien. Mussolini übersandte dem ohnmächtigen Griechenland ein Ultimatum, durch dessen Formulierung sich die englische Presse stark an das gegen Serbien gerichtete Ultimatum vom Juli 1914 erinnert fühlte, um dessentwillen aber in der Welt keine große Aufregung entstand. Griechenland zauderte mit der glatten Unterwerfung. Darauf besetzte Mussolini Ende August Korfu als Pfand, bis Griechenland die Mordtat in Albanien „wiedergutgemacht" habe. Korfus strategische Bedeutung für die Beherrschung des Ausgangs der Adria nach dem Mittelmeere hin ist den europäischen Großmächten seit langem bewußt. Sie gerieten daher auf diese Nachricht hin in lebhafte Bewegung.

Frankreich dürfte Italiens Vorgehen nicht ungern gesehen haben. Mit ihm schwenkte Italien in der Flanke Frankreichs wieder in die Reihe ein. Nachdem Frankreich mit dem Einmarsch in das Ruhrgebiet tief in den mitteleuropäischen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Raum eingedrungen war, bohrte sich Italien unter einem ähnlichen Vorwand und nach derselben Methode in dessen südosteuropäische Fortsetzung ein. Es stellte sich wieder eine Interessengemeinschaft der beiden lateinischen Nationen heraus, und es öffnete sich ein Gegensatz zwischen Italien und England. Griechenland rief den Völkerbund an. Er hatte sich nicht gegen die französische Vergewaltigung des Ruhrgebiets zu wenden gewagt. Sollte er diesmal, weil Griechenland ihm angehörte und ihn ausdrücklich anrief, mutiger sein? Der Zufall fügte es, daß er unmittelbar nach der Besetzung Korfus seine Sitzungen wieder aufnahm. England stellte sich hinter Griechenland und suchte den Völkerbund dazu zu bewegen, daß er sich für zuständig erklärte. Aber schon die Wahl des Vorsitzenden der diesmaligen Tagung ließ vermuten, daß sich der französische Einfluß in Genf noch im Übergewicht behauptete. Der Kubaner Torriente wurde gegen den Schweizer Motta mit 24 gegen 19 Stimmen gewählt. Frankreich empfahl einen nicht ungeschickten Ausweg. Mussolini hatte sofort die Zuständigkeit des Völkerbundes mit aller Entschiedenheit angefochten. Er hatte sogar mit dem Austritt Italiens aus dem Völkerbunde gedroht. Dagegen bestritt er nicht der Botschafterkonferenz das Recht, mit dem Zwischenfall sich zu beschäftigen. Daran knüpfte Frankreich an. Es wies der Konferenz die Aufgabe zu, die Verhandlungen zu führen, regte aber an, daß sie den Völkerbund darüber auf dem Laufenden halten sollte. Damit ließ sich dieser abfinden. Mussolini blieb einstweilen in Korfu, obwohl Griechenland der Konferenz gegenüber in allem nachgab und sich auch zu den sehr empfindlichen Entschädigungen verpflichtete, die er forderte.

So ist denn der romanische Druck auf Mittel- und Südosteuropa im Berichtsmonat erheblich erweitert und verstärkt worden. Die diplomatische Lage Frankreichs hat England gegenüber wieder eine nicht zu unterschätzende Verbesserung erfahren. In der Rhein- und Ruhrfrage sind inzwischen die Verhandlungen fast völlig zum Stillstand gekommen. Die belgische Regierung hat etwa zehn Tage später als die französische die englische Note ausführlich beantwortet. Sie hält sich darin dicht an der Seite der französischen. Mussolini hat halbamtlich sagen lassen, daß sein Standpunkt wiederum dem Belgiens nicht fern sei. Alle Versuche der Stresemannschen Regierung, mit Paris zu unmittelbaren Besprechungen zu kommen, sind bisher mißglückt. Paris wartet das deutsche Eingeständnis ab, den Widerstand nicht aufrecht erhalten zu können. London ist gleich Paris überzeugt, daß es bis dahin nicht mehr lange ist. Dadurch ist der Weg zu einer vorläufigen Wiederannäherung beider Regierungen geebnet. Baldwin brachte es durch seinen Besuch bei Millerand und Poincaré und durch eine gleichlautende amtliche Mitteilung beider Regierungen über den günstigen Verlauf des Besuchs zum Ausdruck. Die Behutsamkeit der englischen Regierung, womit sie alles tut, damit hervorbrechende Zwistigkeiten auf dem Festlande nicht um sich greifen, hat durch ihr Verhalten gegenüber der italienischen Gewalttat wider Griechenland eine neue, für uns wichtige Beleuchtung erfahren.

In Spanien ist es über der verzweifelten Gegenwehr gegen die von den Franzosen unterstützten Riffpiraten zu einer Militärdiktatur gekommen. Mitte August wurden neue Operationen bei Melilla in die Wege geleitet. Sie hatten wiederum nicht den erwarteten Erfolg. Über der Frage, ob die Rüstungen noch weiter zu treiben seien, spaltete sich das liberale Ministerium. Die Folge davon war, daß es um seinen Abschied einkam. Damit gerieten die Dinge in Fluß. Von Barcelona aus bemächtigte sich das Offizierkorps der Zügel der Regierung. Der Bevölkerung gegenüber rechtfertigte es sich mit der Anklage der Korruption gegen die bisherige Regierung und das Beamtentum, vor allem gegen den Minister des Äußeren. Mit dem König verständigte es sich.

Wie die Vorgänge in Spanien im letzten Grunde Reaktion gegen den französischen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Imperialismus sind, so dürfen wir wohl gewisse Vorgänge der letzten Wochen in Ostasien als Reaktion gegen den angelsächsischen Imperialismus deuten.

In Japan wurde durch das unerwartete Hinscheiden Katos eine Neubildung des Ministeriums nötig. Die englischen Zeitungen klagen heftig darüber, daß die Ernennung des Admirals Yamamoto zum Ministerpräsidenten die Rückkehr zu einer kriegerischen Politik bedeute. Besonders beachtenswert aber dürfte die Aufnahme des Grafen Goto in das Ministerium sein, weil er für russenfreundlich gilt. Sie ist wenige Monate nach der Abberufung Joffes aus Ostasien durch die russische Regierung erfolgt. Joffe hat dort versagt. Er ist durch Kalimin ersetzt worden. So schwer das Erdbeben Japan betroffen hat, so ist doch anzunehmen, daß die politische Stellung des Landes dadurch nicht erschüttert worden ist.

Der um die Verständigung seines Staates mit den Sowjets ernstlich bemühte und deshalb kürzlich wieder in Moskau gewesene französische Senator de Monzie hat Radek unter dem Eindruck der Besprechungen mit ihm als den „Lassalle der 3. Internationale" bezeichnet. Es mag etwas Wahres an der Charakteristik sein, vielleicht mehr als den Franzosen lieb ist. Mit höchster Anspannung setzt Radek seine Bemühungen fort, die kommunistische Bewegung in unserem Vaterlande mit Verständnis für die nationalen Belange zu erfüllen und für sie die Unterstützung der Rechtskreise der Nation zu gewinnen. Er betreibt sie nun schon durch Monate. Vielleicht ist es ihm in Rußland schon wieder zu ruhig geworden. Vielleicht — man möchte es aus dem Gedankengange seiner Aufsätze in der „Roten Fahne" schließen — treibt ihn eine politische Einsicht, an der es der russischen Bourgeoisie — und der deutschen Demokratie nur zu sehr gefehlt hat: daß das deutsche und das russische Volk politisch aufeinander angewiesen sind. Er hofft darauf, daß die äußerste Not, in die wir hineingehen, doch noch Funken aus uns schlagen wird. Dürfen wir verzweifeln, wo der Fremde noch Möglichkeiten sieht? Die nächsten Wochen müssen, wenn nicht die Entscheidung, so doch die ersten Zeichen bringen, wie sie fallen wird.

In Ostmitteleuropa war es verhältnismäßig sehr ruhig. Rußland hat in der üblichen Weise an die Gewalt Berufung eingelegt und gedroht, als die neue bulgarische Regierung in Bestätigung ihres bürgerlichen Charakters die russische Rote-Kreuz-Kommission wegen bolschewistischer Umtriebe auswies. Wenn die jüngsten Berichte auf Wahrheit beruhen, hat die bulgarische Regierung jetzt bereits stark gegen eine bolschewistische Bewegung anzukämpfen. Litauen hat das Statut der Botschafterkonferenz für das Memelgebiet, das voreingenommen für Polen ist, abgelehnt. Sein Ministerpräsident hat wiederholt Anlaß genommen, das Bedürfnis seines, aber auch des estnischen und lettischen Staates nach guten Beziehungen zu uns und Rußland zu beteuern und von Polen abzurücken.

Von ägyptischer Kunst, besonders der Zeichenkunst. Eine Einführung in die Betrachtung ägyptischer Kunstwerke. Von Heinrich Schäfer. Leipzig 1922, J. C. Hinrichsche Buchhandlung.

Dies Buch unterscheidet sich in seiner Anlage wesentlich und vorteilhaft von anderen, eine ähnliche Aufgabe verfolgenden Werken. Nachdem der Verfasser Werden und Wesen der ägyptischen Kunst in großen geistreichen Strichen umrissen hat, geht er auf die in ihr wirkenden Formvorstellungen selbst ein, deren Untersuchung den Hauptteil des Buches und eine sehr wertvolle Leistung bildet. Geschickt werden hierbei die Aufschlüsse verwertet, die Kinderzeichnungen und Zeichnungen der Naturvölker bieten. Des Verfassers Grundgedanke ist die Unterscheidung zwischen „vorstelliger" und „wahrnehmiger" Auffassung und Darstellung, zwei Kategorien, die sich im wesentlichen wohl mit der „haptischen" und der „optischen" Form der Psychologie decken. Die Ägypter haben „vorstellig" gesehen und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gezeichnet, d. h. so, wie sie erfahrungsmäßig wußten, daß die Erscheinungen beschaffen seien, nicht wie sie im Zusammenhange der Sichtbarkeit wahrgenommen werden. Indem Schäfer diesen Gedanken folgerichtig auf den Umkreis der Körper- und Raumprobleme anwendet, gelingt es ihm, eine große Reihe von Schwierigkeiten, die ägyptische Kunstwerke unserer „wahrnehmig" geschulten Auffassung bieten, zu lösen und das Verständnis ihrer Form zu erschließen. Sehr glücklich ist die immer wiederholte Darlegung, wie sich die Form ägyptischer Werke in bestimmte Aussagen über das Wissen der Künstler um die Eigenschaften der Körper auflösen läßt. Weit in die spätere Kunstgeschichte hinein fallen Lichter, z. B. bei der Behandlung der Perspektive, deren Entwicklung lehrreich geschildert wird. Der Aufgabe der Darstellung ist die Auswahl und Anordnung des reichen Bildstoffs angepaßt, der nicht die übliche Auswahl bedeutender Schöpfungen, sondern ein systematisch aufgebautes Vergleichsmaterial zum Verständnis der Form bringt, und gerade darum vielerlei enthält, was man sonst nicht so leicht beisammen findet. Dem Buche eigentümlich ist eine nicht eben häufige Vereinigung von geschulter wissenschaftlicher Methodik und feinem künstlerischen Einfühlungsvermögen; das künstlerische Vermögen des Verfassers wird auch in seinem gepflegten Stile erkennbar, der selbst verwickelte Probleme klar und oft mit Anmut meistert. Ägyptische Kunst ist ja jetzt, wie alles Orientalische, Mode; wem sie mehr werden soll, der darf mit Zuversicht zu Schäfers Buche greifen.

Albert Dresdner.

Die deutsche Dichtung in ihren kulturellen Zusammenhängen mit charakteristischen Proben. Eine Geschichte der deutschen Literatur. Herausgegeben von Dr. Franz Faßbinder, Dr. August Kahle und Dr. Friedrich Kortz. Freiburg im Breisgau, Herder & Co.

Als Schulbuch ausgezeichnet. Wohl sind wir mit gewissen Urteilen durchaus nicht einverstanden (Kellers Legenden werden kathedisierend abgetan), wohl lächeln wir hier und da über die Inhaltsangaben, wohl sähen wir gerne sauberen Text, wohl vermissen wir unter den Proben mancherlei und könnten anderes entbehren. Aber die ganze ungeheure Fülle unserer Dichtung ist doch gefaßt und sprudelt nun reichlich. Jugendliche Unersättlichkeit will viel. Das wird ihr hier geboten, die Jungens werden neugierig gemacht, sie können naschen, und wer nicht zuerst nascht, wird sich nicht festbeißen mit Herz und Seele; ihn schiert ein schiefes Urteil wenig, ihn schiert ein mäßiger Text noch weniger. Daß auf 25 Zeilen über Kant Erschöpfendes nicht gesagt werden kann, ist wohl deutlich. Doch als ich diese 25 Zeilen las, ergriff mich Neid und Zorn, denn das ist so leichtverständlich gefaßt und so durchaus hinreichend für einen jungen Schädel, verlockend zugleich; uns hat man nie dergleichen zu lehren versucht, wir waren zu dumm oder zu verworfen, dem Königsberger lauschen zu dürfen. Freilich, ein gnädiges Geschick ließ dies nicht geschehen, denn was hätten wir wohl für einen Quark vernommen aus dem Munde dieser Herren, die selbst nichts wußten. Das Buch dringt bis in jüngste Gegenwart vor, in jene „moderne" Dichtung, für die unsre Lehrer nur Worte des Hohns hatten. Hier haben ernste und sorgende Männer ihr Bestes eingesetzt. Glückliche Jungens, deren Heil solchen wahren Lehrern anvertraut ist.

G.

Der Briefwechsel von Emanuel Geibel und Paul Heyse. Herausgegeben von Erich Petzet. München, J. F. Lehmann.

Das Feinste an diesem Briefwechsel ist ein Brief, der nicht abgedruckt werden konnte. Am 15. Mai 1862 berichtet Geibel von Lübeck aus über den unglücklichen Verlauf der Münchener Aufführung von Heyses „Ludwig der Bayer". Heyse, der die Leitung der Proben Geibel überlassen mußte, da er in schwerer Sorge bei seiner todkranken Frau weilte, hatte schon am 12. Mai einen „etwas stürmischen" Brief an Geibel gerichtet, in dem er wohl den Freund für das Mißlingen der Aufführung verantwortlich machte. Daß dieser offenbar ungerechte und gereizte Brief nicht erhalten ist, dürfte kaum ein Zufall sein. Geibel wird ihn aus Rücksicht auf den Jüngern vernichtet haben, denn dies ist der Grundzug dieses Briefwechsels: Die Vornehmheit, mit der die beiden Kritik an sich und andern üben. Auch die handwerkerliche Gewissenhaftigkeit, mit der sie ihre Arbeiten bedenken und zu bessern streben, ist in dieser Zeit der frechsten Eigenwilligkeit im Urteil ein Labsal. Daß die meisten dieser Werke, die mit soviel Aufwand und Scharfsinn und redlichstem Bemühen betrachtet und gefeilt werden, längst vergessen sind, soll nicht verschwiegen werden, ändert aber nichts an der Freude über solch ehrliche Arbeit. Daß eine Fülle wunderhübscher kulturhistorischer Schätze in diesem Buch ruht, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden.

Wolfgang Goetz.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. September zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Ackerknecht. — Vorlesestunden. Von Dr. Erwin Ackerknecht. Berlin 1923, Weidmannsche Buchhandlung.

Alemann. — Die Zukunft des Deutschtums in Amerika. Von Theodor Alemann. 2. Aufl. 120 S. Stuttgart u. Buenos Aires 1923, Ausland- und Heimat-Verlags-A.-G.

Aslagsson. — Die Einöde. Von Olai Aslagsson. Übersetzt von Erwin Magnus. 171 S. Berlin, Franz Schneider.

Blum. — Russische Köpfe. Von Oscar Blum. Mit 9 Porträtswiedergaben. 118 S. Berlin, Franz Schneider.

Deutsche Verlags-Anstalt 1848—1923. — Zweiundneunzig Handschriften von Autoren des Verlags mit einer geschichtlichen Einleitung und einem Bücherverzeichnis. 144 S. Stuttgart 1923, Deutsche Verlags-Anstalt.

Falckenberg. — Spanisch-französischer Hader. Ein spanisches Bekenntnis von Octavio Falckenberg. 76 S. Berlin 1923, Georg Stilke.

Ferrero. — Die Tragödie des Friedens. Von Versailles zur Ruhr. Von Guglielmo Ferrero. 207 S. Jena 1923, Frommansche Buchhandlung.

Grimm. — Briefe der Brüder Grimm. Gesammelt von Hans Gürtler. Nach dessen Tode herausgegeben und erläutert von Albert Leitzmann. Mit 2 Abbildungen und 2 Faksimiles. 320 S. Jena, Frommansche Buchhandlung.

Herwig. — Deutsche Heldenlegende. Von Franz Herwig. 1. Heft: Der Führer. 2. Heft: Der Namenlose. 3. Heft: Widukind. 4. Heft: König Otto und sein Sohn. Freiburg 1923, Herder & Co.

Immermann. — Der Oberhof. Roman von Karl Immermann. 382 S. Regensburg, J. Kösel & F. Pustet.

Kett. — Im Segelboot an tausend Küsten. Eine lustige Fahrt an die deutsche Wasserkante von August Kett. 207 S. Reutlingen 1923, Enßlin & Laiblin.

Klages. — Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft. Von Ludwig Klages. 3. u. 4. Auflage. 205 S. Leipzig, J. A. Barth.

Kramer. — Auf drei Beinen durchs heilige Rußland. Von Richard Kramer. 294 S. Hamburg 1923, Ernst Schwabe.

Litzmann. — Im alten Deutschland. Erinnerungen eines Sechzigjährigen von Berthold Litzmann. 400 S. 12 Bildnisse. Berlin 1923, G. Grote.

Lohmann. — Die Bedeutung der deutschen Ansiedlungen in Pennsylvanien. Von Dr. Martin Lohmann. (Schriften des Deutschen Ausland-Instituts Stuttgart, Reihe A, 12.) 160 S. mit Kartenbeilage. Stuttgart 1923, Ausland und Heimat.

Manzoni. — Die Werke von Alessandro Manzoni. Herausgegeben von Hermann Bahr und Ernst Kamnitzer. 6. Bd. Betrachtungen über die katholische Moral. Ins Deutsche übertragen von Franz Arens. 544 S. München 1923, Theatiner-Verlag.

Nietzsche. — Jugendschriften. Dichtungen, Aufsätze, Vorträge, Aufzeichnungen und philologische Arbeiten 1858—1868. Von Friedrich Nietzsche. 126 S. München 1923, Musarion-Verlag.

Paerna. — Das Wellenphänomen des Lebens. (Periodische Schwankungen im Seelenleben der Menschen.) Von Nik. Paerna, Prof. Dr. med. an der Universität Petrograd. 76 S. Leipzig, Carl Messeburger.

Pazaurek. — Die Tapete. Beiträge zu ihrer Geschichte und ästhetischen Werbung. Von Gustav E. Pazaurek. 87 S. Stuttgart 1922, Walter Hädecke.

Przywara. — Kirchenjahr. Die christliche Spannungseinheit. Von Erich Przywara. S. J. 95 S. Freiburg, Herder & Co.

Rask-Orstedfonden. — Les origines et l'œuvre de la Société des Nations. Tome I. Publié par Rask-Orstedfonden. Sous la direction de P. Munch. 608 S. Kopenhagen 1923, Gyldendalske Boghandel.

Rauschning. — Deutsche Wissenschaftliche Zeitschrift für Polen. Herausgegeben von Dr. Hermann Rauschning. Heft 1. — Heft 2 (Sonderheft): Das Posener Land (Warte- und Netzegau). Teil I: Lage, Aufbau und Entstehung. Von Hermann Schütze. Posen 1923, Verlag der Historischen Gesellschaft für Polen.

Roselieb. — Die Mahd. Novelle von Hans Roselieb. 74 S. („Der Bienenkorb", Herders Bücherei.) Freiburg 1923, Herder.

Ruhr. — Zum Ruhreinbruch. Tatsachen und Dokumente. 116 S. Berlin 1923, Walter de Gruyter. (GZ. 1,2.)

Schede. — Die Burg von Athen. Von Martin Schede. 145 S. mit 28 Textabb. u. 100 Tafelbildern. Berlin, Schoetz & Parrhysius.

Schumacher. — Das Problem der internationalen Kriegsverschuldung. Vortrag, gehalten auf dem 4. Hannoverschen Hochschultage (16. Juni 1923) von Geh. Regierungs-Rat Prof. Dr. Schumacher, Berlin. Hannover 1923, Hannoversche Hochschulgemeinschaft.

Schütze. — Die Legende vom Geld. Von Hermann Schütze. 63 S. Celle, Capaun-Karlowasche Buchhandlung.

Schwab. — Gespräche der Genies über die Menschheit. 2. Folge. 78 S. Leipzig 1923, Kommissionsverlag K. F. Koehler.

Stern. — Geschichte Europas von 1848—1871. Von Adolf Stern. III. Bd. 590 S. Stuttgart und Berlin, J. G. Cotta.

Strauß. — Vaterland. Drama von Emil Strauß. Stuttgart 1923, Deutsche Verlags-Anstalt.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. **Karl C. von Loesch**, Berlin. — Geheimer Reg.-Rat Professor Dr. **Werner Sombart**, Berlin. — Dr. **E. G. Kolbenheyer**, Tübingen. — Geheimer Reg.-Rat Professor Dr. **Georg Dehio**, Tübingen. — **Hermann Stehr**, Warmbrunn. — Dr. **Johannes Alt**, Berlin.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Parallele

Der zweite Abschnitt der deutschen Revolution hat begonnen. Sein Anfang gleicht bis in verblüffende Einzelheiten dem der ersten Phase. Sogar an die gleichen Tage und Monate knüpft sich nach geheimen Gesetzen die Wiederholung.

Der Wirbel unseres Erlebens hat nur zu sehr die Erinnerung an erst jüngst Vergangenes verwischt. Meminisse juvabit.

In den Oktobertagen 1918 schickte ein ganzes Volk sich an, ein beispielloses Ringen um seine Freiheit ehrlos und schimpflich zu beenden und den sittlichen Gewinn solchen Kampfes elend zu vergeuden und zu beschmutzen.

Ein Staatssystem brach in sich zusammen. Ohne Glauben an sich, ohne Selbstvertrauen fand es nicht einmal die Kraft, auch nur den schüchternsten Widerstand und Kampf für seine Behauptung zu wagen. Seine Zeit war erfüllet.

Eine Handvoll Menschen, gering an Zahl, willensmäßig stärker als die bisherigen Machthaber, gab den Anstoß zum Zusammenkrachen des nach außen großen, innerlich morsch gewordenen Baus. Um die Früchte ihres Tuns jedoch wurde diese kleine Gruppe geprellt: andere setzten sich in die leer gewordenen Sessel.

Vor seinem Sturz hatte das System von 1914 seinem Nachfolger — dem Parlamentarismus — selber die Stufen gebaut, auf denen er mit auf legalem Wege stark erweiterten Machtbefugnissen emporsteigen konnte, um die Hand ans Rad zu legen.

Und heute?

Wieder ist ein System am Zusammenbrechen. Auch nach außen beginnt offenbar zu werden, was innerlich sich schon vollendet hatte. Ohne Glauben an sich, ohne Selbstvertrauen, kläglicher noch abschließend als die von 1914, die immerhin gewaltige Leistungen hinter sich ließen, hat der Parlamentarismus auf legalem Wege eine Form geschaffen, die denen das beste Sprungbrett sein wird, die ihm den Fangstoß zu geben unternehmen werden.

Es bedarf hier keiner Erörterung, daß in Deutschland das parlamentarische System äußerlich und im Bewußtsein aller, die nicht gerade seine Kostgänger sind, in einer Art und mit einer Geschwindigkeit abgewirtschaftet hat, wie es selbst seine erbittertsten Gegner nicht zu hoffen gewagt hatten.

Empörung und Ekel halten sich die Wage bei der Betrachtung der Segnungen, die es in diesen fünf Jahren über das unglückliche deutsche Volk gebracht hat. Die schonungslose Kritik, die es überall erfährt, erscheint fast zu billig.

Die Besetzung der Staats- und Verwaltungsämter nach dem Dienstzeugnis auf Grund des Partei-Exerzierreglements, ohne nach sachlicher und persönlicher Eignung zu fragen, das schamlose Austragen von Parteigegensätzen auf dem Rücken eines todwunden Volkes, der Mangel an Würde und Ernst, das völlige geistige und praktische Versagen gegenüber den großen Aufgaben, das mächlerische Herumdoktern an unserer Not, bei dem jedem kräftigen Mittel aus Rücksicht auf Doktrinen und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Intereſſengebundenheit ſo viel Gegengift zugeſetzt wurde, daß es unwirkſam bleiben mußte, der Ämterſchacher, das Paraſitentum, die bis in ungeahnte Möglichkeiten verbreitete Korruption, das klägliche Verſagen ſelbſt derer, die guten Willens waren, durch ihre äußere und innere Abhängigkeit, das Fehlen großer Gedanken und feſten Willens: wozu noch von Dingen ſprechen, die Gemeingut aller ſind, die nicht materiell an dieſem Syſtem intereſſiert ſind?

Nur der Legende muß mit Nachdruck entgegengetreten werden, als ob das Verſagen des parlamentariſchen Syſtems aus der politiſchen Lage des Reiches zu erklären ſei: es ſcheint das Schickſal jedes nicht wurzelechten Parlamentarismus zu ſein, daß er nur gegen Widerſtand wachſen und eine politiſche Blüte zeitigen kann. Das iſt der eine Grund. Der andere wichtigere iſt das allzu beſcheidene Format ſeiner deutſchen Träger.

Denn ſelbſt in der Stunde, da die harte Not jeder noch ſo virtuos geübten Vogelſtraußpolitik ein Ende macht und wir gezwungen ſind, endlich ſchnellſtens alle Folgerungen zu ziehen, welche die Lage eines Volkes verlangt, das den Krieg an unbarmherzige Gläubiger verloren hat: in dieſer Stunde erlebten wir den Film des Endes und der Auferſtehung der „großen Koalition“. Gab es Menſchen, die angeſichts der verzweifelten Lage Deutſchlands dieſe taktiſche Angelegenheit als einen Erfolg feierten!

In die fürchterliche Komik miſcht ſich das Grauen über den Tanz dieſer Schatten, die Dinge mit größtem Ernſt und Kraftaufwand betreiben, die nur ihnen wichtig dünken, während ſie vom wirklichen Leben ihres Volkes vollſtändig losgelöſt ſind, ohne einen Hauch davon zu verſpüren.

Wahrlich, ſie haben Vorſorge getroffen, daß ſie jämmerlicher vom Platze werden weichen müſſen als die Männer von 1914.

1918 verriet der Kanzler des Deutſchen Reiches als erſter ſeinen kaiſerlichen Herrn. 1923? Hier ſteht in der Parallele ein Fragezeichen. Aber es iſt kaum anzunehmen, daß der jetzige Reichskanzler ſeiner parlamentariſch-taktiſchen Einſtellung Herr werden und ſich über ſein Maß hinausrecken wird, um das Syſtem, das ihn groß gemacht hat, ſelber zu beſeitigen.

Aber gleichviel — die Füße derer, die dieſes Syſtem hinaustragen werden, ſtehen vor der Tür. Das wird ſich erfüllen in ſeinem Ablauf wie nach einem Naturgeſetz. Um ſo mehr, als es ſich hier nur um die deutſche Erſcheinungsform einer internationalen mächtigen Bewegung handelt.

* * *

Aber die Erörterung eines wichtigen Punktes der Parallele ſteht noch aus. Und erſt hier ſetzt bei denen, die gewohnt ſind, die deutſchen Geſchehniſſe mit grenzlanddeutſchen Augen zu ſehen, das leidenſchaftliche Intereſſe ein.

Wir haben wieder einen Krieg verloren. Und abermals ſchicken Regierung und Volk ſich an, den ſittlichen Gewinn dieſes ungeheuren Kampfes ſchmählich und gewiſſenlos zu vergeuden.

Nach dem verlorenen Weltkriege mußten die Rheinländer in erſter Linie die ganze Laſt der furchtbaren Folgen tragen, ohne wirkſame Unterſtützung durch die jeweiligen Regierungen, die — kein Rheinländer hat dieſe Tatſachen vergeſſen — vollauf mit ihren parlamentariſchen, parteilichen und revolutionären Nichtigkeiten beſchäftigt waren.

Jetzt ſcheint es, daß die Folgen des verlorenen Ruhrkrieges wieder allein den deutſchen Menſchen um den Rhein herum aufgebürdet werden ſollen, ohne daß ſie Rückhalt und wirkliche Hilfe vom Reiche erhielten.

Das geht nicht an!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nicht allein, daß kein Demobilmachungsplan vorhanden war und ist, nach dem die finanzielle Unterstützung allmählich abgebaut wird, so daß nicht einmal die schwersten Härten vermieden werden: ohne Führung und ohne Ziel taumelt die Reichsregierung in das Chaos.

Und doch ist es falsch und töricht, von einem Verrat der Regierung am Rheinland zu reden — denn dazu gehörte immerhin ein Plan, nach dem vorgegangen würde. Die Tatsache aber, daß in der Schicksalsstunde für Rhein und Ruhr in Berlin Regierung und Parteien das Schauspiel boten, das wir miterlebt haben, diese Tatsache allein bedeutet ein Preisgeben von Rhein und Ruhr. Nicht einmal das Schicksal der über 15 000 in französisch-belgischen Gefängnissen zurückgehaltenen Deutschen war der Regierung wichtiger als ihre inneren Streitereien.

Niemand im besetzten Gebiet täuscht sich darüber, daß die blanke Not das Reich zwingt, die materielle Unterstützung einzustellen, niemand darüber, daß die Regierung eines unfreien Volkes nicht in der Lage ist, außenpolitisch einen Schritt zu tun, der ihnen wirklich helfen könnte. Aber niemand versteht auch, daß in solcher Stunde in Berlin kleine Erbärmlichkeiten die Zeit und Kraft der Regierenden verbrauchen, und daß sie Mätzchen und Manöver machen nach außen in der ihnen gebliebenen freien Zeit, die sie für Politik und Diplomatenkunst halten.

Verstehen aber würde es das Rheinland, wenn endlich von höchster deutscher Stelle aus mit Leidenschaft und Wärme die einfache Formel unserer Lage in die Welt hinausgerufen würde: es ist nicht zu ertragen, daß Menschen — und wenn sie zehnmal dem durch Versailles geächteten deutschen Volke angehören — durch Jahre und Jahre ohne jeden Schutz für Leben, Freiheit und Ehre der schrankenlosen Willkür eines entarteten Volkes und seinen weißen und farbigen Söldnern überantwortet werden unter der Decke eines Vertrages, der in sich eine Lüge ist und den die Feinde seit seinem Bestehen hundertmal verletzt und zerrissen haben — unter Vorlegung der aktenmäßigen Gegenrechnung.

Die großen Dinge sind ganz einfach. Man muß nur den Mut zu ihrer Formulierung finden, auch wenn dann die furchtbare Wahrheit jeden beim Fallen aller gefälligen Selbsttäuschungen und dem Belügen anderer zunächst umzuwerfen droht. Die Sprache so einfacher Formel und der Tatsachen, ausgesprochen ohne jede Sentimentalität, würde in der ganzen Welt gehört und viel schneller verstanden werden, als durch taktisches Denken verbildete Gehirne es sich vorstellen können.

An Rechten haben die an Rhein und Ruhr nichts mehr zu verlieren, wohl aber von ihrem Glauben an ihr Volk. Den kann das Reich ihnen nur retten, wenn es ihre Sache mit Leidenschaft führt und außerhalb des besetzten Gebietes eine Ordnung einrichtet, die wieder ein Bild des deutschen Staates zeigt, das stärker und lockender ist als Trugbilder der Separatisten.

Solange nicht ein deutscher Staat errichtet ist, in dem Ordnung, Sauberkeit und Zucht herrschen — es mag in ihm noch so ärmlich und schmal zugehen — daß in ihm zu leben und ihm anzugehören für deutsche Menschen sich lohnt, so lange kann man von den unterdrückten Volksgenossen keine Opfer verlangen, weil sie wissen, daß sie vergeblich sein werden.

Den Weg zur Schaffung eines solchen Deutschland aber verbauen sich die Regierenden durch die Unfreiheit ihres Denkens und Empfindens. Sie markten und feilschen, wie es die Gesetze des Parlamentarismus, wie sie ihn begreifen, vorschreiben, anstatt die grauenvollen Verfilzungen und Bindungen, die Partei, Organisation, Interesse usw. bedeuten, zu durchhauen. Ohne zu ahnen, daß im Augenblick, wo ein klares, einfaches Programm mit hartem Willen zum Durchsetzen dahinter

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

verkündet würde, auch die anderen großen Schwierigkeiten des Partikularismus und anderer deutschen Eigenheiten gering würden.

So wie aber jetzt die Dinge liegen, muß Rhein und Ruhr das Gefühl haben: wir sind allein und müssen uns selber helfen. Das ist hart für sie und uns alle. Aber Grenzland versteht sich auf Selbsthilfe. Jedoch Grenzland braucht den moralischen Rückhalt am Reiche und im Gesamtvolk.

* * *

Von den Äußerungen einer gewissen Presse, die im Rheinland wie im unbesetzten Deutschland kein anständiger Mensch mehr zur Hand nimmt, erübrigt sich zu reden. Dieses gemeine Treiben, jetzt die Leute an Rhein und Ruhr zu beschimpfen, richtet sich selbst. Auch wir kennen die Namen der Bankiers, Industriellen, Schuhfabrikanten, Beamten staatlicher und kommunaler Stellung und politischer Persönlichkeiten, die in und aus der allgemeinen Not Geschäfte mit dem Feinde machten. Aber was hat das mit den Rheinländern insgesamt zu tun? Und es bleibt die Frage, ob solch landes- und volksverräterisches Treiben ein schwereres Verbrechen an Deutschland ist als die Herzensträgheit und -lauheit, die im unbesetzten Teil des Reiches gegenüber den Leiden der der Franzosenwillkür unterworfenen Volksgenossen herrschten.

* * *

Mit Schmerz und Beschämung müssen wir zugeben, daß der jetzige deutsche Staat den Rheinländern weder wirksame Hilfe noch ein Bild, das erstrebenswert ist, zeigen kann. Aber laut dürfen wir sagen: auch im unbesetzten Deutschland teilen wir die Gefühle der Rheinländer und gehen einig mit ihnen im Urteil über die gegenwärtige Lage. Der Zwiespalt zwischen Regierung und Volk, Regierungsdenken und Volksempfinden war nie größer als zur Zeit der „auf breitester Grundlage stehenden stärksten Koalition".

Rhein und Ruhr sollen wissen, daß die überwiegende Mehrzahl unseres Volkes keinen Augenblick die Tatsache vergißt, daß sie seit fünf Jahren unter menschenunwürdigen Umständen Franzosen- und Belgiergewalt ohne Schutz ausgeliefert sind, daß die blutigen Hände französisch-belgischer Söldner tagtäglich ihr Leben, die fremde Gier tagtäglich ihre Ehre, ihre Frauen, den Frieden ihres Hauses bedrohen. Diese Mehrzahl empfindet die täglichen, ausgeklügelten Demütigungen eines dummen und unbeherrschten Hasses, denen die Deutschen im besetzten Gebiet ausgesetzt sind, so als ob sie jeden von uns träfen. Sie kämpft mit ihnen in jeder Stunde, daß Deutschlands Unglück nicht seine Schande werde. An unsrer gegenseitigen Verbundenheit kann keine wie immer geartete Zwischenlösung, die wir nicht verhindern können, etwas ändern. Die deutsche Mehrheit im Reiche führt mit nicht zu ermattender Kraft den Kampf für euer und ihr Recht, für eure und ihre Freiheit mit den Waffen, die uns geblieben sind, vor dem Angesicht der Welt.

Die Reihen schließen sich. Das Netz von Mann zu Mann ist gesponnen. Mit den Fremden müssen die Rheinländer vorerst selber eine Form finden, die ihren Lebensnotwendigkeiten entspricht. Bei dem Kampf um die Reinerhaltung unseres Volkes gegen die Verräter in ihrer Mitte werden sie die Hand der Verbundenen unmittelbar an ihrer Seite spüren . . .

R. P.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Recht auf Erde

Von

Wilhelm von Kries

I

Es besteht das Bestreben, aus dem „Friedensvertrage" von Versailles, als einer mißglückten Interpretation der Wilsonschen vierzehn Punkte, deren Grundabsicht man in gewissen Artikeln und Grundsätzen des Vertrages wiederzuerkenen glaubt, Völkerrecht herzuleiten. Einige Deutsche glauben, auf diese Weise gewisse Ansprüche anmelden und einige Bruchteile des ehemaligen Hoheitsbesitzes des Deutschen Reiches oder wenigstens der deutschen Nation erhalten zu können. Diesem Bestreben entsprechen die Bemühungen, grundsätzliche Erkenntnisse internationaler juristischer Instanzen, nämlich des Völkerbundes, herbeizuführen, die man alsdann als Waffe im Kampf um den verbliebenen Besitzstand abgetrennter deutscher Volksteile verwenden zu können hofft. Die Erfahrung zeigt, daß die so gewonnenen Erkenntnisse und Entscheidungen ohne jegliche Wirkung sind. Die Politik der Ausweisungen wird nicht nur im ehemals deutschen Osten, sondern mit der gleichen Folgerichtigkeit und Brutalität im deutschen Westen fortgesetzt.

Immerhin könnte man der Meinung sein, wenn auch ein unmittelbarer Erfolg dieser Politik nicht zu erhoffen wäre, daß ein künftiges Geschlecht Vorteile von der gegenwärtig betriebenen Politik haben könnte, daß Enkel und Enkelkinder dermaleinst mit Dankbarkeit auf die politische Vertretung deutscher Interessen in der Gegenwart zurückblicken könnten, daß auf alle Fälle selbst dort, wo heute das Recht auf deutsche Erde verloren ginge, ein übernationales Recht auf Pachtbesitz oder doch wenigstens Betätigung innerhalb einer fremden Volksgemeinschaft möglich wäre. Ein solches Ergebnis wäre gerade im Hinblick auf das, wie es scheint, tief eingewurzelte Weltbürgertum des deutschen Volkes von Wert. Es wäre nämlich alsdann die Grundlage für ein Fortbestehen des Deutschtums in der Diaspora geschaffen. Alle diese Beweisgründe haben etwas Bestechendes. Sie scheinen ein gewisses Maß von Richtigkeit in sich zu tragen, bedeutsam genug, um darauf hin nicht nur gewisse Forderungen zu erheben, sondern gleichzeitig eine ganze Reihe verantwortlicher politischer Handlungen vorzunehmen, wie z. B. diejenige, die Benachteiligten der heutigen weltpolitischen Lage gleichsam als Opfer hinzustellen, welche in Anbetracht der Größe und Erhabenheit der vertretenen Sache sich abzufinden hätten mit einem Schicksal, das früher wohl als ausreichender Anlaß zur Entfesselung eines Krieges hätte dienen können. Da nun aber einmal das dargelegte politische Bestreben vorhanden ist, obwohl es sich im Widerspruch mit der gesamten gefühlsmäßigen Einstellung des deutschen Volkes befindet, obwohl es fernerhin begründet ist auf eine Rechtsauffassung, die gedacht war als eine Widerlegung der Rechtsgrundlagen der deutschen Machtstellung in Europa, ist es notwendig, auf gewisse Zusammenhänge einzugehen. Wir müssen Dinge erörtern, die so selbstverständlich im öffentlichen Rechtsbewußtsein verwurzelt sind, daß weder die Rechtsprechung noch das Völker-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

recht sie jemals ernstlich erörtert haben, obwohl die gesamte Weltstellung der europäischen Rasse auf ihnen als stillschweigender Voraussetzung ruht.

Es handelt sich um das Herrenrecht; um die Frage, wem denn die Herrschaft über den Grund und Boden, die Herrschaft über die Erde zukommt. Und zwar hier nicht um die liberalistisch durchtränkte Interpretation feudaler Vorrechte, sondern um die Begründung jenes Standpunktes, der allenthalben, im Westen und Osten, im Norden und Süden, vor hunderttausend Jahren wie auch heute die Herrschaft der Erde bedingt und rechtmäßig begründet hat.

Die Herrschaft gebührt dem, der aus einem gegebenen Stück Erde kraft seiner Leistung das größte Erzeugnis an Werten fortgesetzt zu schaffen vermag, oder anders gesagt, demjenigen, der schöpferische Arbeit leistet.

Das ist an sich nichts Neues. Wir sind gewöhnt, denjenigen, der seinen von den Vätern ererbten Besitz herunterbringt, der Mißwirtschaft betreibt, zu entrechten, ihn unter Vormundschaft zu stellen, auch wenn dieser Weg nur selten beschritten wird, weil in der Regel die bezeichneten Eigenschaften den Erfolg zu haben pflegen, daß die betreffenden Inhaber bankrott, d. h. aus Besitz und Recht verdrängt werden.

Auch ist diese grundsätzlich richtige Auffassung dadurch in Mißkredit geraten, daß man von ihr eine ganze Reihe wirtschaftlicher Maßnahmen hergeleitet hat, die als Zwangswirtschaft den wirtschaftlichen Erfahrungsschatz des lebenden Geschlechts auf eine höchst unglückliche Weise vermehrt haben. Doch sind gerade diese Erfahrungen in vielfacher Weise für den vorher eingenommenen politischen Standpunkt lehrreich. Deswegen stellen wir als Ergebnis der Zwangswirtschaftsperiode in der deutschen Wirtschaft fest, daß sich wirtschaftliche Werte, wirtschaftliche Macht, kurzum Reichtum nicht durch einen gesetzgeberischen Akt aus Privatbesitz auf den Staat übertragen lassen, weil nämlich jegliche, irgendwie geartete Unternehmung einen Komplex geistiger Art darstellt, dem Inhalt, Seele, Triebkraft genommen werden, wenn an seiner inneren Form, an seinen inneren Voraussetzungen etwas durch Zwang geändert wird.

Vielmehr ist die Erzeugung von Werten schlechthin, vor allem aber die Erzeugung wirtschaftlicher Werte im Sinne des Sprachgebrauchs, ein Akt schöpferischer, und zwar ausschließlich kaufmännischer Tätigkeit. Da diese Auffassung im Widerspruch steht zu der landläufigen Auffassung, da gerade in dieser Hinsicht vielfache und vielgestaltige Meinungsverschiedenheiten bestehen, ist es notwendig, einige Worte über das Wesentliche des wirtschaftlichen Zeugungsprozesses zu sagen:

Wert besitzen nur jene Dinge, die sich in eine wie auch immer geartete Beziehung zum körperlichen Menschen bringen lassen. Jeder Wert oder Wertgegenstand, genauer Gegenstand eines Werturteils, bedeutet eine Abhängigkeit des Menschen, deren er sich zu entledigen sucht. Hierdurch entsteht Zwang, aus dem Zwang Arbeit, aus der Arbeit Aufhebung der Abhängigkeit und schließlich Besitz und Eigentum. Eigentum aber bleibt nur insofern Eigentum, als die eben geschilderte Reihe von Wirkung und Gegenwirkung fortzeugend erhalten bleibt, indem es nämlich kollektiven menschlichen Bedürfnissen dienstbar gemacht wird. Insofern aber nicht die Sache, der Gegenstand, sondern immer nur die Wirkung des Gegenstandes auf einen Menschen das eigentliche Objekt der Tätigkeit oder der Arbeit ist, ist auch die wirtschaftliche Produktion ein geistiger und kein physischer Vorgang. Die Summe der so beherrschten Wirkungen auf Menschen aber nennt sich Vermögen. Weil aber diese Wirkungen oder die Ausnutzung der Abhängigkeiten im tiefsten Grunde auf Zwang beruhen, nämlich dem Zwange des Willens zum Leben, insofern werden sie Gegenstand der Gesetzgebung. Diese kann in der Tat, da auch sie Zwangsmittel anzuwenden imstande ist, sich heftend an die äußeren Merkmale der geschilderten Vorgänge, Vermögensübertragungen erzwingen. Daraus folgt jedoch, daß solche

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vermögensübertragungen nur den Mechanismus der Vorgänge erfassen können, nicht aber den eigentlichen Inhalt, daher denn schließlich auf diese Weise eine fortgesetzte Wertvernichtung eintritt. Man könnte heute den gesamten Reichtum, die gesamten in einer Hand befindlichen Werte, die sich unter dem Namen und in der Hand des Kaufmanns Hugo Stinnes befinden, völlig nur dadurch vernichten, daß man sie in die öffentliche Hand überführte, indem man sie verstaatlichte. Selbst gesetzt den Fall, sie ließen sich restlos in Geld ausdrücken (was aber nicht möglich ist, da Geld nur der Ausdruck des jeweils gesetzlich geschützten Bestandes gegenseitiger Forderungen ist, nicht aber Wert an sich, da Geld nur eine Kulisse ist, welche sich dem wirtschaftlichen Prozesse vorschiebt), so würde nur ein buchmäßiger Übertrag erfolgen können. Die Menschen, die von dem lebendigen Vermögen des einen Inhabers abhängig waren, würden großenteils brotlos oder nur so weit erhalten bleiben, als sich andere Menschen des lebendigen Teils der Erbschaft bemächtigten, um schöpferisch in der einmal eingeschlagenen Richtung weiter tätig zu sein.

Es findet sich nun aber, daß von diesem lebendigen Zeugungsprozeß wirtschaftlicher Werte eine Brücke hinüberführt zu dem Menschen als lebendige Einheit, daß Wirtschaft und Religion eine Einheit und keine Zweiheit bilden, daß die Wirtschaft letzten Endes eine Funktion der Religion und die Religion eine Funktion der Wirtschaft ist. Wer hierin einen Gegensatz zu finden vermeint, begeht den Irrtum, daß er die körperliche Welt nur im Lichte der Anschauung der Nichtswürdigkeit allen Fleisches zu sehen vermag, daß er mithin den geistigen Wert nur in der Verneinung der körperlichen Existenznotwendigkeit erblickt, eine Auffassung, die als unmoralisch bezeichnet werden muß, weil sich davon die Vernichtung allen Lebens und damit alles Göttlichen auf dieser Erde mit erbarmungsloser Folgerichtigkeit ableiten ließe.

Vielmehr müssen wir feststellen, daß auch der Erzeugung wirtschaftlicher Werte die gleichen Gesetze innewohnen, wie der Schaffung geistiger, nämlich: Jeglicher Versuch der Erzeugung von Werten, und zwar kaufmännischer konkreter Werte, hat das Bestreben sowohl der Universalität wie der Ewigkeit. Wer in der Lage ist, durch einen wirtschaftlichen Gedanken gleichzeitig und für immer alle Menschen von sich abhängig zu machen, und ein solcher Versuch muß mit Notwendigkeit ethischen Charakter tragen, der erringt dadurch die absolute Herrschaft dieser Welt. So kommt es denn, daß die heilige Überlieferung uralten Volksglaubens die Erfinder des Feuers, der Viehzucht, des Ackerbaus für göttlich hält.

Es zeigt sich, daß die Herrschaft über die Abhängigkeiten anderer Menschen um so vollkommener ist, je selbstloser sie begründet ist; das heißt, je geringer die eigenen Abhängigkeiten sind, oder aber je größer der Besitz an wirklichem Reichtum ist. Innerhalb der menschlichen Ordnung stehen sich beide Möglichkeiten gleichwertig gegenüber, weil wir nicht imstande sind, uns den Menschen anders als körperlich vorzustellen und innerhalb der uns sichtbaren Ordnung dieser Welt auch nicht annehmen dürfen, daß die körperliche Erscheinung des Lebens als Ausdruck eines seelischen Inhalts weniger wertvoll wäre als das vorausgesetzte seelische Leben, weil ja dieses seelische Leben sich diesen körperlichen Ausdruck geschaffen zu haben scheint.

Deshalb folgt, daß die beherrschende, wirtschaftliche Leistung, insofern sie einer großen Menschenmenge Leben und Lebensmöglichkeit gewährt, im Sinne des Gedankens der Menschheit gleichwertig ist der religiösen, die uns die Trennung von unserer körperlichen Existenz und Erscheinung zu erleichtern trachtet, die uns das Zufällige unserer menschlichen, persönlichen Erscheinung deutlich zu machen sucht als Notwendigkeit im Sinne einer höheren Ordnung, obwohl sie sich bewußt ist, daß auch unsere persönliche, körperliche Erscheinung in ihrer Absicht ebenso unvergänglich, ebenso ewig ist wie unsere als gewiß angenommene seelische Existenz.

Aus diesen Betrachtungen, die notwendigerweise in den engen Schranken eines

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aufsatzes nur lückenhaft sein können, ergeben sich aber die Maßstäbe für die Beurteilung gewisser politischer Vorgänge der jüngsten Vergangenheit, nämlich:

Europas Weltstellung beruht auf der Leistung, die Universalwirtschaft hergestellt zu haben. Es hat die Welt erobert einmal durch den rücksichtslosen Einsatz menschlichen Lebens und dadurch das Leben gewonnen, sodann aber, und mehr noch als durch die vorgenannte Leistung, durch die fortgesetzte, zähe Arbeit, Bedürfnisse zu schaffen, Abhängigkeiten dadurch hervorzurufen, die Beziehungen zwischen Mensch und Mensch in der ganzen Welt, wenn auch nur vorläufig in materiellem Sinn herzustellen. Diese Leistung ist kaufmännisch im besten Sinne; daß sie es auch im höchsten Sinne werde, das ist das Bestreben dieses Geschlechts, welches um den Sinn der Wirtschaft ringt.

Im Geiste dieser europäischen Wirtschaft ist aber jeglicher Versuch, diese geistigen Errungenschaften, diese wirklich verfechtbaren Ansprüche des Europäers in der Welt anzutasten, ein Rückschritt, der sich rächen und der infolgedessen im Interesse des Ganzen verhindert werden muß. Nur diejenige wirtschaftliche Leistung verdient politischen Schutz, nur diejenige wirtschaftspolitische Maßnahme eines Staates verdient internationale Billigung, welche an dem Maßstabe schöpferischer Werterzeugung gemessen einen Fortschritt bedeutet.

II

Der „Friedensvertrag" von Versailles bedeutet die Verneinung aller vorher genannten Grundsätze. Was in ihm als möglicher Ausgangspunkt zu einer Politik enthalten ist, die den vorgenannten Grundsätzen und Anschauungen entspricht, ist nur als Überbleibsel der Kriegspropaganda zu betrachten, als die Zuckerschale, die den Giftkern schmackhaft zu machen sucht. Man hat Sorge getragen, daß jede Bestimmung, die geeignet wäre, den deutschen Ansprüchen Rechnung zu tragen, aufgehoben wird durch eine im entgegengesetzten Sinne anwendbare Bestimmung. Die durch den „Friedensvertrag" der Entente in die Hand gegebene Vollmacht zur Exekution des Deutschen Reiches wird dadurch nicht geändert, daß er Artikel enthält, die für diese Exekution die Mitwirkung des deutschen Volkes zu sichern die Absicht haben. Da aber unter diesen Umständen der Geist des Vertrages nicht dadurch aufgehoben werden kann, daß man Nebensätze und Nebensächlichkeiten auszubeuten sucht, deren politischer Sinn allen Beteiligten mit Ausnahme der deutschen Unterzeichner des „Friedensvertrages" deutlich war, so scheitern alle Bemühungen, etwa diese Bestimmungen nunmehr als den eigentlichen Zweck des Vertrages hinzustellen an der Macht der eben durch den Friedensvertrag geschaffenen politischen Tatsachen. Auch der Gedanke, den wirklichen Sinn des Friedensvertrages dadurch zu begreifen, daß man sich die Brille der vierzehn Punkte des Präsidenten Wilson aufsetzt, ihn durch diese Brille liest, weil sie vielleicht die Geheimschrift des Vertrages offenbaren könnte, ist irrig. Vielmehr ist der dem „Friedensvertrag" vorangestellte Völkerbundsvertrag ebenso wie die in dem Vertrage selbst enthaltenen Bestimmungen über gewisse Gerechtsame des Deutschen eben nichts als die erwähnte Verzuckerung des tödlichen Giftes. Wir müssen sie daher als widerlegt betrachten, solange der Sinn des Friedensvertrages nicht widerrufen wird, der in den durch ihn geschaffenen politischen Tatsachen enthalten und deutlich gemacht worden ist.

Durch den Friedensvertrag ist das Deutsche Reich und das deutsche Volk, und zwar auch außerhalb der Reichsgrenzen, und seine wirtschaftliche Arbeit unter Zwangsverwaltung gestellt worden. Wir haben in Deutschland die Zwangswirtschaft aufgegeben, selbst unsere Zwangswirtschaftsfanatiker sind großenteils von dem alten Irrglauben geheilt worden, aber wir haben gegen die Zwangswirtschaft

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in der Binnenwirtschaft die weltwirtschaftliche Zwangsbewirtschaftung durch den Vertrag von Versailles eingetauscht. Logischerweise hätte die Entente in diesem Sinne die Aufrechterhaltung der Zwangswirtschaft fordern müssen, und es ist kein Zweifel, daß die innere Absicht der französischen Politik, wie jener Staaten, die sich den französischen militärwirtschaftlichen Standpunkt zu eigen gemacht haben, auf die Wiedereinführung der Zwangswirtschaft in Deutschland ausgeht. Der Plan der Schaffung einer sogenannten industriellen Dachgesellschaft, als Verwalterin einer Generalhypothek auf das deutsche Wirtschaftsvermögen, bedeutet nichts anderes. Indessen, wenn uns auch dieser Plan noch eine Scheinsouveränität beläßt, obwohl er uns das Recht auf unsere Erde nimmt, sind andere entscheidendere politische Maßnahmen schon längst zur Tatsache geworden, nämlich die Änderung der deutschen Grenzen im Westen und im Osten.

Nun ist es diese Grenzänderung nicht allein, oder nicht in erster Linie, auf die es heute ankommt. Die dadurch erzielten strategischen und wirtschaftlichen Vorteile, die Zerstückelung des Deutschen Reiches, die Abtrennung von Ostpreußen sind Fragen, die zwar von einschneidender Bedeutung sind, die aber im Zusammenhange mit den vorangestellten Grundsätzen unwesentlich sind. Es handelt sich darum, daß dem Deutschen als Menschen, gleichviel, welcher Staatsangehörigkeit er ist, mag er nun Franko-Elsässer geworden sein oder Neupole, das Recht auf Erde bestritten wird. Denn: Es zeigt sich, daß die alten Grenzen des Deutschen Reiches nicht etwa in der Folge kriegerischer Eroberungen entstanden sind, sondern daß sie in der Folge dieser vorbezeichneten kulturell schöpferischen wirtschaftlichen Arbeit gleichsam kaufmännisch, verwaltungsmäßig geschaffen wurden. Sie sind nicht etwa, wie es die feindliche Propaganda gern wahr machen möchte, durch die Gewalt der Bajonette vorgetrieben in einer Folge von Verteidigungs- und Angriffskriegen erhalten oder ausgedehnt worden, sondern ganz im Gegenteil: Die Grundlagen der ehemaligen, der Vorfriedensvertragsgrenzen des Deutschen Reiches waren wirtschaftsgeographische und kulturelle Grenzen. Demzufolge war der deutsche politische Besitzstand auch nicht etwa eine Folge militärischer Schutzherrschaft, obwohl natürlich die Tatsache der deutschen Wehrmacht als des einzig Ruhe und Sicherheit verbürgenden Faktors nicht übersehen werden darf, sondern eine wirtschaftliche Leistung, eine wirtschaftliche Verwurzelung, die dem Lande im Osten und Westen das deutsche Gepräge verlieh. Gerade im Sinne der diesen Ausführungen vorangestellten grundsätzlichen Betrachtung ist die deutsche Kulturleistung, die europäische Kulturleistung in den deutschen Grenzgebieten das schlechthin Entscheidende.

Um dies deutlicher zu machen, vergegenwärtigen wir uns in kurzen Umrissen ein paar wesentliche Tatsachen.

Die deutsche Ostgrenze des Jahres 1914 ist eine der wenigen Grenzen, die entstanden ist im Verlaufe einer durchaus unkriegerischen, politischen Entwicklung. Der Zerfall des Polenreiches war nicht etwa eine durch den preußischen Militarismus, durch preußische Willkür hervorgerufene Erscheinung, sondern ein Prozeß, der allenfalls vergleichbar ist mit dem allmählichen Zerfall eines altererbten Familienbesitzes. Polen war im neunzehnten Jahrhundert bankrott geworden, und zwar deswegen bankrott geworden, weil man im Laufe von dreihundert Jahren innerhalb der eroberten Gebietsteile des polnischen Staates, nämlich in dem damaligen „Polnischen Preußen", das deutsche Kulturelement fortschreitend ausgemerzt hatte.

Als Preußen die friedliche Rückeroberung des Jahres 1772 übernahm, befand sich in dem vollkommen heruntergewirtschafteten Gebiet des ehemaligen Deutsch-Ordenslandes noch ein erklecklicher Rest alter deutscher Kultur. Es fanden sich nicht nur die äußeren Merkmale deutscher Vergangenheit in Gestalt von Kirchen, öffentlichen Bauten und Patrizierhäusern in den Städten, nebst einem Stamme deutscher

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bevölkerung, sondern ebenso auf dem Lande bäuerlicher und ritterschaftlicher Grundbesitz. Auf diesen vorhandenen Resten baute der preußische Staat zusammen mit dem deutschen Volke weiter und verschmolz das ehemals deutsche, dann polnisch gewordene Land nicht nur verwaltungsmäßig, sondern vor allem wirtschaftspolitisch so innig mit dem Deutschen Reiche, daß jeder Reisende, der ostwärts fährt, den wirklichen Inhalt, die Grundlage der deutschen Rechtsansprüche deutlich vor Augen sieht. Das von Polen annektierte Gebiet im Osten gehört wirtschaftsgeographisch zu Deutschland. Um dies zu erkennen, braucht man nur die Grenze bei Alexandrowo in nordsüdlicher Richtung zu überschreiten. Jeder Baum, jeder Strauch, jeder Wald und jedes Gehölz, und vor allem jede Ortschaft und jede Stadt wird ein polnisches Gesicht tragen, wie alles Land nördlich dieser Grenze ein deutsches Antlitz zeigt, obwohl die Bevölkerung nunmehr unter einem niederträchtigen System sprachlicher Zwangswirtschaft leidet.

Dieser gefühlsmäßige Eindruck, den die Betrachtung der Landschaft hinterläßt, kann verstandesmäßig, rational begründet werden. Das Ewige wirtschaftlicher Kulturarbeit läßt sich deutlich machen. Wenn wir feststellten, daß die Erzeugung ökonomischer Werte, von Gütern in kommerziellem Sinne, ein geistiger Produktionsprozeß ist, daß ihr ein schöpferisches Element innewohnt, wenn es ferner zutrifft, daß der intellektuelle Urheber und Leiter eines Wirtschaftskomplexes einzig und allein derjenige Faktor ist, der den Wert oder den Unwert der geleisteten Arbeit bestimmt, und es schließlich der Unternehmer ist, welcher den eigentlichen Wert wirtschaftlicher Tätigkeit schafft, indem er es ist, welcher den psychologischen Wirkungsgrad erzeugter Güter auf den Konsumenten, auf den Weltmarkt zu beurteilen vermag, hiernach die Erzeugung leitet und ordnet, demnach die einzig entscheidende schöpferische Arbeit leistet, dann folgt, daß ein Landstrich, ein Territorium, demjenigen zuzusprechen ist, welcher innerhalb desselben diese Funktionen ausübt. Nicht die Masse der Bevölkerung, nicht die Sprache, nicht die Religion, ja nicht einmal ihre Stammeszugehörigkeit, sondern einzig diejenige Schicht, welche die nackte Existenz und den Fortschritt der Bevölkerung verbürgt, ist es, welche die politische Zugehörigkeit letzten Endes und auf die Dauer bedingt, weil er sie dienstbar macht dem Bedürfnis der Menschheit. Bis zum Jahre 1918 ist dies der entscheidende Faktor gewesen, welcher die politischen Grenzen bestimmt hat. Die de facto- und de jure-Anerkennung dieser Zusammenhänge ist es, die den Zusammenbruch des polnischen Staates im achtzehnten Jahrhundert verursacht hat, und die ihm auch wieder das Leben kosten wird, weil er sich in allen seinen Maßnahmen gegen den eigentlichen Zweck eines europäischen Erneuerungsgedankens auflehnt. Die Erde gehört demjenigen, dem sie die meiste Frucht trägt, und ihm wird sie ewig dankbar sein.

Es ist hier nicht die Gelegenheit und der Ort, diese These, statistisch belegt, wirtschaftswissenschaftlich unterbaut, der Erörterung zugänglich zu machen. Es handelt sich um das Prinzip.

Dessen Richtigkeit findet sich im Westen bestätigt. Die deutsche Öffentlichkeit besitzt eine sentimentale Vorliebe für den Westen. Sie hat sich nicht nur häufig und gern an den Sagen begeistert, welche die Ufer des Rheintales unsichtbar bekränzen; auch die industrielle Leistung, welche sich in der wirtschaftlichen Bedeutung des Rheinstromes, der größten Schiffahrtsstraße der Welt, offenbart, ist nicht ohne Eindruck auf sie geblieben. Während aber die Gestaltung der deutschen Ostgrenze im friedlichen Wettstreit benachbarter Völker zugunsten des Deutschtums entschieden worden ist, sehen wir im Westen eine ununterbrochene Reihe von Kriegen, die übrigens, wenn sie ihre Ursache in dem kriegerischen Charakter des deutschen Volkes hätten, ihr Gegenstück im Osten haben müßten. Sie wurzeln aber, ohne daß es notwendig wäre, diesen Satz näher zu begründen, einzig in dem imperialistischen Grundelement des

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

französischen Charakters. Dieser kennt außenpolitisch nur das Prinzip militärischer Durchdringung, als Quelle der Macht nur das Bajonett. Das Wort pénétration pacifique besagt nur, daß man von der Verwendung bewaffneter Gewalt, trotz der als selbstverständlich vorausgesetzten Gegenwart militärischer Streitkräfte, absieht.

Indem wir das Allgemeine übergehen, dürfen wir sagen, daß sich gegenwärtig die weltgeschichtlich entscheidenden Vorgänge nicht im Ruhrgebiete, auch nicht auf dem linken Rheinufer im sogenannten altbesetzten Gebiete vollziehen, sondern in Elsaß-Lothringen. Es handelt sich um die Beherrschung des eigentlichen, nämlich des geistigen Produktionsprozesses. Indem wir aber feststellen dürfen, und dies nicht ohne berechtigten Stolz, die uns in der Welt so oft verdachte Wiedervereinigung Elsaß-Lothringens mit dem Deutschen Reich dadurch zu einer tatsächlichen gemacht zu haben, daß wir dieses Land in den eigentlichen, den schöpferischen Produktionskreis der deutschen Wirtschaft, die eine Weltwirtschaft war und ist, einbezogen haben, indem sich dieser Vorgang nicht nur durch Ausbeutung der Minettebezirke bei Metz, sondern vor allem durch das langsame, aber zielbewußte Übergreifen deutschen Produktivkapitals, das ist kaufmännisch verwerteten Kapitals, jenseits der Grenzen bemerkbar machte, haben wir den bündigen Beweis geliefert, daß das Elsaß und Lothringen deutsches Land waren. Wir hatten das Recht auf Erde, ohne staatliche Beihilfe und Unterstützung aus eigener Kraft, aus eigenem Recht geschaffen.

Dieses Recht bemüht sich Frankreich gegenwärtig zu vernichten. Daß es dabei genötigt ist, bewaffnete Gewalt, unter Beugung jedes menschlichen Rechts, anzuwenden, dies beweist schlüssig die Schwäche der französischen Stellung. Es erklärt aber auch den geradezu unwahrscheinlich hohen Grad von Vertrauen und — Selbstbewußtsein. mit dem deutsche Industrielle gegenwärtig die Verhandlungen mit einem wirtschaftlich durchaus unbelehrbar erscheinenden, weil ein anderes Prinzip vertretenden, Gegner aufnehmen. Indessen ist das Endergebnis dieses Ringens schon heute entschieden. Da wir uns im Osten wie im Westen seit tausend Jahren im friedlichen Wettbewerb nicht nur behauptet haben, sondern auf der ganzen Linie siegreich gewesen sind, werden wir auch in diesem Kampfe die Oberhand behalten. Unsere wirtschaftliche geistige Leistung ist es, die den Millionen und aber Millionen beteiligter Menschen das Leben geschaffen hat. Diese Menschen sind mit allen ihren Bedürfnissen, auf Tod und Leben von unserer Leistung abhängig, aber nicht von der Leistung der vielen, sondern der wenigen, die den wirklichen Gang der Dinge mit Kopf und Herz verstehen. Vorläufig scheint das feindliche Prinzip zu siegen. Es kann nur zeitweilig sein. Wirtschaften heißt, dienstbar sein dem Leben auf der Erde. Bedürfnisse hervorrufen, befriedigen, verwerten, vernichten und wieder aufs neue schaffen. Sie ist so ewig, wie die Menschheit es ist. Aber im einzelnen, in der zufälligen Bedingtheit der Erscheinung gibt es Grenzen. Gelingt ihr nicht mehr die Lösung der eigentlichen Aufgabe, das lebende Geschlecht zu ernähren und zu erhalten, wird sie darin mit Gewalt gehindert, dann tritt an ihre Stelle der Einsatz des Lebens, der Einsatz der Masse, der Krieg, um die Voraussetzungen zu schaffen für das, was not tut und als notwendig empfunden wird. Wer sich an dem Geiste dessen versündigt, was im deutschen Sinne Wirtschaft ist, der erntet den Tod und Verderben. So wenig entwickelt der Sinn der Massen ist, wenn es sich darum handelt, den individualistischen Inhalt der Wirtschaft zu begreifen, so sicher ist ihr Instinkt, wenn es um das Recht auf Erde geht. Wir haben von der Zukunft alles zu erhoffen und nichts zu befürchten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:46 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die gesundheitliche Lage des deutschen Volkes

Von

B. Möllers

Mitglied des Reichsgesundheitsamts

Der unglückliche Ausgang des Weltkrieges hat dem deutschen Volke gewaltige Opfer auferlegt nicht nur in politischer, militärischer und volkswirtschaftlicher Beziehung, sondern auch auf dem Gebiete der Volksgesundheit.

Schwer lasten die unmittelbaren Opfer des Krieges auf unserm Vaterlande, welches nicht nur über 1,8 Millionen Männer im blühenden, arbeitsfähigen Alter auf den Schlachtfeldern verloren hat, sondern in den Jahren 1914 bis 1919 auch einen Geburtenausfall von etwa 4 Millionen Kindern zu beklagen hatte, während heute noch über 1½ Millionen Kriegsbeschädigte der Fürsorge des Staates zur Last fallen.

Gegen Ende des Krieges war der Gesundheitszustand des deutschen Volkes infolge der zunehmenden Verschlechterung aller öffentlichen und privaten Einrichtungen sowie besonders infolge der hochgradigen Unterernährung außerordentlich tief gesunken. In Denkschriften vom Jahre 1918 und vom Jahre 1922 hatte das Reichsgesundheitsamt die traurigen Folgen geschildert, die der Weltkrieg mit seiner Aushungerungsblockade und die Nachkriegszeit auf den Gesundheitszustand des deutschen Volkes gehabt haben. Konnte man zunächst noch die Hoffnung hegen, daß sich mit der Zeit die wirtschaftlichen und Ernährungsschwierigkeiten verringern würden, so ist in diesem Jahre infolge der ungeheuren Teuerung aller Lebensmittel und der immer noch andauernden Wohnungs-, Bekleidungs- und Kohlennot eine neue Verschlimmerung der Gesundheitsverhältnisse eingetreten. Wieder sehen wir, wie in den Kriegsjahren, auf den Straßen die langen Ketten der hungernden Frauen, die, anstatt produktive Arbeit leisten zu können, stundenlang vor den Lebensmittelgeschäften anstehen müssen, um ein halbes Pfund Fett oder Kartoffeln zu erhalten.

Als ein bedenkliches Zeichen des Niederganges des deutschen Volkes ist der zunehmende Geburtenrückgang anzusehen.

Die Zahl der in den 46 deutschen Großstädten mit über 100 000 Einwohnern während des Jahres 1922 standesamtlich registrierten Lebendgeborenen betrug 284 774, das sind 17,3 auf je 1000 der Bevölkerung, deren Gesamtzahl für dieses Jahr auf 16 432 000 berechnet wurde. Diese Geburtenziffer ist die niedrigste, welche bisher — von den letzten Kriegsjahren abgesehen — bei der städtischen und insbesondere bei der großstädtischen Bevölkerung Deutschlands festgestellt wurde. Im Vergleich zu dem Jahre 1921, in dem die großstädtische Geburtenziffer noch 20,1 betrug, ergibt sich demnach ein Rückgang um 2,8 Lebendgeborene auf je 1000 Einwohner, d. h. um 13,9 Prozent der Geburtenziffer von 1921. Der Geburtenrückgang setzte seit dem zweiten Vierteljahr 1922 in einem bisher noch nicht beobachteten raschen Tempo ein und wird in Zusammenhang gebracht (vgl. die Zeitschrift „Wirtschaft und Statistik", herausgegeben vom Statistischen Reichsamt, 1923, S. 69) mit dem Anstieg des Dollarkurses in den den einzelnen Geburtsmonaten des Jahres 1922

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entsprechenden Zeugungsmonaten April 1921 bis März 1922 von 64 auf 284 Mark, in denen gleichzeitig die Lebenshaltungskosten auf das 26fache gegenüber 1913 gestiegen waren. Damit war eine andauernde Umgestaltung der Einkommen verbunden, die Anlaß zu häufigen Beunruhigungen gab und eine gesundheitsmäßige Fortentwicklung weiter Volkskreise verhinderte. Daß neben der Unsicherheit der Wirtschaftslage auch die Wohnungsnot besonders in den Städten einen geburtenhemmenden Einfluß ausübte, ist gleichfalls anzunehmen. Zum Vergleich sei angeführt, daß die Geburtenzahl der 105 größten englischen Städte mit 21,5 für das Jahr 1922 viel höher war als die der deutschen Großstädte im gleichen Zeitraum.

Auch in den beiden ersten Vierteljahren 1923 blieben die Geburtenzahlen nicht unbeträchtlich hinter denen des gleichen Zeitraums des Vorjahres zurück, obwohl die Bevölkerungszahl sich während dieser Zeit um 603 000, und zwar in der Hauptsache durch Zuwanderungsüberschuß, vermehrt hatte. Insgesamt betrug die Zahl der Lebendgeborenen im ersten Vierteljahr 1923 in der Berechnung auf je 1000 und aufs Jahr nur 16,8 gegenüber 19,2 im ersten Vierteljahr 1922 und sank im zweiten Vierteljahr 1923 noch weiter auf 15,8 gegenüber 18,5 im zweiten Vierteljahr 1922. Die Geburtenziffer der deutschen Großstädte war schon im Jahre 1922 mit 17,3 etwas niedriger als die der zehn größten französischen Städte mit 17,5, welcher Unterschied sich seitdem vergrößert haben dürfte, da der Geburtenrückgang in den französischen Großstädten jetzt viel langsamer vor sich geht, als in den deutschen („Wirtschaft und Statistik" 1923, S. 293). Daß diese Städte gegenwärtig noch einen, allerdings geringen Geburtenüberschuß haben, der in den deutschen Städten noch 3,9 auf je 10 000 der Bevölkerung betrug, ist nur dem Umstande zu verdanken, daß die Sterblichkeit in den Großstädten nach dem Kriege erheblich zurückgegangen ist. Demgegenüber betrug die Zahl der Lebendgeborenen in den 26 größten britischen Städten, deren Bevölkerung mit 17 Millionen annähernd der der deutschen Großstädte entspricht, im ersten Vierteljahr 1923 allein 26 985 mehr als in den deutschen Großstädten.

Die Sterblichkeit war im ganzen Deutschen Reich, berechnet auf je 1000 der mittleren Bevölkerung, von 15,5 im Jahre 1919 zunächst im Jahre 1921 auf 13,9 gefallen. Diese Besserung erklärt sich unter anderem aus der eingetretenen natürlichen Auslese innerhalb der Bevölkerung und aus dem durch den Krieg verursachten veränderten Altersaufbau des Volkes.

Die Sterblichkeit in Deutschlands Großstädten — aus dem ganzen Reiche liegen diese Zahlen noch nicht vor — ist dagegen im Jahre 1922 nach Ausschluß der Ortsfremden auf 12,6 Sterbefälle von je 1000 der Bevölkerung gestiegen gegenüber 11,5 im Jahre 1921. Die Zunahme der Sterbeziffer für das Jahr 1922 gegenüber dem Vorjahr wurde dadurch veranlaßt, daß die Sterblichkeit in den beiden ersten Vierteljahren 1922 infolge der Influenza-Epidemie im Januar und des strengen und langdauernden Winters beträchtlich größer war, als in der entsprechenden Zeit des Vorjahres, die klimatisch besonders begünstigt war.

Im ersten Vierteljahr 1923 zeigte der wöchentliche Verlauf der Zahl der Sterbefälle infolge des milden Charakters des letzten Winters und des Ausbleibens von Epidemien ein etwas günstigeres Bild als im ersten Vierteljahr 1922, wodurch der Rückgang der Geburten wenigstens teilweise wieder ausgeglichen wurde. In der Berechnung auf je 1000 Einwohner und aufs Jahr ergibt sich für das erste Vierteljahr 1923 eine Sterbeziffer von 14,4 gegenüber 15,5 in der gleichen Zeit des Vorjahrs, während die entsprechenden Zahlen des zweiten Vierteljahres für 1923 11,9 betragen gegenüber 12,6 für 1922. Vergleicht man aber die Sterbeziffer der deutschen Großstädte mit entsprechenden Auslandszahlen, so weisen sowohl die britischen wie die schweizerischen und niederländischen Großstädte im ersten Vierteljahr meist niedrigere Sterbeziffern auf, wie die deutschen, während in den 70 größten Städten

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Vereinigten Staaten, welche insgesamt rund 29 Millionen Einwohner zählen, die Sterblichkeit beständig höher als in den deutschen Großstädten war infolge einer dort erneut aufgetretenen Influenza-Epidemie.

Daß die Todesfälle nicht noch stärker zunahmen, erklärt sich durch die bekannte Tatsache, daß Entbehrungen und Hunger nicht sofort töten, sondern oft erst nach langem, qualvollem Leiden das Ende herbeiführen. Schon mehren sich die bekannten Erscheinungen, die immer dann auftreten, wenn ein Volk unter unzureichender Ernährung leidet und von steigendem Mangel an den zum Lebensunterhalt notwendigen Gegenständen heimgesucht wird. So wird berichtet, daß die Ödemkrankheit in manchen Gegenden wieder zunimmt als Folge schlechter, zu wasserreicher Ernährung. Es mehren sich Magenerkrankungen und Vergiftungen durch verdorbene Lebensmittel sowie Erkrankungen an Skorbut als Folgeerscheinung von einseitiger, unzweckmäßiger Ernährung.

Besonders hart ist von der Teuerung der Mittelstand getroffen, die Kleinrentner, Witwen und Pensionäre, die mit ihrem bescheidenen Einkommen die heutigen Preise für die unentbehrlichsten Lebensmittel nicht mehr zahlen können. Kein Wunder, daß so mancher dieser Unglücklichen aus Verzweiflung über die Lebensnot seinem Dasein ein gewaltsames Ende bereitet.

Unter den Todesursachen nimmt die Tuberkulose bei weitem die verhängnisvollste Rolle ein, da sie den sichersten Wertmesser für die Gesundheit eines Volkes darstellt und eine Zunahme der Tuberkulose gleichbedeutend mit Not und Elend ist. In den letzten Jahrzehnten vor dem Weltkriege war die Tuberkulose dank den zielbewußt durchgeführten Bekämpfungsmaßnahmen im Deutschen Reiche in einem ständigen, gleichmäßigen Rückgang begriffen. Während im Jahre 1895 von je 10 000 Einwohnern noch 24,75 Personen jährlich an Tuberkulose starben, war diese Zahl bis zum letzten Vorkriegsjahre 1919 bereits bis 14,33 zurückgegangen, also innerhalb von 18 Jahren um 42,4 Prozent gesunken. Mit der Zunahme der Ernährungsschwierigkeiten nahmen während der Kriegsjahre auch die Todesfälle an der gefürchteten Seuche zu, und zwar in den deutschen Städten von 1913 bis 1918 um 72,6 Proz., im ganzen Deutschen Reiche um 55,5 Proz. Nach dem Friedensschluß trat infolge Aufhebung der Hungerblockade zunächst ein starker Rückgang der Todesfälle an Tuberkulose ein, der sich bis zum Jahre 1921 langsam wieder den Zahlen der Vorkriegszeit näherte. Leider war diese Besserung aber nicht von längerer Dauer. Infolge der neuen Verschlechterung der wirtschaftlichen Lage und der Lebensmittelteuerung nehmen auch die Erkrankungen und Todesfälle an Tuberkulose wieder in besorgniserregender Weise zu. In den deutschen Großstädten hatte die Tuberkulose im Jahre 1921 ein Minimum von 1,49 auf je 1000 Lebende erreicht und stieg innerhalb des Jahres 1922 auf 1,59 an. Diese Zunahme konnte dadurch bedingt sein, daß viele Tuberkulosekranke, die bereits im Jahre 1921 dem Absterben nahe waren, jedoch infolge der ungewöhnlich günstigen Witterungsverhältnisse dieses Jahres vom Tode verschont blieben, nunmehr während des langandauernden Winters 1921/22 zum Absterben gelangten. Trotz des milden Winters 1922/23 lassen die wöchentlichen Tuberkulosesterbezahlen des Jahres 1923 ein fast ununterbrochenes Ansteigen erkennen, wie die nachstehende Übersicht zeigt.

Es starben, berechnet auf je 1000 Einwohner und aufs Jahr, an Tuberkulose:

im Jahre	in den Vierteljahren				
	1.	2.	3.	4.	1.—4.
1921	1,81	1,58	1,22	1,35	1,49
1922	1,82	1,80	1,31	1,44	1,59
1923	2,08	1,91			

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die erneute Notlage, in welche große Teile des Volkes durch die andauernde Valutaverschlechterung kamen, begünstigte die Ausbreitung dieser Krankheit, welche noch immer weiter zunimmt. Im Jahre 1921 starben in den deutschen Großstädten an Tuberkulose 22 438, im Jahre 1922 26 125 Personen, also 3687 Personen mehr, im ersten Halbjahr 1923 erlagen der gefürchteten Seuche 1792 Personen mehr als im gleichen Zeitraum des Jahres 1922.

Wertvolle Untersuchungen über die Sterblichkeit an Tuberkulose im Kindesalter hat kürzlich der Direktor der Universitätskinderklinik in Frankfurt a. M. mitgeteilt, welcher die Sterblichkeit an Tuberkulose in den kindlichen Altersstufen in den Vorkriegsjahren derjenigen der Nachkriegszeit gegenüberstellte.

Von 100 klinisch aktiv tuberkulösen Kindern starben:

im Lebensjahre	1910—15	1915—20	1920—23
1.	63,0	94,4	62,5
2.—4.	45,0	67,1	36,2
5.—6.	32,1	58,1	24,2
7.—10.	12,3	23,3	9,4
11.—14.	11,3	18,1	7,4

Bei oberflächlicher Prüfung könnte man zunächst der Meinung sein, daß sich die Tuberkuloseletalität in der Nachkriegszeit recht günstig entwickelt habe.

In den fünf Kriegsjahren 1915 bis 1920 sind etwa 75 Prozent mehr Kinder an Tuberkulose gestorben, wie in den fünf Vorkriegsjahren, und zwar ist in den Kriegsjahren eine besonders große Zahl von tuberkuloseinfizierten Kindern im Alter von null bis sechs Jahren weggestorben. Da die Minderwertigen schon während der ungünstigen Kriegsjahre abgestorben sind, so war die Zahl der aktiv Tuberkulösen in den Jahren 1920 bis 1923 noch niedriger, als selbst in den Vorkriegsjahren und entsprechend die Sterblichkeit für die Altersklassen eine auffallend günstige.

Ganz anders verhalten sich aber die nach 1920 Geborenen, bei denen die Ansteckung an Tuberkulose für das erste Lebensjahr in den Jahren 1920 bis 1923 ganz bedeutend gestiegen ist und für 1922/23 5,1 Prozent betrug gegenüber einem Durchschnitt von 2,5 Prozent vor dem Kriege. Die Prozentzahl der klinisch aktiven Tuberkulösen im ersten Lebensjahre stieg von 68,7 vor dem Kriege und 73,8 während des Krieges auf 97,9 nach dem Kriege in die Höhe. Es ließ sich demnach in der Frankfurter Universitätskinderklinik eine vermehrte Tuberkuloseansteckung und eine Vermehrung der klinisch aktiven Tuberkulosefälle in der Nachkriegszeit besonders in den jüngsten Altersstufen nachweisen.

Neben dem Verhalten der Tuberkulosesterblichkeit bilden die Gesundheitsverhältnisse der Säuglinge einen wertvollen Gradmesser für die gesundheitliche Lage eines Volkes.

Während des Krieges ging es den Säuglingen bekanntlich verhältnismäßig noch am besten von allen Teilen der Bevölkerung, weil die Mütter mehr dazu übergegangen waren, ihre Kinder selbst zu nähren, und weil sich die öffentliche und private Hilfe für die Säuglinge besonders lebhaft eingesetzt hatte. Dadurch ist es zu erklären, daß die Säuglingssterblichkeit, die im Jahre 1913 151,0 auf 1000 Kinder betragen hatte, im Jahre 1920 im ganzen Deutschen Reich nur noch 131,0 betrug. Im Jahre 1921 stieg sie bereits wieder auf 134,0 an, während sie nach den neuesten Angaben des Statistischen Reichsamts im Jahre 1922 auf 129,0 fiel.

Für die Säuglinge und Kleinkinder ist jetzt besonders verhängnisvoll der Rückgang der Milchproduktion und die gewaltige Verteuerung dieses wichtigsten Nahrungsmittels; kostete doch in Berlin das Liter Milch Mitte Oktober d. J. bereits 48 Millionen Mark. Wenn man ferner bedenkt, wie teuer heute eine einzige Windel für ein Kind ist, und daß die vielen sonstigen, für die Reinlichkeit bei Säuglingen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dringend notwendigen Sachen auf das Millionenfache des Friedenspreises gestiegen sind, daß ein Säuglingsheim nach dem anderen aus Geldnot seine Pforten schließen muß, und daß nicht selten die kleinen Kinder, statt in Windeln gewickelt, in Papier gehüllt zu den Fürsorgestellen gebracht werden, so ist es erklärlich, daß die gesundheitliche Zukunft des deutschen Volkes aufs ernsteste gefährdet ist.

Nicht besser geht es der heranwachsenden Schuljugend, die oft ohne Unterwäsche, ohne Strümpfe, ohne Hemd und ohne Schuhe zum Unterricht erscheint. Die regelmäßigen ärztlichen Untersuchungen der Schulkinder haben bewiesen, daß durchschnittlich 50 Prozent von ihnen blutarm und unterernährt sind und hinter dem Normalmaß in Wuchs und Wachstum zurückbleiben. Wenn auch dank der segensreichen Schulspeisungen durch die Quäker und die Heilsarmee sowie sonstige edelmütige Hilfe aus dem Auslande, durch die Entsendung von deutschen unterernährten Kindern nach der Schweiz, Schweden, Norwegen, Dänemark, Holland, Finnland und Ungarn, sowie inländische Gebiete des Deutschen Reichs durch den „Deutschen Zentralausschuß für Auslandhilfe“ und die „Reichszentrale für die Entsendung von Stadtkindern aufs Land“ der Ernährungs- und Gesundheitszustand manches deutschen Kindes sich langsam gebessert hat, so befinden sich doch heute noch große Teile der deutschen Jugend, insbesondere die Angehörigen des sogenannten Mittelstandes, der Beamten, Kleinrentner, freien Berufe und Sozialrentner, in einem hochgradigen Zustande der Unterernährung.

In einer besonders großen Notlage sind ferner die deutschen Kranken- und Pflegeanstalten, welche seit Jahren ihre Bestände nicht erneuern und notwendige Reparaturen nicht vornehmen lassen können. Was Ernährung, Verpflegung, Heizung, Wasser, Licht und Personal in diesen Anstalten kostet, geht tagtäglich in die Milliarden, zumal diese die Bezüge ihrer Angestellten dauernd der steigenden Geldentwertung anpassen müssen. Auch in der Belegung der Anstalten zeigt sich deutlich die steigende Not. Da man wegen der hohen Verpflegungssätze mit der Verbringung der Kranken in die Krankenanstalten oft bis zum letzten Augenblick wartet, befinden sich die ankommenden Kranken häufig schon in sterbendem Zustande. Die Reichsanstalt zur Bekämpfung der Säuglings- und Kleinkindersterblichkeit in Charlottenburg meldete, daß von den im Jahre 1922 gestorbenen Kleinkindern 30 Prozent gleich am ersten Tage und 40 Prozent innerhalb der ersten drei Tage nach der Einlieferung starben.

Die zum Teil geringe Belegung der Krankenanstalten ist daher kein Zeichen günstiger Gesundheitsverhältnisse. Die Selbstzahler, der frühere Mittelstand, gehen ständig an Zahl zurück, während für die von den öffentlichen Stellen (Krankenkassen, Armenverwaltung usw.) entsandten Kranken kein ausreichender Pflegesatz bezahlt werden kann.

Ebenso wie die Krankenanstalten leiden auch die Träger der öffentlichen Gesundheitspflege, die deutschen Ärzte, bittere Not. Die Krankenkassen zahlen bei ihrer ungünstigen Finanzlage meist erst nach Monaten und dann nur in völlig entwertetem Gelde. Die Privatpatienten aber scheuen sich, den Arzt zu holen, aus Furcht vor den hohen Kosten. Nicht besser geht es den Apotheken, welche die jetzt nur zu oft wiederholende Erscheinung erleben, daß Leute mit ärztlichen Attesten erst fragen, was das Rezept kostet, und dann das Rezept nicht ausführen lassen, weil sie nicht die Mittel dazu haben.

Auch die Organisationen der freien Wohlfahrtspflege, welche seit Jahren die öffentliche Fürsorge teils ersetzen, teils ergänzen, können die steigenden Unkosten nicht mehr aufbringen; viele können ihre Tätigkeit nur noch mit größten Anstrengungen fortsetzen, andere haben sie bereits einstellen müssen, da die Bevölkerungskreise, die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

früher bereitwillig Mittel zur Verfügung stellten, jetzt zum größten Teil selbst notleidend sind.

Erwähnt sei weiter noch, daß auch die Kosten der Beerdigungen infolge der traurigen wirtschaftlichen Verhältnisse ins Ungemessene gestiegen sind, so daß viele ihren entschlafenen Angehörigen nicht einmal mehr einen Holzsarg geben können, sondern sich mit den verschiedensten Arten eines „Sargersatzes" begnügen müssen.

Die ganze Not der Zeit trifft verdoppelt und grausam verstärkt diejenigen Teile des deutschen Volkes, welche schon seit bald fünf Jahren unter der feindlichen Besetzung stehen, namentlich die unglücklichen Bewohner des Ruhrgebietes. Die Not und Qual der Bevölkerung im besetzten Gebiet ist in den letzten Monaten so häufig in der Presse des Inlandes und neutralen Auslandes sowie in zahlreichen Denkschriften, in den Verhandlungen des Deutschen Reichstages und in den Parlamenten der deutschen Länder geschildert worden, daß sich hier ein näheres Eingehen auf diese jedem Gerechtigkeitsgefühl und sittlichem Empfinden hohnsprechenden Zustände erübrigen dürfte. Tagtäglich lesen wir in den Zeitungen von neuen Mordtaten, die Ausweisungen, welche vielfach ohne Rücksicht auf den Gesundheitszustand der Betroffenen geschehen und kleine Kinder, schwangere Mütter und hilflose Greise nicht verschonen, gehen in die Hunderttausende. Tausende von deutschen Männern, die nur ihre Pflicht gegenüber dem Vaterlande erfüllten, schmachten bei unwürdigster Behandlung in den Gefängnissen. Rücksichtslos werden die Familien aus ihren Wohnungen vertrieben, um den schwarzen und weißen Truppen der Einbruchsarmee Platz zu machen; die Milchrationen für die Kinder werden noch winziger, weil an erster Stelle der Bedarf für die eingedrungenen Truppen und ihren zahlreichen Anhang, ja selbst für mitgebrachte Hunde und Katzen befriedigt werden muß. Schulen, Waisenhäuser und Isolierstationen in den Krankenhäusern werden für Heereszwecke beschlagnahmt, für den Geschlechtsverkehr der Truppen müssen zwangsweise Bordelle eingerichtet werden. Täglich lesen wir, daß die Lohngelder der Arbeiter und Angestellten sowie die Erwerbslosenunterstützungen geraubt werden, selbst die Kartoffeln auf den Feldern werden beschlagnahmt. Daß derartige Zustände auch auf den Gesundheitszustand der betroffenen Bevölkerung von schwerstwiegendem Einfluß sein werden, ist ohne weiteres klar, wenn auch amtliche Statistiken über diese Schädigungen aus begreiflichen Gründen nicht aufgestellt werden können.

In den vorstehenden Ausführungen konnte nur ein kurzer Überblick über den gegenwärtigen Gesundheitszustand des deutschen Volkes gegeben werden, hauptsächlich auf Grund der amtlichen Feststellungen, die in den Veröffentlichungen des Reichsgesundheitsamts und des Statistischen Reichsamts niedergelegt sind. Einen näheren Einblick über die jetzigen gesundheitlichen Verhältnisse unseres Volkes geben die Abhandlungen in dem kürzlich erschienenen Buch „Gesundheitswesen und Wohlfahrtspflege im Deutschen Reiche" (Verlag Urban & Schwarzenberg, Berlin 1923). Ferner sei hingewiesen auf die verschiedenen Denkschriften des Reichsgesundheitsamts über die gesundheitlichen Verhältnisse des deutschen Volkes, auf die Kundgebung der deutschen Ärzteschaft zur gesundheitlichen Notlage („Klinische Wochenschrift" 1923, Nr. 2), auf die Denkschrift des Berliner Oberbürgermeisters „Die Not in Berlin, Tatsachen und Zahlen" und auf die zahlreichen Berichte in der deutschen medizinischen und Tagespresse.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Braut

Von

A. P. Tschechow (1903)*)

I

Es war bereits 10 Uhr abends; über dem Garten stand der Vollmond.

Im Hause der Schumins war die Abendmesse beendet, welche auf Veranlassung der Großmutter Marfa Michailowna stattgefunden hatte, und Nadja, die auf einen Moment in den Garten hinaustrat, konnte sehen, wie im Salon der Sakuskatisch gedeckt wurde, wie die Großmutter in prächtigem seidenen Gewande sich zu schaffen machte; Vater Andrei, der Kathedral-Protohierei, sprach irgend etwas mit der Mutter Nadjas, Nina Iwanowna, und die Mutter erschien ihr jetzt bei der abendlichen Beleuchtung, die durch das Fenster kam, sehr jung; neben ihr stand der Sohn des Vaters Andrei, Andrei Andrejewitsch, und hörte aufmerksam zu.

Im Garten war es still und kühl, und dunkle, ruhige Schatten lagen auf der Erde. Irgendwo weit in der Ferne, scheinbar hinter der Stadt, konnte man die Frösche quaken hören. Der Mai war zu spüren, der geliebte Mai! Man holte tief Atem, und der Gedanke kam einem, daß nicht hier, sondern irgendwo unter dem Himmel, über den Bäumen, weit hinter der Stadt, auf Feldern und in Wäldern das Frühlingsleben sich ausbreitete, das geheimnisvolle, wunderbare, reiche und heilige, unzugänglich dem Verstehen des schwachen, sündigen Menschen. Und die Tränen traten einem in die Augen.

Nadja war schon dreiundzwanzig Jahre alt. Seit ihrem sechzehnten Jahre wünschte sie leidenschaftlich zu heiraten, und jetzt endlich war sie die Braut des Andrei Andrejewitsch, desselben, welcher hinter dem Fenster stand; er gefiel ihr, die Hochzeit war auf den 7. Juni schon festgesetzt, aber trotzdem war sie nicht froh, schlief die Nächte schlecht, verlor ihre Munterkeit. . . . Aus einem geöffneten Fenster des Kellergeschosses, wo sich die Küche befand, hörte man, wie hin und her gelaufen wurde, das Stampfen der Füße und Schlagen der Türen. Es duftete nach Truthahnbraten und eingemachten Birnen. Und es schien ihr, daß es so das ganze Leben hindurch sein würde, ohne Abwechslung und Ende!

Da trat jemand aus dem Hause und blieb auf der Freitreppe stehen; es war Alexander Timofejewitsch, oder einfach Sascha, ein vor zehn Tagen aus Moskau gekommener Gast. Einst vor langer Zeit kam zur Großmutter öfter eine entfernte Verwandte um ein Almosen, Maria Petrowna, die verarmte Witwe eines Edelmannes, klein, mager und kränklich. In ihrer Begleitung war ihr Sohn Sascha. Aus irgendeinem Grunde wurde von ihm behauptet, er sei ein ausgezeichneter Künstler, und als seine Mutter gestorben, schickte ihn die um ihr Seelenheil besorgte

*) Originalübersetzung von R. Baron Campenhausen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Großmutter nach Moskau in die Kommissarowsche Schule; nach Verlauf von zwei Jahren trat er in die Akademie für Malerei ein, blieb hier fast fünfzehn Jahre und machte mit Not und Mühe seinen Schluß als Architekt, beschäftigte sich aber keineswegs mit Architektur, sondern arbeitete in einer der Moskauschen Buchdruckereien. Fast in jedem Sommer besuchte er, gewöhnlich sehr krank, die Großmutter, um sich zu erholen und seine Gesundheit wieder herzustellen. Er war jetzt gekleidet in einen zugeknöpften Rock und abgetragene, unten geflickte Beinkleider aus Segeltuch. Das Hemd war zerknüllt, und er machte alles in allem einen etwas verkommenen Eindruck. Er war sehr mager, hatte große Augen, lange, magere Finger, einen Bart, war brünett und überhaupt auch wieder ein hübscher Mensch. Zu den Schumins stand er wie zu seinen Verwandten und fühlte sich bei ihnen zu Hause. Auch das Zimmer, welches er hier bewohnte, hieß schon seit langem „Saschas Stube".

Auf der Freitreppe stehend, bemerkte er Nadja und trat zu ihr.

„Es ist schön hier bei euch", sagte er.

„Ja, es ist schön. Sie müßten hier bis zum Herbst bleiben."

„Ja, es wird nichts anderes übrig bleiben, ich soll womöglich bis zum September hier bei Ihnen leben."

Er lachte ohne Grund und setzte sich neben sie.

„Ich sitze hier und sehe von hier aus auf Mama", sagte Nadja. „Sie erscheint von hier aus so jung! Meine Mutter hat natürlich ihre Schwächen," fügte sie hinzu und schwieg eine Weile, „trotz allem ist sie aber eine ungewöhnliche Frau."

„Ja, eine gute Frau . . ." stimmte Sascha bei. „Ihre Mutter ist in ihrer Art selbstverständlich eine sehr gute und liebe Frau, aber . . . wie soll ich es Ihnen erklären? Heute morgen früh kam ich in die Küche und sehe, daß vier der Dienstboten direkt auf dem Fußboden schlafen, Betten sind keine da, statt dessen Lumpen, Gestank, Wanzen und Schwaben . . ., genau wie vor zwanzig Jahren, nichts hat sich geändert. Nun, die Großmutter . . . Gott sei mit ihr, dafür ist sie auch die Großmutter; doch Ihre Mutter, gewiß, sie spricht Französisch, besucht das Theater . . . Vielleicht könnte man es verstehen."

Als Sascha dieses sagte, streckte er vor der Zuhörerin zwei lange, dünne Finger aus.

„Es kommt mir hier alles so wüst vor, weil es mir ungewohnt ist", fuhr er fort. „Weiß der Teufel, niemand tut hier etwas. Mama geht den ganzen Tag bloß spazieren, Großmutter tut auch nichts, Sie — ebenfalls. Und der Bräutigam Andrei Andrejewitsch tut gleichfalls nichts."

Nadja hatte dieses alles schon im vergangenen Jahre gehört und wohl auch im vorherigen, und sie wußte, daß Sascha nicht anders urteilen konnte, aber was sie früher amüsierte, erschien ihr jetzt aus irgendeinem Grunde ärgerlich.

„Alles dieses ist nichts Neues und längst langweilig", sagte sie und stand auf. „Sie hätten sich etwas Neues ausdenken sollen."

Er lachte und erhob sich gleichfalls, worauf beide dem Hause zuschritten. Sie, hoch gewachsen, hübsch und schlank, erschien jetzt neben ihm sehr schön und zierlich; sie fühlte das, er tat ihr leid, und es war ihr peinlich.

„Sie reden viel Unnützes", sagte sie. „Eben noch haben Sie über meinen Andrei gesprochen, und Sie kennen ihn doch gar nicht."

„Meinen Andrei . . . Gott sei mit ihm, mit Ihrem Andrei! Ich habe nur Mitleid mit Ihrer Jugend."

Als sie in den Salon kamen, hatte man schon zum Abendessen Platz genommen. Die Großmutter, oder, wie sie im Hause genannt wurde, Babulja, sehr dick und häßlich, mit dichten Brauen und einem kleinen Schnurrbart, sprach laut, und schon ihrer Stimme nach und der Art zu sprechen war zu erkennen, daß sie die älteste im Hause

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

war. Ihr gehörten die Kaufbuden auf dem Jahrmarkt und das alte Haus mit den Säulen und dem Garten, und jeden Morgen betete sie, Gott möge es vor Zerstörung bewahren, wobei sie weinte. Und ihre Schwiegertochter Nina Iwanowna, die Mutter Nadjas, blond, stark geschnürt, mit einem Pincenez und Brillanten an jedem Finger; und der Vater Andrei, alt, mager, zahnlos und einem Ausdruck, als wenn er jeden Augenblick etwas ungemein Spaßhaftes erzählen wollte; und sein Sohn Andrei Andrejewitsch, der Bräutigam Nadjas, gut gewachsen und hübsch, mit wehenden Haaren, einem Schauspieler oder Künstler ähnlich — alle drei sprachen sie über den Hypnotismus.

„Du wirst hier bei mir in einer Woche gesund werden", sagte die Babulja, indem sie sich an Sascha wandte. „Nur mußt du mehr essen. Und", sie stieß einen Seufzer aus, „furchtbar elend bist du geworden, und wie siehst du aus, gerade wie der verlorene Sohn."

„Da er nun all' das Seine verzehrt hatte," sagte Vater Andrei langsam mit lachenden Augen, „weidete der Verlorene die unvernünftigen Säue und begehrte seinen Bauch zu füllen mit Trebern."

„Ich liebe mein Väterchen", sagte Andrei Andrejewitsch und berührte die Schulter des Vaters. „Ein herrlicher, ein guter alter Mann."

Alle verstummten. Plötzlich lachte Sascha auf und hielt sich die Serviette vor den Mund.

„Glauben Sie mithin an den Hypnotismus?" fragte der Vater Andrei Nina Iwanowna.

„Ich kann natürlich nicht behaupten, daß ich daran glaube", antwortete Nina Iwanowna, indem sie ihrem Gesicht einen überaus ernsten, ja strengen Ausdruck verlieh. „Aber ich muß zugeben, daß in der Natur viel Geheimnisvolles und Unverständliches ist."

„Vollkommen einverstanden, obgleich ich hinzufügen muß, daß durch den Glauben das Gebiet des Geheimnisvollen wesentlich zusammengeschrumpft ist."

Es wurde ein großer, sehr fetter Truthahn aufgetragen, Vater Andrei und Nina Iwanowna setzten ihr Gespräch fort. An den Fingern der Nina Iwanowna blitzten die Brillanten, bald erglänzten Tränen in ihren Augen, sie erregte sich.

„Wenn ich es auch nicht wage, mit Ihnen zu streiten," sagte sie, „so müssen Sie doch zugeben, daß es im Leben so viele unlösbare Rätsel gibt!"

„Nicht ein einziges, wage ich Sie zu versichern."

Nach dem Abendessen spielte Andrei Andrejewitsch die Geige, und Nina Iwanowna begleitete ihn auf dem Flügel. Vor zehn Jahren hatte er auf der Universität die philologische Fakultät beendet. Er hatte aber nirgends eine Stelle, beschäftigte sich mit nichts Bestimmtem und nahm nur bisweilen an Wohltätigkeitskonzerten teil; in der Stadt aber wurde er Künstler genannt.

Andrei Andrejewitsch spielte; schweigend hörte alles zu. Auf dem Tisch sang leise der Samowar, aber nur Sascha trank Tee. Da, als es zwölf Uhr schlug, sprang plötzlich eine Saite der Violine, alle lachten, erhoben sich und begannen sich zu verabschieden.

Nachdem sie den Bräutigam hinausbegleitet hatte, ging Nadja nach oben, wo sie mit ihrer Mutter wohnte. (Die untere Etage hatte die Großmutter inne.) Unten im Salon wurden die Lichter gelöscht, Sascha aber saß noch immer und trank seinen Tee. Er trank immer seinen Tee lange, auf „Moskauisch", bis zu sieben Gläser in einer Sitzung. Nachdem Nadja sich entkleidet hatte und im Bett lag, konnte sie noch lange hören, wie die Dienstboten unten abräumten, wie die Großmutter sich erzürnte. Endlich wurde alles still, und nur hin und wieder hörte man in seinem Zimmer unten Sascha in tiefem Baß schnarchen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

II

Als Nadja erwachte, es war gegen zwei Uhr, begann der Morgen zu dämmern. Irgendwo in der Ferne stapfte der Nachtwächter. Die Lust zum Schlafen war vergangen, es war weich und ungemütlich zu liegen. Nadja setzte sich, wie in allen früheren Mainächten, im Bett auf und begann nachzudenken. Die Gedanken waren aber immer dieselben, wie die der vergangenen Nacht, es waren einförmige, unnütze, unentwirrbare Gedanken, wie Andrei Andrejewitsch ihr den Hof zu machen begann und bei ihr ansprach, wie sie ihr Jawort gab und ganz allmählich diesen guten, klugen Menschen schätzen lernte. Weshalb aber begann sie jetzt, wo bis zur Hochzeit noch kaum ein Monat hin war, Furcht zu empfinden, eine Unruhe, wie vor etwas Unbestimmtem, Schwerem, das sie erwartete.

Tik, tok, tik, tok . . . stampfte faul der Nachtwächter dahin. Tik, tok . . .

Durch das große alte Fenster ist der Garten zu sehen, weiterhin Sträucher von mit Blütendolden bedecktem Flieder, matt und welk von der Kälte, und weißer, dichter Nebel schwimmt leise, langsam auf den Flieder zu, als wolle er ihn bedecken. Auf fernen Bäumen schreien die Saatkrähen.

Vielleicht empfindet jede Braut vor der Hochzeit so, wer kann es wissen! Oder liegt hier ein Einfluß Saschas vor? Aber Sascha redet schließlich schon einige Jahre lang ein und dasselbe, wie nach Diktat, und was er redet, erscheint naiv und merkwürdig. Weshalb aber geht mir Sascha nicht aus dem Kopf? Weshalb?

Der Wächter ist längst nicht mehr zu hören. Unter dem Fenster und im Garten haben die Vögel angefangen zu lärmen, der Nebel ist verschwunden, und wie ein Lächeln erstrahlt alles in der Runde im Licht des Frühlings. Bald belebte sich der Garten, erwärmt, geliebkost von der Sonne, die Tautropfen glänzten gleich Diamanten auf den Blättern; und der alte, seit langem vernachlässigte Garten erschien an diesem Morgen jung und gepflegt.

Die Großmutter erwachte. Sascha hustete im groben Baß. Man hörte, wie unten der Samowar aufgestellt wurde, wie die Stühle gerückt wurden.

Langsam schleichen die Stunden hin. Nadja war längst aufgestanden und schlenderte seit längerer Zeit schon im Garten umher. Aber immer noch zieht sich der Morgen hin.

Da erschien Nina Iwanowna, verweint, in der Hand ein Glas, gefüllt mit Mineralwasser. Sie beschäftigte sich mit Spiritismus und Homöopathie, las viel, liebte es, sich über die Zweifel, denen sie unterworfen war, zu unterhalten, und alles dieses, so schien es Nadja, schloß einen tiefen, geheimnisvollen Sinn in sich. Nadja küßte die Mutter und schloß sich ihr an.

„Worüber weintest du, Mama?“ fragte sie.

„In der vergangenen Nacht begann ich eine Erzählung zu lesen, in welcher von einem alten Mann und seiner Tochter die Rede ist. Der Alte hat irgendwo eine Anstellung, und sein Vorgesetzter verliebt sich in die Tochter. Ich habe die Erzählung nicht zu Ende gelesen, da ist aber eine Stelle enthalten, die es einem schwer macht, sich der Tränen zu erwehren“, sagte Nina Iwanowna und schlürfte aus dem Glase. „Heute morgen dachte ich daran und mußte wieder weinen.“

„Und mir erscheinen alle diese Tage so unerfreulich“, sagte Nadja und schwieg eine Weile. „Weshalb kann ich in den Nächten nicht schlafen?“

„Ich weiß es nicht, meine Liebe. Wenn ich des Nachts nicht schlafen kann, dann schließe ich die Augen so fest ich irgend kann, siehe so, und zaubere mir Anna Karenina vor, wie sie geht und spricht, oder etwas Historisches aus der vergangenen Welt.“

Nadja fühlte, daß die Mutter sie nicht verstehe und nicht verstehen könne. Sie fühlte es zum ersten Male im Leben. Es erschien ihr schrecklich. Sie wollte sich verstecken und ging hinauf in ihre Stube.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Um zwei Uhr versammelte man sich um den Mittagstisch. Es war ein Mittwoch, ein Fasttag, und der Großmutter wurde Fastensuppe gereicht und Zander mit Grütze.

Um die Großmutter zu necken, aß Sascha sowohl seine fastenwidrige als auch die Fastensuppe. Er scherzte während der ganzen Zeit des Mittagessens, seine Scherze aber kamen ungeschickt heraus, waren beständig gegen die Moral gerichtet, und es war keinem zum Lachen zumute, wenn er vor jedem Witz seine äußerst langen, abgemagerten, totenähnlichen Finger erhob; und wenn man bedachte, daß er schwer krank war und möglicherweise nicht lange mehr auf dieser Welt zu leben hätte, so konnte er einem bis zu Tränen leid tun.

Nach dem Mittagessen ging die Großmutter auf ihre Stube, um sich auszuruhen. Nina Iwanowna klimperte etwas auf dem Flügel und verließ dann gleichfalls das Zimmer.

„Ach, liebe Nadja", begann Sascha sein gewohntes Nachmittagsgespräch. „Wenn Sie doch auf mich hören wollten! Wenn Sie doch wollten!" Sie hatte sich tief in einen altertümlichen Sessel zurückgelehnt und die Augen geschlossen, und er ging leise im Zimmer auf und ab, aus einer Ecke in die andere.

„Wenn Sie doch fortgehen wollten und etwas lernen!" sagte er. „Nur die Aufgeklärten und Heiligen interessieren einen, nur sie sind nötig. Denn sehen Sie, je mehr es solche gibt, desto eher kommt das Reich Gottes auf die Erde. Von Eurer Stadt bleibt dann kein Stein auf dem andern, alles wird verkehrt, verändert sich wie durch Zauberei. Dann werden hier ungeheure, unbeschreiblich prächtige Häuser sein, wunderbare Gärten, Springbrunnen, wie man sie nie gekannt, hervorragende Menschen . . . Das ist aber nicht das Wesentliche, die Hauptsache ist, daß der Plebs in unserem Sinn, wie wir ihn jetzt sehen, daß dieses Übel dann nicht mehr vorhanden sein wird, weil jeder dann einen festen Glauben haben wird, jeder wissen wird, wofür er lebt, und niemand mehr Streit suchen wird."

„Liebling, Täubchen, reisen Sie fort! Zeigen Sie allen, daß Ihnen dieses erstarrte, graue, sündige Leben zum Überdruß ist, zeigen Sie es meinetwegen sich selbst!"

„Es geht nicht, Sascha. Ich werde heiraten."

„Ach, hören Sie auf! Wer hat das nötig." Sie traten in den Garten hinaus und ergingen sich dort.

„Wie dem auch sei, meine Liebe, Sie müssen bedenken, müssen begreifen, wie unrein, unmoralisch dieses ihr inhaltloses Leben ist", fuhr Sascha fort. „Begreifen Sie doch, wenn z. B. Sie und Ihre Mutter und Großmutter nichts tun, so arbeitet folglicherweise für Sie ein anderer, Sie ernähren sich von fremdem Leben, ist so etwas rein, ist es nicht Schmutz?"

Nadja wollte erwidern: „Ja, Sie haben recht", wollte sagen, daß sie ihn verstände; aber die Tränen traten ihr in die Augen, sie verstummte plötzlich, wurde verschlossen und ging ins Haus.

Vor Anbruch des Abends erschien Andrei Andrejewitsch und spielte seiner Gewohnheit nach lange auf der Geige. Er war im allgemeinen wortkarg und liebte die Geige vielleicht gerade deshalb, weil er während des Spiels schweigen konnte. Als es elf schlug und er im Begriff stand, nach Hause zu gehen, schon im Mantel, umarmte er Nadja und bedeckte ihr Antlitz, Schultern und Hände mit durstigen Küssen.

„Meine Teure, mein Liebling!" . . . murmelte er. „O, wie bin ich glücklich! Ich werde wahnsinnig vor Entzücken!" Und ihr schien es, daß sie das alles schon längst gehört hatte, schon vor langer Zeit, oder hatte sie es irgendwo gelesen . . . in einem alten, zerrissenen, längst schon fortgeworfenen Roman.

Im Salon saß Sascha am Tisch und trank Tee, indem er die Untertasse auf seinen fünf langen Fingern balancierte; die Großmutter legte Patience. Nina

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Iwanowna las. Die Lampe summte und alles schien erfüllt von Friede und Glück. Nadja verabschiedete sich und ging nach oben in ihre Stube, wo sie sich zu Bett legte und sofort einschlief. Aber wie in der vergangenen Nacht erwachte sie, als der Morgen dämmerte. Der Schlaf war ihr vergangen, schwer und unruhig lag es ihr auf der Seele. Sie setzte sich auf und dachte, den Kopf auf die Knie gestützt, an den Bräutigam, die Hochzeit . . . Sie erinnerte sich, daß ihre Mutter ihren verstorbenen Mann nicht geliebt hatte und jetzt nichts besaß, in vollkommener Abhängigkeit von ihrer Schwiegermutter, der Babulja, lebte. Und wie ihre Gedanken so schweiften, konnte sie sich mit einem Male nicht erklären, weshalb sie bisher in ihrer Mutter etwas Besonderes, Ungewöhnliches gesehen hatte, und nicht nur die einfache, gewöhnliche, unglückliche Frau. Auch Sascha schlief nicht, man hörte ihn unten husten. Dieser merkwürdige kindliche Mensch, dachte Nadja, und aus seinen Phantasien, allen diesen wunderbaren Gärten, ungewöhnlichen Springbrunnen fühlt man etwas Absurdes; weshalb aber ist in seiner Naivität, sogar in diesem Unsinn so viel Schönes, daß allein schon der Gedanke, fortzugehen und zu lernen, meine Brust mit Freude und Entzücken erfüllt.

„Aber lieber nicht denken, nicht denken", flüsterte sie. „Ich darf an so etwas nicht denken."

Tik — tok . . . stampfte irgendwo in der Ferne der Nachtwächter. Tik — tok . . . tik — tok . . .

III

Mitte Juni begann Sascha sich zu langweilen und bereitete sich vor, nach Moskau zu fahren.

„Ich kann in dieser Stadt nicht leben," sagte er finster, „es gibt hier keine Wasserleitung, keine Kanalisation! Vor dem Essen ekelt mir, in der Küche ist der unmöglichste Schmutz . . ."

„Warte doch, du verlorener Sohn", suchte die Großmutter im Flüsterton ihn zu überreden; „am siebenten ist doch die Hochzeit!"

„Ich will sie nicht mitmachen."

„Du wolltest aber doch bis zum September hier bleiben!"

„Jetzt will ich es aber nicht mehr. Ich will arbeiten!"

Der Sommer begann feucht und kalt, die Bäume tropften vor Nässe, alles im Garten machte einen ungastlichen, unfreundlichen Eindruck, man bekam wahrhaftig Lust zu arbeiten. Aus allen Räumen unten und oben erschallten fremde, weibliche Stimmen. In der Stube der Großmutter rasselte die Nähmaschine: man beeilte sich mit der Mitgift. Nadja erhielt allein sechs Pelze, und der billigste kostete nach den Worten der Großmutter dreihundert Rubel! Diese Eitelkeit erboste Sascha; er saß in seinem Zimmer und ärgerte sich; er wurde aber immer noch überredet zu bleiben und versprach schließlich am 1. Juli zu reisen, nicht früher.

Die Zeit verging schnell. Am Peterstag nach dem Mittagessen ging Andrei Andrejewitsch mit Nadja in die Moskausche Straße, um sich noch einmal das Haus anzusehen, welches für das junge Paar gemietet worden und längst schon instand gesetzt worden war. Es war ein zweistöckiges Gebäude, aber nur das obere Stockwerk war eingerichtet. Im Salon war ein glänzender Parkettfußboden, Wiener Stühle, ein Flügel und Notengestell für die Geige. Es roch nach Farbe. An der Wand hing in goldenem Rahmen ein großes Ölgemälde: eine nackte Frau und neben ihr eine lilafarbene Vase mit abgeschlagenem Henkel.

Andrei Andrejewitsch sprach — „ein wunderbares Bild —", er stöhnte vor Begeisterung. „Es ist vom Maler Schischmatschewski."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nebenan befand sich die Wohnstube mit rundem Tisch, einem Diwan und Stühlen, die mit himmelblauem Stoff bezogen waren. Über dem Diwan hing eine große Photographie des Vaters Andrei, angetan mit der Kamilawka *) und allen Orden. Von hier kamen sie in das Speisezimmer mit dem Büfett und weiterhin ins Schlafzimmer; hier standen im Halbdunkel nebeneinander die beiden Betten, und es war augenscheinlich, daß man bei seiner Einrichtung davon ausgegangen war, daß es hier immer sehr schön und harmonisch sein würde, ja, daß es anders gar nicht sein könnte. Andrei Andrejewitsch führte Nadja durch die Räume und hielt sie die ganze Zeit über um die Taille gefaßt, sie aber fühlte sich schwach, schuldbewußt, haßte alle diese Zimmer, Betten, Stühle, die nackte Frau war ihr widerwärtig. Es kam ihr immer mehr zum Bewußtsein, daß sie aufgehört hatte, Andrei Andrejewitsch zu lieben, ihn vielleicht nie geliebt hatte; aber wie sollte sie das sagen, wem, ja weshalb überhaupt? Sie verstand das alles nicht, konnte es nicht verstehen, obwohl sie alle die Tage und Nächte darüber grübelte. Er hielt ihre Taille umfaßt, sprach so zärtlich und bescheiden zu ihr, war beim Rundgang durch diese seine Wohnung so glücklich; sie aber sah in all diesem nur Gemeinheit, dumme, naive, unerträgliche Gemeinheit, und seine Hand, die ihre Taille umspannte, erschien ihr hart und kalt wie ein eiserner Ring. Und jeden Augenblick war sie bereit, fortzulaufen, zu weinen, sich aus dem Fenster zu stürzen. Andrei Andrejewitsch führte sie in das Badezimmer, berührte den in die Wand eingemauerten Wasserhahn und sofort schoß das Wasser hervor.

„Wie, was sagst du nun?“ sagte er und lachte. „Ich habe befohlen, im Dachraum ein Reservoir aufzustellen, es enthält 100 Eimer, siehst du, jetzt werden wir immer Wasser haben.“ Sie gingen über den Hof, kamen von da auf die Straße und nahmen eine Droschke. Dichte Staubwolken erfüllten die Luft, und es hatte den Anschein, daß es bald regnen würde.

„Friert dich nicht?“ fragte Andrei Andrejewitsch, der Staub kam ihm in die Augen, so daß er blinzeln mußte.

Sie schwieg.

„Gestern machte mir Sascha darüber Vorwürfe, daß ich nichts tue. Du entsinnst dich dessen“, sagte er und schwieg eine Weile. „Nun, er hat recht, vollkommen recht! Ich tue nichts und kann auch nichts tun. Meine Teure, warum ist mir schon der Gedanke allein, mir eine Kokarde an die Stirn zu heften und einen Dienst anzutreten, so widerwärtig? Warum wird mir schon schlecht, wenn ich einen Advokaten sehe, einen Lateinlehrer oder Bureaubeamten? O Mütterchen Rußland! O Mütterchen Rußland! Wieviel Müßige und Unnütze laufen auf dir herum! Wieviel solche, wie ich einer bin, du Schwergeprüfte!“

Und die Tatsache, daß er nichts tat, verallgemeinerte er, sah in ihr das Zeichen der Zeit.

„Wenn wir geheiratet haben,“ fuhr er fort, „dann wollen wir zusammen aufs Land ziehen und wollen dort arbeiten! Wir kaufen uns ein kleines Stück Land mit einem Garten und Fluß, wir wollen arbeiten, das Leben beobachten . . . O, wird das schön sein!“

Er nahm den Hut ab, der Wind zerwühlte seine Haare, und sie hörte ihm zu und dachte: O Gott, o Gott, ich will nach Hause! Fast zu Hause angelangt, überholten sie den Vater Andrei.

„Sieh', da geht ja der Vater!“ rief Andrei Andrejewitsch erfreut und winkte mit dem Hut. „Ich liebe mein Väterchen, wahrhaftig“, sagte er, während er den Kutscher entlohnte. „Ein prachtvoller, guter, alter Mann.“

*) Teil des russischen Priestergewandes.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nadja ging ins Haus, geärgert, krank beim Gedanken, daß den ganzen Abend wieder Gäste da sein würden, daß man sie unterhalten mußte, lächeln, dem Geigenspiel zuhören, daß man jeden Blödsinn würde anhören müssen und nur von der Hochzeit sprechen. Die Großmutter, wichtig in ihrem prächtigen Seidenkleide, anmaßend wie sie immer in Anwesenheit von Gästen erschien, hatte ihren Platz am Samowar. Vater Andrei trat mit seinem schlauen Lächeln ein.

„Ich habe das Vergnügen und den segensreichen Trost, Sie wohlauf zu sehen", sagte er, zur Großmutter gewandt, und es war schwer zu unterscheiden, ob er scherzte oder ernsthaft sprach.

IV

An den Fenstern am Dach rüttelte der Wind, pfiff ums Haus und sang traurig und melancholisch in den Schornsteinen. Es war ein Uhr nachts. Im Hause hatte sich alles schon zur Ruhe begeben, aber keiner schlief, und Nadja kam es die ganze Zeit über so vor, als ob unten die Geige gespielt würde. Ein scharfer Klang ertönte, wahrscheinlich riß eine Saite, gleich darauf trat, nur mit dem Hemd bekleidet, Nina Iwanowna ein, ein Licht in der Hand.

„Was war das für ein Ton, Nadja?" fragte sie.

Mit ihren in einen Zopf geflochtenen Haaren, ihrem schüchternen Lächeln erschien in dieser unruhigen Nacht die Mutter älter, häßlicher und kleiner. Nadja dachte daran, wie sie vor noch nicht langer Zeit ihre Mutter für eine ungewöhnliche Frau gehalten hatte und mit Stolz auf ihre Reden hörte; jetzt aber konnte sie sich auf keinen Fall ihrer Worte mehr erinnern; alles, was ihr ins Gedächtnis kam, war so verschwommen, gleichgültig.

Im Ofen sang der Wind in tiefen Baßtönen, und es klang wie: „A — ach m — e — i — n Gott!" Nadja setzte sich im Bett auf, und plötzlich griff sie sich wild in die Haare und schluchzte auf.

„Mama, Mama!" Die Worte überstürzten sich. „Meine Mutter, wenn du wüßtest, was in mir vorgeht! Ich bitte, ich beschwöre dich, erlaube mir fortzugehen! Ich flehe dich an!"

„Wohin?" fragte Nina Iwanowna, die nicht verstand, und setzte sich auf das Bett. „Wohin fortgehen?"

Nadja weinte ununterbrochen und konnte kein Wort hervorbringen.

„Erlaube mir, daß ich aus der Stadt fortgehe!" brachte sie endlich hervor. „Die Hochzeit darf und wird nicht stattfinden, begreife doch! Ich liebe diesen Menschen nicht . . . ich kann nicht einmal von ihm sprechen."

„Nein, mein Kind, nein." Nina Iwanowna, furchtbar erschrocken, kam schnell ins Reden hinein; „beruhige dich, du bist in einer krankhaften Geistesverfassung. Das wird vorübergehen. So etwas kommt vor. Wahrscheinlich hast du dich mit Andrei gezankt; aber: was sich liebt — das neckt sich."

„Gehe fort, Mama, gehe fort!" schluchzte Nadja auf.

„Ja", sagte Nina Iwanowna und schwieg wieder. „Es ist nicht lange her, als du noch ein Kind warst, ein kleines Mädchen, und jetzt bist du schon Braut. In der Natur findet ein beständiger Wechsel aller Dinge statt. Und du wirst es nicht merken, wie du selbst einst Mutter und eine alte Frau werden wirst und eine ebenso störrige Tochter haben wie ich."

„Liebe, Gute, du bist doch klug, bist unglücklich", sagte Nadja; „sehr unglücklich bist du, warum sprichst du solche Ungereimtheiten? Warum um Gottes willen?"

Nina Iwanowna wollte etwas erwidern, aber sie vermochte kein Wort hervorzubringen, schluchzte auf und ging hinaus. Die Bässe heulten wieder im Schornstein,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und plötzlich klang es ganz schauerlich. Nadja sprang aus dem Bett und eilte zur Mutter hinüber. Nina Iwanowna lag, zugedeckt mit einer blauen Decke, mit verweintem Gesicht im Bett und hielt ein Buch in den Händen.

„Mama, höre!" Nadja redete sich in Eifer. „Ich beschwöre dich, denke dich in mich hinein und versuche zu verstehen! Begreife doch nur, bis zu welchem Grade seicht und erniedrigend unser Leben ist. Mir sind die Augen geöffnet worden, und ich sehe jetzt alles. Was ist dein Andrei Andrejewitsch? Sieh', Mama, er ist doch kein kluger Mensch! Herr, mein Gott! Begreife doch nur, Mama, er ist dumm!"

Nina Iwanowna setzte sich heftig auf. „Du und deine Großmutter, ihr quält mich", sagte sie und schluchzte auf. „Ich will leben! Leben will ich!" wiederholte sie und schlug sich mit der Faust zweimal auf die Brust. „Gebt mir doch meine Freiheit! Ich bin noch jung, ich will leben, ihr aber habt aus mir eine Greisin gemacht!" . . .

Sie weinte herzbrechend, legte sich wieder hin und rollte sich unter der Decke zu einer Kugel zusammen, sie erschien so klein, bemitleidenswert und dumm. Nadja verließ sie wieder, kleidete sich an und erwartete, am Fenster sitzend, den Morgen. Die ganze Nacht saß sie so und grübelte, unten aber auf dem Hof trommelte jemand ununterbrochen gegen die Fensterläden und pfiff vor sich hin.

Am nächsten Morgen klagte die Großmutter, daß während der Nacht der Sturm alle Äpfel im Garten abgeschlagen hätte und einen alten Pflaumenbaum umgeworfen. Alles war grau, trostlos und trübe, obgleich das Feuer angemacht war; alles klagte über die Kälte, und der Regen schlug an die Fenster. Nachdem der Tee eingenommen, trat Nadja zu Sascha hin, ließ sich, ohne ein Wort zu sagen, in einem Winkel neben dem Stuhl auf die Knie nieder und bedeckte das Gesicht mit den Händen.

„Was hast du?" fragte Sascha.

„Ich kann nicht . . ." Sie sprach erregt. „Wie konnte ich früher hier leben, ich begreife, ich fasse es nicht! Meinen Bräutigam verachte ich, mich selbst, ich verachte dieses ganze, müßige, zwecklose Leben . . ."

„Nun, nun . . ." Sascha unterbrach sie; er verstand noch nicht, wo sie hinaus wollte. „Das tut nichts . . . das ist gut."

„Dieses Leben ist mir zum Überdruß", fuhr Nadja fort; „ich ertrage es hier auch nicht einen Tag länger. Morgen schon gehe ich von hier fort, nehmen Sie mich mit sich, um Gottes willen!"

Erstaunt sah Sascha eine Weile auf sie nieder; endlich begriff er und freute sich wie ein Kind. Er schwenkte die Arme und begann in seinen Pantoffeln umherzustampfen, als ob er vor Freude tanzen wollte.

„Großartig!" sagte er, sich die Hände reibend. „O Gott, wie ist das schön!"

Sie aber, ohne mit den Wimpern zu zucken, blickte wie verzaubert auf ihn mit großen, verliebten Augen, und erwartete jeden Augenblick, daß er ihr etwas Bedeutendes, grenzenlos Wichtiges sagen würde; er hatte ihr noch nichts erwidert, aber schon schien es ihr, als breitete sich vor ihr etwas bisher unbekanntes Neues und Weites aus, und voller Erwartungen schaute sie auf ihn, zu allem bereit, selbst zum Tode.

„Morgen reise ich ab", sagte er, nachdem er eine Weile überlegt hatte; „und Sie begleiten mich auf den Bahnhof . . . Ihr Gepäck nehme ich in meinen Koffer und werde die Fahrkarte für Sie lösen; beim dritten Abfahrtssignal kommen Sie zu mir in den Wagen, und fort reisen wir! Sie begleiten mich bis Moskau und fahren von dort allein nach Petersburg. Haben Sie einen Paß?"

„Ja."

„Ich schwöre Ihnen, Sie werden es nicht bedauern, nicht bereuen", sagte Sascha hingerissen. „Sie werden fortgehen und lernen, dort aber mag das Schicksal Sie

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geleiten. Wenn Sie Ihr Leben geändert haben werden, dann wird sich alles wandeln. Die Hauptsache ist — das Leben ändern, weiter ist nichts nötig. Und so also, reisen wir morgen?"

„Ja, o ja! Um Gottes willen!"

Es erschien Nadja, als sei sie überaus erregt, als laste es ihr so schwer auf der Seele, wie noch nie im Leben, und als kämen jetzt vor der Abreise die Leiden und quälenden Gedanken; aber kaum war sie nach oben in ihre Stube gekommen und hatte sich auf das Bett gelegt, als sie auch schon eingeschlafen war, und mit verweintem Gesicht, einem Lächeln auf den Lippen, schlief sie fest bis zum Morgen.

V

Es wurde nach einer Droschke geschickt. Nadja, schon im Hut und Mantel, ging nach oben, um noch einmal ihre Mutter und alle Ihrigen zu sehen; sie blieb neben dem noch warmen Bett stehen, sah sich noch einmal in ihrer Stube um und ging dann leise zur Mutter hinüber.

Nina Iwanowna schlief, es war still in dem Gemach. Nadja küßte die Mutter, ordnete ihr die Haare, stand wohl zwei Minuten bei ihr . . . dann ging sie langsam nach unten.

Draußen ging ein starker Regen nieder. Eine Droschke mit aufgeschlagenem, nassem Verdeck hielt vor der Anfahrt.

„Du wirst nicht Platz haben bei ihm, Nadja", sagte die Großmutter, während das Mädchen die Koffer aufzuladen begann. „Und ein Vergnügen daran zu haben, bei solch einem Wetter ihn zu begleiten! Du hättest zu Hause bleiben sollen. Sieh' doch nur, wie es regnet!"

Nadja wollte etwas erwidern, konnte aber kein Wort hervorbringen. Sascha hob Nadja in den Wagen, bedeckte ihre Knie mit einer Decke. Dann setzte er sich selbst neben sie.

„Glück auf den Weg! Und Gottes Segen!" rief die Großmutter vom Balkon hinab.

„Du aber, Sascha, schreibe uns aus Moskau!"

„Jawohl, auf Wiedersehn, Babulja!"

„Die Himmelskönigin behüte dich!"

„Nun, das ist aber ein Wetter!" brummte Sascha.

Jetzt erst begann Nadja zu weinen. Jetzt erst kam ihr das Unabänderliche ihres Fortgehens zum Bewußtsein, woran sie beim Abschiednehmen von der Großmutter, beim Anblick der Mutter nicht geglaubt hatte. Lebe wohl, Heimatstadt! Und plötzlich kam ihr alles wieder ins Gedächtnis: Andrei und sein Vater, die neue Wohnung und die nackte Frau mit der Vase; aber alles dieses schreckte sie nicht mehr, lastete nicht mehr auf ihr, alles dieses erschien ihr kindlich, geringfügig und verschwand mehr und mehr in der Ferne. Als sie aber im Eisenbahnwagen saßen und der Zug sich in Bewegung setzte, da ballte sich alles, was in der Vergangenheit lag, alles dieses Große und Ernste in der Erinnerung zu einem kleinen Klumpen zusammen, und die ungeheure, weite Zukunft, die bisher so wenig bemerkbar gewesen, tat sich vor ihren Blicken auf. Der Regen trommelte an die Fenster des Eisenbahnwagens, ein grünes Feld war zu sehen, Telegraphenstangen, auf deren Drähten Vögel saßen, flogen blitzschnell vorüber, und plötzlich atmete sie mit freudegeschwellter Brust tief auf: es kam ihr zum Bewußtsein, daß sie ja in die Freiheit hinausging, daß sie lernen wollte, und vergessen war, daß man einst vor langer Zeit so etwas in die Sklaverei gehen nannte.

Sie lachte, weinte und betete.

„Tut nichts," sagte Sascha schmunzelnd, „tut nichts!"

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

VI

Der Herbst ging vorüber, es verging der Winter. Nadja ward von heftiger Sehnsucht heimgesucht und dachte täglich an die Mutter und Großmutter, dachte an Sascha. Aus dem Elternhause erhielt sie stille, gute Briefe, und alles, so schien es ihr, war bereits vergeben und vergessen. Im Mai, nach bestandenem Examen, fuhr sie fröhlich und gesund nach Hause und unterbrach in Moskau ihre Reise, um Sascha wiederzusehen. Er war genau derselbe geblieben, der er im vergangenen Sommer gewesen: bärtig, mit struppigem Kopf, in genau demselben Rock und denselben Segeltuchhosen, mit denselben großen, schönen Augen; sein Ausdruck aber war ein kranker, gequälter, er war älter und magerer geworden und hustete ununterbrochen. Und irgendwie erschien er Nadja graufarben und provinziell.

„Herrgott, da ist ja Nadja!" sagte er und lachte froh. „Mein liebes Täubchen!"

Sie ließen sich in der Buchdruckerei nieder, wo es vollgeraucht war und stark und atembeklemmend nach Tusche und Farben roch. Hierauf begaben sie sich in seine Stube, die gleichfalls vollgeraucht und vollgespuckt war; neben dem kalt gewordenen Samowar stand ein zerbrochener Teller mit einem schmutzigen Geldschein, und auf dem Tisch und dem Fußboden lag eine Menge toter Fliegen. Es war aus allem ersichtlich, daß Sascha sein persönliches Leben ohne irgendwelche Ordnung eingerichtet hatte, er lebte, wie es gerade kam, mit vollkommener Verachtung jeder Bequemlichkeit, und wenn jemand mit ihm über sein persönliches Glück, sein privates Leben und die Liebe zu ihm gesprochen hätte, so hätte er nicht verstanden und nur gelacht.

„Alles ist gut abgelaufen", berichtete Nadja eilfertig. „Mama besuchte mich im Herbst in Petersburg, erzählte, daß die Großmutter nicht zürnt, aber beständig in meine Stube geht und die Wände bekreuzigt." Sascha sah fröhlich drein, hustete aber und sprach mit einer Stimme, als ob sie einen Sprung bekommen hätte, und Nadja schaute die ganze Zeit auf ihn und wußte nicht recht, ob er tatsächlich ernstlich krank war oder ob es ihr nur so schien.

„Sascha, mein Lieber," sagte sie, „Sie sind doch krank!"

„Nein, es ist nichts. Ich bin krank, aber nicht sehr . . ."

„Ach, um Gottes willen," erregte sich Nadja, „weshalb kurieren Sie sich denn nicht, weshalb achten Sie nicht auf Ihre Gesundheit? Mein teurer, lieber Sascha." Sie redete auf ihn ein, und die Tränen stürzten ihr aus den Augen, und aus irgend welcher Vorstellung heraus erwuchsen vor ihren Augen Andrei Andrejewitsch und die nackte Frau mit der Vase, ihre ganze Vergangenheit, die ihr jetzt ebenso fern erschien, wie ihre Kindheit; und sie weinte darum, weil Sascha in ihren Augen nicht mehr der moderne, intelligente und interessante Mensch war, als welcher er ihr im vergangenen Jahr erschienen. „Lieber Sascha, Sie sind sehr, sehr krank. Ich weiß nicht, was ich täte, um Sie nicht so bleich und elend zu sehen. Ich schulde Ihnen so viel Dank. Sie können es sich gar nicht vorstellen, wieviel Sie für mich getan haben, mein guter Sascha! In Wahrheit sind Sie jetzt für mich der mir am allernächsten stehende, mir verwandteste Mensch."

Sie ließen sich nieder, unterhielten sich; und jetzt, nachdem Nadja den ganzen Winter hindurch in Petersburg zugebracht, schien es ihr, als ob von Sascha, seinen Worten, seinem Lächeln, ja seiner ganzen Person etwas Abgelebtes, Altmodisches zu ihr herüberwehte, wie etwas längst Verklungenes, schon zu Grabe Getragenes.

„Ich reise übermorgen an die Wolga", sagte Sascha; „nun, und da werde ich eine Kumyßkur brauchen. Ich will Kumyß trinken. Ein Freund von mir begleitet mich mit seiner Frau. Sie ist ein bewunderungswürdiger Mensch; die ganze Zeit

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über suche ich ihr einzubläuen, sie zu überreden, sie solle gehen und etwas lernen. Ich will, daß sie ihr Leben umkrempelt."

Sie fuhren auf den Bahnhof, indem sie sich weiter unterhielten. Sascha bewirtete sie mit Äpfeln, Tee; als aber der Zug sich in Bewegung setzte und er lächelnd mit dem Taschentuch winkte, da konnte man es seiner ganzen Erscheinung ansehen, daß er schwer krank war und kaum lange mehr leben würde.

Um die Mittagsstunde langte Nadja in ihrer Stadt an. Während der Fahrt vom Bahnhof nach Hause erschienen ihr die Straßen sehr breit, aber die Häuser klein und zusammengedrückt; Menschen waren keine zu sehen, und nur der deutsche Klavierstimmer in einem ausgeblichenen Mantel begegnete ihr. Und alle Häuser waren von Staub geradezu bedeckt. Die Großmutter, uralt geworden, wie früher dick und häßlich, ergriff Nadja an den Händen und weinte lange, indem sie das Gesicht an ihre Schulter lehnte und sich nicht loszureißen vermochte. Nina Iwanowna war gleichfalls sehr gealtert und sah elend aus, war ganz und gar abgemagert, aber wie früher geschnürt, und Brillanten glänzten an ihren Fingern.

„Mein Liebling!" sagte sie, am ganzen Körper zitternd. „Mein Liebling!"

Hierauf saßen sie zusammen und weinten, ohne ein Wort zu sagen. Es war ersichtlich, wie sowohl die Großmutter als auch die Mutter es fühlten, daß das Vergangene auf immer und unwiderruflich verloren war: verschwunden ist die Stellung innerhalb der Gesellschaft, die Ehre, die man früher besessen, das Recht, sich Gäste ins Haus zu laden; es ist, als wenn inmitten eines leichten, sorglosen Lebens plötzlich nachts die Polizei ins Haus dringt, eine Haussuchung vornimmt und der Hausherr sich als Fälscher erweist, als der Unterschlagung überführt — dann lebe wohl für immer, du leichtes, sorgloses Leben!

Nadja begab sich nach oben und erblickte dasselbe Bett, dieselben Fenster mit den weißen, spießbürgerlichen Vorhängen, und vom Fenster aus denselben Garten, der, von den Strahlen der Sonne übergossen, heiter und voll Leben erschien. Sie rückte sich einen Sessel heran, ließ sich darauf nieder und versank in Gedanken. Mit gutem Appetit speiste sie zu Mittag, trank ihren Tee mit schmackhafter, fetter Sahne, aber irgend etwas fehlte ihr, sie empfand eine Leere in den Zimmern, und die Decken erschienen ihr so niedrig. Als es Abend wurde, legte sie sich nieder, deckte sich zu, und es kam ihr plötzlich lächerlich vor, in diesem warmen, sehr weichen Bett zu liegen.

Nina Iwanowna erschien auf einen Augenblick und setzte sich mit dem Ausdruck einer Schuldigen, schüchtern und vorsichtig.

„Nun, wie fühlst du dich, Nadja?" fragte sie, und schwieg wieder eine Weile. „Bist du zufrieden? Sehr zufrieden?"

„Ja, Mama, ich bin zufrieden."

Nina Iwanowna erhob sich und bekreuzigte Nadja und die Stube.

„Und ich", sagte sie, „bin, wie du siehst, fromm geworden, weißt du, ich beschäftige mich jetzt nur noch mit Philosophie und muß denken, denken . . . und mir ist jetzt vieles klar geworden, so klar wie der Tag. Vor allem scheint es mir nötig, daß das ganze Leben wie durch ein Prismenglas hindurchgehen muß."

„Sage mir, Mama, wie steht es mit der Gesundheit der Großmutter?"

„Als wenn nichts gewesen wäre. Als du damals mit Sascha zusammen fortfuhrst und dein Telegramm anlangte, da fiel die Großmutter, kaum daß sie es gelesen hatte, hin. Drei Tage lag sie bewegungslos. Nachher betete und weinte sie ununterbrochen. Und jetzt ist sie wieder ganz die alte."

Sie erhob sich und ging in der Stube auf und ab.

Tik — tok . . . hörte man den Wächter. Tik — tok, tik — tok . . .

„Vor allem ist es nötig, daß das ganze Leben wie durch ein Prismenglas hin-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durchgeht", sprach sie; „das heißt mit anderen Worten, daß das Leben im Bewußtsein eines jeden in seine einfachsten Elemente aufgelöst wird, gewissermaßen in die sieben Grundfarben, und jedes dieser Elemente gesondert erforscht wird."

Nina Iwanowna redete noch eine Weile, und als sie hinausging, hörte es Nadja nicht mehr, da sie eingeschlafen war.

Der Mai verging, es brach der Juni an. Nadja hatte sich in die alten Verhältnisse wieder hineingefunden. Die Großmutter sorgte für den Samowar, wobei sie tief seufzte; Nina Iwanowna sprach über ihre Philosophie; sie lebte wie bisher wie eine Kostgängerin im Hause und mußte sich wegen jeder Kopeke an die Großmutter wenden. Es gab eine Unmenge Fliegen im Hause, und die Zimmerdecken schienen immer niedriger zu werden. Die Großmutter und Nina Iwanowna gingen nicht auf die Straße, aus Furcht, Vater Andrei und Andrei Andrejewitsch zu begegnen. Nadja ging durch den Garten, durch die Straßen, schaute auf die Häuser, die grauen Zäune, und es schien ihr, als sei alles in der Stadt alt und abgelebt, als stünde alles, von einem Ende bis zum andern, in der Erwartung auf etwas Junges, Neues. O, wenn doch nur bald dieses neue, helle Leben anbrechen wollte, wo man dem Schicksal gerade und kühn ins Auge sehen kann, sich des Gerechtseins seiner Sache bewußt, heiter und frei sein kann! Und dieses Leben wird früh oder spät einmal anbrechen! Denn die Zeit wird kommen, wo von dem Haus der Großmutter, in welchem alles so eingerichtet ist, daß die vier Dienstboten nicht anders wohnen können, als alle zusammen in einem unsauberen Raum im Kellergeschoß — die Zeit wird kommen, wo von diesem Hause auch nicht eine Spur nachbleiben wird, es vergessen werden und niemand sich seiner je mehr erinnern wird. Und die kleinen Jungen im benachbarten Hof amüsierten und zerstreuten Nadja; wenn sie im Garten spazieren ging, schlugen sie an den Zaun und neckten sie lachend.

„Braut! Bräutchen!"

Sascha schrieb aus Saratow. In seiner fröhlichen, tanzenden Schrift schrieb er, daß die Reise auf der Wolga zu seiner vollen Zufriedenheit vonstatten gegangen, daß er aber in Saratow etwas gekränkelt hätte, die Stimme verloren und seit zwei Wochen im Krankenhaus liege. Ihr ward es klar, was das bedeutete, und ein Vorgefühl bemächtigte sich ihrer, das der Gewißheit nahe kam. Und es war ihr unangenehm, daß dieses Vorgefühl, daß diese Gedanken an Sascha sie nicht so erregten wie früher. Sie verlangte leidenschaftlich nach dem Leben, sie sehnte sich nach Petersburg, und die Bekanntschaft mit Sascha erschien ihr wie in lieber, aber ferner, ferner Vergangenheit! Sie konnte die ganze Nacht hindurch nicht schlafen und setzte sich am Morgen ans Fenster, um zu lauschen. Und in der Tat, es ertönten unten Stimmen; die Großmutter begann mit erregter Stimme etwas zu fragen. Dann fing jemand an zu weinen . . . Als Nadja nach unten kam, stand die Großmutter in einem Winkel und betete, und ihr Gesicht war verweint. Auf dem Tisch lag ein Telegramm.

Nadja ging lange in der Stube umher. In ihren Ohren klang das Weinen der Großmutter; dann nahm sie das Telegramm und las es durch. Es enthielt die Nachricht, daß gestern morgen Alexander Timofejewitsch, oder einfach Sascha, in Saratow an der Schwindsucht gestorben war.

Die Großmutter und Nina Iwanowna begaben sich in die Kirche, um eine Seelenmesse zu bestellen. Nadja aber ging noch lange in Gedanken versunken umher. Sie erkannte klar, daß ihr Leben sich gewandelt hatte, so wie Sascha es gewollt, daß sie hier allein war, fremd, unnütz, und daß sie alles hier nicht nötig hatte; daß ihre ganze Vergangenheit losgerissen und verschwunden war, verbrannt und die Asche vom Wind verweht.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie trat in „Saschas Stube", blieb dort stehen.

„Lebe wohl, lieber Sascha!" dachte sie, und vor ihr entfaltete sich das neue, weite, freie Leben, und dieses Leben, undeutlich noch, voller Geheimnisse, zog sie an und lockte sie.

Sie begab sich nach oben, um ihre Sachen zu packen, und am nächsten Morgen verabschiedete sie sich von den Ihrigen, und im ganzen Wesen lebendig, fröhlich verließ sie die Stadt.

Wie sie glaubte für immer.

Oswald von Wolkenstein

Von

Gustav Roethe

Wem geraubtes deutsches Land auf der Seele brennt, der wird die Heimat Andreas Hofers nicht vergessen, die tapferes Bauerntum einst in zäher Treue gegen französische Gewalt verteidigte; Südtirol, das Bozener Land und der Vintschgau, war trotz eingesprengter romanischer (kaum italienischer) Mundarten schon im Mittelalter ein Land kräftiger deutscher Kultur, unbestritten ein Glied des Deutschen Reiches: schlimm genug, daß es nötig ist, solche geschichtlichen Tatsachen den Deutschen immer wieder ins Gedächtnis zurückzurufen. Noch heute halten dort die Bergnamen manche Erinnerungen an den großen Dietrich von Bern fest. Auf diesen Höhen stritt er mit Ecke und seinem riesischen Geschlecht, das auf Schloß Runkelstein bei Bozen in berühmten Fresken dargestellt ist. Wer einmal vom Bozener Waltherplatz an schönem Abend den leuchtenden Märchenglanz des Rosengartens mit seinem phantastischen Zackengewirr angestaunt hat, der dachte, war er deutscher Sage kundig, auch daran, daß dort oben an der Laurinswand der Zwergkönig sein Gartl hegte, dessen schützenden Faden Dietrichs Recken übermütig zerrissen. Und im Vintschgau, dem Tale von Meran, sang der Spielmann und las der Ritter einst gern von der Nibelungen Not: ein stattlicher Teil unserer Nibelungenhandschriften weist auf südtirolischen Ursprung. Berühmte deutsche Heldenbücher, auch die köstliche Ambraser Handschrift Kaiser Maximilians, schrieb man an der Etsch. Mitten auf dem Hauptplatz Bozens aber steht — oder stand noch vor kurzem — das Denkmal Walthers von der Vogelweide, abwehrend gen Süden gewendet, das Standbild des Sängers, der zuerst den Gegensatz deutscher Zucht zu welscher Untreue dichterisch anklingen ließ. Kein Wunder, wenn das heutige Italien eine Drusussäule an seine Stelle zu setzen gedenkt!

Ob Walther, wie die Stifter jenes Denkmals annahmen, wirklich aus dem Laiener Ried bei Waidbruck stammte, also selbst Südtiroler war, das steht nicht fest. Aber nicht weit von dem vielbesprochenen Vogelweiderhof ragt, am Ausgang des Grödner Tals zur Eisackspalte, das stattliche Schloß Trostburg auf, in dem etwa 1377 ein anderer bedeutender deutscher Lyriker, Herr Oswald von Wolkenstein, aus berühmtem, noch heute blühendem Tiroler Geschlecht, zur Welt kam. Und wer den donnernden Grödner Bergbach aufwärts verfolgt, der erreicht nach ein paar Stunden herrlicher Wanderung auch Wolkenstein selbst, die heute verfallene graue Ruine an der Felswand von St. Maria. Wer dann vom nahen Schlern zu der gesegneten Seiser Alp herabsteigt, den führt sein Pfad vorbei an einem dunkeln Felskogel im Walde, von dem die grauen Burgmauern Hauensteins uns noch heute grüßen, und es währt nicht lange, so hat der Wanderer das

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

malerische enge Bergstädtchen Kastelrut erreicht, wo die Wolkensteiner gleichfalls Häuser hatten. Das alles ist Oswalds Heimat, das Land seiner Kindheit und seines Alters, wunderreich im überraschenden Wechsel blühender grüner und farbiger Fruchtbarkeit mit wilder, starrer Felsenöde. Denn über den saftigen Alpen erheben sich ringsum die Wahrzeichen dieser Lande, die grotesken, in Form und Farbe gleich seltsamen Kalkgebilde der Dolomiten, angeblich alte Korallenriffe. Wer im Sonnenglanz, zumal im Abendleuchten, die durchsichtige Pracht ihres Weiß und Gelb und Rot geschaut, wer erlebt hat, wie diese Zacken und Klippen bei jedem Beleuchtungswechsel, bei jedem Schritt des Bergsteigers sich traumhaft wandeln, als wären es tolle Ausgeburten des Gehirns und nicht solide Felsklötze, der begreift, daß ein Sohn dieses Landes selbst einen Stich ins Bizarre bekommen mußte. Zu den erhabenen, weiß leuchtenden Gipfelriesen unserer Dichtung gehört Herr Oswald von Wolkenstein nicht; aber als eine sonderbar anziehende Dolomitenzacke, die weite Ausblicke über jene Wunderwelt gestattet, darf er schon gelten; und es gibt Kletterer, denen die Dajolett-Türme weit fesselnder sind als der Montblanc.

Man hat Oswald gern den letzten Minnesänger genannt und ihn so mit einem wehmütig melancholischen Hauch umkleidet. Das ist unberechtigt. Er hat vom Minnesang viel gelernt; aber ein unbändiger persönlicher Realismus siegt in ihm über die typischen Gestalten und verklärenden Formen der höfischen Gesellschaftskunst. Er weiß schon von Dante und Petrarca, und wir ahnen einen Vorschmack humanistischer Art, wenn sich in seinen Versen rückhaltloser Individualismus ankündigt, wenn sein aufpeitschender Abenteuerdurst nicht in Büchern und zeitloser Ferne, sondern in scharf auffassender prickelnder Reisefreudigkeit sich befriedigt. Er hebt sich grell aus dem eintönigen Spatzengezwitscher hervor, das Schiller, der mittelhochdeutschen Sprache unkundig, aus dem Minnesange herauszuhören glaubt. Wir haben von Oswald zwei Porträts, beide durch ihn selbst veranlaßt: das eine, auf seinem Marmordenkstein im Brixener Dom, zeigt ihn mit geflochtenem, langem Bart, das andere bartlos, einäugig, mit breitem Gesicht und hängender Lippe, beide im Festgewand und Ordensschmuck, beide von besonderem Ausdruck: man spürt sofort, der Wolkensteiner wünschte, ähnlich gestaltet zu werden. Das war damals etwas Neues. Die Bilder der Minnesänger in der Manesseschen Handschrift bringen Typen, ohne jeden Anspruch auf Treue.

Wenn man in den Seitenschiffen des Mainzer Domes an den Grabsteinen der alten Erzbischöfe vorbeischreitet, so beobachtet man mit Freude, wie sich der farblos fromme Grundtypus bis zum 16. Jahrhundert mehr und mehr zum lebensvollen charakteristischen Porträt entwickelt. Die bildende Kunst spiegelt da ein allgemein gültiges Zeitverhältnis wider. Der mittelalterliche Mensch, durch Imperium, Kirche, Stand, Familie, Heimat überall bedingt, durch die starken Fesseln der Tradition gelähmt, wurde sich seiner Persönlichkeit kaum bewußt: brutal in seinen weltlichen Interessen, bleibt er im Geistigen schüchtern. Originalität, für uns ein hohes künstlerisches, ja menschliches Lob, wurde selbst von denen verleugnet, die diesen Vorzug besaßen: Wolfram von Eschenbach fingiert für seine genial tiefsinnigen Erfindungen fremdartige Quellen, um nur frei von der Leber weg dichten zu dürfen, ohne als Lügner zu gelten. Vom Lyriker erwarten wir seit Goethe den Ausdruck des Erlebten, Gelegenheitsdichtung im höchsten Sinne, Geständnisse von reiner Wahrhaftigkeit; dem Mittelalter ist das Minnelied eine gesellschaftliche Übung, die zum guten Ton, zur Ritterbildung gehört, in der aber zuviel der Persönlichkeit, echte Schilderungen des Eigenlebens nur taktlos und aufdringlich wirken könnten: Freude wie Leid darf nur in gedämpftem Klange, gleichsam mit Sordinen, angestimmt werden, und der laute Ausbruch einer kräftigen Natur hätte ebenso befremdet, wie der unbefangene Ausdruck selbständiger Meinung den Geruch der Ketzerei an sich trug.

Die typische Gebundenheit des mittelhochdeutschen Minnesangs bereitet modernem Verständnis manche Schwierigkeit. Die Herrin, deren Name streng verschwiegen wird

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und der der Dichter in hoffnungsarmer Liebe dient, muß stets eine verheiratete Frau, die Gattin eines anderen sein; nie ist sie ein Jungfräulein, das der Liebende im Leben wohl auch damals vorzog. Nur die erfahrene Frau war fähig, den wilden Ritter in Entsagung zu veredeln, durch Verzicht sittlich zu bilden. Denn grade wenn die Sinne schweigen mußten, wenn die natürliche Begierde in strenge Zucht genommen war, dann schenkte die Minne dem sehnsüchtig trauernden Manne ihr köstlichstes Gut. Was dem Sänger der Provence oft Galanterie und schöne Form bleibt, wird dem ernsthaft nachdenklichen Deutschen sittlicher Lebensgehalt. Ein freundlicher Gruß der Geliebten ist höchstes Glück, ein verstohlener Blick des gütigen Auges vergoldet dem Liebenden das Dasein überschwenglich: die Macht dieses entsagenden Frauendienstes lag gerade im Gegensatz zu dem herrisch männlichen Liebesverlangen der Wirklichkeit. Der erfolgreichste Herold dieser merkwürdigen gesellschaftlichen Fiktion von dem aus demütiger Ferne schmachtenden und dienenden Liebhaber war der Lehrer Walthers von der Vogelweide, der österreichische Hofdichter Reinmar der Alte, der in der geistreich blutlosen, grau in grau gehaltenen Dialektik der Liebe den Gipfel erklomm.

Natürlich bäumten sich auch damals die lebensvollen Talente gegen den strengen Typus auf: Morungens glanzgesättigte Leidenschaft, Veldekes volkstümliche Fröhlichkeit, Hausens stolze Männlichkeit, Burkarts des Hohenfelsers heißes Jägerherz, die hyperbolische Bildlichkeit des Rotenburgers und viele, viele andere lehren uns, wie sich die Persönlichkeit im Zwange der Sitte und Form Luft zu schaffen weiß. Aber eine typische Grundlage bleibt; der biographische Gehalt des Minnesanges ist selbst bei den Größten und Wahrhaftigsten durch die herkömmliche Hülle hindurch kaum zu erfühlen. Daß der Ritter durch eine Kreuzfahrt von der Geliebten getrennt wird, ist so sehr Modemotiv, daß es nur vorsichtige Schlüsse gestattet. Von dem ereignisreichen Leben Friedrichs von Hausen und Ulrichs von Lichtenstein lassen ihre Lieder verschwindend wenig ahnen. Ulrich, ein steirischer Großer von politischer Bedeutung, erzählt uns in einer merkwürdigen Selbstbiographie seine tollen Liebesstreiche und Minneabenteuer, wie er für die Dame seine Hasenscharte operieren und den verletzten Finger einbalsamieren läßt, wie er als Frau Venus bei Mestre aus dem Meere stieg, wie er auf dieser Fahrt 307 Speere brach, wie er um der Geliebten willen unter die Aussätzigen geht, Ungeziefer und Unrat geduldig auf sich nimmt und vieles andere: seine schönen, formvollendeten Lieder verraten von all diesen Minnetaten und -leiden nicht das Geringste. Und doch war gerade jenes Liebesleben schon selbst ein Stückchen Poesie, dem Vorbilde des großen Minners Tristan nachgelebt. Ulrichs bewegte politische Schicksale, etwa seine lange, harte Gefangenschaft, kommen in seiner Lyrik noch viel weniger zum Vorschein. Und in den Liedern entfaltet sich sogar Wolframs Persönlichkeit nicht unbefangen. Zwar kennt das Sinnenfeuer seiner Tagelieder keine Zurückhaltung, wenn die Liebesglut im Augenblick der Trennung nach wonnereicher Nacht noch einmal zu lohender Flamme aufschlägt. Aber auch diese heißen Gegenstücke der höfischen Entsagung hingen wieder mit modischen Vorbildern zusammen. Echter ist sein einziges, nur andeutendes Ehelied, das der verbotenen Minne zum Weib des andern gerade den Abschied gibt. Der biographische Ertrag ist überall ganz gering; die Macht der dichterischen und höfischen Tradition raubt uns den Mut, auch nur das innere Erlebnis reinlich herauszuschälen.

Und Walther von der Vogelweide? Ihn riß das Leben aus dem geschützten höfischen Garten heraus in den Staub der Landstraße, und der politische Sänger, der zürnende und bittende Spielmann hat uns in manche Wendungen und Schicksale seines Daseins einen Einblick gestattet. Aber die wundersame Liederkunst, die in ihrer reifen Blüte den feinsten Duft höfischer Vollendung mit köstlicher ursprünglicher Frische zu einen weiß, wehrt den neugierigen Späher von heute, der biographische Wirklichkeiten sehen möchte, doch genau so lächelnd ab wie die vorlauten Frager jener Zeit, die dem Dichter den Namen seiner Liebsten entlocken wollten. Er verrät ihnen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wohl, sie heiße Hildegunde. Aber Hildegunde heißt Walthers Liebste immer: dafür sorgt die Sage. Schaut er die Schönste im Bade, ruht er beim Schmettern der Nachtigall im Arm des Dirnleins unter der Linde, sucht er ihr holdes Antlitz unter den breiten Hüten der Tänzerinnen, überall birgt sich das persönliche Begegnis hinter dem verklärenden Schleier einer sicheren Kunst, die den individuellen Schmerzens- und Jubelschrei bändigt. Walthers Lieder der niederen Minne sind kunstvoller fast als sein streng höfischer Sang.

Und das gilt nicht nur für ihn. Hat Neidhart von Reuental wirklich die schmucken Bauerndirnen den plumpen Bauernlümmeln des Donautals abspenstig gemacht, die bei ihm in weiten Pluderhosen, mit duftenden Bisambeuteln, baumelnde Muskatnüsse in den Locken, ihre aufgeputzte Rauhbeinigkeit zur Schau trugen? Haben die vornehmen Reichsministerialen aus Heinrichs VII. Freundschaft, wie Ulrich von Winterstetten, wirklich den alten Weibern ihre hübschen Töchter aus Kammer und Bett entführt? Hat Gottfried von Neifen sich wirklich bei den Mägden handgreifliche Abweisungen geholt oder es verschuldet, daß sie betrübt an der Wiege sitzen müssen? In dem allen steckt sehr viel Stil; jedes Motiv tritt gleich bei so vielen auf, daß wir nie dahinter kommen, was ist selbst erlebt, was künstlerisch nach- und anempfunden. Bekenntnisdichtung liegt nicht im Rahmen der Gesellschaftskunst. War es denn in der farben- und formenreichen Lyrik des 17. Jahrhunderts anders? Hat sich die Anakreontik, die noch Goethes lyrische Anfänge bestimmte, nicht beinahe grundsätzlich über die Wahrheit des Lebens hinweggesetzt und eine erträumte Welt des heiteren Genusses aufgebaut, die zu der ernsthaft ärmlichen Realität des damaligen deutschen Bürgerhauses in sonderbarstem Gegensatz steht?

Nur selten stoßen wir auf Spuren echter Geständnisse. So etwa bei dem sagenberühmten Tannhäuser. Dieser, in Wahrheit ein kecker geistlicher Vagant, schildert die typische Kreuzfahrt nicht in den üblichen idealblassen Farben, sondern verweilt bei den Schrecken der Seekrankheit, dem üblen Geruch des Zwischendecks; auch seine bösen Erfahrungen mit Weib und Wein, mit guten Bissen und üppigen Bädern deuten auf Selbsterlebtes. Und mit feinem Gefühl hob der Züricher Gottfried Keller seinen rührend ungeschickten Landsmann Johannes Hadlaub aus der großen Schar der Minnesänger heraus, um ihn zum Helden einer reizvollen kleinen Novelle zu machen. Wenn dieser brave Mann und schwache Poet uns gewissenhaft berichtet, wie in einem vornehmen, namentlich aufgezählten Kreise seine Liebste als Kind ihm ihr Nadelbüchschen zunächst trotzig zuwirft, ehe sie's ihm auf Gebot artig in die Hand legt, so wird diese Kindergeschichte erlebt sein. Ein ander Mal erzählt derselbe Hadlaub, wie er im Pilgergewand der Dame seinen Liebesbrief beim Kirchgang ans Gewand heftet; mit besonderer Anmut zeichnet Keller Hadlaub das zierliche Bildchen nach, wie er das Kindlein küßte, das sie eben geküßt hat; und auch in die Nöte des kinderreichen Ehemannes blicken wir hinein, der in Reuental und Seufzenhain haust, wo Fleisch und Wein, Pfeffer und Salz fehlen. Das alles verläßt die gewohnten Bahnen; es atmet Wirklichkeit.

Im Gesellschaftslied des 14. Jahrhunderts weicht die gefeierte Frau mehr und mehr der umworbenen Jungfrau, dem hübschen Fräulein. Aber die Merker und Kläffer des Minnesanges, der nächtliche Besuch der Tagelieder, viele ererbte Phrasen des Frauendienstes dauern fort: die selige Creatur, die lieblich formierte Figur, das lustliche Bilde wird sehr ähnlich besungen, wie die herzeliebe frouwe der classischen Zeit. Als am Hof Ludwigs des Baiern Herr Reinhard von Westerburg es wagt, schnöde, aber ehrlich über seine Dame zu singen:

„ich dien ihr lieber mit Nichten,
will auf ihre Gnade verzichten"

da mißbilligt das der Kaiser scharf; alsbald stellt der Ritter seine Leier um und kehrt zu den unvermeidlichen Sehnsuchtsklagen des Minneliedes zurück:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„in Jammersnot ich verbrenne
um ein Weib so minniglich."

Die schmachtende Tradition des getreuen Frauendienstes macht immer noch das unbefangene Leben der Gegenwart so gut wie mundtot.

Dann aber, gegen Ende des Jahrhunderts, hat sich in zwei Dichtern die Persönlichkeit durchgesetzt: beide vornehmen Standes und eben darum mutig und naiv: das Gute und Neue pflegt von oben zu kommen, nicht aus den breiten Tiefen aufzusteigen. Graf Hugo von Montfort wohnte schon mit vierzehn Jahren auf „Sehnenberg":

„des Laubes Dach, die Blumen sein,
was je ich sach an Röselein,
das dünkt mich schwach, häßlich und klein,
denk ich an lach- ende Töchterlein."

Doch seit er geheiratet hat, da singt er, durch Wolfram ermutigt, nur seine Ehe. Nun aber hat er drei Frauen sein genannt: die erste war zart, die zweite sinnlich, die dritte strenger, und alle diese Schattierungen spiegeln sich in seinen Versen, deren Zeitfolge wir kennen; zumal die Sinnenlust, die ihm Clementia, die Toggenburgerin, bereitet hat, malt er mit einer beglückten Ungeniertheit, die uns beinahe Unbehagen bereitet. Gleichviel, diese Farbe ist echt, und das will etwas sagen.

Aber wenn Montfort eine echte Farbe sein nennt, Oswald von Wolkenstein, sein jüngerer Zeitgenosse, verfügt über die ganze Skala des Regenbogens, besitzt einen vollgestopften Malkasten, eine überbunte Palette. Ihm drängt sich, seit er Wort und Ton beherrscht, unhemmbar auf die Zunge, was ihn aus Erinnerung und Gegenwart beschäftigt. Man hörte ihn sehr gerne: er besaß einen hohen wohlklingenden Tenor; noch als in späteren Jahren die schöne Stimme Risse bekam, dankt er ihr und seinen Versen die Rettung aus schwerer Not: auch seine Gegner wollten den beliebten Sänger nicht missen. Er verstand sich glücklich auf die Kunst der Melodienbildung: selbst für uns, denen die überlieferten Weisen des alten Minnesanges meist zu choralmäßig klingen, schlägt aus Oswalds jauchzenden Refrains, üppigen Reimspielen, bunten Tonblumen, für deren Aufzeichnung in sorgsamen Handschriften er wohl selbst Sorge trug, zuweilen eine fortreißende, belebende Wärme entgegen, vom frommen Gebet bis zum kecken Couplet: die gelehrte Schulung in der ars musica hat ihm doch die Fühlung mit dem Volksgesang nicht geraubt. In Mitteln und Stoffen ist er überreich, aber nicht wählerisch. Man messe ihn nur an Walther und zumal an Ulrich von Lichtenstein, an dessen vielbewegtes Leben das seine übertrumpfend erinnert. Auch Oswald geriet in die Wogen der hohen Politik: doch wenn Walther dabei den Abstand wahrt und der Herold großer leitender Gedanken bleibt, wenn Ulrich die Politik aus seinen Werken restlos ausschließt, Oswald sprudelt alles heraus, was ihm begegnet: denn alles erscheint ihm im Lichte des fesselnden Abenteuers, und er kann sich nicht genug tun an muntern Einzelheiten. Er war sich selbst höchst interessant, der angesehene Herr und verwöhnte Sänger, und erwartet das gleiche Interesse bei seinem Publikum. So werden seine Lieder streckenweise ein Tagebuch seines Lebens, und dies Leben liest sich wie ein Roman, dicht gespickt „mit Toben, Wüten, Dichten, Singen mancherlei". Der waghalsige, unternehmungslustige Aventurier würde uns durch sein Dasein anziehen, und wenn er gar kein Poet wäre.

Schon zehnjährig, entsprang der tirolische Junker dem Vater:

„drei Pfennig in dem Beutel und ein Stückchen Brot,
mit dieser Zehrung lief ich fort zu Glück und Not."

Aus Vaters Stall entführte er ein falbes Pferd und schlug sich in wechselnden Diensten durch als Läufer, Schiffskoch, Pferdeknecht, Matrose, Soldat; in Preußen war er, damals oder später, in Litauen, Livland, Schweden und bei den Russen, in der Lombardei und Rom, in Frankreich und in Spanien, „wo man gern ißt Kastanien", in Arabien und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Persien, bei Türken und Tataren; ja bis nach Nordafrika hat es ihn getrieben. Stolz prunkt er mit den zehn Sprachen, deren Elemente er sich angeeignet hat, und im Übermut seiner Sprachbeherrschung wagt er sich mit sehr unzulänglichen Mitteln gar an mischsprachliche Lieder, die er aus französischen, lateinischen, italienischen, ungarischen, vlämischen, slavischen und deutschen Brocken absonderlich zusammenstoppelt; besser gelingt ihm ein vlämisches Liedlein von dem Pilgrim, der lieber bei frommen Schwestern nächtigt als bei frommen Brüdern. Er konnte fideln und pfeifen, trommeln und pauken. Und im Überschwang seiner Lebenskraft ward ihm die Todesgefahr zum anregenden Reiz: in einem beinahe lustigen Liede prunkt er mit den halsbrecherischen Unfällen, die ihm das langweilige Alltagsleben gepfeffert haben. Zu Roß ist er einmal eine Treppe 24 Stufen tief herabgestürzt

„in eines Kellers Grund:
mein Roß brach sich den Schlund;
mir schien, ich sollt versinken
in einem Faß mit Wein:
doch durft ich oft noch trinken
mit guten Freunden mein!"

Ein paar Wochen darauf trägt ein Faß guten Malvasiers — selbst in dieser Lage vergißt er die Qualität des Tropfens nicht — den Schiffbrüchigen ans rettende Ufer, während ein Schicksalsgenosse in den Fluten untergeht. Wieder ein andermal versinkt er schwimmlustig in einem tiefen See, und er spaßt:

wohl eine gute Stunde
so kam ich aus der Hitz:
Fisch sucht ich auf dem Grunde
mit meiner Nasenspitz.

Das Meer ist ihm vertraut; selbst Liebeslieder spickt er mit seemännischen Fachausdrücken; die Hansecomptore zu Bergen, London und Nowgorod kennt er, und zumal das Mittelmeer hat er nach allen Richtungen durchmessen. Er war ein wenig Pechvogel: gern verbanden sich ihm glänzendes Glück und jähes Leid in grellen Gegensätzen, woran er ein künstlerisches Wohlgefallen hatte, so schwer die Ketten drückten. Früh schon verlor er bei einer Fastnachtslustbarkeit ein Auge, früh ist er ergraut; trotzdem war er nicht ohne Stolz auf sein Äußeres, zumal auf seinen schönen gepflegten Bart, dem es beschieden war, von den linden Händen einer holden Königin prunkvoll geschmückt zu werden. Um so mehr empfand er's, wenn ihm Frauengunst versagt ward: es hat ihn gewurmt, als in Augsburg eine junge Dame den bärtigen Tänzer neckt, er hab es wohl auf den Geschmack der Geißen abgesehen, und als gar in Ulm eine Edelfrau den einäugigen, schlecht gekleideten Reisenden hochmütig ablehnt, obgleich sie weiß, mit wem sie zu tun hat.

Oswald war etwa 23 Jahre alt, als er seinen Vater Friedrich beerbte: ihm fiel bei der Teilung Hauenstein am Schlern zu, sowie Grundstücke in Ratzes und Kastelrut. Hauenstein, so herrlich sein landschaftlicher Rahmen ist, war für ihn keine reine Freude. Die Burg war im Mitbesitz des Edeln Martin Jäger zu Tisens, dessen Familie durch die mächtigen und rücksichtslos selbstischen Wolkensteiner mehr und mehr, teilweise gewalttätig, aus ihren Gütern verdrängt worden war. Ein Zusammenhausen der beiden Besitzer auf dem engen Felskogel ist nicht denkbar, dort saß nur Oswald. Aber aus dem umstrittenen Gemeinbesitz erwuchsen auch ohnedem Reibungen, Ärgernisse, Zänkereien, Kämpfe, die zur Erregung der ganzen Landschaft anschwollen, vor allem endlose er- und verbitternde Prozesse. Aber auch eine berauschend duftige Giftblume entsproß diesem haßgesättigten Boden. Sabine, Martin Jägers sinnlich schöne Tochter, schwerlich jünger als Oswald, gewann, zumal seit sie junge Witwe war, Gewalt über sein Herz und seine Sinne. Mindestens 14 Jahre hat sie ihn festgehalten, ein

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

üppiges, temperamentvolles Weib, das sich seiner Macht wohl bewußt war. Mit ihrer Liebesgunst kargte sie nicht, auch der Familienfeind scheint sie nicht unerbittlich gefunden zu haben, aber die Heirat, an die er zeitweilig wohl dachte, versagt sie ihm: — es ist ein seltsamer aufregender Kampf zwischen Liebe und Eigennutz, der sich unter den beiden abspinnt. Kein Zweifel, wenn Oswald nach Sabinens Liebe trachtete, so wirkt die Aussicht auf Hauensteins Vollbesitz mit; kein Zweifel, wenn Sabine mit ihm so grausam spielte, so leiteten sie die materiellen Ansprüche ihrer Familie an den Wolkensteiner. Der starksinnliche Oswald hat aber doch mit der Liebe, deren er fähig war, jahrelang an ihr gehangen. Das ist kein Widerspruch. Wir wissen zufällig aus einer Urkunde, daß Oswald und sein Bruder Lienhard den verehrten ältesten Bruder Michael, das anerkannte Haupt der Familie, in seiner Abwesenheit durch Einbruch bestahlen und die tugendhafte Schwägerin treuloser Buhlschaft beschuldigten, um den Verdacht von sich abzulenken: das bezeugt uns authentisch, welche Macht die schnöde Habgier über diese harten Herzen und Köpfe übte. Sabine ist die kältere Natur: sie weiß den unbequemen Werber etwa auf eine Pilgerfahrt zu locken, wenn sie ihn eine Weile los sein will, bis er grimmig erkennt, wie er gefoppt ist:

Die Andacht fuhr bei dieser Tour zum Schädel naus!
Fort Hut und Stock und Pilgerrock zum Uebel raus!

Aber was kann Vernunft gegen Leidenschaft? Frau Sabine bleibt sein Dämon: bis tief in seine an sich ganz glückliche Ehe währt die Macht des unheilvollen Weibes.

Inzwischen war Oswald dem jugendlich glanzvollen König Siegmund, dem Luxemburger, nahegetreten, der im Begriff stand, die Christenheit unter seinem Vorsitz zur Kirchenversammlung von Konstanz zu vereinigen. Dem Monarchen behagt der sprachgewandte und welterfahrene, dazu vom Reiz des Abenteuerlichen umkleidete Mann, der damals Ende der Dreißiger stand, und er scheint ihn diplomatisch nach Spanien und Portugal entsandt zu haben, von wo aus er August 1415 die Eroberung von Ceuta kämpfend mitgemacht hat. Zum Dank band ihm Arragoniens Fürstin ein Ringlein in den Bart und zierte ihm die Ohren mit zwei Reifen; auch Kostüm und Rang eines Dikomte von der Türkei fiel ihm irgendwie zu, und Siegmund riß Mund und Nase auf, als er seinen Getreuen plötzlich in dieser Pracht sah. Er weilte in Siegmunds Umgebung, als dieser nach Perpignan, Avignon und Paris zog, um den Beschlüssen des Konzils Geltung zu verschaffen. Oswald hat das Hofmannsleben damals gründlich kennen gelernt. Ihm scheint der Höfling „das ärmste Vieh", er muß sich drehen wie eine Katze, und doch hat der wertlose leichte Schemel bei Hof immer den Vorrang vor den soliden Tischen und Bänken. Heute Schmutz und Elend, morgen Pracht und blendender Glanz: das war Hofmanns Los. Es galt jeden Augenblick, die Klinge locker halten: in Perpignan schreckt ihn die Sturmglocke auf gegen Überfall und Feuersbrunst, die den Kaiser bedrohte, und wenn's auch vielleicht nur blinder Lärm war, die Nachtseite der politischen Reise ging ihm damals schon auf, wie er sie noch 17 Jahre später besang, als sein Freund und Verwandter Mathias Schlick bei Siegmunds Romfahrt in Ronciglione nur mit genauer Not dem Überfall treuloser Welscher entging. Um so köstlicher dann die Pracht, mit der Oswald vielbewundert und umdrängt in Paris einzog: die Studenten der Hochschule ehrten ihn hoch, und auch Frankreichs Königin flocht dem knieenden Ritter einen Diamanten in den geräumigen Bart. Auch später noch hat der berühmte Sänger und Staatsmann an der erzbischöflichen Tafel zu Köln, am pfalzgräflichen Hofe zu Heidelberg inmitten der Kurfürsten des Reiches glänzende Aufnahme gefunden. Aber damals in Frankreich waren's doch seine großen Tage.

Diese französische Fahrt ging wohl von Konstanz aus, wo Oswald gleichfalls in Siegmunds Umgebung weilte. Die großen kirchenpolitischen Fragen haben den Dichter nicht tief beschäftigt; er ärgerte sich über die widerspenstigen Päpste, die sich gegen den

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Entscheid von König und Konzil eigensinnig auflehnten, zumal über Benedict, die böse Katz, und die schlimme böhmische Gans sah er nicht ungern „gen Feuersbach“ (zum Scheiterhaufen) in die Gewalt des großen Adlers ziehen: nur ist es unsicher, ob er den rechten Hussitenhaß nicht erst später, in den verzweifelten Kämpfen von Kaiser und Fürsten gegen die fanatischen böhmischen Horden, in sich aufgesammelt hat. Zu Konstanz standen ihm nach seinen Versen andere Dinge im Vordergrund. In die Welt, in der man sich langweilt, führt er uns, in ein adliges Kasino, wo es gar schäbig hergeht und die jungen Damen ihn hochmütig abfallen lassen:

„Ei, Jungfräulein, seid nicht so stolz,
Ihr seid auch nicht aus anderm Holz
Als andre Leute: oder schmolz
Euch Gott aus einer Tonne Gold's?“

Da behagt es ihm besser in der lustigen Gesellschaft vom goldenen Schlegel, wenn er da auch Haare läßt, die langen und die Stoppeln, und wenn ihm auch der Beutel bluten muß. Und weiter führt er uns zum nahen Überlingen, wo man das Gefolge bei der Überfüllung des Hauptortes untergestopft hatte. Da kostet ein Ei 16 Heller, da ist man froh, für zwei Groschen ein Wassermus und ein winziges Stückchen gebratenes Fleisch zu erhalten, Preise, bei denen den Gästen damals die Haut schaudert. Der Wirt des kleinen Nestes nützt Wohnungsnot und Teuerung des Konzils schamlos aus; löffelweise schröpft er den Besuchern das Geld ab; hastig müssen sie bei Tisch herunterschlingen, damit für eine neue Reihe Platz werde, und ein Säuerling von Wein wird ausgeschenkt, der das Herz erfreut, wie der Sack den Esel; wehmütig denkt Oswald des heimischen Traminers. Für jede Feder im Bett rechnet der milde Wirt 12 Pfennige; dazu Mist, alte Weiber, feiste Schweine, Flöhe und Kindergeschrei, alles in einer Stube zusammen; endlich zur Würze ein besonderer Schatz, eine Magd mit Füßchen, breit wie ein Schild, mit Brüsten wie die Fledermaus, mit einer Haut, weiß wie die Krähen: mit Ekel entwirft Oswald dies und auch andere Wirtshausbilder, wie er sie in Ungarn erlebt hat und in der Lombardei, die er sehr unromantisch beurteilt:

„Tief ist der Kot, teuer das Brot.“

Diplomatisch-politische Aufgaben der engern Heimat riefen den Dichter nach Hause. Friedrich mit der leeren Tasche, der Herzog von Tirol, hatte sich auf dem Konzil, wo er Papst Johann XXIII. zur Flucht verhalf, kaiserliche Acht und eine Zeitlang selbst Gefangenschaft zugezogen, und das gab dem mächtigen Adel Tirols erwünschte Gelegenheit zu dem Versuch, die Landeshoheit des Unbequemen abzuschütteln. Der Ritterbund an der Etsch, der Elefantenorden, dessen Abzeichen Oswald auf seinen Porträts stolz zur Schau trägt, verkörperte einen ehrenwerten, wenn auch vielleicht etwas unmodernen Gedanken. Es galt, das alte Landesrecht der Heimat gegen den zielbewußten Herrscherwillen des aufsteigenden Territorialfürstentums zu verteidigen, und uns ziemt kein Zweifel daran, daß die Verbündeten neben der eigenen Macht auch Wohl und Freiheit Tirols im Auge hatten: fand doch Friedrichs zähes Streben nach unbedingter fürstlicher Obergewalt bei seinen eigenen Brüdern und Vettern weder Billigung noch Verständnis. Der gebotene Ausweg war für den südtirolischen Adel der reichsunmittelbare Anschluß an den König, und Siegmund unterstützte diese Bestrebungen um so lieber, als die Grafschaft Tirol einst den Luxemburgern schon lose verbunden war. Oswald, Siegmunds Liebling, spielt seine eigentliche historische Rolle als der Vermittler zwischen dem königlichen Freund und dem Bunde, dem die Spaur, die Rottenburge, die von Starkenberg und von Annaberg, zumal aber auch Michael von Wolkenstein und sein Geschlecht als bedeutendste und tätigste Glieder angehörten. Nun aber hatte Friedrichs Herrschergeschick es verstanden, von den Bauern, der niederen Geistlichkeit, den Kleinrittern, weniger von den Städtern einen beträchtlichen Teil auf seine Seite zu ziehen, denen der Schutz gegen adligen Übermut mehr galt als das alte Tiroler Recht.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

So ging der Kampf lange auf und ab in Tirol, Oswald als Sendbote oder als Streiter immer, wo am meisten auf dem Spiel stand. So manche der Burgen, die jetzt aus unwahrscheinlicher Höhe von den Felsen des Vintschgaues und Eisacktals trümmerhaft auf den Wanderer niederblicken, sind damals gebrochen worden. In diesen Stürmen gelingt Oswald ein Siegeslied, wie das Mittelalter in deutschen Versen kein zweites kennt. Auf Greifenstein, der früher unbezwungenen Burg, waren die drei Wolkensteiner fest eingeschlossen; ihr Schicksal schien besiegelt, zumal da Friedrichs Umsicht auch das neu erfundene Pulver zum Bundesgenossen geworben hatte. Da haben sie im verwegensten Ausfall durch das Bauernpack sich Bahn gebrochen, die Belagerer in alle Winde gesprengt:

„Nun huß!" so sprach der Michel, der von Wolkenstein,
„So hetzen wir," sprach Oswald, der von Wolkenstein,
„Ja hürs", so sprach Herr Lienhart, auch er von Wolkenstein,
Sie müssen alle fliehen vom Greifenstein zugleich!

Da hub sich ein Gestöber, da prasselte die Glut
Hernieder in die Schluchten, da troff es rings von Blut:
Den Panzer und die Armbrust, dazu den Eisenhut,
Den ließen sie uns zur Beute: wir wurden freudenreich.

Das Schießzeug und die Hütten und alles ihr Gezelt,
Das brannten wir zu Asche wohl in dem obern Feld.
Man sagt, wer übel ausleiht, dem ziemt ein bös Entgelt,
Wir zahlen, Herzog Friedrich, dich heim mit diesem Streich.

Trotz diesem glänzenden Augenblickserfolg entschied Fortuna schließlich für den Herzog. Siegmunds Hilfe war unzuverlässig und schlaff, und Friedrich verstand es meisterhaft, die Gegner einzeln zu bewältigen; auch Oswald sollte erfahren, wie gut er seine Waffen zu wählen wußte. Der Unruhige hatte 1417 seine stolze Schwäbin, Margarete von Schwangau gefreit, gewiß aus ehrlicher Zuneigung, von der auch seine Reime nur allzu unzweideutige Beweise uns geben. Und wirklich besaß er an seiner „auserwählten Grett", wie noch die Urkunden bezeugen, eine ebenso tüchtige wie liebevolle Hausfrau, die an seinen Geschäften und Sorgen tätigen Anteil nahm. Aber zum Ehemann taugte der Sänger nun einmal wenig. Seine Lieder erzählen uns befremdende Geschichten, wie noch der bejahrte Ritter in die Schlinge alter Kupplerinnen fällt und Eichenwasser, von stämmiger Faust verschenkt, statt des Liebesweines trinken muß; Frau Margaret begrüßt den zerprügelt Heimkehrenden seufzend: „Alte Geschichte!" und er erleichtert sich das Herz durch den Studentenreim:

„Alte Weiber und Enten gehören in die See,
und wenn sie drin ertränken, so tät's mir auch nicht weh."

Schlimmer als solche Seitensprünge, über welche die Zeit milde dachte, war es, daß Sabina, die Witwe des alten Hausmann, ihn immer noch im Banne hielt. Sie lockte von neuem, und er widerstand der Lockung nicht, obgleich er ahnen konnte, daß Herzog Friedrich selbst es war, der den Köder auswarf.

Kurz, er gerät in die Falle und wird von Martin Jäger, Sabinens Vater, und ein paar andern Gegnern auf das Starkenbergische Schloß Forst bei Meran geschleppt. Er war wie betäubt; seine im Grund arglose Seele hatte solche Untreue nicht für möglich gehalten:

„Ein Frauenbild
hat mir von je Herz und auch Sinn gefangen;
wol dreizehn Jahr und noch viel mehr
hab' ich an ihr gehangen,
treulich gelauscht auf ihr Begehr;
kein Mensch auf Erden war je lieber mir.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Berg, Wald, Gefild,
manch' fernes Land hab' ich um sie durchritten;
der Guten hab' ich stets gedacht.
Wieviel hab' ich erlitten
in Sehnsucht um sie Tag und Nacht;
ihr roter Mund war mir die höchste Zier."

Und diese Frau, der sein Bestes gehört hat, deren warmer Arm ihn so manche Liebesnacht umschlang, sie hat jetzt kalte Eisenarme um ihn geschlagen; Sabine, der zuliebe er einst ein gülden Kettlein auf dem Herzen trug, hat ihn in ein eisernes Band geschmiedet, dreier Finger breit: „Das geht um Daumen, Arm und Hals; o Frau, wie bitter ist dein Salz!" Und ingrimmig verbissen lacht er:

„Es glaubt vielleicht ein froher Mut:
Nichts schadet, was die Liebe tut;
wers Kindlein liebt, der schwingt die Rut'!"

Oswald weiß es besser, was diese Erziehung will:

„Viertausend Mark begehrt ihr Herz,
und Hauenstein, das war kein Scherz."

Und er denkt an sein betrogenes Weib, an seine kleinen Räblein oben am Schlern, die er nicht um ihr Gut bringen darf: so hat er sich heftig gesträubt. Schließlich gibt ihm Herzog Friedrich auf des Königs und der Verwandten Druck die Freiheit, aber nur gegen eine übermäßig hohe Bürgschaft, die Oswald schwer belastet hat. Auf Krücken hat er die schwere Haft verlassen. Der Rechtsstreit mit der Familie Jäger, der Kampf des Adels mit dem Landesfürsten geht aber immer weiter. Oswald reist wieder herum und sucht Hilfe beim König und an andern Stellen; aber Siegmund ist lau geworden, zu Preßburg muß Oswald ihm den Ofen überheizen, um den König in das Audienzzimmer hereinzuräuchern. Den Rechtstagen, zu denen Oswald geladen wird, entzieht er sich mit gutem Grund; schließlich wird er von neuem aufgegriffen und zuerst in Schloß Vellenberg, dann in Innsbruck selbst abermals festgesetzt. Von all dem Abscheulichen, das er da wochenlang in widerlicher Umgebung unter stinkenden, rülpsenden, saufenden, verschmutzten Lumpen leidet, mit denen er aus derselben Schüssel tunken muß, davon hat er selbst schonungslose Bilder von naturalistischer Grellheit entworfen. Inzwischen war der Kampf des Adels gegen den Herzog beigelegt oder hatte doch an Schärfe verloren, vor allem war Oswalds böser Dämon, Frau Sabine, gestorben, und wenn auch noch manche alten Gegner Oswalds ihm gerne an Hals und Kragen gegangen wären, der Fürst selbst dachte der Kunst Oswalds und schenkte dem Sänger die Freiheit:

„Was hilft mir denn sein Trauern da?
Will besser meine Zeit mit ihm vertreiben;
er soll uns singen fa sol la
und lieblich dichten von den schönen Weiben.
Drum, Kanzler, laß die Urfehd' schreiben!"

Der zürnende Mann ist nicht so grausam wie das hassende Weib; Oswald kam auch materiell mit milder Buße davon, vor allem verblieb ihm Burg Hauenstein, der Wohnsitz seines Alters.

Er hat dies Haus, um das er so schwer gerungen, nicht eigentlich geliebt. Nur ungern sitzt er

„auf diesem Kofel rund und schmal,
von dichtem Wald umfangen,
viel hohe Berg' und tiefe Tal,
Stein, Stauden, Stöcke, Stangen,
die seh ich täglich ohne Zahl."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und drinnen peinigt ihn Kinderlärm, in Falsett und Dissonanzen! Im ungarischen Wirtshaus konnte man bei gleicher Not den Schreihals durch Met und Wein zur Ruhe bringen, auch durch manchen Zwick machte er sich dort Luft: auf Hauenstein aber waren's die eignen Bälge, und die Mutter schützte ihre Küchlein vor dem verdrossenen Vater. Und damit nicht genug:

„Mein Kurzweil die ist mancherlei:
Eselsang und Pfauenschrei,
des Baches tosend Hurlahei
die rauschen mir den Kopf entzwei."

Da fliegen seine Gedanken zu den glanzvollen Tagen von Spanien und Paris, Träume tragen ihn in die herrliche Ferne, bis ihn die häßlich nüchterne Wirklichkeit wieder nach Hauenstein zurückruft. Der Unruhige hält trotz allem nicht Ruhe. Mit dem Bischof von Brixen setzte er sich in temperamentvoller Handgreiflichkeit auseinander, von seinen bäuerlichen Nachbarn drohte ihm zeitweilig Mord und Brand, nach wie vor neigte er zu gewaltsamen Übergriffen in Gut und Recht der Umwohnenden; daneben belastete der Tiroler Landtag den erfahrenen, tatkräftigen Mann mit wichtigen Vertrauensämtern: kurz, Geschäfte und Zwistigkeiten haben ihm bis zuletzt warm gemacht.

Die Gebrechen des Alters ärgerten ihn sehr: er entwirft eine wütende Karikatur von seinen blauen Lippen, der hustenden Kehle, dem kurzen Atem, den faulen Zähnen, dem gekrümmten Gang, den zitternden Gliedern. Aber gerade diesen Übertreibungen fühlt man an, wie ungestüm das Herz immer noch pocht in der alten Brust. Es fehlte nicht mehr viel zum siebzigsten Jahre, als 1445 das heiße, wilde Blut im Tode erkaltete.

Nahezu dies ganze Leben spricht zu uns aus Oswalds Liedern. Urkundenforschung hat die Wahrheit seiner lyrischen Selbstbiographie weithin bestätigt. Aber seine Verse erst bekleiden das urkundliche Gerippe mit blühendem Fleisch; wir sehen den ganzen Menschen vor uns, mit seinen Torheiten und Schmerzen und Sünden und Wünschen, und wir verzeihen alles diesem starken Ich. Er hat dies Ich geliebt, obgleich es in häßlicher Hülle steckt, „ungeschaffen wie die Affen": kein Zufall, daß wir grade von ihm jene zwei authentischen Porträts, die ersten echten Bilder eines deutschen Dichters, besitzen. Doch er kennt auch die Gefahren dieses Ich, dieses stolzen, selbstgewissen, trotzigen Ich: vor nichts warnt er so sehr wie vor der Selbstüberschätzung. Wir aber danken es diesem unbändigen Ich, daß endlich ein deutscher Poet ganz eigne Töne findet: jede Silbe eine Beichte!

Das gilt vielleicht am wenigsten von seiner großen Generalbeichte, in der er nach mittelalterlichem Rezept alle irgend denkbaren Todsünden, auch die tollsten und perversesten, herunterleiert, um nur ja nichts zu vergessen: lieber tausend Sünden zuviel gebeichtet, als eine zu wenig. Aber wenn er uns in einem andern Beichtgedicht mit dem gestrengen Beichtvater, Herrn Christian von der obern Pfarr, bekannt macht, der den Unbußfertigen auf die Wange firmelt, so ist das ganz Wolkenstein. Natürlich sind grade Oswalds geistliche Lieder von der Tradition in vielem abhängig. Aber kaum eins, wo nicht etwas von seiner Eigenart durchlugte. Oswald betet, büßt, klagt nicht für den sündigen Menschen im allgemeinen, sondern zuerst für sich, den Wolkensteiner, den er Gott und der Jungfrau zu größerer Sicherheit gern ausdrücklich mit Namen nennt; so schließt es einmal:

„Die Buße tilgt der Sünden Galle,
Drum lieg ich Wolkensteiner in der Falle."

Er weiß nur zu gut, daß ein Jahr wirklicher Buße ihn retten könnte für alle Ewigkeit, er preist die Askese, warnt vor Wein und Weib, — aber noch der Ergraute ist ganz sicher, daß er dies Jahr der Enthaltsamkeit höchstens fertig bringen wird, wenn ihm Kerkerhaft die Tugend erleichtert. Er kennt die Wertlosigkeit der Welt, die Untreue

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:47 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Freunde, die den Verarmten lieber als Fuchs in den Wald wünschten und ihn eher wie Schnee zergehen ließen, als daß sie ihm hülfen! Aber die Menschen sind nun einmal dümmer und schlimmer als die Tiere, die sich gegenseitig beistehn und keine Unmäßigkeit kennen: alle Selbsterkenntnis hilft nicht zur dauernden Besserung. Um so inbrünstiger fleht Oswald zu Maria: „Hilf mir bei dem letzten Röcheln!" Zur Himmelsfrau hat er herzliches Vertrauen: sie ist ja doch ein Weib, und wenn er sie anruft, so klingt es wohl gar ein wenig nach Frühlingswonne und Reigenlust und selbst nach der schwülen Glut der Tagelieder. Schon das ist echt Wolkensteinisch. Aber tiefer noch erschüttert es uns, wenn Oswald, da er für sich argen Sünder die unerschöpfliche Gnade der heiligen Jungfrau erfleht, alsbald auch des bösen geliebten Weibes denkt, die ihm das Leben verwüstet hat.

„Ich bitte Gott, scheid ich aus diesem Leben,
er wolle ihr, was sie mir tat, vergeben."

So bleibt Oswald auch als geistlicher Dichter seiner persönlichen Art getreu. An Hauenstein mag er denken, wenn er den Menschen davor warnt, an irdischem Gut zu hängen: „Bau dort ein Schloß, das schützt dich ewiglich!" Und auch der Weltreisende renommiert ein wenig herein: als er ein Weihnachtslied anstimmt, das ihn nach Bethlehem führt, da versäumt er nicht, stolz nach Augenschein von dem Mauerspalt zu berichten, aus dem der Teufel wütend entwich, da der Herr geboren ward.

Die eigentliche Lehrdichtung hat er wenig gepflegt. Er hat zwar in Reimpaaren schlicht über deutsches und römisches Recht gesprochen und dagegen protestiert, daß ungebildete Bauern, die sich auf die Ochsen, aber nicht auf das geschriebene Wort verstehen, bei Gericht mitreden, wie er denn auf die Sonderung der Stände aus gesundem aristokratischem Geiste entscheidenden Wert legt. Aber der Allegorie, dieser lehrhaften Lieblingsform seiner Zeit, enthält er sich fast ganz; kaum, daß er nach dem Muster Hadamars von Laber eine kurze Liebesjagd mit allegorischen Hunden veranstaltet. Nur in der kuriosen Lust an Aufzählungen, an langen Listen erinnert er an eine Modeunart mittelalterlicher Lehrdichtung, von der sich selbst Wolfram nicht freihielt. Und wie beim Eschenbacher, so vergessen wir beim Wolkensteiner keinen Augenblick, wer spricht. Sogar in zwei Cisiojani, Heiligenkalendern, die das Kunststück fertig bringen, daß jedem Tage des Jahres ein Wort des Gedichtchens entspricht, findet er Gelegenheit zu allerlei Wippchen und Witzchen: „Oktober, hüpf auf, Franz, mit deiner Kutte zu dem Tanz!" oder „Remigius, kennst du Fränzelein mit seinen faulen Käsen?" heißt's für die erste Oktoberwoche mit dem Tage des Heiligen Franziskus. Wenn Oswald die Bedeutung der Planeten und des Tierkreises für das Horoskop der Reihe nach entwickelt, so tauchen alsbald deutliche Porträts von sinnlicher Greifbarkeit vor ihm auf, wie sie der Planetenneigung entsprächen. Die lateinischen und italienischen Namen der Windrose studiert er in den Armen der Geliebten, von der er stürmischen Abschied nimmt vor der Seefahrt. Die Eigenschaften der zwölf Monate findet er abermals bei ihr wieder, die wetterwendisch ist wie der April und kalt wie der Dezember. Und als er uns gar zwölf Arten der Trunkenheit vorführt, wie das sonst erst das 16. Jahrhundert grobianisch liebt, da entwirft sein Stift uns eine anschauliche Prozession der Bacchusjünger, wie sie nur reicher Erfahrung gelingen konnte.

Ja, das Wirtshaus! Tolle Lieder der Kneipenlust hat er gesungen. In niederländischem Geschmack tummeln sich Bauern und Dirnen voll Weinesdunst und Fleischesbrunst. Und er selbst rettet sich aus den häuslichen Sorgen zur Flasche. „Herr Wein, geht ein! Laßt frisch euch gießen, wollt fließen wie ein — Wasserfall!" Die böse Welt aus dem Sinn zu scheuchen,

„so trinken wir das Fläschelein;
wir brauchen nicht Becher und Topf;
es wirbelt uns der Schopf;
schenk ein, Hänselein!"

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Trag auf Wein! nun schenk ein!", das erschallt in verdreifachten Juchzern. Und hat die Köchin gar das Kraut versalzen, so wächst der Durst ins Riesenhafte: „Heil dem Fürsten Wein! Sein Lob ich immer preise, er macht uns freudenreich; doch fallt nicht auf dem Eise!" Denn zum Glatteis ist der Boden für die Heimtaumelnden geworden. Als der Hausknecht das Licht anzündet und die Zecher mühsam zu ihren Weibern stapfen, da stärken sie sich für die schwere Aufgabe noch durch einen kräftigen Trunk von diesem guten Wein:

„Lähmt er uns gleich die Schinken,
So muß er doch herein!
Herr Becher, laßt euch winken!
ob wir zu Bette hinken,
das macht uns wenig Pein."

Der schätzt auch diese groteske Wüstheit, wer erwägt, wie arm die deutsche Dichtung des Mittelalters an Trinkliedern ist. Der wundervolle Erzpoet, dies gottbegnadete Kneipgenie, dichtet lateinisch; die heroische Mär von dem Weinbezwinger, dem Weinschwelg, ist kein Lied, und für Herrn Steinmar ist der fette Fraß der Würste, gemästeten Schweine und Gänse wichtiger als der gewaltige Weinguß, der das Seelchen von den Rippen in den Magen zu schwemmen droht. Die Prüderie muß man auch sonst zu Hause lassen, wenn man Oswald würdigen will. Auch seine Liebesgespräche suchen oft niedrige Sphären. Gern wirbt ungleich um ungleich: der Edelmann oder der reiche Meier um die hübsche Magd, der gespreizte feiste Bauer um das arme Fräulein: aber die Magd bleibt lieber ihrem blondlockigen Knaben aus Kastelrut treu, und das Fräulein rät dem Rüpel Heinz, der vor Liebesunmut ins Wasser springen möchte, sich lieber in dicker Buttermilch die törichten Gedanken aus dem Kopf zu trinken. Die Hausfrau schilt ihre faule Gretel, weil sie alles vergißt und nur an ihren Künzel denkt aus dem Zillertal. Gröblich spaßende Liebesgespräche zwischen Dirn und Burschen kennen die Liederbücher des 15. Jahrhunderts in Fülle, und wenn das Mädel bei Oswald ruft: „O trauter socie, lehr mich das ABC", so ist das auch ein traditioneller Scherz. Aber wie anders, wenn wir bei Oswald erleben, wie der Senn die Hirtin auf die Alm lockt, wo es bekanntlich keine Sünde gibt, oder wie die Graserin zum Vogelsteller steigt auf den steilen Berg. Frische Alpenluft fegt alle Schwüle aus diesen Szenen ausgelassener, selbst frecher Lebenslust.

Die herzstärkende Bergluft der tirolischen Heimat weht aber vor allem durch Oswalds Naturbilder, und das bedeutet um so mehr, da das romantische Naturgefühl, das den modernen Menschen im Gebirge Heilung aus dem nervenzerrüttenden Kulturgetriebe suchen läßt, dem Mittelalter vollständig fehlt. Der mittelhochdeutsche Poet empfindet ganz wie Gottsched und die Aufklärung: „Das war ein wunderschönes Land, glatt und platt wie meine Hand, ein wonniglichesParadeis, glatt und eben wie das Eis." Fels und Wald und Schneefelder erwecken beim Menschen jener Tage nur Schrecken; auch Oswald grollt dem Schicksal, das ihn aus der fruchtbaren, menschenbelebten Ebene zu den Wölfen und Gemsen auf die großen Berge gebannt hat. Um so tiefer empfindet er die wunderbaren Wonnen des Frühlings, wenn der Schnee in reißenden Bächen zur Eisack hinabstürzt. Den Mai und seine Freuden weiß der Minnesang überreich zu preisen, das Grün der Linde, den Vogelsang, die lichten Blumen: das ertönt in tausend Variationen, immer dasselbe und doch immer neu: Niemand wird's satt. Aber Oswald sieht besser und fühlt eigner. Ein wahrer Rausch kommt über ihn, ein Wirbel von Wonne und Seligkeit, wenn der lange Winter vor dem warmen Frühlingsatem weicht. Er jubelt es Hirsch und Reh und Hasen zu, er jauchzt die Stubenhocker und Kranken ins Freie, die Tiere aus den Winterhöhlen, daß sie sich in den gelben Blumen wälzen; er hört den Esel vor Wonne lachen, sein treues Roß freudig wiehern; die Pfifferlinge sieht er schießen und die Morcheln; er taucht unter im Glänzen der Pflanzen, ihrem Sprinz und Spranz; der Dorn kleidet sich in festliches Weiß:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Kühler Bronne, warme Sonne
Gibt uns Wonne! Hüpfe, Nonne,
aus dem Klostertor!

Und wenn er in diesem Frühlingstaumel die Geliebte umschlingt, da schmettert ein ganzes Vögelkonzert die Weisen dazu: Drossel und Rabe, Galander und Lerche singen um die Wette nach allen Regeln der Frau Musika: der Kuckuck diskantiert höfisch „kawa wa cu cu", die Lerche tiriliert „liri liri liri liri", die Drossel stolziert gravitätisch wackelnd wie der Herr Pastor, und „cidiwigg cidiwigg cificigo cificigo," so singt die Nachtigall, „mit ihrem Sang erwürbe sie den Gral".

Ihn selbst hieß man ehrend „die Nachtigall", und er macht dem Namen Ehre. Nichts Besseres weiß er zu singen als ein zart schön Weib, mit Ehren gekrönt, „die lob ich mehr als alle starken Leuen", sie ist kostbarer als Karfunkelstein, süßer als Zuckerbrot. Aber das böse Weib, das zähmt man schwerer als Leoparden und Büffel, sie ist der Drache der Apokalypse. Und doch ist grade der schönen, bösen Frau unheilvolle, unwiderstehliche Macht gegeben über die weisesten, stärksten und heiligsten Männer, so lange die Welt steht, über Adam und Simson, über David und Salomon und Aristoteles: wie sollte Herr Oswald der widerstehn? In Sabinens Armen hat er gelernt, die Gluten der Liebe zu singen, und als später Oeslein seinem braven Eheweib, dem Gretlein, Liebeslieder und Lieder der Sehnsucht singt, da nimmt er unwillkürlich die Farben, die er für die andre gemischt hat: auch seine Eheliebste sieht er in dem sündigen sinnlichen Glanze, in dem ihm Sabine vor der Seele steht. Jene zarte, keusche Liebe des Minnesangs, die den Liebenden veredelt in wunschloser, herzensreiner Hingabe, sie liegt Oswald weltenfern. Liebe ist ihm Sinnenlust; in üppigen Koseworten lallt er Verlangen; er hält es nachts auf einsamem Lager nicht aus. Nicht des Weibes Zucht und Ehre, nein, ihr süßer verführerischer Leib beherrscht des Sängers Denken und Empfinden, und wenn er traditionell zwischen wilden Liebkosungen und heißen Liebesworten versichert: „das geschah in Zucht und Ehren", so gleitet das an unserem ungläubigen Ohre wirkungslos ab. Er bevorzugt die Abschiedsszene, jene von Wolfram geprägte Form des Tageliedes, um das Ungestüm gesteigerter Glut auszuströmen: zwischen heiße Umarmung drängen sich stammelnde Liebeslaute. Bei ihr sind hundert Jahre ein Augenblick, fern von ihr dauert eine Stunde tausend Uhr. Und die Worte häufen, überklingen, überstürzen sich: „ich lobe den Tag, die Stunde, die Weile, Minute und Quinte, da ich sie hörte und im Geiste sah"; fröhlich, selig, lieblich, klärlich, lustlich ist das sanfte, süße, schöne, minnigliche Weib; ihr geschwollenes rotes Schnäuzchen, den wohlgezierten Rosenspalt preist er als lunzlocht, munzlocht, klunzlocht, zisplocht, wisplocht, ganz unübersetzbare Liebkosungen; ihr Haar ist lockig, wellig, krauslich, krumplig, rundlich, goldlich, ihre Brüste gleichen Birnen, die er wie ein Kind saugen möchte, und so führt er uns von Glied zu Glied, nirgend Halt machend, vor nichts zurückschreckend, an der Fülle körperlicher Reize sich berauschend. Und er malt uns an der eignen Gattin, wie der weiße Hals vom schwarzen Gewand sich abhebt; ein andermal weiß er noch erregter zu erzählen, wie grüne Farbe den reinen Busen umschließt, der die Mannheit mit süßem Schauer erfüllt. So hat sonst kein deutscher Dichter des Mittelalters gesehen. Er fühlt, wie es beim Anblick der Geliebten Feuer gibt im Dach, mag auch die Natur starren von Reif und Schnee. Der Überschwall der Empfindung macht sich fast schreiend Luft. Und wenn sie ihn verschmäht, dann versenkt er sich trauernd in holde Erinnerung, wie der Delphin in die Tiefen des Meeres flüchtet vor dem wilden Sturm, bis die Sonne ihn und den Delphin wieder herauslockt. Nach dem Geschmack der Zeit schmückt er die Herzliebste auch mit dem Geschmeide blitzender Fremdworte; nicht ungern verrät er selbst im Arm der Holden, daß er die Musik, die Nautik, die Geographie fast wie ein Gelehrter beherrscht, und er seufzt wohl gar, den volkstümlichen Wunsch „ich wollt, ich wär ein Vögelein" umformend, statt dessen:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ich möchte sein ein Animal,
beschaffen wie die Nachtigall."

Aber auch schlichtere, einfache Töne bleiben nicht aus:

„Scheiden, ach Scheiden, du bitt'res Kraut!
Du raubst mir meine liebste Braut.
Ich wollt, wer das Scheiden hat erdacht,
Ihm werde Freude nicht Tag noch Nacht."

Wem jedesmal diese Seufzer und Seligkeitsbeteuerungen, diese Zuckungen der Leidenschaft und Wollust, gelten, ob Margarete oder Sabina oder wem sonst, das wissen wir auch bei Oswald nicht immer. Aber daß sie wirklich erlebt sind, daran zweifeln wir kaum jemals, und das gibt dem Wolkensteiner seinen rühmlich bedeutenden Platz im deutschen Geistesleben.

Wir haben eine drollige Anekdote von dem großen Albertus Magnus, dem Lehrer des Aquinaten Thomas. Der berühmte Doktor, der auch noch im Geruche der Zauberei stand, hatte aus dem unter Friedrich II. zu neuem Leben erweckten Aristoteles allerlei gelernt über die Bedeutung vorurteilsfreier Forschung; er gestand im Prinzip sogar zu, daß die griechischen Heiden in weltlichen Dingen auch wohl den Vätern, ja selbst der Bibel gegenüber zu beachten wären. Nun stand es vieler Orten in den frommen Büchern geschrieben, meist als Gleichnis, daß der Vogel Strauß Eisen fresse: unser „Straußenmagen" erinnert noch an diese unverdauliche Kost. Als eines Tages ein Strauß im heiligen Köln leibhaftig zu sehen war, da macht Albertus ein Experiment und legt dem Tiere ein paar Nägel oder ähnliche eiserne Leckerbissen vor. Das Tier frißt aber nicht. In Albertus Hirn kämpft nun der moderne und der mittelalterliche Mensch. Dann aber schreibt er doch wieder weiter ab, wie er's in den Büchern fand: „Physiologus sagt, daß der Strauß Eisen frißt."

Das kennzeichnet unser Mittelalter. Unsere Minnesänger übernehmen geprägte Formen, Typen, Vorstellungen, sie variieren sie, bereichern sie, entwickeln sie, oft in bewundernswerter Fülle und Schönheit: aber sie brechen nicht mit ihnen. So mancher hat empfunden, daß die schwärmerischen Träume und Leiden des Frauendienstes seiner eignen Stimmung und Erfahrung nicht entsprachen: dennoch sagt er sie weiter, nur schüchtern, wie mit bösem Gewissen, dies und jenes Eigne hereinschmuggelnd; und auch die Lieder der niederen Minne, des Bauernliedes, sind modisch gebunden, entbehren jener Ursprünglichkeit, die unmittelbar aus dem Eigenleben erwächst: selbst Walther hat sich die volle Freiheit nicht errungen. Oswald aber singt so, wie ihm der Schnabel gewachsen ist: er hat den Mut und die Kraft, sich so zu geben, wie er ist, und das bedeutet eine erstaunliche künstlerische und sittliche Leistung. Den eignen Ton zu finden ist schwer; es geht sich leichter auf betretenen Pfaden. Und Oswald hat *seine* Form mit genialer Sicherheit erreicht, in Wort und Weise: uns umflutet eine erquickende Welle ursprünglicher Kraft. Daß die Leidenschaften des tirolischen Edelmannes überall auf dem Hintergrunde politisch und kulturell wichtiger Wandlungen sich abheben, daß dieser furchtlose Abenteurer ein Mann von Saft und Kern ist, der die Welt kennt wie wenige seiner Zeit, den Fürsten liebten und fürchteten, der ohne Rücksicht auf persönliches Wohl für eine gesunde soziale, konservative Idee streitet, das erhöht den Reiz der merkwürdigen Gestalt. Aber das Entscheidende ist dies nicht. Oswalds Größe liegt darin, daß er seine Gestalt dichterisch in voller Helle herausstellt, hie und da allzu nackt, aber ohne Koketterie und mit naiver Aufrichtigkeit.

So gerne man seine hübschen Melodien sang, viel Schule hat er nicht gemacht: dazu ist er zu sehr Einzelgänger, zu *individuell*. Er steht im Grunde für sich und war noch kein Bahnbrecher. Das 16. und noch das 17. Jahrhundert besitzt keinen Lyriker, der diese Wahrhaftigkeit aufbrächte: ein paar Neulateiner überraschen wohl durch sehr persönliche Züge, einige Lieder Paul Flemings fesseln uns durch Erlebniswert, die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schwerblütige lyrische Kunst des Andreas Gryphius ringt mächtig nach Befreiung. Aber erst jener unglückliche schlesische Student, den Goethe so eindrucksvoll gewürdigt hat, Johann Christian Günther, strömt wieder alle seine Schuld und all sein Leid in erschütternde Verse aus. Ihre selbstquälerischen Abgründe zeigen uns freilich, wie sehr das sittliche Verantwortungsgefühl des Protestantismus, die Gefühlskraft des Pietismus seit Oswald die Seelen vertieft hat. Gewiß, Oswalds Seelenleben und Seelenkämpfe sind flacher, dafür vielleicht noch bewegter und sicherlich viel bunter. Und Günther war es doch, von dem Johann Wolfgang Goethe, weit mehr als von Klopstock, zuerst lernte, seine Dichtungen zur großen Konfession zu gestalten.

Nichts scheidet die neue deutsche Zeit, wie sie im Zeitalter des Humanismus geboren ward, so sehr vom Mittelalter wie die Freude des Individuums an sich selbst, wie der Mut, sich selbst zu gehören. Aus Freude und Mut ist dann auf den Bahnen Luthers, im Geiste unserer Größten die Pflicht des Selbstseins erwachsen, auf der unsre klassische und romantische Kunst, auf der das neunzehnte, das deutscheste Jahrhundert der Weltgeschichte beruht. Heute, wo sich das deutsche Volk von der dumpfen, trüben Geistesöde der breiten Massen ersticken läßt, scheint die fruchtbare Kraft des selbständigen Einzelnen vergessen. Wer aber altmodisch genug ist, immer noch höchstes Glück und höchste Pflicht des Deutschen in der Persönlichkeit zu sehen, der wird in der Bildergalerie geistiger Ahnen auch dem tapfern Ritter aus dem deutschen Südtirol gern einen Ehrenplatz gönnen. Er hatte die Courage, über den gleichmäßig abgestimmten Grundtönen des Minnesangs in seinem grellen Tenor eine eigne Weise aufwirbeln zu lassen, unter die feinen und groben Dichtertypen auf einmal ein Porträt schroffster Sonderart zu setzen. So grüßen wir rückschauend in dieser Lerche den Frühlingsboten, der das Aufsteigen deutscher Neuzeit vorausflatternd ahnen ließ.

Das dritte Reich des Paracelsus

Roman

von

E. G. Kolbenheyer

(Fortsetzung)

Der erstickte Laut

Er klepperte auf der Landstraße von dem Flecken Laber nach Beratzhausen, Reichsfreiherr Bernhardin Stauf zu Ehrnfels.

Über dem lenzgrünen Flachlande trillerten noch morgenfroh die Lerchen einen sanftblauen, durchsonnten Himmel an. Der Staufer hörte sie nicht, er sah auch das junge Grün nicht, hatte keinen Blick für die sanften Hügel, die nebelzart dem Ritt ein welliges Geleite gaben. Er merkte nur, daß die Straße dem schroffen Rande des Labertales zubog. Der Gaul tänzelte ungeduldig stallwärts, und auch den Reiter umwitterte beklemmend die Nähe seines festen Hauses. Er war verdrossen, übernächtigt, hatte Regensburg hinter sich und fühlte, nicht ohne Stachel, seinen Mann wieder einmal entladen von allem, was ihm dicht und dämmend sechs Wintermonate bis in den Hals hinauf gequollen war. Gott welle einem ohnmächtigen Gewürm den Erdendreck nit ansehen aus Gnaden durch den Sohn, Amen! Allein die Natur mußte

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jeweils einen Ausweg finden, seine Natur hatte er nicht selber geschaffen, er war kaum vierzig, sonst einer freudigen Art. Und ritt nun in die Poen.

Hinter ihm hielt sein Vetter Hanns Ruprecht mit dem jungen Grafen Schlick, der — seit Weihnachten zu Beratzhausen eingetan — adeliges Wesen und die Kunst des Aufwartens vom Grund auf zu erfahren hatte, ehe er an Hof kam. Der Reichsfreiherr hörte die beiden leise lachen und schwatzen, sie nahmen, da er zur Rede unlustig schien, gemessenen Abstand von ihm und auch von den fünf wohlbewaffneten Knechten, die klirrend hinterdrein zeppelten. So war dem Trüpplein ein Ansehen gegeben, und er konnte des Schlick wegen beruhigt sein. Auch sonst hatte der Junge in diesen Tagen mancherlei gelernt: wie man dem feistesten, knickerischesten Bürgerwanste von Regensburg einen Schuldbrief abfordert, den Gläubiger vor Zorn und Angst blaß werden läßt und endlich doch noch zu einer schnaubenden Reverenz bis auf den Estrich niederzwingt; sodann wie Edelleute zu gütlichem Vertrag gebracht werden können. Zwischen dem Vetter Hanns Ruprecht, der dem Schwäher sechshundert Gülden Mitgift aus Stauferschem Gute tapfer vorenthielt, und dem Jörgen von Parsberg zu Lupperg, Gemahl der Base Sidonia, war es zu merklichen Worten gekommen. Doch er hatte schließlich die Hände der beiden zusammengebracht und den Staufern gegen mäßigen Zins das Stück Geld erhalten. Nach diesen glück- und ehrenhaft geführten Geschäften war die vorletzte und die letzte Nacht scharf übergangen, ein ehrsamer Rat und tugendliche Klerisei üppig gekitzelt worden. Nachtmusik, besonders das Trommeln, ging der geistlichen und weltlichen Obrigkeit nahe, denn das gemeine Volk schien mehr denn je der Gasse geneigt, Nachtmusik war bei Strafe des Narrenkobens und sonstiger Buße untersagt. Allein der Reichsfreiherr hegte noch von anno vier und fünf her, des verzettelten Ächtergutes wegen, das ihm von Seiner Majestät zugesprochen und von der Stadt schlau hinterzogen worden war, einen ungetilgten Groll gegen den Rat. Und gegen den Bischof um seines treuen Doktor Hansen willen. Der hatte als sein Hausprediger zu Beratzhausen unter Zulauf der ganzen Gegend ein Evangeli wider die römische Lotterei getragen und war, aller reichsfreiherrlichen Gerechtsame zu Hohn, bei einem Ritte durch Laber, also von Nachbarboden, aufgehoben und verstrickt in den bischöflichen Hof zu Regensburg eingebracht worden, seither — sechs Jahre liefen ins Land — trotz dringlichen Protestes verschollen. An ihm, dem unmittelbaren Herren, konnten sich Bischof und Rat kaum vergreifen. War's nicht natürlich, daß er ihnen eine Lenznacht lang mit Lauten, Flöten und Trommeln durch alle Gassen aufspielte, die Musikanten in etliche Nahrung und die verschlafenen Bürger in Unruh zu setzen? Zudem war der Kaspar von Westerstätten, den jenes verzettelte Ächtergut gleichermaßen kränkte, mit bei der Kompanie, und alle hatten eine Erfrischung ihrer Herzen nötig gehabt. Daß sie die beiden Nächte nicht nur laut gassiert, sondern auch, dichtverhangen von Weinnebel und angestauter Wintervölle, in den Häusern gelegen waren, wo warmblütiges, jugendpralles Fleisch ungeschrotet zu Kauf stand, darüber glaubte der übernächtige Herr mit einem leisen, etwas gewaltsamen Gedankenruck einstweilen hinwegsetzen zu können, obwohl die Straße schon am schroffen Talrande der Laber entlang führte und der Kirchturm von Beratzhausen bald gesehen sein mußte.

Und noch vor Tags war er in seinem Stauferhofe hinter dem Obermünster, wohin sich die Gesellschaft auf einen kurzen Schlaf zurückgezogen hatte, durch den Verweser geweckt worden: der Stauferhof ist umstellt! Herr Bernhardin glaubt zu träumen, muß sich aber selber überzeugt fühlen, da er den jäh ernüchterten Kopf aus dem Fenster steckt. Das Haus wird geweckt. In Kürze steht alles gewappnet und ein Dutzend beritten unter den engen Hofwänden und der Einfahrt. Vier brennende Fackeln. Der Reichsfreiherr an der Spitze, das nackte Schwert in der Faust. Die Torflügel auf, und das Häuflein lauernder Stadtknechte prellt in den

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schatten des Obermünsters zurück. Eine kurze Verhandlung. Man wolle beileibe nicht zunahe treten! Nötigenfalls nur die Spielleute heben — Rumors halber. Er versorgt sein Schwert, er heißt den dienernden Viertelmeister, der anwesend ist, um Mißgriffe zu verhüten, zwischen seinen und des Vetters Gaul gehen. Sie klirren und klappern über das Pflaster hinunter vor das Brückentor, ein stattlicher Trupp, aber die Stadtknechte paarweis angeschlossen. Der Viertelmeister, heimlich erfreut, die edlen Gäste bei günstigen Mienen aus den Ringmauern zu bringen, gibt einigen Bedenklichkeiten in wohlgesetzten Worten Raum. Jedennoch, da der Morgen ohnehin graue, werde er — unter Vorbehalt künftiger Geschehnisse wegen — die Schlüssel holen lassen. Und die Stauffersche Gesellschaft trabt schließlich auf die Brücke. Bernhardin überhört es stolz, trotzdem seine Leute rufen, daß hinter ihnen das Fallgatter niederrasselt . . . sie werden nicht . . . nein, sie wollen doch nicht! Ein peinlicher Augenblick! Allein das Tor jenseits am Brückenkopf wird aufgetan, er kann ungekränkt ins Freie. Es wäre unfroh geworden: im Uebelwinde auf der Steinbruck, vorn und hinten höhnische Büchsen aus den Scharten der Türme, und sein fröstelndes Häuflein, darunter fünf vom besten Adel, inmitten über der Donau, schmählich verlauernd bis es den Regensburger Glocken gefiele, der Nacht Garaus zu läuten und man sonst die Gnade hätte. Aber die Regensburger mochten schlapper und müder geworden sein, er hatte all die Jahre her das Seine dazu getan.

So war er ohne Blöße aus der Stadt gekommen und hatte sich, angenüchtert und erschlafft, heimwärts tragen lassen. Erst vor Laber, wo immer noch jener Ammann, der seinen Doktor Hans gegriffen hatte, auf dem bischöflichen Gerichte saß, waren die Lebensgeister wieder straff geworden. Man mied solche Orte und umritt sie in schärferer Gangart.

Reichsfreiherr Bernhardin von Stauf zu Ehrnfels sah seine Kirchturmspitze und seufzte. Dieser Tage mußte der neue Prediger einstehen. Frau Argula, seine Schwester, hatte ihn verheißen, bedrohlich hatte sie ihn verheißen. Der Argula Grumbachin — er gestand es dem übernächtigen Morgen mannhaft zu — war das Stauferblut feuriger aufgeloht als ihnen allen weitum in der Sippe; einzig ausgenommen der Ohm Hieronymus, der alte Löweler, der weiland Hofmeister, ein Großhans wie keiner im Bayerland, den die jungen Herzöge zu Ingolstadt auf der Bühn durch Henkershand um seinen einzigen Kopf gekürzt hatten. Frau Argula führte ihre Fehden in wohlgesetzter Schrift, ja Druckwerk. Sie rannte die Ingolstädter hohe Schul so kräftig an, daß kein Hochgelahrt gegen sie aufzukommen wagte, nicht einmal der Professor Eck, denn sie saß fest im Sattel der Geschrift, Doktor Martinus selber fand sein Staunen daran. Und sie versorgte Beratzhausen von Lenting her mit Predigern. Seit Hans war's nun der zweite. Die Sippschaft zeterte über das schreibselige Weibsbild, sonderlich die papistische: ein angestammtes Grauen vor Schriftwerk und Disputaz. Allein Argula hielt sich, sowie sie die angefressenen Herrschaften zu Lenting, Zeilitzheim und dem fränkischen Grumbach hielt, indes der Schwager Grumbach mählich verläpperte und einging. Ein Lächeln kräuselte die Lippen des Freiherren: wen wird sie ihm zusetzen?

Und Beratzhausen lag nun zu seinen Füßen, ein Nest, das immerhin gelten konnte, angeduckt an den Abendhang des Talbogens, durch den die Laber ihr friedsames Wässerlein schlängelte. Es hatte, so klein es war, Mauern, allein die kurzen, spitzgehelmten Türme seines festen Hauses stachen über den Talrand kaum in die Ebene hinaus. In drangvollen Zeiten saß der Wächter auf dem festen Turm des Kirchleins, die Straße von Nürnberg nach Regensburg im Auge. Weiß Gott, er klebte in der Enge wie sein Nest, und Argula hatte die Weite gewonnen, kein Wunder, daß sie eine geistige Hand über der Familie hielt.

Die verquollenen Augen auf und durch die unbewehrte Mauerpforte hindurch,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch Lachen und Sumpf der Straße, daß es spritzte, an den Misthaufen vorbei. Sein Schlößchen hatte nicht Wall noch Graben, aber das Wappen ober dem Bogen, die beiden dicken Torpfeiler, die Pechnase, die wie ein Erkerlein über dem Wappen hing, vergaben nichts.

Man half ihm aus den Stiefeln, dem Lederwams, ahnte das ungewisse Wetter, das jeweils aus Regensburg mitzog, und verduftete. Der Freiherr warf sich auf die Söllerbank am Fenster, stützte den schweren Schädel in die Handfläche und sah stumpf auf die zerschnitzelte Tischplatte nieder. Eine Weile brütete er, dann wuchs der Groll: er hungerte, und der Hals brannte ihm, die andern wurden längst satt, von der Freiin nicht eines Rocksaumes Falte, nicht einmal das ferne, spitze Hüsteln, für das er durch Wände hindurch Ohren hatte. Er donnerte sich Schuhe, Essen und Trinken herbei. Dann suchte er sie in Gottes Namen auf.

Und sie mußte kurzsichtig sein, wie sie in der breiten Fensternische des Kaminzimmers über dem Flickwerk saß. Freifrau Ottilia zuckte wohl, als die Tür unsanft ins Schloß fiel, aber wie eine suchende Biene flog ihr die Hand nur eifriger mit Nadel und langem Faden von Stich zu Stich; der hagere, schmale Rücken bog sich tiefer. Bernhardin Stauf stand inmitten des Raumes, Trotz versteifte seinen Körper, aber sein Herz schlug den gemeinen Zorn nieder. Er hielt rückwärts die geballte Rechte am Gelenke umklammert, als müsse er sich selber fesseln, und nagte am Barte. Wie sie hingekrümmt saß und diente, ein endlos pflichtender, verstockter Vorwurf das ganze Weibswesen. Sie schmückte sich nicht mehr, er wußte, daß ihr Gewand besudelt war. Sie ließ ihn stehen, tat sich Gewalt an, sich und ihm. Und doch sah er, daß den straffgespannten Haaren Löcklein, kurz und kraus, entschlüpft waren und über der runden Stirn verschimmernd, blaßgolden glänzten. Er faßte Geduld, wartete den Faden ab. Der Faden riß vor der Zeit.

Während sie den Knoten knüpfte, warf sie den Kopf in die Höhe. Und er zerrieb ein Wort zwischen Zunge und Gaumen, verfinsterte die Stirn, lugte verkniffen auf das scharfe Profil hinüber, dessen Lippen zitterten und widerwillig gegen den eigenen Laut anzukämpfen schienen.

„Der Pfaff ist hie gewest, hat ein Zettel von der Grumbachin, ist auf Regensburg ein, dann er soll vor die Grumbachin eine Sach bestelln und wellet sich alsogleich dem neuen Herren erweisen."

„Derselb ist mir nit fürs Gesicht kummen."

„Der Pfaff ist heint nach Mittennacht hinwieder aus der Stadt gewichen und mit Taglicht hie gewest."

„Nach Mitternacht von Regensburg und mit Taglicht hie? So des neuen Pfaffen Maul läuft als seine Bein, hat mich die Grumbachin wohl versehen."

Nadel und Faden glitten durch den Zwilch, und die Freifrau saß tief gebeugt. Ihre schmalen Lippen zuckten, härter aufeinander gepreßt. Bernhardin Stauf wußte, daß er kein Wort mehr zu hören bekam. Ihr Kopf war gegen die blinden Butzenscheiben abgewandt gewesen, während sie sprach. Ein verhaltenes Beben in der Stimme, erbitterte Unzugänglichkeit, dieses gequälte Selbstverlieren, das keiner Natur achtete und überall nur ein Schicksal litt! Er zitterte am ganzen Leibe. Da sah er, wie sich eine stille, helle Perle von ihren Wimpern löste und auf den gefältelten Zwilch niederfiel. Und die Nadel glitt unaufhörlich weiter!

Das Blut schoß ihm in den Schädel. Der Pfaff, der Pfaff hat's Maul gerührt, der Pfaff war um Mitternacht aus der Stadt gewichen, hat ihn, den Herren, nicht weiter gesucht!

Er stampfte hinaus und sah im ersten Blicke den jungen Schlick auf der Söllerbank schlafen. Bernhardin Stauf erfing noch die Tür. Und sammelte sich. Er rüttelte den Jungen, knurrte ihm seinen scharfen Sermon: einer, zweier, auch dreier

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nächte Müdigkeit darf keiner nachgeben, und wenn die Knie weich werden, wenn der Kopf wirbelt.

„. . . du wart auf! Du dien! Wo dein Herr geht ein und aus oder die Frau, hast du nit zu lümmlen, noch zu schnarchen! Dachs, junger, brauch deinen Sinn, halt dich!"

Er hieb ihm hinters Ohr, daß die blonden Strähne flogen. Dann wußte er sich vollends in seiner Gewalt. Langsam ging er die ausgetretene Holzstiege hinunter als seien Marmorstufen unter seinen Füßen, und über den Hof dem Pfaffenstüblein zu, hinauf unter das Dach.

Der neue Mann hatte den Tisch vor das Fenster gerückt und saß mit dem Rücken gegen die Tür, halb abgedreht vom Schreibpulte. Er schnitt eine Feder und ließ die Kielspäne auf den Boden fallen. Sorgsam in das Geschäft vertieft, sah er zunächst nicht auf. Und dann trafen den Freiherrn zwei wasserblaue Augen aus einem Gesicht, dem es noch wie Milchbart sproßte. Die Augen bekamen ein schärferes Licht, die hochgewölbte Stirn spannte sich, die Brauen rückten zusammen. Der junge Mann legte die Feder und das Messer nieder, langsam stemmte er den Körper an der Tischplatte empor, wuchs, wuchs zu einer Höhe und Breite, daß das Fensterlein verdeckt war. Dem konnte ein jeder Nachtmarsch zugetraut werden, von dem begriff man, daß er zuweilen bedächtig tat und Zeit brauchte. Da er aber stand, spreizbeinig, mit gesenkter Stirn, als müsse er einen Zwerg aus dem Estrich klauben, wußte der Freiherr auch, daß dieser Mensch so leicht nicht zu werfen war.

„Wie heißt er?"

„Leupold Moser, der Theologie Magister, Euer Gnaden Hauspfaff zu Beretzhausen."

Eine träge, tiefe Stimme, und unter den Worten hin ein angespanntes Wühlen im Wesen dessen, der da unbehindert als Herr eintrat, über den Unerfragtes zu hören gewesen war, den Regensburg, so glatzigkahl sein Schädel glänzte, wie einen grünen Bacchanten gassatim bubelieren gesehen hatte. Über des Freiherrn verfinstertes Gesicht zuckten Erinnerungen aus dem Nebel der letzten Nächte. Er kannte den Kerl irgendwie, der war ihm da und dort näher gewesen.

„Magister — Wohlgelahrt also. Ihr seid mir etwan über den Weg geloffen in der Nacht?"

Der Mund des Reichsfreiherrn war breit, er redete gequetscht und voll Galle. Der Magister ließ seinen Körper einmal hin und her pendeln, als mache es ihm Mühe, die Antwort herauszuholen, allein sein Gesicht zeigte nichts als ein unbeirrbares Gewissen.

„Nit über Euer Gnaden Weg — über den laufen Hund und Katz, auch die Säu. Auf Abweg und Lotterweg, auf Schlemmer- und Buhlweg durch die zwo Nächt hin so bin ich Euch nachgefolget. Ich hab gewart' vor denen Wirtshäuseren und Tabernen, ich verharret vor dem Freihaus an der Tür, da der Teufel den Gotteshauch mit Venus aus dem Menschen purgiert, ich bin Euch nachgangen und Euren lockeren Pfeifen und Trummeln — da hab ich mein' künftigen Herrn gesuchet und seine Seel belauert, als nur ein Strauchklepperer und Schnapphahn in dem Busch. Allein seiner Seel Fenster waren dicht und verhangen, ist ihnen ein ohnwirscher Bachus, ein verzweiflet Buhlbengel, sampt einer melancholischen Üppigkeit und Lärmen erbärmlich und ohnlustig fürgelegen. Da ich bei Fackel und Luzern in Morgengrauen und Taglicht Euer Menschengesicht gesehen, jammert mich sein. — Derweilen in dieser andern Nacht bei sechster Stunden Schlag die Stadtknecht umb den Stauferhof warn aufzogen, und ich wohl sahe, daß Gott ein natürlich Ziel gesetzet dem Elend Eurer Kreatur, also bin ich aus der Stadt gewichen, dann mir ist einer wohlbekennt von den Wachtmeistern, und bin auf Beretzhausen. Da wellt ich harren bis auf diesen Mittag, und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so Ihr nit heraußer künntet, gen Regensburg zurücke eilen mit rechter Hilf, auf daß die in der Stadt Euch nit wider Recht behalten und mehreten den Schimpf, da sie Euch getastet an."

Der Reichsfreiherr hatte die Fäuste in die Hüften gestemmt, seine Augen standen ihm kugelrund.

„Potz Kreuz, Teufel und Marter, was seind Euer Jahr, wes Alters!"

Doch des Magisters Gesicht verlor seine Sorgfalt nicht.

„Mein' Jahr, Euer Gnaden, seind in das Ambt geben und in das Gewissen eintan. Ihr und ich, beid' ohnmächtig in Gott. Unser Handvoll Lebenszeit nit eines Augenzwinkers Nu vor des Herren Angesicht und dannocht einer jedlichen Minuten Lebensweil, so in Sünden, so in Gnaden, ein ohnermeßlich Teil der Ewigkeit nach dem Gericht."

Der Freiherr senkte den Scheitel und trommelte mit einer Fußspitze auf dem Estrich, das sich der Mensch mit Blumen und Gras frisch bestreut hatte. Dawider war nicht aufzukommen. Aber den Prediger, der einer Regensburger Pfaffheit bis in den Gallengrund zusetzen mochte, konnte das geben, und vor der Freiin geschwätzt hatte der nicht. Nur eines quälte noch, aber es stillte zugleich auch: der Kerl bezweifelte seinen Randal und all die Lustbarkeit. War das Erkenntnis oder war's nur ein abgrundtiefer wasserblauer Glaube, in alles Menschenaas gesetzt, das seinen Mist ausstößt? Und zwischen Ärger und Ungeduld beschlich es den übernächtigen Herren wie ein lösender Hauch, so daß ihm einen Herzensschlag lang matt und weich wurde. Seine Augen zuckten nach des Pfaffen Bett hinüber und blinzelten dann verwirrt und mißtrauisch auf. Doch der Magister stand immer noch todernst mit Grüblermienen, demütig — wie es schien — um Gottes willen und jenseits von Menschenfurcht. So mochte der Wittenberger Augustiner bestanden haben, dessen die Schwester Argula nie gedachte ohne ein Beben der Begeisterung. Einer andern Art! Der Kerl gefiel ihm.

„Warumb so habet Ihr Euch nit auf meinem Hof gestellt?"

„Der edlen Frauen zu Lentig han ich ein Sach ausgericht'. Bin demnach umb Vesperzeit des vorvergangenen Tags auf den Stauferhof, da waret Ihr allbereits aus, und Euch gefolget, dessengleichen am Tage Euch zu dickerem Mal gesucht, daß ich Euer Gnaden kumm an, mich gleichwohl getröst', dann was kunnt Euer Gnaden bedeuten, ob ich an Wuchs seie grad oder krumm, schwarz oder hell von Haar. Dannoch Euch gefolget nach, daß ich Euch kenn und je ehender dest baß seh in Herzensgrund. Gott wird mein Teil an Euch forderen, des will ich getreulich hüten."

Diese ruhevolle, unerschütterliche Stimme legte sich wie ein Wollmantel um die Ohren. Vor ihr zerfloß die lärmende Gewaltsamkeit der letzten Nächte einem Gewölk gleich am Tagesgewölb der Sinne, die eng und enger wurden, und sich zuletzt in eine dicke Schläfrigkeit verdichteten. Der Reichsfreiherr wankte auf das Lager des Hauspfaffen zu, setzte sich und gähnte.

„Ihr habet ein Zettel . . . von der . . . Grumbachin . . ."

Magister Leupold Moser griff in den Busen und reichte den versiegelten Brief.

Reichsfreiherr Bernhardin Stauf stierte das Siegel an, hob die Hand, ließ sie wieder fallen. Der Pfaffe rührte sich nicht. Durch das Fenster hörte man nur die Vögel und auch die immer schwächer und ferner. Der Glatzkopf fiel auf die Brust, der Brief entglitt der Hand, und wie ein rünstiger Sack sank der getroste Mann zusammen. Magister Leupold hob ihm die Beine auf das Bett nach und legte den entfallenen Brief auf die Tischkante. Eine Weile sah er nieder. So lechzend tief war dieser Schlaf! Wie ein verdürstendes Tier am ersten Brunnentrog sog der Stauser eine Erquickung, kein Leibesschlaf allein, das übernommene Herz und das umgetrieben Gemüt lag seines Joches ledig und sättigte sich aus Gottes Gnadenhand. —

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Auch der Magister spürte die beiden ersten Nächte seiner Beratzhauser Seelsorge, die inbrünstigen Atemzüge seines neuen Herren waren Versuchung, doch der Lentinger Knecht wartete, und Frau Argula brauchte ihren Knecht.

Er setzte sich also wieder, spaltete die Feder und schrieb, daß die Regensburger Angelegenheit bestellt sei. Er schloß:

„. . . als bin ich kaum ein Tag hie gewest, und was Euer Gnaden Bruder, der Reichsfreiherr, mein gegenwärtig günstiger Herr, allbereits auf Regensburg hinne. Demnach wellet ich mich nit viel umbtun. Hab gleichwohl mit den Kolmar Grasser geredt, den Schaffner ze Ehrnfels, ein frumm Mann, so E. G. sein dienstwilligen Gruß entbeut. Derselb hat Kundschaft mit eim Arzet, welicher ist vor etlich Wochen ze Beretzhausen ankummen und verweilet hie contemplationis causa, als es scheint, dann dies ist ein stiller Ort, und hat ein Libell unter der Feder. Derselb ist von Nürmberg ankummen, und der Kolmar Grasser hat zween ander Libell bei ihm gsehn, so zu Nürmberg seind ausgangen von seiner Hand in des Peipus Druckerei. Da soll etlichs mehr im Satz stehn. Heißt Theophrastus ab Hohenheim aus der Eidgenossenschaft, nennet sich Paracelsum so E. G. dieser Nam ist etwan bekannt. Er ist dessengleichen ein Mann, des lieben Evangeli wohl erfahren, und auf dem Schloß zuweilen bei der Bibel-Kollekt gewest in der Zeit, da kein Prediger hie ist gesein. Denselbigen will ich, so es E. G. nach Wunsch und Willen gestund, E. G. Gemahl, des edlen Herren Friedrichen, Sichtäg berichten und heißen sein Consilium schreiben, etwan daß der Herr Friedrich damit bedienet sei in dieser seiner Leibesnot.

So beschleuß ich den Brief, grüßend mir auch den edlen Herren und Euere Junker. Der gütig Gott welle uns all bewahrn und erhalten bei seinem Wort. Amen.

Datum in Eil am Mittwoch nach Peregrini ze Beretzhausen im 1530. Jahr.

Der edlen und tugendhaften Frauen, Frau Argula von Grumbach auf Lenting, meiner gnädigen Frauen zu Handen."

Er falzte den Bogen, steckte ihn zusammen und schlich auf den Zehenspitzen hinaus, um sich ein Siegelwachs zu verschaffen und den Knecht zu entlassen.

*

Kein Wächter saß auf dem Turm zu Beratzhausen und paßte ein Zeigerwerk ab, um in die Menschen den Stundendrang einzuhämmern. Hier hielt noch die leuchtende Sonne Schritt, und die Leute trugen die Zeitglocke im Leibe. Ihre Kräfte, durch Element und Gestirn nachtschlafender Weile erneut, schufen ihnen den treibenden Morgen, und waren sie der Kräfte durch Hand und Fuß entladen, sank der Abend in ihr Blut. Das Fleisch vergor ihnen nicht subtil, ihre Lebensgeister hatten noch Boden, hausten in Gliedern, die der Erdkrume dienten und waren kein Volatile geworden, das den Schädel mit Gedanken füllt, die Ziel und Maß des Tages übergleiten, die eines Körpers Physik überholen und an den Stundenschlag geheftet werden müssen, daß der Mensch seiner Kreatur gewahr bleibe. Ist einmal die Scholle verlassen und aus dem Tagwerk Denkwerk geworden, dann hat der Mensch auch seine Tageszeit verloren. Er tritt heraus aus seines Leibes Stundengang. Das Werk ist über Hand und Fuß gewachsen, es bedarf der andern, um erfüllt zu werden, der Stunden der andern, deren Pulsschlag fremd und fremder wird, deren Kräfte über Mittel und weite Wege hin gesucht werden müssen. Dann tut der knöcherne Türmer not, der ein Zeigerwerk abpaßt, die Stunden unerbittlich in das Herz einhämmert, das an die Gemeinschaft verloren gegangen ist und nur mehr in wildem Trotze sein Selbst behaupten kann.

Auf der Rollwagenfahrt durch den fränkischen Nachwinter hatte Paracelsus etliches über das evangelische Wesen des kleinen Beratzhausen gehört. Ein Regensburger Faktor, der Luther anhing, fuhr damals mit. Und je näher der großen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Pfaffenstadt an der Donau, desto unlustiger zu ihr war der Vielerfahrene geworden. Es war ihm entgegengequollen, dumpf, ein Vorgefühl: die ewiggleiche, leckende Neugier, die schnüffelnde Wundersucht, die jedes natürliche Geheimnis entweiht, etliche Heilungen, ein beargwöhnter Zulauf, Versucher und Neider, und endlich der Mutwille derer, die seine Kunst wie eine Pfründe genossen und mit frechen Fersen gegen seines innersten Eigentumes Pforte trommelten, als müsse sie ihnen offen stehen wie ein Hurenwinkel, der Rest — Haß, wie sonst und überall, vielleicht ein Freund, der in Treue zurückblieb. Es mochte auch gewesen sein, daß ihn ein leises Fieberrütteln, wovon er gegen den Abend hin befallen worden war, unmutig gemacht hatte. Ihm war das Wirtshaus in Beratzhausen, wo die Pferde gewechselt wurden, einladender erschienen, als sonstige Gelegenheiten dieser Art. Matt, hatte er einem Verlangen nach Erholung nachgegeben und ein Gastzimmer gefunden, das frisch gescheuert und mit neuem Sande bestreut schien, dessen Wände sich weniger bespien zeigten, als Wirtshauswände sonst, und das mit einem reinlichen Bette bestellt war. So hatte er den Fuhrmann abgelohnt und war geblieben.

Und die Wirtsleute waren zwei Fieberwochen hindurch redlich und treu um seine Wartung bemüht gewesen. Von heftigen Imaginationen gequält, die Kämpfe um das Nürnberger Druckwerk betrafen und ältere Bitternisse preisgaben, war den Pflegern sein Mensch in aller Lebensmühsal nahe und offenkundig geworden, und doch hatte er sie immer wieder in Ehrfurcht und Staunen zurückgebannt, wenn seine schöpferische Gedankenwelt vor ihnen in dunklen Redebahnen kreiste, aus denen Worte, fremd, gleich geheimnisvollen Sternen, aufleuchteten. Sie hatten ihren sonderbarsten Gast unter dem Dache. Allein auch eine edle Frömmigkeit war jeweils aus den Fieberwirren vorgeklungen und hatte die beiden Alten mit menschlicher Zuversicht erfüllt. Von der Reisegesellschaft her wußten sie, daß der Kranke ein Edelmann und eines weitläufigen Rufes sei, das Gepäck und ein goldener Pitschierring an seinem Daumen ergänzten einiges. Der Schäfer und später auch der Pfleger Kolmar Grasser hatte sie beruhigt, daß keine gefährliche Kontagion zu fürchten wäre. — Kolmar Grasser war aus dem Schlosse gesandt worden, als man erfuhr, daß einer von Adel im Wirtshause darniederläge. — Und so hatten die beiden Ehehalten nicht unterlassen, ein bedeutsames Gerede um den Fremden zu breiten.

Da nun Paracelsus sich vom Lager erhob, stand nicht nur die rückgestaute Lenzenslust dieses Jahres mit einer frühen, befeuernden Wärme voll am Werke, sondern auch er fand sich bei neuen Kräften inmitten eines neuen Kreises lebhafter Erwartungen um seine Person, die nach allem, was über sie geredet wurde, nun weiteste Aufschlüsse in Tat und Worten schuldete. Er war also seinem Regensburger Schicksale nur halb entgangen, und darum desto weniger, weil die Regensburger Evangelischen von Beratzhausen stärker angezogen — die letzten Predigten des scheidenden Geistlichen zu hören — an Sonntagen das breite Wirtshaus summend erfüllten. Und sie trugen dem Paracelsus, sowie sie nur seiner recht gewahr wurden, auch ihre Siechtage zu.

Nindert wirst du ihm entrinnen, nindert kunntest du ihm entflieh'n, dann es steht über dir dein Leben und ist das Wort deiner Kreatur, von Adam her Gott entschlüpfet in der Stund' deiner Geburt. Dies Wort weht mit dir, und du bist es überall, wo du auch seiest. Leg' hin dein Haupt und sprich, hie will ich ruh'n: das Wort deiner Kreatur ist wach ober dem Schlaf und Traum deines Willens. Dann du bist eingetan. Wahrlich, du bist des Gottes nur ein Teil, des Gottes, der allein sagt: ich will, weil er allein vermag zu sagen: ich kann. Er ist in dir verhangen, ist Creatum in dir, und das ist dein Leben. Was willst du dawider, du Staub in einem Sunnenstrahle!

Nirgends war ihm die Gottesverstricktheit seines rastlosen Weges so lebendig

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geworden, als in der Stille dieser Beratzhauser Werkeltage. Er glaubte zu wissen, weshalb er habe da, in dem abgeschiedenen Neste, erkranken und genesen müssen, wohin Menschen ihr Gottesverlangen aus der Gemeinschaft einer großen Stadt retteten, die bis an ihrer Ringmauern Zinnen voll von Religion stand. Und hier, wo er sich angeweht fand, wie ein Samenkorn aus der Sturmeshand Gottes, fühlte er auch den tiefsten Grund dessen, was ihn all sein Leben so bitter und heiß gemacht hatte: eben das Kornwesen, gerade das Staubwesen, das granulum, das sich in der Gemeinschaft an den andern Körnern rieb und an dem andern Staube stieß. Und waren alle seine Werke bisher nicht granula gewesen? Den andern, seinem Gegenteil, wohl zu viel, ihm aber nur zu wenig: ihm Splitterwerk! Gegen die Impostur und Quacksalberei der Franzosenarzenei hatte er geschrieben, über den Tartarus, die Pusteln, Aderlaß, Urin, über Spitalsnot und die Not der Chirurgie, allda konnten sie Brosamen auflesen und brauchten nicht zur Schüssel zu greifen. Nun, fern von ihnen allen, die ihn aus jedem verderbten Kranken anwiderten, die seinen Zorn mit jeder Handbewegung, mit jeder Falte ihres Gesichtes und Gewandes entzündeten, wollte er, der Ketzer der Fakultät, der Verführer der Diszipeln, des Körnleinzornes und der Körnleinhitze ledig werden, den Pelz erwäschen und ihn dabei bis auf die Haut durchnässen: nicht über dies und das verlauten vor den andern, sondern aus innerstem Grunde und tiefster Kreatur aufstellen die Ecksteine und Säulen aller Arznei insgemein: der Natur Philosophia, des Himmels- und Erdenmenschen Astronomia, des Elements Alchimia und die Heiligkeit des Dienstes am Werke. Wie eines Lebens Schuld und Reinigung brach es aus ihm: die sündlose Schuld und Verantwortung des ungewollten Daseins, die Reinigung in schöpferischer Demut. Er warf sein Korn von sich, zertrat die Schale seines Kernes, entwuchs den Splittern. So hieß er das Buch auch, das wie ein heißer Sprudel aus ihm floß: Paragranum, das ist: über dem Kornwesen, jenseits von Staub und Scherben.

*

Da er den ersten großen Riß um seine Kunst und all sein Menschentum gezogen hatte, dem Tageszorne entrückt, fern vom Stümperwerke der andern, wuchs seine Liebe zu den Menschen neu. In Salzburg schon war dem Wegmüden die Einsamkeit zu bitter geworden, er hatte dort die Gottesfreunde gesucht, in Nürnberg hatte es ihn aus der magischen Wolke, die sie an seine Person dichteten, in eines Herzens Nähe getrieben. Was dazwischen lag: Basel, das hatte der Brücke nicht bedurft, dort war seines Wesens Turm zerbröckelt, er hatte sich ergießen können, nur war ihnen sein Strom zu voll, zu reißend geworden — hierher nach Beratzhausen aber kamen die Heilverlanger auf staubiger Straße, hier wuchs die Sehnsucht selber aus der Enge und brauchte kein Widerspiel. Die junge evangelische Gemeinschaft inmitten eines papistischen Landes gab den Leuten eine läßliche Billigkeit, sie beargwöhnten und belauerten ihn nicht, das Herz war ihnen aufgetan und darum der Sinn. So keimte dem werkgeheiligten Manne die neue Hoffnung auf Menschennähe.

Ein leises Klopfen an seiner Tür. Der Abend lag in den Fenstern, und der Sonnabend trat ein, vorsichtig und bedächtig, ein fragendes Lächeln in dem guten Gesichte: Kolmar Grasser, der Pfleger zu Ehrnfels, dem Stauferschen Hofgute. Er dienerte umständlich und sie sprachen vorerst vom Wetter, denn auf dem Himmel stand dick und grau der lang erwartete Regen. Dann klopfte es stärker, das war der Sonntag, der seine Predigt wußte. Und er schritt so groß und weitgliedrig durch die Tür, daß er sich unter dem Riegelbalken bücken mußte: Magister Leupold Moser. Er langte hinunter, da er dem Doktor die Finger reichte.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Drunt' in der Stub' harrend die Leut', als wie die Werkeltäg' auf den Sunnabend, und wellend mit uns, Herr Doktor."

„Heunt hanget der Himmel tief, lieber Magister, da möcht' viel Wasser in unser Disputaz fallen, und Wassers ist sunst g'nug. Ich mein', wir bleibend hie in dieser Stuben."

„Davor hat unser' Kirch' ein weit's Dach, das hält den Regen und einet mannigerlei Leut'." Er räusperte sich etwas befangen. „Seine Gnaden, der Stauf', hat zu unserm Colloquium auf diesen Tag nit ein' g'ring Glust, dessentgleichen die Freiin. Allein mit uns und denen andern auf der Straßen schweifen oder etwan sunst, dasselb' kunnt er nit Standes halb'."

Paracelsus zuckte die Achseln. Der Magister ergänzte etwas leiser: „Ist als auch ein Brief kummen von der edlen Frauen auf Lenting, die hat Euer Libell gelesen von denen magischen Kartausfiguren, so Ihr habet ans Licht geben nit ohn' Schärf' gegen den Osiander, und ist voll Begierd' nach Eurer Theorik. Wär' längest hie nach Beretzhausen kummen, doch sie willt ehender auf den Tag zu Augsburg, so sie der Sach' unsres Evangeli kunnt dienstlich sein, dann der Frauen Argula seind etlich' edel Herren wohlbekennt, willt etwan noch auf Koburg reisen zum Doktor Martinus."

Paracelsus war unter den Worten des Magisters vorausgegangen, er wollte zu den andern. Unmutig fühlte er die Erregtheit der sonst so ruhigen Stimme. Ihm waren die stillen Gespräche, die sie im Kreise schlichter Leute führten, um durch den Gottesdrang der Zeit zu Gott zu finden, so wert geworden, daß er für sie zu fürchten begann.

Unruhe zitterte durch die Menschen von Augsburg her. Der Kampf um die Herzen stieß seine Wellenringe weithin, und sie nannten ihn den Kampf um Gott. Paracelsus mußte an die Sorge des Ratsschreibers und Weltmannes zu Nürnberg denken. Was war für Gott zu hoffen von all den vielen, die macht- und prunkvoll zu Augsburg saßen? Doch als er unter das Häuflein Landvolk trat, das seiner und des Predigers Moser harrte, faßte er neue Hoffnung, und sie gingen also in die Kirche.

Der Reichsfreiherr und die Freiin saßen schon in den Stühlen vor der Kanzel, ein Gast aus Franken, der junge Schlick und etliches Gesind' war mitgekommen. Paracelsus wurde zu den Herren geladen und nahm nur zögernd Platz. Auch setzte der Magister unverweilt zu einer runden Rede an, als seien sie unter den Glocken versammelt. Er sprach von dem Kampfe in Augsburg, stand vor den Herren und für die Herren, pries die neue Gemeinschaft und eine in Christ erstandene Kirche über den Trümmern der alten, die der Antichrist in Rom zu Gottes endlichem Zorne verschachert habe. — Vielleicht wollte der Staufer seinem Gaste mit dieser Versammlung etwas Merkwürdiges bieten.

Die Bauern harrten ernüchtert, blinzelten auf den ansehnlichen Gast, der breit und selbstgefällig neben der Freiin saß, schielten zu dem kleinen Doktor hinüber, der immer sauerer dreinsah — indes rauschte der Regen um die Kirche, und sie dachten, daß ihr reifendes Korn gründlich satt werde, daß Rüben, Kraut und Gras eine tüchtige Erquickung fänden. Dann schwieg die volle Stimme, sie lauschten auf.

Paracelsus blieb sitzen, als er nach einer Weile unlustigen Kampfes gegen den Seelenpferch der Stunde mit trockenen Worten vor sich hinzureden begann. Er sah nicht recht auf.

„. . . das alt' Lied, lieber Magister, die eitel Hoffensweis! Wann je und je Menschen entwachsen gesein der Konstellaz ihrer alten Kreatur und erwachsen in die neu' Konstellaz, die neu' Kreatur, mit Unruh' und Bangen, so tretend sie hin in die G'mein und muten auf neu G'satz, als die ze Augsburg tun. Bauen also den neuen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Altar, Opfer, Kirchen, Gebot. Geht ein Gerede umb Alt und Neu. Wo aber bist du, Mensch, oder du, Kaiser und Reich, der da müget die neu' Kreatur gründen und bauen vor all' Zeit künftig?"

Magister Moser griff zu, denn er sah, daß alle Augen aufflackerten wie Lämpchen, die frisches Öl bekommen haben.

„Ein Mensch allein kunnt's wohl nit, Hochgelahrt, auch nit Doctor Martinus, der Mann Gottes, kunnt's alleinig. Darumb so tretend sie in die G'mein, darumb ist der Tag vor Kaiser und Reich b'stellt. Dann es steht geschrieben: so ihr euch versamblet in meinem Namen, so will ich sein mitten unter euch. — Also wächset der Mensch über ihn selbsten hinaus in der G'mein und vermöcht' die erneuet' Kirch' und G'satz aufrichten aus der neuen Kreatur."

„Dagegen will ich ein Gleichnus stellen", meinte Paracelsus ruhiger, denn er hoffte nun, daß diese Stunde nicht unwert bleiben werde. „Es ist ein Mensch krank, so ist ein feindlich's Wesen wider ihn in seinem Leibe, da muß der Arzt beistehn. Was schaffet der Arzet? Etwan ein' neuen Menschen oder ein neu G'satz des Leibes? Ein' neuen korporalischen Adam? Mit nichten. So der Arzt redlich ist und seiner Kunst wohlerfahren, siehet er an den elementischen Menschen in seinem Siechtag, erkennt den Kranken, wo es ihm gebricht an Kraft des Elements und Sterns, hilft am Orte. Und der redlich' Arzt tritt an sein Feu'r, greift in die Apotheken, von Gott dem Menschen geschaffen in Kraut, Metallis, Marcasit, Salibus, Gemmis, ziehet auf ein Elixir, Magisterium, Quintum Esse mit der Feuer hilf, schaffet ein Konstellaz aus Kraft des apothekerischen Elements in Subtilität und stößet sein Arcanum der Kraft des Elements im kranken Menschen zu, daß beid', Natur und Mensch, wider die Krankheit künnten aufkummen und b'stehn. Was schaffet demnach der elementisch' Arzet? Nit ein' neuen Adam, noch ein' neu' Kreatur. Er hilft dem alten Adam auferstehn, das ist gewest der leibkräftig' Mensch in seinem Element und Stern. Und ist ein Groß, will ein's schaffenden Mannes ganzen Mut, daß er zu sollich eim Helfer erwachs. Allein es ist das größist nit und bleibet in der unteren Welt verhangen. — Aber die Zeit ist reif worden, daß aus der alten Kreatur erwachs die neu'! Höret ihr nit die Orgel Gottes über allem Wesen? Da fallend die Mauern der Tempel und berstend die Altär'. Die alt' Kreatur ist gegründ't im Element und Planeten, und darin stehn Tempel, Altar, Opfer, Lehr', Sacerdot, Kircheng'satz. Was wächset aus denen Konzilien, Reichstägen und gehäufteter Macht und Willen? Wiederum Tempel, Altar, Opfer, Sacerdot und Kircheng'satz. Dann all' so da ankummen und wellend heilen den kranken Leichnam, die verderbet Kirch', müssend dem Arzt gleichbleiben und ein' alten elementarischen Adam g'sund machen. Die seind da aus dem Gestern gebor'n und die aus dem Gestern reden wohl. Seind Ethnici, vermeinend, es liege all's im Maul. Und so ihr Mut und Herz noch so lauter stünd', ihr Mittel bleibet im Alten, ihr Mittel haget im Element, nit in der neuen Kreatur, das ist im Reich, fern von dieser Welt, nit zu greifen und zu schauen, noch zu reden. Sie stehnd widereinander, und brenne ihr Herz hoch und heilig, sie müssen elementisch verlauten und elementischen Laut annehmen von andern und gefangen bleiben in Ketten des Mittels, das ist in der alten Kreatur. — Nun aber tönet die Orgel Gottes von der neuen Kreatur, jetzt seind vor diesem Spiel die Planeten tot, und die Element' haben kein' Kraft mehr in dem." Er loderte auf, seine klemme Stimme füllte die Kirche. „Siehst du, neue Kreatur: wie streng und gewaltig David, Salomo, Asaph, Moises, Israel haben auf das G'satz müssen acht haben, gehorsam sein, willig und behend — und war alles ihnen kein Nutz'! Ward ihnen all's Regul, äußerlich, ein Schalen, ein Kleid. Und aber siehst du, neu' Kreatur, als gleich: Kaiser und Reich mit Tag, Disputaz und Rat! — Du mußt zu dir kummen, neu' Kreatur, und alleine. Als Christus saget: Gang in dein Kämmer-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lein und b'schleuß die Tür hinter dir. Do bist allein. Do bist innerlich. Zwo Geburt seind im Menschen, so mußt du die alt' von dir tun und in der neuen sein. Zwo Influenz: die alt' Kreatur, die da ist in die Welt geschaffen, hinwider die neu' Kreatur nun aber im Menschen innerlich und stehet in der Influenz des heiligen Geist's. Also soll der Mensch fechten mit zwei Ritterschaft', wider den alten Himmel, Firmament und Element, und wider die alt' Ordnung der templischen G'satz, und sich der zweien im seligen Leben entschlahen und da den neuen Himmel lassen influieren, imprimieren, konstellieren, und ein' neuen Schöpfer der neuen Kreatur annehmen in seines Herzens Tiefe und Heimeligkeit."

Das Gewölb' gellte seiner Stimme nach. Befremdet stutzten die vom Schlosse, und die anderen erschraken über die Heftigkeit des sonst bedachtsamen Doktors. Alle fühlten sich von einem Wirbel zweiflerischer Gedanken fortgerissen. Er selber blickte erstaunt auf: sah Steinmauern, Kanzel, Altar; schlichte Menschen mit fragenden Augen streifte sein Blick, andere mit den gesenkten Stirnen, die sich nun falteten — und dann lächelte er selbsterschlossen und merkte, daß auch er dem Gemäuer mit den hohen, bunten Fenstern im Chörlein, der Kanzel, dem Altare erlegen war. Er hatte gepredigt. Nun schloß er die Lider und fuhr langsam über Stirn und Glatze.

Der Gast flüsterte dem Reichsfreiherrn zu; Bernhardin Stauf wehrte mit einer leichten Handbewegung dem Magister Moser und sagte unter einem halben Lächeln:

„Als Ihr saget, Edel und Hochgelahrt, der Tempel fällt, und der Altar gehet in Trümmer. Des ist wohl Zeit, und wellends unser evangelischen Leut' auf dem Tag zu Augsburg machen perfekt. Allein wie sollt's einer alleinig tun in dem Schlafkämmerlein! Ist ein Bau gewaltiglich, der Tempel und Altar röm'scher Klerisei, da brauchet's viel beherzt' Werkleut'."

Der Gast nickte lebhaft, er hatte eine kollernde, behagliche Stimme und strich den Bart, während er sprach:

„So ist, als der Stauser meinet! Kirch' wider Kirch', Stein wider Stein, G'satz wider G'satz! Wo kunnten die Leut' sunst hin? Des Christenmenschen Freiheit muß geschaffet sein, und hat er sie, ist not, daß er weiß wohin, dann das Gewissen will sein Ort han."

„Hat sein' Ort," fuhr Paracelsus dagegen, „hilf Gott, daß die zu Augsburg den Ort nit vermauren, G'satz wider G'satz und Stein wider Stein!"

Es begann ihm zu gereuen. Er hatte sich aufgetan, und die Stunde der Gemeinsamkeit war doch verloren. Er blinzelte zu dem jungen Magister hinüber, dessen wasserblaue Augen ihm aus einem verlegenen Gesichte begegneten. Und das versöhnte ihn sogleich. Feinfühlig empfing Leupold Moser die freundliche Lebenswelle, die in Paracelsus allen Unmut löschte, und er sprang ein.

„Zwiefach ist der Mensch, als Ihr ihn selber erwiesen in Eurem Gleichnus, Edel und Hochgelahrt, da Ihr habet den ein' Teil in das Element und G'stirn g'satzt. Der Teil ist der elend' Teil, das irden Kloß, und schreiet nach der G'mein, der G'mein aber tut Kirch' und G'satz not, sie ist des Gewands dürftig, dann sie erkennet ihr' Blößen, brauchet die Schalen, muß schöpfen und vermag ohn' Mittel nit aus Gott zu saugen. Als der Heiland saget: Ich bin nit ankummen, G'satz und Propheten zu lösen auf, sundern erfüllen."

Paracelsus sah nieder, es war still geworden in ihm. Er meinte: „Nun ist die groß und unvernommen Stimm der Zeit laut, die neu ist und reif ist, die über die Schwellen tritt — allein des Menschen Ohr hanget beim Alten, hört die Stimm' nit, und des Menschen Fuß wurzlet im Gewohnten und stocket für der Schwellen. Do wird sein Herz der Unruh voll, und er redet das Alt' der neuen Zeit zu mit klugen und gewohnten Reden. Sollichs fährt dem Ohre glatt ein und lullt das kindlich' Herz. — Was saget Christus? Er spricht: Ich bin ankummen zu erfüllen, das ist

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vollbringen. Also spalten sich zwo Kirchen, und nit die ein' römisch, die ander' lutherisch, zwinglisch, sektisch, sundern die ein' ist die Kirch' zur Lehr', die ander' zur Vollbringung. Die zur Lehr' ist äußerlich, die zur Vollbringung innerlich. Die innerlich in Christo stehet und braucht nit zu losen auf G'satz und Propheten, dann sie ist Gott in uns ohnvermittlet. Do wird keiner Herr der Seelen von außen her sein, do lieget die Einfalt, und werden stumm Decreta, Decretales, Pfaffenwandel, Sitten. Menschgott all' einig und Gottmensch all' einig und ein Schlafkämmerlein."

Der Reichsfreiherr und sein Gast — vielleicht hätten sie an anderem Orte und fern von dieser Stimme über die Rede gelacht oder sie belustigt abgewehrt — sahen suchend in die Gesichter der Leute, die am Munde des fremden Doktors hingen, und sie gewahrten den Zweifel nicht, den sie suchten. Auch des Pflegers rundes Gesicht war sanft erhellt und das des Magisters von einem tiefen Ernst erfüllt. Die Freiin aber hatte die Hände auf dem Pulte gefaltet und lauschte fromm. Da wurde den beiden weltläufigen Herren zag zumute.

Der Magister hob nur fragend seine Stimme: „Ihr sinket wie ein Lot und achtet des Wassers nit, noch der Fisch' im Wasser, die wellen auch leben. Da bleibt die Frag' allein und ist die letzt' Frag': Warumb hat Gott die alt' Kreatur erschaffen und nit die neu' vom Anbeginn, daß ihn gereuet die Schöpfung Adae und seines Geschlechts?"

„Das ist wohl ein' Frag', lieber Magister — und ihr' Antwort gehet in zween Weg'. Der ein' ist auf den Creator gericht', den will ich hie bleiben lan und lassen stahn bei denen großen Meisteren, als ich nenn' Eckhardum und Taulerum; der ander' ist auf den Menschen gericht', und weiset Gott in seiner sunderen Güten. Er hat den Menschen nit gemacht vom Himmel, noch aus seiner Substanz, gleichwohl ihn g'satzt ins Paradeis, und der Mensch war nit vom Paradeis. Wollt' sich nit zusammenreimen: Leimklotzen und Manna. Aber darumb ist Adam ins Paradeis kummen, damit er aus seiner und des Gartens Widerwärtigkeit lernet. Und ward ausgestoßen aus Gnaden in den Jammer und das Elend, darinnen Gott sein Wohlgefallen hat, dieweil er sagt: selig seind die Armen, selig seind, die Verfolgung leiden, selig seind die Dürftigen. Unselig wär' Adam blieben im Garten, dort lernet er kein Elend und Armut. Darumb so mußt' er hinaus in die Welt. Dann was wir selbs von uns abtun, das muß mit Herzleid und Jammer beschechen. Wir müssend verlassen. Das tut unserm Herzen weh, und das unserm Herzen ein Leid ist. Es muß sein. Und muß aber sein. Elend und Laster treiben die Frumbheit herfür. Der Unruh' hat, lieget in täglicher Übung. Not tut das Übel. Darumb bei dem Unruhigen ist Erfahrenheit, Kunst, Geschicklichkeit deren Dingen, darein er sich unruhig begibet. — So ermesset Gott mit Gottes Maßen, und wäget ihn nicht mit Menschengewicht, dann Gott lässet seiner nit spotten. Gott muß deines Herzens Unruh', Elend und Armut von dir wellen, nit aber Gold, G'stein, Lehr', Sacerdot, Sammlung, Kirch', Altar. Der aus dem Elend schreit und seiner Not, gibt Gott, was Gottes ist."

Nun hatten sie die Stimme nicht mehr vernommen und nur das vielgeprüfte Herz. Auch er hatte nicht mehr für Stunde und Menschen gebangt.

So kam es, daß Frau Ottilia unter Tränen aufsah und ihrem Gatten ins Ohr flüsterte:

„Die Woch' künftig ist unser Tag, Staufer . . . da will ich die Sau stechen lan, und der von Hohenheim soll auch kummen . . ."

Und Bernhardin Stauf raunte ihr zurück: „Das mußt tun . . . derselb" . . . aber er konnte nicht recht weiter und räusperte sich gewaltig.

Der Gast brummte nachdenklich in seinen Bart, er hatte etwas von dem Saustich gehört und die Tränen der Freifrau gesehen, das reimte sich auch nicht, wie des Doktors Leimklotzen und Manna, aber er sah wohl ein, daß er unter merklichen Leuten saß, hier zu Beratzhausen. Es ging auch sonst nicht nach der Regel. Denn

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nicht der Reichsfreiherr oder die Freiin erhoben sich und gaben Urlaub, sondern etliche, die in schlechten Kitteln hinter den andern gestanden waren, gingen nach einem tiefen Schweigen, das sie alle erfüllte, langsam aus der Kirche, und die anderen folgten denen. Gleichermaßen benahm sich der Beratzhauser Pfaff sonderbar genug. Er saß am längsten, hielt die Stirn in seine Hand gestützt, endlich schien er am Geräusche der Schritte zu erwachen und trat zögernd auf den Doktor zu, der offenbar erfreut war, daß ihn einer aus all der Benommenheit erlöse, die er angerichtet hatte.

„Nu ist der Regen gar," meinte Paracelsus beweglich, „wir wellend noch ein' Weil' auf die Straß' gen Nürmberg!"

Der Magister nickte nur, und draußen erwarteten ihn die andern. Die erquickende Kühle, das satte Grün ließ sie aufatmen, und jeder wußte, daß sie alle froh und leicht geworden waren. Es ging einer unter ihnen, dessen Herz eines Felsens Last vermochte. Sie konnten ihre Schollen und Steine auf ihn legen.

*

Sie waren ihm nachgefolgt, und er war ihr Führer auf einem Wege gewesen, der weitab vom Weltlauf zweigte. Solange er unter ihnen gegangen war, hatte er ihrer Herzen Gläubigkeit wie eine Kraft gefühlt, von der sein Herz weit offen und überfließend geworden war.

Dann kam die Nacht, die tiefe Nacht, und hob den Stein vom Brunnen seines Wesens, und das Gestirn spiegelte sich im Spiegel seines Gewissens.

Schlaflos lag er auf dem Bette, durch das offene Fenster flimmerte das Firmament. Und ihm war, als habe er seine Gotteinsamkeit verraten und sei an ihr schuldig geworden. Mit mörderischer Klarheit fühlte er jetzt, daß seiner Stimme Gewölbhall in ihnen das Meiste vermocht hatte, und daß er selbst nur hingerissen worden war. Er fand den Gottesteil in sich, und den andern nicht mehr, den Gottesteil, den mit Worten zu rühren er sich vermessen hatte.

Und blieb auch da das Wort allein, so blieb Verführung und Makel des Wortes, dagegen er sein Leben lang kampfmütig gestanden war. Mittelbar war er geworden, wo alles Mittel fehlt, niedriger also, als das Element der Erdenwelt, niedriger als die Magie des Firmamentes, denen beiden der Mensch durch sein Gottesteil überweitet ist.

Er hatte gepredigt. Nun in seiner Stille bekümmerte ihn die Unlauterkeit des Schalles. Wo hing die Schlange in seinem Laube, und woher tropfte das Gift in seinem Baume?

Und sie waren ihm nachgefolgt, fromm wie Kinder!

Theophrastus wälzte sich auf dem knisternden Stroh. Er wünschte Ausflucht. Still sein und starr sein, dann mußte der Schlaf kommen. Kein Glied rühren und langsam, tief atmen.

Da hörte er den Gesang einer Nachtigall. Von seinem Fenster nicht allzu weit schlug sie längst, die unschuldsvolle Stimme sanft erschlossen und fern vom hadernden Willen, nur Laut ihrer selbst.

Es brannte in ihm auf, als sei ein lodernder Stern in seine Brust gefallen: war er so gottbegeben und weit von Wille und Hader gewesen, da er vom Weg zu Gott erschallte? Es hatte in ihm gekämpft — auch da! Widerwille und Hader: gegen den templischen Ort mit Wänden, Altar, Kanzel, gegen die Menschen aus dem Schlosse und ihrem elementischen Gesetzeswillen, gegen die Meinung des jungen Pfaffen, der eine weltläufige Straße wies.

Sein widerwärtiges Herz! Das am Streite heiß wird und dann zum Maule herausschlägt. Nicht zum Maule allein, aus den Fingerspitzen auch, die Feder und Kalamus führen. Herz, fern vom Liede der Nachtsängerin, Herz in des Zorns

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Blöße! Vom Gottesreich verlauten aus Widerwärtigkeit! Widerwärtigkeit hier wie überall und gegen alle! Er vergrub seine Stirn in das Kissen.

Und hörte die Vogelstimme: die Nacht sang zu ihm. Und fühlte das sanfte Gleiten und Tasten aus den Sternen in seinen Leib, aus dem Erdboden an seinen Leib. Ihm war, als würde er durchronnen und getragen inmitten.

Eine Flammenzunge Reinheit war auch in der hallenden Kirche durch ihn geweht. Sie ist von dem Pfleger hergekommen und von dem Haufen Menschen im Baurenzwilch. Da ist etwas heilig und gemeinsam gewesen. Die konnten das Teufelselement des Wortes nicht geschmeckt, den Widerstreit, der Worte entzündet, nicht erlebt haben. Vielleicht war ihnen Theophrastus Laut geworden, wie die Vogelstimme der Nacht Laut ist der Nacht . . .

Er breitete die Arme. Sein altes Blut, aus dem die Sehnsucht vieler staubgewordener Generationen nach Erlösung schlug, glühte im Verlangen nach ihnen, die noch nicht die Last des Blutes trugen. Hatte nicht Christus ein Kind von der Straße gegriffen und mitten unter die Jünger gestellt, da sie ihn fragten: Wer ist der Größeste im Himmelreich? — Es sei denn, daß ihr euch umkehrt und werdet wie Kinder . . . umkehren, nach vieler Geschlechter Mannesdrang und -schicksal! Das andre Kind werden, der ausgelernte Adam, dem das Paradies nicht mehr mangelt, denn er ist unmittelbar vor Gott! Umkehren und wieder zur Kindheit kommen!

Wo lag also der Stachel, der seinen Zorn auftrieb? Bei den Ständischen, die Kirchenpfeiler, Schulwand und Adelsmauer brauchten, nicht um Gott zu leben, sondern um in weltsicherem Schirm und Halt einer Welt zu ersterben. Gesetz wird Stütze, Gesetz wird Mittel, Gesetz muß Hader werden, denn es gibt kein Gesetz aller Kreatur. Gott ruht gesetzlos in sich. Da Mose vom Berge stieg, sahe er das Volk, da wurde er an dem Schmerze seines Schauens Prophet, zerwarf die Tafeln des Alten Bundes, und aus seinen Schläfen brach der Schein des Gottgerührten. Umkehren, gesetzlos werden, Kind unter Kindern!

Er lag auf dem Rücken, die Arme noch gebreitet, spreizbeinig. Sein Herz schlug. Die Nacht sang nicht mehr aus der Vogelkehle zu ihm, er sah das Firmament.

Da wuchs sein Wesen ungemessen. Jedes Glied, jede Fiber, jedes Haar verschwamm mit seinem Bruderteil in der Sternenwelt, und die Substanzen seines Leibes sanken in den Schoß der Elemente. Der Himmelsmensch und Erdenmensch flossen zusammen in unsäglicher Einheit. Ober ihnen schwebte, gleich einer Wolkenröte, der reine Hauch, in dem Gott, der Creator, zu Gott, dem Creatum, geworden war. Er bebte, durchpulst vom großen Puls des Firmamentes, und das Gestirn wallte, von seinem Herzen durchflutet. So strömte es in unermeßlichen Läufen von ihm und zu ihm, er selbst war nichts als aufgelöste, allverbundene Kraft. Er wäre in diesem großen Erleben gestorben, hätte er nicht den magischen Fluß gefühlt. So aber ballte sich der reine Glorienhauch über der kosmischen Paarung Theophrast, und Paracelsus sank, ein Mensch, in seinen Menschenschlaf.

Aber auch andre kämpften in dieser Nacht, die ein Vogel mit seiner süßen Stimme füllte, wider ihn. Nur wenige, die ihm nachgefolgt waren, und nun nicht den kühleren Griff am Herzen fühlten. Je weiter der Fistellaut seiner Stimme, der Bann seines Blickes, das Geistfeuer seines Gesichtes aus ihrem Erleben schwand, desto kälter faßte sie sein Wort an und preßte ihre Herzen. Hatte er nicht die römische Kirche und das Werk des Doktor Martinus zugleich mit dem Zwinglischen Gegenspiele und allem Sektenwesen wider den neuerstandenen Heiland gestellt? Hatte er nicht alles verworfen? Konnte dieser Mann Heiligeres wollen als Doktor Martinus? Wollte er nur anders?

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenige nur hielten auch in der Stille der Nacht bei ihm aus, und sein Wort belastete sie nicht. Das Feuer hatten sie gefühlt und blieben durchwärmt wie ein Keim nach der Sonne. Die meisten aber, auch solche im Zwilch, lauerten nach, erschauerten wie Schafe unter der Schur, sahen sich um, ob die Stalltür offen stand. Und die des Wortes gewohnter waren, warfen heimlichen Spott und Zweifel gegen ihn.

*

Als er am anderen Morgen den Schlußsatz des Paragranumwerkes fand, wartete der lange, junge Leupold Moser unter der Tür. Paracelsus hatte ihm leise zugewinkt und schrieb die letzten Zeilen:

„. . . will euch also mein' Grund fürgehalten haben und guter Hoffnung sein, ihr werden euer Augen dermaßen auftun, wissen und erkennen, was euer Kunst der Arzenei sei, doch am wenigsten die Auditores . . .'

Noch etliche Worte fehlten, er fand sie nicht mehr: hinter seinem Rücken rief ihn ein suchender Wille an, er fühlte den Strom des anderen Menschenwesens, und es zwang ihm die Feder aus der Hand. Mit einem kurzen, fast unmutigen Rucke wandte er sich um.

„Ihr habet ein Herz voll, Magister — und ich nur eine Feder. So mag es billig sein, daß Euer Herz ehender fleuß und leicht werd', dann meine Feder."

Der Magister ließ sich auf den angebotenen Schemel nieder. Er stützte die Ellbogen auf seine Knie, faltete die Hände und sah zu Boden.

„Diese Nacht ist schwer und umbtrieben gsein als ein Mühlstein, und ich bin unter ihr gelegen. Nu ist der Tag und ist ein Sunntag. Es werdend die Leut' ankummen aus der Stadt, von dem Land, und wellend hie dem Worte nach. Ich soll das Wort finden. Da muß ich fürderst durch Euch hindurch sein, Ihr habet mich übermannt. Euer Wort ist ein langsam Feuer, das zu der Scheun' schleicht und langet ein zur tiefen Stund', da alles schläft, schlägt aus in bösen Flammen. Da muß ich hindurch, von Angesicht zu Angesicht hindurch, eh' dann ich das lauter' Wort Gottes kann denen verkünden. Ihr habet ein' Brandsamen ausgestreut, da ich Euch gehört, war es eine Wärme als vom Weine, da ich allein bin gewest, ist es zehrend auferstanden. Seid Ihr des allmächtigen Gottes oder seid Ihr des Teufels? Ich muß hindurch durch Euch und noch in dieser Stund'!"

Er blickte brennenden Auges auf, und seine Hände preßten einander blaß. Da sank der kühle Hauch in des Heilmeisters Brust, er sah den Menschen, der am Zweifel daniederlag, und suchte das Heilmittel.

„Gottes oder des Tüfels? Wisset Ihr kein' geringeren Bissen vor dieses nüchternen Morgens Weil'? So ich des Tüfels wär', wie kunnt mein' Antwort anders lauten, dann: Gang heim, arm' Seel', ich bin des Gott's! — Schreiet nit alle Welt: ich bin des Gott's, und ist des Tüfels ein Dreck? Hat Euch diese Nacht umbtrieben, Magister? Was wisset Ihr von Nächten, vom Trieb, vom Mühlstein? Wohl Euch, so Euer Scheuer brennt lichterloh zur Äschen! Wer hat's Korn eingefahren und etwan das ausgetroschen' Stroh? Ist all's nit Euer? Eines Menschen Saat lässet sich in einer Hand bergen, tuet der Scheun' nit not."

Der Magister sah ihn fassungslos an. So kannte er den Paracelsus noch nicht. Das war der Mann nicht, aus dem es gestern noch und an geheiligtem Orte wie Herzenslaut gebrochen war.

„Ich kumm nit in Streit und Hader . . . ich will rein werden . . . rein." Ihm bebte die Brust. Aber des Paracelsus Lippen blieben schmal.

„Die Matrix muß durchs Feuer, daraus wächst die Lauterkeit. Lieget alleinig an ihr, daß sie ihr fürig Wesen an dem Feu'r entzünd't und ihr selbsten klar seud. Soll ich ein groß' Pfaffenkreuz über Euch schlagen und: absolvo te, gang hin,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schlaf' weiter? Mein Ambt ist dem Nachtwächter entgegen und ich blas: wach' auf und brenn'! Und ist mein Amt des Tüfels, so ist es des Tüfels, den Gott hat erschaffen und Lucifer benennt in der Stund' seiner Geburt."

„Das ist kein' Seelsorg' nit, also spricht der Versucher."

„Wohlan, so will ich versuchen, als Gott den Abraham hätt', der sein Messer ober des eignen Suhns Kehl' geschwungen, und ich werd' Euch Euren Hammel nit weisen an des Suhns Statt."

Da richtete sich der junge Prediger taumelnd auf, er preßte die beiden Fäuste gegen die Stirn.

„Gelobt sei der Herr, dann es höret Euch keiner . . . es möchtend ihnen allen Stein' wachsen in den Händen, daß sie Euch damit würfen!"

Paracelsus hielt an sich; er wußte, daß hier nicht Balsam, noch Diät, allein das Messer not tat. Er höhnte beinahe:

„Steiniget! Steiniget!"

Der Magister stutzte, sein Gesicht gewann Röte, die Hände öffneten sich und sanken nieder, die Augen glänzten auf, aller Schmerz schwand aus seinen Zügen.

„Sie stehn am Werk und bauen Zion neu. Gott hat seine Baumeister erwecket, das Schwert des Wortes in der ein' Hand, die Kellen in der andern. Sie stehnd am Werk. Wir all' nehmen's hin, als wie die Sunn und den Mond, als wie das täglich' Brot und den gewohneten Schlaf, loben wohl mit mattem Wort und zeigen ein sorglos Gefallen. Indem geschicht Gottes Wunder vor unserm blöden Gesicht, als kunnt's nit anderst sein und seie uns nur nach Verdienst getan. Da weiset Gott sein neu' Erbarmen, daß wir sein' Gnaden erkennen in der Tiefe: und er lässet den Zweifler auferstehen und sein' Samen säen. Gelobt sei Gott vor diese Zweifelsnacht und Gewissenspein, vor dieses Morgens Bitterkeit, dann nun bin ich hindurch."

Er sah auf den Heilmeister nieder, der leise lächelnd vor dem Schriftwerk saß und tat, als ob er läse.

„Ich kunnt Euer Feind nit werden, Herr Doktor. Nun aber geh' ich in Frieden. Müge Gott Euch gnädig sein, daß Ihr das Euer verantworten künntet."

Paracelsus blinzelte auf.

„Sie hand mich den Lutherus genennt, ich bin Theophrastus. Ich soll der Lutherus sein? Ich werd' ihm und Euch zu arbeiten geben und werd' dem Luther sein Ding lassen verantworten und das Mein' eben machen."

Eine Weile noch zauderte der Magister unter diesem Frosthauche, aber es schien seine Sanftmut zu siegen. Er neigte den langen Leib und ging. Paracelsus wollte seinen Geist an das Schriftwerk zwingen, aber noch lebte die tapfere Leidenschaft des jungen Predigers in dem stillen Raume zu stark.

Der große Heilmeister lehnte sich im Stuhle zurück. Er sah durch das Fenster in den leichtbewegten Himmel. Die Schwalben schwangen edlen Fluges durch die Lüfte, kühn, als würfen sie ihre weiße Brust in den Weltraum, und doch — sie kehrten, nestgebunden, immer wieder zurück.

*

So reifte auch das kleine, entlegene Beratzhausen um ihn wie rings die Saaten. Er sah es an den verhaltenen Mienen und an den Blicken.

Wo waren Ort und Menschen einsam genug, um offen zu bleiben, wenn er sich auftat? Und es tat ihn auf, immer wieder. Sie lauerten vor seinen Toren eröffnungsgierig, Natur und Mensch, sein Schicksal: Nie Mann, Weib, Kind, niemals Haus, Werkstatt, Acker — immer Mensch, Natur in einer gierigen Unerschöpflichkeit, drängend und treibend.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Paragranumwerk lag für die Offizin des Peipus bereit. Er war daran rein geworden von den Splittern und mehr noch, sein Mensch hatte wieder in die Werkeinsamkeit zurückgefunden. Er hatte die andern gesucht, und die andern verloren sich wieder. So war er neu auf sich gestellt, wie der reife Acker, den kein Unkraut mehr ersticken kann, den Sonne und Regen nicht mehr wandeln können, dessen Hoffnung erfüllt ist, wohl oder übel, an den der Bauer kein Gebet mehr wendet.

Da brach aus ihm das andere, größere Werk, wie ein neuer Adam und einem Gesichte gleich: Der Berg der Menschenkrankheit aus seines Urgrunds Tiefe geschaut, das Wesen alles Siechtums selbst, ein Ungeheuer mit drohenden Klüften und Gipfeln.

Was war von den andern allen getan vor seiner, des Paracelsus, Monarchei? Auch sie hatten aus der Heilerfahrung eine Gesetzeskirche gemauert. Väter, Kanonisten, Kommentatoren starrten von den Kragsteinen an ihren Säulen, und eine Liturgie war ihre beste Kunst. Das Wesen der Krankheit war in Namen zerflossen, das Wesen der Arzenei in das scholastische Spiel spitzfindiger Wortwörtlichkeiten. Breit saß der Baal der Medizin auf dem Tempelthrone, und die ihm dienten, kümmerten sich um Kleid und Gestus, während sie ihre Zitate aus den dicken Köpfen schüttelten. Nicht lebendige Kranke fieberten vor ihren Augen auf dem Stroh und krümmten sich in Angst und Schmerzen, kanonisierte und kommentierte Begriffe lagen da, gegen die man Antithese und Respons setzte.

Da türmte sich vor seinem Blicke der Berg der Krankheit, wie er aus der Weltmatrix erstanden war, als Gott sein Auge von der Schöpfung wandte, da ihn der Mensch gereute. Fünfgipfelig zürnte der Berg: Verderben aus üblem Fluß des Gestirns; Selbstvergiftung in leiblicher Däuung; Siechtag aus Feindseligkeit des Erdenelements; das Leiden vom bösen Willen der eigenen und fremden Brust her und endlich die Krankheit nach Gottes rächendem Ratschluß. Aus vier dunklen Schlünden gähnte der Berg des Leidens zwischen diesen Gipfeln: Kluft des Urstoffkampfes, der Eifersucht des Sulphur, Mercurius und Sal um den Besitz des Leibes; Schlucht des verstockenden Tartarus, der das lebende Organ in Sand und Stein erstickt; der Abgrund der brünstigen Matrix, aus der mit dem Leibesleben der Tod wächst und die Kluft der gärenden Imagination, des Seelennetzes und -verhängnisses.

Er fühlte sich mächtig, dem Krankheitswunder aus Gottes Rachestunde die Schleier des Mirakels zu entreißen, geschaffene Natur zu enthüllen, wo bisher ein scheuer Buchstabendienst und hehlendes Wortgezänke das Licht der Natur verdeckt hatten. Ernüchterung, angesichts der exaltierten Lebensnot, Entschleierung, Reinheit! Dafür warf er seines Lebens Elend federleicht hinter sich und wurde neubürtig an dem ungeheueren Entschlusse. Und Paramirum wollte er dies größere Werk nennen, das nicht mehr ihn befreien sollte und sein kämpfendes Arzttum, sondern die Arzenei der Welt. Paramirum, das ist über allem Staunen, Jenseits von Glaube und Wunder. — Was ist jenseits? Sie selbst, die Natur in ihrer Gottestiefe. Sie sollte an seinem Gesichte enthüllt sein.

So schrieb er an einem Nachmittage vom Wesen des Mikrokosmus: „Sei euch das ein Introduktorium unseres Anfangs, daß in gleicher Gestalt, wie ihr das Firmament in Himmeln erkennt, eine gleichförmige Konstellation, Firmament ist im Menschen. Wir wollen uns durch euer Lehr nit beschämen, daß ihr heißet den Menschen Microcosmum. Der Name ist gerecht: aber ihr habt ihn nie in keinem Verstand gehabt und euer Auslegung sind dunkel. Also sollet ihr uns verstehen: Wie der Himmel ist an sich selbst in allem seinem Firmament — also ist auch der Mensch konstelliert in sich, für sich selbst gewaltiglich. Wie das Firmament im Himmel für sich selbst ist, und von keinem Geschöpf geregiert wird, also wenig wird das Firmament im Menschen, das in ihm ist, von anderen Geschöpfen gewaltiget.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sondern es ist allein ein gewaltiges, ein freies Firmament, ohn alle Bindung. Zweierlei Geschöpf: Himmel und Erden für eins — der Mensch für das andere . . ."

Er sprang auf. Die Stube wurde ihm zu eng. Der ganze Körper fieberte im Silbenfall dieser letzten Sätze. Und während die Tinte auf dem Papier verdunstete, gab er den wortgebannten Gedanken seinen Segen. Mit großen Schritten stürmte er auf und nieder, seine geballten Hände zuckten durch die Luft, und sein Antlitz war bewegt, wie ein Bergsee unter einem Gewitter. Ein Nichts, ein Bettel war ihnen der lebendige Leib geworden unter dem Bettel ihrer Kunst, so hatten sie den Menschenkörper, die letzte, äußerste Tat des schöpferischen Gottes, dem Gestirn und der Erde unterworfen und tiefer noch: ihrem eigenen stumpfen Sinn. Was sie nicht fassen konnten, es brauchte nur vor ihrem prahlenden Gewissen in diese gemeine Nichtigkeit herabgewürdigt zu sein, und sie konnten Hoffart darüber treiben, sich erfühlen. O letzte Kunst der Impostoren, der Narren und der Schwachen! Sie sollten ahnen, welch unendliche Welt im lebenden Leibe aus Gottes Hand hervorgegangen war, daß Himmel und Erde ihm nur wie ein geringer Bruder glichen. Und in die Knie, in den Staub vor Gottes sechstem Werkeltag! Dienen in des Herzens ganzer Demut und Inbrunst, dienen in der sehnsuchtsvollen Armut der Tagesvernunft vor solchem gottewigen Geschehen über Geschlechter hin! Von dem Schöpfer berufen zur Hilfe an seinem Werke! Selbst nur Werkzeug im höchsten Willen! Sie sollten wieder beten lernen, beten, indem sie dienten!

Er preßte die gefalteten Hände an seine Brust, stand hochgereckt vor dem Fenster, sah trunken in das späte Sonengold, und seine Augen netzten ihm die hageren, eingesogenen Wangen.

Er hörte das leise Pochen lange nicht. Vielleicht hatte er allzulaut mit sich gesprochen, daß der Wirt nur schüchtern immer wieder den Einlaß versuchte. Endlich schreckte er auf, fuhr sich über Stirn und Wagen und rief.

Der alte Wirt. Ein unsicheres Lächeln.

„Verlaub . . . verlaub, Herr Doktor, Herr . . .", und er fächelte beruhigend hinter sich her, denn ein Bote, der an seinen Mann wollte, war mit eingetreten. „Aus Nürmberg der Ordinari, als Ihr sehet, Hochgelahrt, Herr Doktor . . . und ein Ratsbrief . . . und wilt sein Lohn."

Der Bote schob die Hand des Wirtes beiseite und reichte den Brief.

„Vierzehn Schilling, Euer Edel... sollt sechzehen heißen mehr vier Heller, allein Euer Edel seind auf dem Wege gelegen, und ich hab noch ander Brief auf Regensburg, da ist ein Schanz bei, zween Schilling und vier Pfennig Euer Edel zu gut."

Paracelsus prüfte das Siegel, zahlte. Er hieß dem Boten einen Trunk geben.

Als die beiden verschwunden waren, lag der Brief neben seinem Blatte, und eine fremde Hand gab tintenbraune Zeichen neben seiner Schrift, die ihm nicht Zeichen war, sondern Leben. Er hätte die beiden zurückrufen mögen, um blutwarme Wesen bei sich zu haben vor diesem toten Ding, das ihn anrief. Allzujäh ernüchtert, graute ihm vor dem Papiere, das seinen Namen im seelenlosen Gleichmaße einer Kanzelistenfeder trug. Kontrarius — Widersacher! Er streckte die Hand aus, sie war blaß, und die Nägel waren bläulich. Die Hand zitterte. Er hob sie noch einmal und vergrub sie im Wams über dem schlagenden Herzen.

Es überflammte sein Gesicht, er griff zu, brach das Ratssiegel, las.

Und er lachte. Warf den Bogen hin, der in seinen Falz zurückfiel wie eine Fledermaus, die ihre Flügel einfaltet. Paracelsus lachte leise, trocken, bitter, boshaft. Nürnberg! Peipus! Und an Nürnberg und die Druckerei hatte er kaum mehr gedacht! Das war ein Besitz, eine Sicherheit, darüber hinaus einer weiter kann!

Mit dem Handrücken schlug er das Blatt wieder auseinander, bückte sich, nochmals zu lesen. Sein Gesicht war schmerzverzogen. Die Nüstern stießen den Atem

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus. Geblendet blinzelte er eine Zeitlang durch das Fenster. Dann spie er den Brief an, sah das besudelte Papier, wischte es vom Tisch und sank über der Holzplatte nieder, grub seine Stirn in die verschränkten Arme und stöhnte seinen Ingrimm aus.

Der Rat der Reichsstadt Nürnberg untersagte jeden weiteren Druck seiner Schriften, man hatte ein Gutachten der medizinischen Fakultät in Leipzig eingeholt.

Als er den Kopf wieder hob, war es Abend geworden, lichter Sommerabend, der die Nacht nicht scheut und sich Zeit läßt, der vor den Türen sitzt, als könnte er auf den Morgen warten, mag auch ein unwahrscheinlicher Stern schon scheinen. Und die Kühle tat wohl.

Paracelsus sah die Ratsherren vor sich: ehrbar, sorglich, geneigt, wohlgeneigt allem, was die breite Stimme führte. Ärzte und Bader, ansässig, bestallt, der Lorenzer Prediger Osiander und sein Anhang — war das nicht breit genug wider einen Fremden? Sorglich alle! Sie hatten ein übriges getan, an die Universität Leipzig geschrieben, etwan sein Manuskript verschickt, das einem Rat durch des Peipus Diener vorgelegt worden war, und hatten ein Urteil in Händen, das Siegel der Arztenfakultät zu Leipzig darauf. Ehrbar, aller Ehren wert. — Er lobte sich sein eidgenössisches Basel. Dort waren es pulsende, gallenheiße Menschen gewesen, die ihm das Maul gestopft, die ihn vom Lehrstuhle gestoßen hatten, seinem Werk den lebenden Atem und den Blick vom Menschen zum Menschen zu nehmen. Dort war er noch gestanden Mann gegen Mann, Rede gegen Rede, und hatte ihnen zuletzt ein Manifest ans Rathaus genagelt. Aber die Zunge war ihm doch nicht aus dem Schlunde gerissen und seine Hand nicht auf den Stock gelegt worden.

Ein Tor war ihm noch frei geblieben: schwärzeschmierig drehte es sich quarrend in den Angeln. In Straßburg hatte er vergeblich daran geklopft, dann — nach Basel — auch in Kolmar war es verschlossen geblieben. Und er mußte endlich klug werden, hatte gebeten, vor Ratsschreibern Reverenzen geschlagen, alle Weisheit säuberlich unter dem Arme, die Papiersextern reinlich geheftet, einer vornehm gesträubten Hand zu Diensten, einem geneigten Blicke zu Gefallen . . . in Nürnberg war es geglückt. Die Tür knarrte, der Peipus druckte, und er hatte seinen Laut wieder, und er konnte die harte Ernte schütten . . . geben . . . geben, was ihn in Übermaß erdrückte, ihnen geben, die danach verlangten aus bitterer Leibesnot.

„. . . hinfüro untersaget und ein Druck auf solich Fürhalten einer hochlöblichen, würdigen Fakultät obgenannt jedlich eim, wer sich des unterfinge, bei Straf gänzlich gestellt und verboten . . .“

Er schluchzte: „Da . . . da . . . faß an, satz ein din Instrument . . . da! . . . meine lebendig Zung!“

Er schloß die Augen, bleckte die zitternde Zunge weit aus dem Munde, als müsse er eines Henkers Eisen fühlen.

Der kühle Abendhauch vom Fenster her brachte ihn zur Besinnung. Seine Finger tasteten über die Stirn. Er erschrak vor dem eigenen Unband.

„Bis still . . . still . . . was treibt dich vor ein narricht Ohngestümb unde wohin . . . was ist dann sunderlichs . . . die wehrend sich und hütend ihr Gsatz . . . bis still . . . hast du ihnen nit geschrieben in Paragrano auf die Letzt?“

Er hob den Kopf, besann sich, stand auf, holte mit tastenden Griffen das Manuskript aus dem Koffer und blätterte . . . hastete mit dem Finger über seine Zeilen und las murmelnd:

„. . . die da nichts andres wissen, dann auf das Papier zu zeigen, das im nächsten Wasser zerschwimbt und aus alten Hadern gemacht wird . . .“

Er lauschte nach.

„Aus alten Hadern gemacht wird.“

Und suchte weiter.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Das Papier ist der Acker, in den der Giftraden Saat gesäet wird, und ihr seid die Giftraden im Korn . . .“

Und er? Was tat er? Was bekümmerte ihn? Was ließ ihn fast zum Narren werden? Sie weigerten ihm nur das Papier, das im nächsten Wasser zerschwimmt, aus alten Hadern gemacht wird . . .

Er wankte vom Fenster zurück. Legte behutsam Blatt an Blatt, strich leise mit der Hand darüber und barg es wieder.

Es sollte nun stumm liegen, gesargt. Mit ihm ziehen. Wohin? Er wußte nicht wohin. Und wenn er stürbe, wenn er über Nacht stürbe? Eine Qual packte ihn, er preßte die Handfläche an beide Seiten seiner Brust.

Doch er hatte wohl da und dort einen Freund, und es lagen hin und wieder auf den weiten Wegen Skripta seiner Hand in guter Leute Truhen. Man wußte um ihn. Es mochte auch sein, daß man dann suchte, was übrig war. Vielleicht auch daß irgend eine andre Stadt . . . Offizinen genug in aller deutschen Welt!

Aber überall lagen seine Widersacher dicht. Nur durfte er nicht an sie denken, nicht jetzt, jetzt nicht, eine Weile nur, bis wieder alles ein Maß fand in ihm, bis er des eigenen Herzens wieder mächtig wurde. Still sein und heilsam wieder das eigene Herz! Er nahm es in seine bebenden Hände, hauchte darüber hin:

„Was will' du fürder mir noch tuen an, Herr, und was mußt du wellen mit mir? Siehe, Herr, siehe, mein Gott . . .“

Aus seiner Demut hob sich die Lebenswelle wieder, die in dieser Stunde hoch bis an das Firmament geschlagen hatte und auf den tiefsten Grund niedergebrochen war.

Er wußte einen Kranken in dem Flecken Laber. Es blieb noch lange Licht, und kam auch die Nacht, Beratzhausen stand offen. Er nahm zu sich, was der Kranke brauchen konnte, schnallte sein Schwert um. Er lief zu dem Kranken.

*

Da ihm am andern Tage doch die Feder zwischen die Finger kam und denen von Nürnberg entgegendrängte, fühlte es grausam genug, daß er auf verlorenem Posten stand. Doch war er's gewohnt, immer noch einmal auszuschwingen, ehe er wich, und wußte, daß er irgend immer noch traf, dicht genug umstellt.

Das Urteil schmerzte nicht, das getretene Recht quälte. Was die Leipziger Fakultät wider ihn führte, gehörte vor die Freiheit der Universität, nicht in das Verdikt eines Rates. Die Fakultät hätte ihn zur Disputaz fordern müssen, ehe sie ächtete. Und er hätte die üble Suppe gegessen, hätte sich gestellt, denn nun stand Satz bei Satz, Schwarz auf Weiß, aus strenger Not geformt, und sie hätten nicht mehr Dunst schnappen und hohle Blasen treiben können. Die Fakultät hätte sich an Schwarz auf Weiß halten müssen.

Er schrieb: „. . . nun steht Euch der Druck nit zu verbieten vor angesetzter und beschechener Disputation — ihr habend nichts auf den Druck zu urteilen — warumb urteilend ihr dann meine Arbeit? Habt des kein Verstand nit!“

Aber sie mochten selbst fühlen, daß sie unrecht taten, denn auch sie warfen ihm Lästerung vor. O der subtilen Nasen, die im andern den Teufelsbraten schmecken, wenn es aus dem eigenen Gewissen nach Höllen stinkt! Weil er die Impostur und ein Verderbnis der Arzenei, davon die Kranken schrien und die Friedhöfe quollen, beim Namen rief, warfen sie sich gegen ihn auf: Lästerer! Weil er das Evangelium bekannte, danach die Kranken lechzten, legte ihn Rat und Stadt, der evangelischen Freiheit Schutz und Schirm, ins Loch der Stummheit und des Verschweigens!

Da er aber seinen Brief überlas, in den alle Bitternis gefallen war, saßen sie wieder vor ihm: Ehrbar bei Sorglich und Wohlgeneigt. Und ihn jammerte der edle Zorn wie ein vertanes Blut. Er warf den Brief zu seinen andern beschriebenen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Blättern, raffte sein kummerweites Herz, das ihm zerfließen wollte, hartmütig zusammen: ein Kind lag in Nürnberg beim Peipus, ein Kind, das sie ihm aus der Wiege geworfen hatten, sein Kind! Er beschrieb einen neuen Bogen an die fürsichtig, weis und günstiglieben Herren und sein willig beflissen Dienst zuvor. Er blieb modest wider all sein heiliges Recht und wußte doch, daß die Supplik vergeblich war. Vielleicht suchte er nur einen Frieden vor sich selber. So konnte dieser andere Bogen mit dem Hohenheimer Wappen gesiegelt und dem Ordinari gegeben werden, der den neugefüllten Briefsack am Sattelknopfe nach Nürnberg ritt.

Seine Schläfen waren gelb und eingesunken, er fraß den Gram und schwieg, denn er hatte keinen Beichtiger in Beratzhausen, sahen sie ihn auch um des Ratsschreibens willen begehrlich an. Er wartete die Tage wie eine Krankheit ab; er kannte sich und wußte sein Arzttum an sich zu wenden. Den böseren Nächten half er mit einem guten Pfälzer, den der Wirt von Zapfen schenkte.

Und als ihm erst sein Paramirumwerk neu zu bedrängen begann, gewann er das volle Maß dafür, was ihm an Freiheit genommen war.

Wem zu Nutz und Frommen, wenn seines Lebens reifste Frucht und innerlichstes Schauen ein stummes Bündel beschriebener Blätter mit ihm durch das Elend zog! Und doch ließ es nicht von ihm, spürte er auch die beißende Geißel, wo er vordem im Glauben, des Zieles mächtig geworden zu sein, entfaltete Geistesschwingen wehend gefühlt hatte. Das Werk mußte sein. Der Menschentraum von Freiheit, Laut und Legstatt mußte nicht sein. Ein inneres Gesicht forderte Gestalt, die er, nur er, ihm geben konnte. Alles andere war Sättigung, Friede, Ruhe — ein Glück. Glück mußte nicht sein. Wie seine Wahrheiten alle an ihm lebendig wurden, die er je geschrieben und gesprochen, von denen auch das Beratzhauser Kirchlein geschallt hatte! Gott winkte jedes der trotzigen Worte heim. Was ist das Leben eines, der unter Gottes Zeigefinger steht? Zeichen selber, Kreuz und der Gekreuzigte daran. An einem solchen wird das Werk, darin die andern plätschern, zum Schicksal, das er mit dem Leben büßt.

Sein Laut nur war ihm genommen und nur seine Zunge und Feder gebannt worden. Gott wollte den Laut nicht, und er forderte den letzten Trost zurück: das Werk für eine Zeit geborgen zu wissen, in der Theophrastus, der Knecht, nicht mehr die quarrende Feder über das Papier führen konnte und der Kampf aus war. Ins Nichts hinein, auf nichts gestellt, mußte es geschehen und so war es naturgleich, in Wahrheit gottwürdig — nur so.

War des Kreators Werk nicht aus dem Nichts getan, ins Nichts gestellt? Und wer könnte Gott an Zweckgesichten ermessen? Mikrokosmus sein, Bruder der Erde und des Firmamentes! Welt für sich! Was ist der Welt ein Ziel, was ein Zweck, ein ohrenfälliger Laut, was ein Glück! Nichts. — Nur seinen elementarischen Menschen hatten die zu Nürnberg in Fesseln geschlagen.

Aber der Friedensbecher des kleinen Beratzhauser Lebens war schal geworden. Die auflauschenden Augenblicke kehrten ihm wieder, in denen er die treibenden Wolken um Weg und Schicksal ansah. Und dann kam noch die federtüchtige, streitbare Frau Argula, die Grumbachin. Sie war an des Magisters Briefen um ihre evangelische Pflanzstätte in Labertale besorgt geworden. Und sie kam mit vollen Segeln: er selber, Doktor Martinus, hatte die tapfere Frau auf der Feste Koburg mit Ehren empfangen, sie war über Nürnberg zurückgereist, dem Freunde Osiander willkommene Grüße zuzutragen und manchen Wink zu erhalten. Sie wußte es so einzurichten, daß sie an einem Sonntage nach der Predigt in Beratzhausen eintraf. Noch einmal riefen die Glocken, das Wirtshaus wurde leer, auch von den Kranken

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

des Paracelsus, er selber folgte, denn er wußte manches von der Grumbachin. Weit hinten stand er, fast an der Türe, als sie, von dem strahlenden Magister begleitet, den Herren und dem Gesinde des Schlößleins gefolgt, durch das Kirchenschiff wehte. Rasch ging sie, männlichen Schrittes, ihr Schleier bauschte sich. Hastig raffte sie das weite Gewand, nahm die Altarstufen und wandte sich mit gebreiteten Armen zu der Gemeinde, feurig durchdrungen und ganz die glückliche Botin.

„Sehet, ich bring euch große Freud . . ."

Doktor Martinus, Gottes Held und Streiter, grüßte seine Beratzhauser durch sie. Sie erzählte von ihrer Reise, wie sie empfangen worden war, stellte ihn vor Augen, wie er leibte und lebte, seinen Mut, seine Besonnenheit, den Ernst und die Güte, Selbstzucht und Enthaltsamkeit seines Wesens, die unerschöpfliche Glaubensstärke wider alle Welt und seine Zuversicht. Sie war hoch beseelt, und ihre Worte flossen so lebensstark, daß das Kirchlein mit jeder Brust Feuer atmete, und alle, so dicht sie konnten, zu ihr vordrängten. Der kleine Heilmeister stand bald ganz hinten, er konnte die Botin nicht mehr sehen.

Und sie sprach von dem Augsburger Tage. Die evangelische Konfession sei dem Kaiser überreicht, achtundzwanzig Artikel, von sieben der größten Herren des Reichs und zwei Reichsstädten gezeichnet, ein Eid und unerschütterlicher Wille. Sie erzählte, daß der greise Georg von Brandenburg dem Kaiser seinen Kopf geboten habe, eh dann er Gott und das Evangeli verleugne. Da ging es wie ein fruchtender Windstoß durch Ährenblühen, die lauschend vorgeneigten Köpfe hoben sich, die Gestalten reckten sich. Auch das Herz des Paracelsus schwoll vor Freude über eine Bekennertat. Die begeisterte Frau fühlte, daß sie in allen mächtig geworden war, und so konnte sie mit raschen Griffen das Unkraut jäten.

„Da sollet ihr keiner ein' Zweifel han noch ein' Wank, dann es beschicht ein Groß von denen Streiteren Christi zu Augsburg auf dem Tag. Die seind wohl unser lieben Werkmeister und bauen fest ihr Kirch in Felsengrund, der ist das Wort unsres Herrn Jesus Christ, aufgericht hinwieder durch unsern Doktor Martinus, den Mann Gottes. Und habend ein Gsatz und Richtschnur an unser stark Burgmauren gewandt, da sie Stein auf Stein geleget, das ist unser Konfession. Dann uns ist not ein Regul, die nit römisch seie, sundern des freien Gewissens, und gleichermaßen not ein Altar, der nit heidnisch seie und römisch, sundern unsres gemeingläubigen Herzens. Indem wir all Menschen seind, schwach und sündig, bedürfen des frummen Muts eines des andern, auf daß wir nit strauchlen und fallen gar in die Gruben des Teufels und Antchrists. Uns tuet not Gemein, Kirch, Altar, auf daß wir uns sammlen und stark werdend, der ein am andern. Dann wer möcht fürtreten und sprechen: Ich steh wider Teufel und Welt alleinig, ich vermags vor mich alleine, ich bins stark gnug! Wehe dann dem armen Praller, so seine Stund des Gefechts und der Versuchung kummt an.

Ihr lieben Leut, also gehend heim, herzlich bestärket, in euer Häuser und auf Regensburg und werdet dem Sämann gleich in Haus- und Stadtwesen. Streuet aus den fröhlichen Samen, so ich euch hab bracht von der Feste Koburg und von dem Tag zu Augsburg. Und seid gewiß: der Herr wirds wohl machen!"

Sie winkte freudigen Angesichtes mit beiden Händen und wandte sich lebhaft an den Magister, trat mit ihm zu ihrem Bruder und der Schwieger, während die Leute, durchwärmt und beglückt, sich langsam von ihr trennten, nicht ohne immer wieder die Augen auf die beherzte Frau zurückzuwenden.

Und einer ging unter ihnen, dem sie in dieser Stunde nicht gefolgt wären. Er merkte, daß die Beratzhauser Abstand nahmen und sah nur mehr die Sonntagsleute von Regensburg um sich. Da lächelte er still. Sollte es ihn nicht freuen, wo er das Spiel der Feuer sah und den großen Chimista vor den Öfen wußte? Er wäre ein trostloser Empirikus gewesen und ein unlauterer Bacchant, hätte die leise Bitterkeit,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:48 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die sein Herz drückte, auch das Licht der Natur in ihm erstickt. Das Menschenmagma lag zur Stund im wilden Stadium, die Elemente kämpften in der Matrix. Feuer mancherlei Art und Grades waren not. Agens und Patiens, Solvens und Koagulans standen noch für sich und setzten Glut gegen Glut, Hitze gegen Hitze. In der Grumbachin brannte das Feuer des Moises, darüber war ihr Element nicht hinausgereift. Und Moises hat sich keiner Physika unterstanden, er ist partikulariter theologisch auf den Glauben für die Einfältigen geblieben. Ist Gott nicht selbst wie ein unsichtig Feuer in einer düsteren Flamme? Wie sollte das Menschenmagma dieser Stunde schon unter dem dichten Feuer erglühen, dem Liquor Alkahest! Sie mußten hindurch, sie mußten alle erst hindurch — lange Kunst, bittere Geduld!

Er ging schon nahe dem Wirtshause, da fühlte er eine Hand an seinem Wamszipfel und sah verwundert in die weiten, grauen Augen eines alten Bauern, der sich sonst immer still und nahe bei ihm gehalten hatte, wenn er mit dem Magister meditierte.

„Wes ist der Rat, Euer Edel? Wem nacher!"

„Du frageſt, Baur? Die edel Frau hat ein beherzhaftigs Gemüt und hohen Sinn, die kunnt euch allen baß helfen."

„Hand Ihr nit von Salomon, Moises und Israel geredt: was denen allen das Gsatz kein Nutz!"

„Es habend müssen sein Salomon, Moises und Israel, wär Christus sunst nimmer Mensch worden."

„Nu aber ist Christ . . ."

„Dann freu die seiner, wo du ihn finden magst."

Der Bauer blieb stehen, und Paracelsus ging in das Haus, die Kranken aus der Stadt warteten auf ihn.

Am Nachmittage ließ der Reichsfreiherr zu einem Vespertrunk durch den Pfleger Kolmar Grasser bitten, aber Paracelsus hatte noch etliche Leute vor, die zurück mußten, eh das Tor zufiel, unter ihnen einen chirurgischen Kranken. Und er lehnte gelassen ab. Kolmar Grasser war befangen gewesen.

Als er dann ermüdet bei einem Stücke gesottenen Fleisches und dem erquicklichen Pfälzer in seiner Stube saß, fingen Koffer, Satteltaschen und sonstiges Rüstzeug eines Leichtbewegten von selber zu deuten an. Sie wußten ihre Wunderweise vom Überall, Nirgends und Anderswo, die keiner so gut versteht als der, dessen Auge in Stein, Kraut, Tier und auch im Menschen die Natur sieht, darüber vor allem Schauen seine Heimat nicht findet und endlich auch nicht mehr sucht. — Nachdem er eine Weile geruht hatte, ging er unbedenklich daran, das zu sammeln und fahrtmäßig zu bergen, was er bei dieser stillen Gelegenheit, mehr dem Zufalle als einem Plane folgend, in einem freundlichen Zimmer um sich her ausgestreut hatte. Und alles fand hurtig den längstgewohnten Platz.

(Fortsetzung folgt)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Diplomprüfung der Volkswirte

Ein Problem des Wiederaufbaues

Von

Hans Kallmann

Das deutsche Volk steht in schwerstem Ringen um seine Existenz. Mit den beschränkten Mitteln, welche ihm noch verblieben sind, soll es sich seine Zukunft gestalten, gestalten unter einem von Tag zu Tag unerträglicher werdenden Drucke von außen und gegenüber destruktiven Tendenzen auch in seinem Inneren. Es gilt nicht nur, die materiellen Bedingungen seiner Existenz durch reichste Entfaltung aller produktiven Kräfte neu zu schaffen, sondern es gilt vor allem auch, den Geist zu sichern gegenüber den gefährlichen Einflüssen einer unvermeidlichen materiellen Verarmung, ja, ihn noch reicher und tiefer heranzubilden für die ungeheuren Aufgaben, die der Lösung durch ihn harren. Wo der Reichtum des toten Stoffes sich der Menge nach versagt, bleibt allein die Hoffnung auf die gestaltende und schöpferische Kraft des Geistes, die auch dem knappen Stoff neue Möglichkeiten der Nutzung abzuringen vermag. Das Problem des deutschen Wiederaufbaues ist so in erster Linie ein Problem des deutschen Geistes.

Die Probleme eines solchen Wiederaufbaues liegen im einzelnen auf den mannigfachsten Gebieten, auf dem Gebiete der Wirtschaft, wie auf dem der Politik, auf dem Gebiete der allgemeinen, wie auf dem der persönlichen Moral. Aber nicht nur hier, auch im Rahmen der Wissenschaft machen sich ähnliche Notwendigkeiten geltend und mit ganz besonderer Dringlichkeit auf dem speziellen Gebiete der Volkswirtschaftslehre. Der Grund ist ein doppelter: Einmal handelte es sich um die Beseitigung von Mißständen, wie sie in keiner anderen Wissenschaft in solchem Umfange und in solchem Grade hervorgetreten waren wie gerade in der Volkswirtschaftslehre. Zum anderen handelte es sich aber auch darum, neuen Aufgaben der Erziehung gerecht zu werden. Bei einem oft erstaunlichen Reichtum auf fast allen Gebieten des Geistes hatte das deutsche Volk eine ebenso erstaunliche Armut an wirklich volkswirtschaftlichen Denkern zu beklagen. Dieser Mangel war in den Zeiten des Glückes bedauerlich, in den Zeiten der Not drohte er verderblich zu werden. Denn volkswirtschaftliche Fragen wurden zu entscheidenden Fragen des Lebens überhaupt, zu entscheidenden Fragen auch der Auseinandersetzung mit unseren früheren Gegnern. Ihre Lösung aber erforderte mehr als das Können eines einzelnen Mannes, sie erforderte verständnisvolle und bereitwillige Mitarbeit der breitesten Schichten des Volkes. In den kurzen verfügbaren Zeiträumen konnte man nicht versuchen, volkswirtschaftliche Bildung den breiten Massen zu vermitteln; möglich und notwendig aber war die Verteilung eines „Stabes" volkswirtschaftlich voll Durchgebildeter über Politik und Wirtschaft, notwendig und möglich war die Schaffung der begehrten Resonanz in der Masse des Volkes durch Heranziehung eines Grundstockes volkswirtschaftlicher Denker, welcher zwar nicht durch seine Quantität, wohl aber vermöge seiner Qualität in diesem Sinne zu wirken vermochte. — Aus diesen Gründen war eine Reform erforderlich. „Reformatorische" Maßnahmen sind denn auch erfolgt. Bei der außerordentlichen Bedeutung des Gegenstandes wird man für sie auch das Interesse einer breiteren Öffentlichkeit in Anspruch nehmen dürfen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

In Vereinbarungen der deutschen Unterrichtsverwaltungen vom 27. Januar 1922 wurde die Einführung eines Diplomexamens für Volkswirte beschlossen. Als man diese Vereinbarungen, nachdem man sie fast dreiviertel Jahre lang geheimgehalten hatte, endlich auf dem Eisenacher Kongreß der Dozenten der Wirtschaftswissenschaften 1922 der öffentlichen Kritik unterbreitete, regte sich neben befürwortender Stellungnahme auch sogleich schärfster Widerspruch. Professor Schumacher (Berlin) war es, der sofort auf das entschiedenste die Unzulänglichkeit des vorliegenden Reformversuches darlegte [1]) und so in dankenswertester Weise erst eine Diskussion ermöglichte, welche die Mitarbeiter am Werke dieser Reform — auch nach ihren letzten Äußerungen zu schließen — gern und verständlicherweise vermieden gesehen hätten. Dem Schumacherschen Standpunkt traten — neben vielen anderen Kreisen — auch die Studierenden der Volkswirtschaftslehre der Berliner Universität in einer Resolution vom 15. 12. 1922 bei. Sinn und Ziele dieser Resolution [2]) sind auch die der vorliegenden Abhandlung.

Von unseren Gegnern wurde in der Diskussion ein Verfahren bevorzugt, welches in seinem Ergebnis ein „Totschweigen" unserer Meinung bedeutete. Gerade an den gegen das Diplomexamen vorgebrachten Hauptargumenten ging man im wesentlichen vorbei und suchte die Diskussion statt dessen hinüberzuspielen in den Bereich der relativ unwichtigeren technischen Einzelheiten. Insbesondere den Hinweis auf die Unzulänglichkeit des für das Diplom vorgeschriebenen Ausbildungsganges, sowie den Hinweis auf die Gefahren einer Bindung der Promotion an vorherige Erlangung des Diploms pflegte man in dieser Weise zu übergehen. Man erwähnte das alles, widerlegte es nicht, verhielt sich aber im übrigen so, als ob man es widerlegt hätte. Dafür wurde des langen und breiten gesprochen z. B. über die Belastung der Dozenten, über die Zeitdauer der mündlichen Prüfung, über den Wert von Klausurarbeiten, gewiß sehr wichtige Fragen, aber nicht entscheidend für die Beurteilung der neuen Reform. Eine Wendung erfuhr die Diskussion in dieser Hinsicht erst durch einen Artikel: „Das Diplomexamen der Volkswirte" von Professor Adolf Weber (München) [3]). Zwar wurde auch hier an der Tendenz festgehalten, nicht entscheidende Nebenfragen durch übermäßige Betonung in den Vordergrund zu schieben, doch ergab sich daneben auch als Neues ein gewisses Eingehen auf die Hauptstreitpunkte der Diskussion. Freilich in einer sehr merkwürdigen Form: Denn überall dort, wo Adolf Weber an die überzeugende Wirkung seiner Argumente vielleicht selbst nicht recht zu glauben vermochte, suchte er diesen Mangel durch persönliche Angriffe auf Schumacher zu übertünchen. Sieht man indessen von diesen unsachlichen — und zum großen Teil auch noch auf einer Entstellung des wahren Sachverhaltes beruhenden Verirrungen in das Gebiet persönlicher Gegnerschaft ab, so bleibt doch ein gewisser sachlicher Kern, der einer näheren Betrachtung deshalb wert erscheint, weil seine Widerlegung einerseits einen guten Überblick gibt über das Gesamtproblem, andererseits aber einen nicht uninteressanten Einblick in die Methoden der von der Gegenseite beliebten Argumentation gewährt.

I

Schon über den Ausgangspunkt einer volkswirtschaftlichen Studienreform herrscht anscheinend zwischen Adolf Weber und uns keine vollständige Einigkeit. Freilich machten verschiedene Punkte in unserem Studium eine Reorganisation an sich

[1]) Hermann Schumacher: „Warnruf zur geplanten Reform der volkswirtschaftlichen Studien." Duncker & Humblot, 1922. München-Leipzig.

[2]) Abgedruckt in: Kallmann: „Zur geplanten Reform des volkswirtschaftlichen Studiums." Preußische Jahrbücher Bd. 191, Januar 1923.

[3]) Adolf Weber: „Das Diplomexamen der Volkswirte." Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik, III. Folge, Bd. 65, April 1923.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wünschenswert; aber die Situation in der Nachkriegszeit hatte doch einem unter allen in Frage kommenden Gesichtspunkten eine derartig entscheidende Bedeutung verliehen, daß alle anderen daneben verblassen mußten. Der zunehmende Massenandrang zum volkswirtschaftlichen Studium in der Nachkriegszeit, die fortwährende stoffliche Bereicherung der volkswirtschaftlichen Fächer selbst, endlich auch vielleicht die zunehmende Vereinigung von volkswirtschaftlichen und juristischen Fächern im Studium hatten bei der bestehenden sechssemestrigen Ausbildungszeit zu einem ganz verderblichen Absinken des Bildungsniveaus der Volkswirte geführt. Selbst diejenigen Universitäten, welche nach „ungeschriebenem Gewohnheitsrecht" längere Studienzeit und vertieftere Kenntnisse von ihren Prüflingen verlangten, als es der „Wortlaut" der Promotionsbestimmungen gefordert hätte, vermochten das stets wachsende Mißtrauen, welches die Praxis allmählich der Gesamtheit der Nationalökonomen entgegenbrachte, nicht zu bannen [4]). Das einzige, worüber man in diesem Punkte streiten konnte, war, ob ein Skandal erst bevorstand, oder ob er bereits vorhanden war. Es war — wie ich an anderer Stelle dargelegt habe — eine Konkurrenz im volkswirtschaftlichen Studium vorhanden, welche man im gewerblichen Leben mit dem harten Ausdruck „Schmutzkonkurrenz" zu bezeichnen pflegt. Und es war für die qualitativ hochstehenden Volkswirte einerseits und für die Wissenschaft andererseits in gleicher Weise dringlich und lebenswichtig, ein weiteres Anwachsen dieser „geistigen Schmutzkonkurrenz" zu verhindern, wenn für beide nicht unermeßlicher Schaden entstehen sollte. Auf diesem Standpunkte standen wir bisher, auf ihm stehen wir noch heute.

Diese Tatsachen sind so allgemein bekannt, daß die Ausführlichkeit, mit der sie hier behandelt wurden, vielleicht Verwunderung erregen wird. Daß solche Ausführlichkeit aber notwendig war, wird man sogleich sehen. Denn in der oben zitierten Abhandlung von Adolf Weber findet man lange Auseinandersetzungen über die Belastung der Dozenten, ausführliche Belege über den „geringen Bildungswert" der Dissertation für spätere praktische Tätigkeit usw., erstaunlicherweise aber nur äußerst wenig über denjenigen Mißstand, welchen wir soeben als den eigentlich entscheidenden kennzeichneten. Denn daß es in Deutschland möglich geworden war, vielfach den Doktorgrad als Abschluß des volkswirtschaftlichen Studiums ohne irgendwie genügenden Besitz volkswirtschaftlicher Kenntnisse zu erwerben, das erfährt man nur aus einigen kurzen Sätzen, vorausgesetzt, daß man sie wohlwollend interpretiert. Wenn es erlaubt ist, von Form und Umfang, in welchen Adolf Weber die Gesichtspunkte einer Reform darlegte, zurückzuschließen auf die verschiedene Wichtigkeit, welche die einzelnen Gesichtspunkte für ihn besitzen, so wird man zu dem Ergebnis kommen, daß er die entscheidenden Mißstände nicht — wie wir — in einer völlig ungenügenden Ausbildung der Studierenden sieht, sondern in einer übermäßigen Belastung der Dozenten. Es kann demgemäß auch nicht mehr verwunderlich erscheinen, wenn er aus dem bestehenden Zustand unzureichender Ausbildung nicht nur gar keine Konsequenzen für den Aufbau einer Studienreform zieht, sondern überdies auch noch die für das Diplom vorgeschriebene Zeit von sechs Semestern damit zu rechtfertigen sucht, daß sie ja auch bisher (!) schon ausgereicht hätte. Unwillkürlich wird man hier an jenen Satz der Sophisten erinnert, daß die Verschiedenheit zweier Urteile nur beweise, daß sie auch über verschiedene Gegegenstände gefällt wurden. Denn Adolf Weber hat offenbar in der Hauptsache an die *Belastung der Dozenten* gedacht. Das Lob, das er dem Diplomexamen zollte, galt wohl wesentlich der Tatsache, daß es diese allzu große Belastung beseitige. Wir dagegen dachten an die *bestehenden Mängel in der Ausbildung*. Und unsere Kritik erklärte

[4]) Es würde den Rahmen dieser Abhandlung bei weitem überschreiten, wenn wir versuchen wollten, die gesamte „Reformliteratur" für unsere Kritik mit heranzuziehen. Interessenten seien vor allem auf die Schriften des „Vereins für Sozialpolitik" hingewiesen, welche in den Bänden 160 und 161 „Die Reform des staatswissenschaftlichen Studiums" ausführlich behandeln.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

den neuen Reformversuch deshalb für völlig unzulänglich, weil er diese Mängel nicht beseitige. Der Streit bezieht sich nicht auf dieselbe Sache, sondern auf verschiedene Dinge.

Eine eigenartige Beleuchtung erhält dieser Standpunkt Adolf Webers noch durch die Deutung, welche er dem Unterschied zwischen den sogen. „Doktorfabriken" und denjenigen Universitäten gibt, welche erhöhte Anforderungen zu stellen pflegen. Er sagt darüber:

„Der Unterschied zwischen den sogenannten Doktorfabriken und den Universitäten, die stolz darauf sind, daß von ihren Studierenden nur wenige zum Abschlußexamen kommen, besteht zum guten Teil darin, daß sich dort die Kollegen oft unter Übernahme einer erdrückenden Arbeitslast, die namentlich unseren Kriegsteilnehmern zugute gekommen ist, an den Wortlaut der Promotionsbestimmungen halten, die sie erlassen haben, während hier faktisch die objektive Norm ersetzt wird durch irgendein ungeschriebenes und unkontrollierbares Gewohnheitsrecht, das vermehrte Muße und verminderte Verantwortung mit sich bringen mag." (Seite 295.)

Wer den Unterschied zwischen den Doktorfabriken und den anderen Universitäten „zum guten Teil" wieder nur in einer mehr oder minder starken Belastung oder Verantwortung der Dozenten erblickt (!), und nicht in einer Verschiedenheit der Kenntnisse, mit der die Studierenden die bezüglichen Universitäten nach bestandener Prüfung verlassen, mit dem wird man freilich über die Notwendigkeit und das Maß eines hohen Ausbildungsniveaus nur schwer diskutieren können. Immerhin eine im Munde eines ordentlichen Professors an einer deutschen Universität erstaunliche Ansicht!

II

Aus dem oben Dargelegten ergibt sich für uns mit Notwendigkeit der Gesichtspunkt, von welchem aus jede neue Reform zu bewerten ist. Eine entscheidende Vertiefung des Studiums mußte für uns zu einer conditio sine qua non werden. Prüfen wir an diesem Maßstabe das neue Diplomexamen.

Eine solche Vertiefung mußte zunächst, rein äußerlich betrachtet, in einer Verlängerung der Studienzeit zum Ausdrucke kommen. Daß eine Studienzeit von nur sechs Semestern für die volkswirtschaftliche Durchbildung nicht mehr ausreichte, das hatte die traurige Entwicklung in der Nachkriegszeit eigentlich bis zur Evidenz bewiesen. Die Gründe hierfür waren doppelter Art:

1. Es hatte eine ganz außerordentliche Bereicherung der volkswirtschaftlichen Fächer selbst stattgefunden, und zwar in doppelter Hinsicht. Einmal hatte sich der Umkreis der zu behandelnden Probleme vor allem unter dem Einflusse des Krieges und seiner Nachwirkungen in einem fast ungeahnten Maße vergrößert. Fragen, die bisher nur den Charakter eines mehr oder minder wichtigen Spezialproblemes getragen hatten, erhielten nunmehr eine auch für die Durchbildung des Studenten entscheidende Bedeutung. Das ist besonders auffällig auf den Gebieten des Geld-, Bank- und Börsenwesens und der Finanzwissenschaft. Es liegt im Grunde aber auch nicht anders auf dem Gebiete der industriellen und sozialpolitischen Probleme und dem der weltwirtschaftlichen Beziehungen. Das war eine Entwicklung, wie sie der Krieg zwar in außerordentlich starkem Maße gefördert, aber doch keineswegs aus sich allein heraus hervorgebracht hatte. Diese Erweiterung des Problemkreises lag vielmehr in der Natur der Sache selbst, und man kann sie als ständige Erscheinung verfolgen vom Beginn wirtschaftswissenschaftlicher Reflexionen überhaupt, über die Anfänge einer selbständigen Ökonomik bis in die jüngste Entwicklung der ökonomischen Theorien hinein. Es ist die auch aus anderen Wissenschaften bekannte Erscheinung, daß eine junge Lehre nach zunächst skizzenhafter Festlegung des Gesamtproblemkreises durch die beginnende gründliche Arbeit in den bisher nur angedeuteten Spezialproblemen sich selbst mehr und mehr auf-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

füllt. Insofern würde man vielleicht besser von einer quantitativen Erweiterung durch stärkere Berücksichtigung bisher nicht genügend erforschter Teilprobleme sprechen. Andererseits erfährt aber nicht nur der Kreis der ausführlich zu betrachtenden Probleme als solcher eine Erweiterung, sondern es entstehen auch neue Gesichtspunkte der Betrachtung und neue Methoden der Erkenntnis, wiederum fundiert auf einer Reflexion über diese Methoden selbst. Es entsteht so über gleiche Problemkreise eine Fülle einander oft wirklich, oft nur scheinbar widerstreitender Theorien, widerstreitend in ihren Ausgangspunkten, widerstreitend in ihren Methoden, widerstreitend in ihren Resultaten. Theorien, die möglichst beherrscht, mindestens aber gekannt sein wollen. Diese Tatsachen finden einen weithin sichtbaren Ausdruck in der Vermehrung der üblichen Stundenzahl der Vorlesungen [5]), weiter in einer stets zunehmenden Spezialisierung der Dozenten selbst, endlich in einer zu bald unübersehbarer Fülle anwachsenden sozialökonomischen Literatur.

Daneben wird man wohl auch noch an eine ganz andersartige Vergrößerung des Studienstoffes denken müssen. Es bringt nämlich auch der Dr. rer. pol. mit seiner Hinzuziehung der juristischen Fächer eine weitere Belastung des Studierenden mit sich. Und zwar deshalb, weil einerseits eine Beschäftigung mit denjenigen Fragen, die auf der Grenze zur Philosophie liegen, auch bei der Verbindung von Volkswirtschaftslehre und Jurisprudenz unvermeidlich bleibt, und andererseits, weil die Jurisprudenz ihrem Wesen und Geiste nach von der Volkswirtschaftslehre sich schärfer unterscheidet als die Nachbargebiete der Philosophie.

2. Neben die Veränderung des Studienstoffes tritt nun aber auch eine Veränderung auf Seite der Studierenden selbst, die in der gleichen Richtung wirksam ist. Zieht man nämlich einen Vergleich zwischen der Gesamtheit der Studierenden der Nationalökonomie in der Vor- und Nachkriegszeit, so wird man finden, daß sich vor dem Kriege im allgemeinen eine Elite von Studenten — im Verhältnis zu jetzt betrachtet — dem volkswirtschaftlichen Studium zuwandte. Man wird annehmen müssen, daß der Massenandrang zum volkswirtschaftlichen Studium auch eine Senkung des „geistigen Durchschnittes" mit sich brachte. Daß mit zunehmender Masse das Gesamtniveau ceteris paribus zu sinken pflegt, ist ja eine bekannte soziologische Erscheinung, die hier nicht näher begründet zu werden braucht. Zudem war in der Vorkriegszeit der freiwillige Entschluß zu einer etwa notwendig werdenden Verlängerung des Studiums ein viel leichterer als in der heutigen Zeit der Not. Was man also früher bis zu einem gewissen Grade dem Verständnis und der Einsicht des Einzelnen überlassen durfte, das erfordert heute vielfach Zwang und objektive Normierung.

Aus allen diesen Gründen war und ist eine Verlängerung der Studienzeit über das bisher übliche Maß hinaus ganz unerläßlich. Infolge der geradezu „schreienden Mißstände" wurde denn auch eine Erschwerung des volkswirtschaftlichen Studiums einmütig von allen Seiten gefordert. Manche Universitäten gingen demgemäß sogar von selbst dazu über, von ihren Prüflingen nach „irgendeinem Gewohnheitsrecht" ein verlängertes Studium zu fordern. Vor der Einführung des Diplomexamens durfte man daher erwarten, daß ein achtsemestriges Studium in kürzester Frist als Untergrenze für die Ablegung jedes volkswirtschaftlichen Abschlußexamens festgesetzt werden würde.

Durch die neue Reform sind diese Erwartungen auf das empfindlichste enttäuscht worden. Die für die Promotion erforderliche Studienzeit hat man zwar heraufgesetzt, aber unter gleichzeitiger „Dinkulierung" von Promotion und Diplom, so daß die günstige Wirkung einer solchen Verlängerung durch den Zwang zur Vorbereitung auf das vor der Promotion liegende Diplomexamen wieder aufgehoben wird. Davon wird

[5]) Man vergleiche z. B. das Vorlesungsverzeichnis der Universität Köln für das Wintersemester 23/24 mit einem solchen vor 20 Jahren an irgendeiner anderen Universität.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

später noch die Rede sein. — Für das Diplomexamen aber hat man an der sechssemestrigen Ausbildungszeit festgehalten. Aber nicht nur das: Man hat den innerhalb dieser Studienzeit zu erlernenden Stoff auch noch durch Hinzufügung neuer Fächer — der Betriebswirtschaftslehre und eines Wahlfaches, z. B. des Versicherungswesens — noch erheblich vergrößert[6]). Damit sind nun alle die Mißstände, die sich an eine zu kurze Studienzeit knüpften, auch getreulich übernommen in die neue Reform. Aber nicht nur übernommen, sondern sogar verstärkt: Man hat in derselben Zeit nicht nur dasselbe zu lernen wie bisher, sondern erheblich mehr.

Die Logik einer solchen Maßnahme bleibt unerfindlich. Wenn die Doktoren, welche bisher nach sechs Semestern promovierten, sich den Anforderungen, welche von der Praxis oder von der Wissenschaft an sie gestellt werden mußten, zum großen Teil nicht gewachsen zeigten, so bleibt es ein vollständiges Rätsel, weshalb ein Diplomvolkswirt nach gleicher Studienzeit diesen Anforderungen auf einmal entsprechen soll, nur weil er „Diplomvolkswirt" heißt und ein Staatsexamen abgelegt hat. Wenn man der gleichen Sache einen neuen Namen beilegt, so wird jedenfalls damit an der Sache selbst durchaus noch nichts geändert. Nach all den betrüblichen Erfahrungen der letzten Jahre wäre ein achtsemestriges Studium als Mindestgrenze auch für das Diplomexamen eine unbedingte Notwendigkeit gewesen, vorausgesetzt, daß man wirklich sanieren und nicht nur einen peinlichen Sachverhalt durch einen wohlklingenden Namen verschleiern wollte. Streiten konnte man auch hier eigentlich nur darüber, ob infolge der Erweiterung der Studienfächer nicht auch acht Semester noch zu wenig gewesen wären.

Das ist unser Standpunkt, nicht der von Adolf Weber. Freilich sollte man eigentlich meinen, daß es überhaupt keiner näheren Begründung für jeden der Sache Kundigen bedarf, wenn man erklärt, daß derjenige Studiengang schließlich aus Mangel an Zeit zu oberflächlichem Auswendiglernen und damit zum allerschlimmsten Dilettantismus führen muß, der es sich zur Aufgabe stellt, innerhalb von sechs Semestern gleichzeitig

in den Fächern der Volkswirtschaftslehre,
in der Finanzwissenschaft,
in der Statistik,
in den Fächern des öffentlichen Rechtes,
in den Fächern des privaten Rechtes,
in der Betriebswirtschaftslehre,
im Versicherungswesen

durchgebildete Kräfte zu erzielen! Trotzdem wurde auch hier wieder eine ausführliche Darlegung vorausgeschickt, denn unsere Situation gegenüber Adolf Weber bildet ein Analogon zu derjenigen von Carl Menger gegenüber Schmoller, aus der heraus Menger seine Schrift über „Die Irrtümer des Historismus" schrieb. Man lese dort nach.

Welche Begründung führt nun aber Adolf Weber für seinen Standpunkt an? Nun, sehr einfach: Ein sechssemestriges Studium war ja auch bisher das allgemein vorgeschriebene, mithin ist es auch ausreichend, und es ist nur folgerichtig, wenn man es auch der neuen Reform wieder zugrunde legt.

Ein wahrhaft ergreifendes Argument! Also, weil das bisherige sechssemestrige Studium zu geradezu katastrophalen Mißständen geführt hatte — Mißstände, die eigentlich selbst Herr Professor Adolf Weber hätte beachten müssen —, also, weil ein sechssemestriges Studium zu solchen Mißständen geführt hatte, kann man es als ausreichend (!) erklären und muß es daher auch der neuen Reform wieder zugrunde legen!

[6]) Adolf Weber freilich hält die Hinzufügung einer ganzen Disziplin, der Betriebswirtschaftslehre — um vom Wahlfach ganz abzusehen — für keine wesentliche Vergrößerung des Studienstoffes! (Seite 315.)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Man fragt sich hier: Wollte Adolf Weber die schon bestehenden Mißstände nicht sehen, oder hat er sie tatsächlich einfach übersehen? Seine Argumentation ist so eigenartig, daß es einigermaßen schwer fällt, sich in ihr zurechtzufinden. So z. B. zitiert er zum Beweise für die frühere Zulänglichkeit eines sechssemestrigen Studiums die angebliche Meinung eines Praktikers, Dr. Behrend, dahin lautend:

„Der Nationalökonom braucht, um zu doktorieren, meist sechs Semester; da ist aber die Zeit für die wissenschaftliche Arbeit (Doktordissertation) miteingerechnet. Es gibt viele, wie ich beweisen kann, die in dieser Zeit von sechs Semestern noch ihr Jahr als Einjährig-Freiwillige abdienten u. dgl." (S. 315.)

Danach wäre also eine sechssemestrige Studienzeit eigentlich auch schon zu lang (!), für „viele" würden eigentlich schon vier (!!) Semester für eine gründliche volkswirtschaftliche Durchbildung genügen! Auch wenn man in Rücksicht zieht, daß sich seit jener Zeit (1907) — wie oben dargelegt — manches geändert hat, so muß doch auch für die damalige Zeit eine solche Auffassung von wissenschaftlicher Durchbildung bei einem ordentlichen Professor an einer deutschen Universität jedenfalls Befremden erregen [7]).

III

Die jeweilige Dauer des Studiums ist aber nur die Außenseite eines für die innere Art des Studienganges entscheidenden Umstandes. Die Volkswirtschaftslehre teilt mit vielen anderen Wissenschaften, insbesondere mit der Philosophie, die Eigenschaft, daß ihr Studium nur dann wirklich ertragreich gestaltet werden kann, wenn es nicht lediglich in einem mechanischen Auswendiglernen von Schlußresultaten gangbarer Theorien, sondern in einem Eingehen auf tiefere Sinnzusammenhänge besteht. Sie unterscheidet sich jedoch von mancher anderen Wissenschaft dadurch, daß solche Vertiefung in den Sinngehalt der Lehre nicht nur ein Ideal, sondern überdies eine conditio sine qua non jedes Studiums ist, das später praktisch oder wissenschaftlich Früchte tragen soll. Ein Verfahren, wie es praktisch von manchen Studierenden der Jurisprudenz geübt wird, ist in der Volkswirtschaftslehre sachlich völlig unmöglich [8]). Oder schärfer ausgedrückt: Zwar physisch möglich, aber sinnlos. Rein mechanisch beherrschte volkswirtschaftliche Vokabeln sind im schlimmsten Sinne des Wortes unproduktives Wissen. Ein Urteil

[7]) Wir möchten ausdrücklich bemerken, daß mit diesen Ausführungen keinerlei Kritik an Herrn Dr. Behrend, der damals noch Syndikus der Handelskammer in Magdeburg war, gegeben sein soll. Die Sätze, die Adolf Weber zitiert, sind aus dem Zusammenhange eines umfangreichen Referates gerissen und hierdurch vielleicht in ihrem Sinne, sicher aber in der ihnen zukommenden Akzentuierung entstellt worden. Dr. Behrends Referat geht durchweg von ganz anderen Voraussetzungen aus, wie die Abhandlung Adolf Webers. Es befürwortet eine Zusammenlegung von juristischem und volkswirtschaftlichem Studium und als gemeinsamen Abschluß ein Referendarexamen. In diesem Zusammenhange werden dann jene Sätze zum Beweise dessen gebraucht, daß man durch eine Verlängerung des juristischen Studiums um einige Semester auch den Juristen eine genügende volkswirtschaftliche Bildung vermitteln könne. Uns scheint typisch für die ganze Sachlage, daß gerade Dr. Behrend eine Studiendauer von acht (!!) Semestern verlangt. (Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 125, Seite 41—65.)

[8]) Daran wird man vor allem denken müssen, wenn Methoden der Reform für die Volkswirtschaftslehre mit dem Argument propagiert werden, daß sie sich bereits in der Jurisprudenz bewährt hätten. Denn dort liegen die Verhältnisse doch etwas anders. Natürlich soll hier keineswegs behauptet werden, daß irgend jemand das Ideal eines Rechtsstudiums in mechanischem Auswendiglernen erblicken werde. Aber es besteht demgegenüber doch als Tatsache, daß solches mechanisches Auswendiglernen in manchen Kreisen von Juristen einen wesentlichen Inhalt des Studiums bildet. Daß in der Jurisprudenz solches Auswendiglernen doch noch zu irgendwelchen Resultaten zu führen vermag, wird man daraus schließen müssen, daß auch die wesentlich nur vom Repetitor Angelernten fortwährend und ohne Widerspruch Verwendung finden.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

über volkswirtschaftliche Zusammenhänge hat zur unabweisbaren Voraussetzung eine souveräne Beherrschung des Sinngehaltes im einzelnen und im ganzen. Fragen, wie die nach dem Zusammenhang von Kredit und Inflation oder nach der Einwirkung eines Deflationsprozesses auf die Bedarfs- und Einkommensgestaltung usw., lassen sich nicht ohne weiteres ableiten aus irgendeiner gangbaren Theorie. Nicht einmal die Auswahl einer bestimmten aus vielen möglicherweise in Betracht kommenden Theorien kann hier genügen. Sondern erfordert ist überdies: Vollkommene Einsicht in Voraussetzungen und Grenzen der Geltung der angewandten Sätze; Fähigkeit zur Ergänzung in allen denjenigen Punkten, welche im Wirtschaftsleben zwar wirksam sind, von denen aber jede theoretische Untersuchung notwendig abstrahieren muß; Fähigkeit zur Kombination aller möglichen Sätze, die in der Theorie zwar streng gesondert auftreten, aber für das jeweilige praktische Problem zu einem Ganzen zusammenzufassen sind; endlich auch eine Fähigkeit zur Abschätzung der Wichtigkeit aller als mitwirkend erkannten Faktoren. Das sind nur einige von vielen notwendigen Fähigkeiten und Überlegungen. Daraus geht nun aber auch ohne weiteres hervor, wie überaus notwendig es ist, in dem Volkswirte die Fähigkeit zu selbständiger Gestaltung zu wecken. Wenn — wie Professor Spranger (Berlin) einmal darlegte — jedes Sinnverstehen in sich bereits ein Forschen ist, so ist hier in noch weit höherem Maße ein Zwang zu eigener Forschung gegeben. Denn keine noch so vollkommene volkswirtschaftliche Theorie vermag in sich bereits eine Analyse spezieller praktischer Probleme zu geben, derart, daß man nur unter einen einzelnen Begriff zu subsumieren brauche, um das Resultat in Händen zu haben. Sondern die gesamte volkswirtschaftliche Lehre ist gewissermaßen nur Ausrüstung, Werkzeug, mit welchem der Nationalökonom zu selbständiger Forschung an ein noch nicht „erforschtes" praktisches Problem herantritt. Nicht das Wissen um einzelne Vokabeln als solches, sondern die Fähigkeit zu selbständiger Gestaltung ist es, worauf alles ankommt.

Dieser Standpunkt wird im Prinzip auch von Adolf Weber vertreten, der mit uns darin übereinstimmt, daß bloßes Auswendiglernen ganz nutzlos sei, und daß der Volkswirt zu selbständigem Urteilen befähigt sein müsse. Man muß die Sache aber nicht nur im Prinzip zugeben, sondern man muß überdies auch noch einige Konsequenzen für den Aufbau eines Studiums aus diesem Prinzip ableiten. Es ist nicht nur nötig, zu erklären, daß der Volkswirt selbständig urteilen müsse, man muß ihn überdies auch noch in den Stand setzen, selbständig urteilen zu können. Das aber erfordert — wie gesagt — ein Eindringen in den Sinngehalt der Lehre, und dazu braucht man selbstverständlich Zeit. Und zwar erheblich mehr Zeit, als zu einem nur mechanischen Auswendiglernen erforderlich wäre. Nun sollen in sechs Semestern die früher aufgezählten Fächer durchgearbeitet werden. In ihnen sind drei verschiedene Materien enthalten, welche, jede für sich allein genommen, genügend Stoff für ein selbständiges Fachstudium bieten: Volkswirtschaftslehre, Jurisprudenz, Betriebswirtschaftslehre! Diese umfangreichen Gebiete soll der zukünftige Diplomvolkswirt in einem einzigen und — sage und schreibe — sechssemestrigen Studium bewältigen, so bewältigen, daß er dann als ein auf diesen Gebieten fachlich Gebildeter bezeichnet werden kann! Nimmt man an, daß Jurisprudenz, Betriebswirtschaftslehre, Versicherungswesen — im Eiltempo durchschritten — nur 2—3 Semester in Anspruch nehmen, so bleiben für die Volkswirtschaftslehre einschließlich Finanzwissenschaft und Statistik nicht mehr als 3—4 (!) Semester zur Verfügung. Wenn Adolf Weber eine solche Zeitspanne tatsächlich für ausreichend halten sollte, dann wird er solchen Standpunkt wirklich nur mit der früher wiedergegebenen Ansicht von Dr. Behrend begründen können, daß man in einem sechssemestrigen Studium neben dem Erwerb gründlicher volkswirtschaftlicher Durchbildung noch sein Jahr abdienen könne. Wir, die wir aus begreiflichen Gründen derartige Ansichten nicht teilen, sind der Überzeugung, daß diese Zeit-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

spanne zu einer auch nur mittelmäßigen geistigen Durchdringung des Stoffes unmöglich ausreichen kann. Daß aber der Student sich in solcher Zeit die geforderte souveräne Beherrschung volkswirtschaftlicher Lehren aneignen soll, das ist eine Angelegenheit, von der man nicht weiß, ob man sie als tragisch oder als komisch bezeichnen soll.

Daß der hier vertretene Standpunkt der Standpunkt zahlreicher Studierender der Berliner Universität ist, die in acht- und mehrsemestrigem Studium immerhin eine gewisse Erfahrung mit den Schwierigkeiten einer geistigen Durchdringung volkswirtschaftlicher Probleme gemacht haben, kann leicht bewiesen werden. — Und es ist vielleicht auch von einigem Interesse, darauf hinzuweisen, daß auf dem schon genannten Eisenacher Kongreß 1922 selbst ausgesprochene Befürworter der neuen Reform keineswegs so schroff an den hier geäußerten Bedenken vorbeigingen, wie Adolf Weber es getan hat. Professor Spiethoff (Bonn) erschien der Titel „Diplomvolkswirt" zu hoch gegriffen, denn „. . . der so Benannte ist kein voller Volkswirt . . ." [9]). Adolf Weber ist es vorbehalten geblieben, die Sache so darzustellen, als ob der zukünftige Diplomvolkswirt ein voller Fachmann sei!

Man zwingt in dem neuen Studiengang den Studenten also, in die Breite, statt in die Tiefe zu gehen. Im Grunde wird dabei das vulgärökonomische Wissen, das jeder ins Studium bereits mitbringt, einfach mit neuem Namen bezeichnet, aber nicht vertieft. Ein solches Ausbildungsresultat aber ist eher geeignet zu schaden als zu nützen. Denn der gesunde Menschenverstand eines vollkommenen Laien ist stets brauchbarer als die Halbbildung eines Dilettanten. Zudem wird sich der Laie über die Grenzen seiner Fähigkeiten weit mehr im klaren sein als der Halbgebildete, der erfahrungsgemäß mit einer gewissen Unbedenklichkeit sich jede nur mögliche Urteilsfähigkeit zutraut und mit halbverdauten Wissensbrocken an die Lösung höchst schwerwiegender Fragen heranzugehen, sich nicht scheut. An solchen G'schaftlhubern haben wir in Deutschland bereits übergenug, wir brauchen sie gewiß nicht erst auch noch künstlich zu produzieren. Wenn man mit einem Aufwande von drei Studienjahren schließlich doch nur Halbgebildete, also Dilettanten züchtet, so bedeutet das eine volkswirtschaftlich einfach untragbare Verschwendung.

Adolf Weber freilich hat es sehr übel vermerkt, daß der Diplomvolkswirt, das Produkt des zukünftigen Studienganges, von uns als Dilettant gekennzeichnet wurde. Er hat dies nicht nur für eine „unbewiesene", sondern auch gleich noch für eine „unbeweisbare" (!) Behauptung erklärt. Seine Anschauungen über das, was beweisbar und unbeweisbar ist, sind recht eigentümlicher Art. Denn anscheinend sind in der Terminologie Adolf Webers die Worte „unbeweisbare Behauptung" und „gegnerische Meinung" Synonyma. Difficile est satiram non scribere! [10]) — Aber wir glauben, daß man auch die Frage, ob wir unsere Behauptung bewiesen haben, getrost dem Urteil des Lesers überlassen darf. Wir können uns jedenfalls auf eine Über-

[9]) A. Spiethoff: „Die Vereinbarungen der deutschen Unterrichtsverwaltungen über die Diplomprüfung der Volkswirte vom 27. Jänner 1922." Schmollers Jahrbuch, 46. Jahrgang, 1922, Seite 879.

[10]) Vielleicht teilt Adolf Weber den Standpunkt von K. A. Gerlach, daß nämlich „Fragen des Bildungswesens eng mit Weltanschauungsfragen zusammenhängen; sie können deshalb nicht werturteilslos sein und keine Beweisbarkeit in strengster Auffassung beanspruchen" (Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 160, Seite 75). Wenn er mit dem Worte „unbeweisbar" lediglich dieser Meinung Ausdruck geben wollte — was wir jedoch kaum glauben — so ist es durchaus irreführend gebraucht. Denn die Unbeweisbarkeit wäre alsdann nicht etwa ein Nachteil gerade unserer Meinung, sondern käme dem ganzen Problemkomplex zu. — Übrigens hätten wir eigentlich in unseren Bemühungen, gegen die Gefahr sozialen und politischen Phrasentums ein Gegengewicht in einer gründlichen Durchbildung zu schaffen, auf größeres Verständnis hoffen dürfen. Denn gerade Adolf Weber selbst ist es gewesen, welcher auf diese Gefahr nachdrücklich aufmerksam gemacht hat. (Ebenda, Seite 70.)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

einstimmung mit dem Sprachgebrauch berufen, wenn wir einen nur halb Gebildeten als Dilettanten bezeichnen.

Es erübrigt noch, auf einige der von Adolf Weber angeführten Argumente einzugehen: Er meint nämlich erstens, daß die äußere Umgrenzung des Studiengebietes noch keine Gewähr dafür biete, daß nicht auch in einem noch so eng umgrenzten Stoffgebiet nutzlose Vielwisserei getrieben werde. Selbst bei Beschränkung auf die Volkswirtschaftslehre sei offenbar noch reichlich Gelegenheit zu Stoffhuberei vorhanden. Ganz recht! Nur hat Adolf Weber dabei eine Kleinigkeit übersehen: Den Unterschied zwischen einer Möglichkeit und einem Zwange. Die Gelegenheit, sein Studium in vernunftgemäßer Weise zu betreiben, kann selbstverständlich von unvernünftigen Menschen verkannt werden. Aber wenn man vernünftige Menschen zu einem unvernünftigen Verfahren im Studium zwingt, wie es beim Diplom der Fall ist, so ist das doch wohl etwas vollständig anderes.

Zweitens ist Adolf Weber der Meinung, daß man ja die Vermehrung der Studienfächer dadurch ausgleichen könne, daß „. . . der einzelne Fachvertreter gezwungen wird, sich in der Masse des Stoffes zu beschränken und mehr bei Unterricht und Prüfung das Wesentliche herauszuarbeiten". (S. 307.) Auch dies wird man nicht zugeben können. Denn schon oben wurde darauf hingewiesen, daß in der Volkswirtschaftslehre die natürliche Tendenz besteht, Inhalt und Umfang der Vorlesungen zu erweitern. Sich solcher natürlichen Entwicklung entgegenzustemmen, ist an sich schon eine mißliche Sache. Es ist aber zudem gar nicht einmal richtig, daß der Unterricht in der Volkswirtschaftslehre — von Spezialvorlesungen und Seminaren abgesehen — ein Zuviel an stofflicher Masse bringe. Im Gegenteil, die allgemeinen Vorlesungen beschränken sich bereits so sehr auf das Wesentliche, daß sie schon heute keinen rechten Einblick auch nur in die wichtigsten Probleme gewähren, sondern im wesentlichen nur eine enzyklopädische Übersicht über einen umfangreichen Problemkomplex. Für den, der nicht nur mechanisch auswendig lernen will, bilden deshalb die Vorlesungen nicht Endpunkte, sondern Ausgangspunkte seiner eigentlichen Arbeit, die in der Durcharbeitung der Literatur besteht. Diese Notwendigkeit zur Durcharbeitung der Literatur bildet die Hauptmasse der Arbeit, und sie wird sicher nicht dadurch erleichtert, daß die Vorlesungen noch mehr als schon bisher den Charakter eines bloßen Inhaltsverzeichnisses annehmen [11]). Also auch dies Argument ist nicht stichhaltig.

Endlich ein drittes und letztes Argument. Auf Seite 315 heißt es:

„Die dafür zur Verfügung stehende Studienzeit wird aber wesentlich größer sein als bisher, da die Doktorarbeit wegfällt . . ." [11a])

[11]) Nur wer annimmt, daß die Beherrschung der möglichst wortgetreu nachgeschriebenen Vorlesung das Endziel des volkswirtschaftlichen Studiums bilde, wird von dem Vorschlage Adolf Webers Erleichterung erhoffen dürfen. Doch muß man sich dabei darüber klar sein, daß diejenige Unterrichtsmethode, welche nicht mehr als möglichst getreue Kenntnis der Vorlesungen erstrebt, die Gestaltungs- und Urteilskraft durchaus nicht genügend heranbildet, und demgemäß auch bisher schon zu höchst zweifelhaften Ergebnissen geführt hat. — Bei den Prüfungen an sogenannten Doktorfabriken wurde nämlich oft nur das verlangt, was in den Vorlesungen ausdrücklich gesagt war. Ergebnis: Die Prüflinge ließen sich beim Repetitor daraufhin einpauken!

[11a]) Die Fortsetzung des Satzes lautet: „. . . und wohl auch der zukünftige praktische Volkswirt in dem neuen Examen weniger mit Spezialtheorien und gelehrten Streitfragen, mit methodischen und erkenntnistheoretischen Problemen behelligt zu werden braucht, als das bei der wissenschaftlichen Zielen dienenden Doktorprüfung geschieht und geschehen muß." Nur der im Text zitierte erste Teil des Satzes soll wegen seiner prinzipiellen Bedeutung ausführlich behandelt werden. Daraus darf jedoch nicht geschlossen werden, daß wir den übrigen Teil des Satzes für richtig hielten. Das Gegenteil ist vielmehr der Fall. Wenn von Praktikern immer wieder darüber geklagt wird, daß die jungen Doktoren nicht den Weg von der generalisierenden Abstraktion in die Wirklichkeit zurückzufinden verständen, woran liegt es denn anders, als an einem Mangel der erkenntnistheoretischen und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Hierzu ist zunächst einiges Grundsätzliche über den Lehrwert der Doktorarbeit zu sagen: Man hat gegen die Dissertation vor allem den Einwand erhoben, daß sie den Studenten zu allzu schneller Spezialisierung und zur intensiven Beschäftigung mit einem Thema zwinge, das ihm in späterer praktischer Tätigkeit oft kaum von Nutzen sein werde. Das ist ein an sich berechtigter Einwand. Nur darf man seine Bedeutung nicht übertreiben. Es stehen nämlich diesem Nachteil ebenso unzweifelhafte, gewichtige Vorteile gegenüber, und zwar:

1. Die Dissertation bietet den einzigen Zwang zur Vertiefung in den Sinngehalt der Lehre. Sie ist gerade diejenige Gewähr gegen Stoffhuberei, welche Adolf Weber in der bloßen äußeren Umgrenzung des Studiengebietes noch mit Recht vermißte. Hier wird der Student gezwungen, in die Tiefe zu gehen, ob er will oder nicht. — In diesem Sinne ist die Dissertation auch gerade das Dokument, in welchem der Prüfling sein Eindringen in die Probleme, die gewonnene Gestaltungs- und Urteilskraft zum Ausdruck zu bringen und unter Beweis zu stellen vermag.
2. Die Dissertation bildet aber auch ein Werkzeug, um in der Erforschung eines bestimmten Problems Wesen und Kern der volkswirtschaftlichen Probleme überhaupt zu begreifen. Ein einigermaßen gut gewähltes Thema trifft in der Bearbeitung auf einen großen Kreis der volkswirtschaftlichen Grundprobleme, die ebenfalls zu durchdenken sind, wenn die Arbeit ein genügendes Fundament haben soll. Freilich kommt dieses Nachdenken über grundsätzliche Fragen in der fertigen Arbeit explicite am wenigsten zum Ausdruck, weil die Beschäftigung mit solchen Fragen eine einfache Voraussetzung einer richtigen Behandlung des Themas ist und daher nur aus der Gesamtstruktur der Arbeit, nicht aber auch aus einzelnen Sätzen hervorzugehen pflegt. Viele Kenntnisse, die für eine oberflächliche Betrachtung mit dem Thema der Dissertation nichts zu tun haben, hat sich der Doktorand gerade durch seine Doktorarbeit erworben. Die Dissertation ist in diesem Sinne, wie ich an anderer Stelle dargelegt habe, „immer irgendein für die Wirtschaft spezifischer Fall, an welchem unser Denken heranreift zur Erkenntnis der wirtschaftlichen Probleme überhaupt".
3. Die Dissertation ist aber auch — und das ist das wichtigste — eine erste Übung des Studenten in der Erforschung von Spezialproblemen, im selbständigen Urteilen über volkswirtschaftliche Zusammenhänge von der Grundlage seiner allgemeinen volkswirtschaftlichen Kenntnisse aus. Es kommt dabei vielleicht sogar weniger darauf an, daß in allen einzelnen Punkten etwas unbedingt Richtiges gefunden wird, als vielmehr darauf, daß der Doktorand sich mit der Methode volkswirtschaftlicher Untersuchung vertraut macht, daß er lernt, auf Grund reichlichen Nachdenkens selbständige, wohlbegründete Urteile zu fällen. In diesem Sinne ist die Dissertation ein gar nicht hoch genug zu bewertendes Mittel gegen den Hang zu vorschnellem, oberflächlichem Urteilen. Ihr bleibender pädagogischer Wert besteht also darin, daß der Student volkswirtschaftliches Denken und volkswirtschaftliche Methoden beherrschen gelernt hat, daß er in Zukunft, wenn ein anderes Problem an ihn herantritt, wissen wird, in welcher Weise die Lösung erarbeitet werden kann, und daß er auch diejenigen volkswirtschaftlichen Probleme, welche er bis dahin vielleicht noch nicht beherrscht, nunmehr aus eigener Kraft mit den soeben erprobten Mitteln erkennen und meistern kann. Damit ist aber gerade das erreicht,

methodologischen Durchbildung? Und wie soll es andererseits möglich sein, den Studenten in die Problematik unserer Wissenschaft hineinzuführen, wenn nicht an der Hand der bestehenden Kontroversen? Natürlich sind das alles Fragen des Maßes, aber eben das bisher übliche Maß unterschreitet schon teilweise das erträgliche Minimum.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

was von uns oben als das unbedingt zu erstrebende Endziel [12]) des Studiums angegeben wurde [13]).

Nun ist es vielleicht möglich, dieses Ziel auch auf einem anderen Wege zu erreichen. Es ist aber zunächst recht fraglich, ob dieses Ziel ohne die Doktorarbeit mit dem gleichen Grade von Sicherheit erreicht wird wie bisher. Die Dissertation war doch immerhin ein recht wohltätiger Zwang zur Vertiefung. Fällt er fort, so wird man sich darauf verlassen müssen, daß der Student erhebliche Zeit auf Dinge verwendet, die er zur Prüfung voraussichtlich gar nicht nötig hat. Ist er vernünftig, wird er es tun, ist er aber unvernünftig, so wird er gar nicht daran denken. Wo man die Vernunft durch einen leisen Zwang unterstützen kann, sollte man es nicht unterlassen. Das ist auch deshalb wichtig, weil jedes tiefere Eindringen in die Probleme an irgendeinem Punkte auf erhebliche Schwierigkeiten stößt, die überwunden werden müssen. Es entstehen dann psychologische Hemmungen und schließlich der Wunsch, vorzeitig abzubrechen und zu einem anderen Thema übergehen zu können. Mit dem Fortfall der Doktorarbeit steht dieser Hemmung kein entsprechendes Gegengewicht mehr gegenüber. — Man kann aber auch sehr daran zweifeln, ob sich dieses Ziel auf einem anderen Wege mit größerer Schnelligkeit erreichen läßt. Denn die Dissertation erfordert und vermittelt ja die Kenntnis wesentlicher Grundprobleme, mit denen sie sich berührt, und sie bietet den Schlüssel zur Erkenntnis volkswirtschaftlicher Probleme überhaupt. Der scheinbar irrationale Umweg über das Spezialproblem erhält — von diesem Gesichtspunkte aus betrachtet — gerade umgekehrt den Charakter eines ökonomischen Prinzips. Und man kann billig daran zweifeln, daß Kenntnis und Beherrschung volkswirtschaftlicher Methoden durch Extensität schneller und dabei ebenso gründlich erreicht werden als gerade durch intensivste Arbeit an einem Spezialproblem.

Wie dem aber auch sei, völlig unmöglich ist es jedenfalls, die bisher von der Dissertation in Anspruch genommene Zeit einfach als frei geworden, als gewonnen zu bezeichnen und sie einer Verlängerung der Studienzeit schlechthin gleichzustellen. Das würde ja bedeuten, daß die Doktorarbeit ein für die sachliche Durchbildung völlig wertloser Befähigungsnachweis sei, der lediglich viel Zeit und Mühe beanspruche, ohne doch dabei dem Doktorand grundlegende und wichtige Kenntnisse zu vermitteln. Daß eine solche Ansicht aber völlig absurd wäre, geht aus unseren Ausführungen wohl mit genügender Deutlichkeit hervor. Man wird deshalb der Meinung sein müssen, daß Adolf Weber die Bedeutung dieses Punktes nicht so gründlich durchdacht hat, wie es erforderlich gewesen wäre. Deshalb muß man ihm gegenüber auf das entschiedenste betonen: Der allergrößte Teil der auf die Dissertation verwandten Arbeit ist mit Rücksicht auf das Endziel des Studiums produktiv. Was hier durch Beschäftigung mit dem Thema der Dissertation erreicht wird, muß, wenn die Doktorarbeit in Fortfall kommt, auf einem anderen Wege zu erreichen gesucht werden. Wenn derselbe Enderfolg erzielt werden soll, werden also die auf die Dissertation verwandten Arbeitsmengen nicht ein-

[12]) Es sei erlaubt, an dieser Stelle auf eine im Verlage von Julius Springer, Berlin, erschienene Schrift von Professor Carl Jaspers (Heidelberg): „Die Idee der Universität" hinzuweisen. Dort heißt es u. a.: „Für diese Ausbildung in der Praxis sollen die besten Bedingungen geschaffen werden. Man muß Methoden und Gesichtspunkte des Fragens geübt haben, man muß von der Idee erfüllt sein, man muß fachmäßig irgendwo bis auf den letzten Grund gekommen sein. Man braucht aber nicht die Gesamtheit der fachmäßigen Ergebnisse im Kopfe bereit zu haben. Das ist, wo es der Fall ist, doch nur eine vorübergehende Illusion. Denn nach dem Examen wird schnell vergessen. Nicht das Wissen hilft, sondern die Fähigkeit, durch eigene Initiative sich überall das erforderliche Wissen zu verschaffen, die Fähigkeit, fragen zu können, die Dinge denkend unter Gesichtspunkten aufzufassen." (Im Original nicht gesperrt.)

[13]) Voraussetzung ist allerdings, daß ein Thema gewählt wird, dessen Lösung wirklich volkswirtschaftliche, nicht etwa nur technische, juristische oder historische Kenntnisse verlangt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fach zu neuer Verwendung frei, sondern sie müssen in irgendeiner Form in jedem Studium aufgewendet werden[14]). Damit erledigt sich auch dieses Argument.

Man vergißt in der Diskussion dieses Punktes vor allem immer eine Tatsache: Es handelt sich aktuell nicht einmal darum, ob sich überhaupt ein vollwertiger Ersatz für die Dissertation finden läßt, sondern einfach darum, daß man bisher gar keinen Ersatz gefunden hat. Man hat sich damit begnügt, die Doktorarbeit für das Diplomexamen einfach zu beseitigen. Aber irgend etwas anderes hat man nicht an ihre Stelle gesetzt. Wahrlich eine produktive Tat! Die Dissertation besitzt, wie auch ihre schärfsten Gegner zugeben müssen, außerordentliche Vorzüge. Diese hat man glücklich mitbeseitigt. Welches neue Gute wird dafür geboten?

Adolf Weber hat erklärt, es sei ihm „aus dem Herzen gesprochen", wenn Schumacher ausführe,

> „. . . daß ihr (der Hochschulbildung) Ziel verständigerweise darauf zu richten sei, Fähigkeiten heranzubilden, den Geist und die Arbeitskraft zu schulen. Wenn das gelinge, dann könne man sich die nötigen Einzelkenntnisse jederzeit aus eigener Kraft beschaffen, dann könne man auch, was noch wichtiger sei, die Tatsachen und Gedanken kritisch und systematisch verarbeiten."

Adolf Weber fügt hinzu:

> „Ich glaube, daß dieser Standpunkt Schumachers nicht nur ganz richtig, sondern allein möglicher Ausgangspunkt für das Wirken des Hochschullehrers ist." (S. 293.)

Die Idee wird proklamiert. Das ist jedenfalls aber auch das einzige, was Adolf Weber für sie getan hat. Auf ihre Durchführung in der Reform wird nicht weiter geachtet. Adolf Weber glaubt, es sei damit getan, wenn man gewisse normative Gesichtspunkte lediglich im Munde führt. Wir aber legen den Akzent auf ihre Durchführung.

IV

Man sieht, es wäre Anlaß zu den reichlichsten Bedenken vorhanden gewesen, wenn man dies ganz unzulängliche volkswirtschaftliche Diplomexamen fakultativ neben der Doktorprüfung geschaffen hätte. Man hätte mit gutem Grunde für die Zukunft der jungen Leute fürchten müssen, welche in jugendlichem Unverständnis das leichtere, aber sachlich unzureichende Diplom statt der Promotion wählen würden. Man hätte ebensolche Befürchtungen hegen müssen für den Ruf unserer Wissenschaft, dem mit solchen Maßnahmen gewiß nicht gedient ist. Man hätte schließlich auch befürchten müssen, daß Verständnis und Fähigkeit zur Lösung der ungeheuren volkswirtschaftlichen Aufgaben auch im ganzen nicht gefördert, sondern im Gegenteil noch gemindert werden. Immerhin, eine Hoffnung wäre geblieben: Die zwischen Promotion und Diplom bestehende freie Konkurrenz hätte zwangsläufig in kürzester Zeit den verhältnismäßigen Wert der beiden Prüfungen dartun und so zu einer baldigen Korrektur derjenigen Fehler führen müssen, die man bei der Konstruktion des Diplomexamens gemacht hatte. Entweder diese Fehler wären beseitigt worden, man wäre gezwungen gewesen, dem Diplom nunmehr eine ausreichende und solide Basis zu geben, oder aber der größte Teil der Studenten hätte sich von selbst wieder der Promotion zugewandt.

Aber der begangenen Fehler waren offenbar noch nicht genug. Man scheute sich, das Diplomexamen in völlig freier Konkurrenz neben der Promotion einzuführen.

[14]) Was als „freigeworden" bezeichnet werden kann, ist höchstens ein geringer Bruchteil der insgesamt auf die Dissertation verwandten Arbeit, etwa die Materialsammlung und die schriftliche Niederlegung. Und selbst das läßt sich noch von einem anderen Gesichtspunkte her bestreiten. Dafür ist hier aber kein Raum.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Und in, vielleicht unbewußter, Erkenntnis der von uns geschilderten Sachlage fügte man eine Bestimmung hinzu, welche man nur als ein „Gesetz zum Schutze des Diplomexamens" bezeichnen kann. Man überließ es nicht dem freien Ermessen des Einzelnen, welche der beiden Prüfungen er ablegen wollte, man wagte nicht, Praxis und Erfahrung zum Richter über Wert und Unwert der beiden Prüfungen zu machen. Nein! Man zwang jeden, der überhaupt Volkswirtschaftslehre studieren wollte, das Diplomexamen abzulegen: Das Bestehen der Diplomprüfung wurde zur Voraussetzung der Zulassung zur Promotion gemacht. (Von unerheblichen und praktisch fast undurchführbaren Ausnahmebestimmungen abgesehen.) Es ist dies die Bestimmung der sogen. Dinkulierung[15]). Machen wir uns klar, was diese Dinkulierung sachlich bedeutet.

1. Was man beim Diplom versäumt hatte, wollte man wenigstens bei der Promotion nicht versäumen: Man setzte die für die Promotion verlangte Semesterzahl auf acht herauf. Von einer solchen Verlängerung der Studienzeit durfte man mit Recht einen erheblichen Nutzen für die Durchbildung des Studenten erwarten, allerdings unter einer Voraussetzung: Diese zusätzliche Zeitspanne mußte auch wirklich der rein sachlichen Arbeit, der Vertiefung in den Stoff gewidmet werden. Gerade gegen diese Voraussetzung verstieß man aber, indem man Diplom und Promotion vinkulierte. Da man nämlich das Diplom zwangsweise vor die Promotion setzte, sorgte man auch dafür, daß die zusätzliche Zeitspanne ja nicht etwa einer intensiveren Durchdringung des Stoffes zugute komme, sondern durch die Vorbereitung auf ein neues, bisher nicht benötigtes Examen absorbiert werde. Prüfungen sind „notwendige Übel". Die Vorbereitung auf sie umschließt stets eine gewisse Quantität sachlich letzthin unproduktiver Arbeit. Man ist bemüht, für die Prüfung möglichst die „Gesamtheit der fachmäßigen Ergebnisse im Kopfe bereit zu haben", trotzdem solches Ziel durchaus nicht zu den sachlich gerechtfertigten Zielen des Studiums gehört[16]). Wo, wie bei der Promotion, der entscheidende Wert auf die Beherrschung der Methode gelegt wird, kann derartiges unnütze Auswendiglernen auf ein Minimum beschränkt werden. Wo — wie beim Diplom — Quantität statt Qualität verlangt wird, da steigert sich solches Auswendiglernen zu dem denkbaren Maximum, ja, der größte Teil des Studiums wird zu einer wahren „Examensdressur". Zwingt man also den Studenten, vor der Promotion noch die Diplomprüfung abzulegen, so wird die Verlängerung um zwei Semester durch einen Zusatz an unproduktiver Arbeit, eben jene Examensdressur, zum mindesten kompensiert. Vielleicht sogar überkompensiert, wie manche meinen, denn das Diplom erfordert ja auch Vorbereitung auf solche Fächer, die für die Promotion gar nicht in Betracht kommen. — So wird durch die Bestimmung der Vinkulierung die Verlängerung der Studienzeit für den Doktor zu einer rein äußerlichen und schematischen Maßnahme, derart, daß die geforderte Vertiefung der volkswirtschaftlichen Durchbildung nun auch nicht einmal mehr für den Doktor erreicht wird! Aber noch schlimmer: Die Erreichung des gleichen sachlichen Erfolges ist nunmehr mit einem erheblich größeren Aufwand an Zeit und Mühe verbunden. Man braucht jetzt mindestens acht Semester, um zu einem Ziele zu kommen, das man bisher in sechs Semestern erreichte, zehn Semester, wo man früher acht, zwölf Semester, wo man früher zehn brauchte. Man wird eine Erfindungsgabe bewundern müssen, welche es möglich

[15]) Die Verbindung zwischen Diplomexamen und Doktorprüfung ist genauer gesagt folgende: Das Diplom soll auch für sich allein einen vollständigen und selbständigen Abschluß bilden. Wer aber den Doktorgrad erwerben will, der muß vorher die Diplomprüfung bestanden haben.

[16]) Man vergleiche Jaspers: „Die Idee der Universität."

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

macht, daß nicht einmal eine Verlängerung der Studienzeit einer wirklichen Vertiefung des Wissens zugute kommt [17]).

2. Geht man mehr in den Kern der Sache, so wird es auch hier nur noch schlimmer. Die Mängel, die dem Diplomexamen als solchem zukommen, müssen sich natürlich irgendwie auch bei demjenigen auswirken, welcher nach dem Diplom noch den Doktorgrad zu erwerben beabsichtigt. Auch er muß ja in den ersten sechs Semestern immer mit Hinsicht auf das Diplom arbeiten, und damit wird er auch auf einen Weg geleitet, der ihn in die Irre, nicht aber auf sein Endziel hin führt. Statt von Anfang an sich zu vertiefen, wird er sich an oberflächliches Auswendiglernen gewöhnen, statt mit Vorsicht und Überlegung zu urteilen, wird er zu raschem und vorschnellem Urteilen erzogen werden. Er wird zu manchen „Erkenntnissen" gelangen, welche er bei näherer Prüfung selbst nicht aufrecht erhalten würde. Das alles soll nun — neben der Dissertation selbst — in den beiden nach der Diplomprüfung noch verfügbaren Semestern nachgeholt, verbessert werden. Wenn eine solche Verbesserung überhaupt möglich ist — und daran wird man für viele erheblich zweifeln können, denn Umlernen ist meist viel schwerer als Lernen, und anerzogene Oberflächlichkeit in Gründlichkeit verwandeln, ist das allerschwerste —, dann ist solche nachträgliche Verbesserung innerhalb von zwei Semestern jedenfalls völlig unmöglich.

Hier steht man vor einer dreifachen Möglichkeit:

1. Entweder nimmt sich der Student noch über die verlangten acht Semester Zeit zu gründlicher Durchbildung, dann wird er durch die Dinkulierung zu einem erheblichen zeitlichen Umweg gezwungen, der keineswegs durch die Sache selbst erfordert ist. Eine solche ganz unnütze Erschwerung des Studiums ist in höchstem Maße unsozial.
2. Oder aber der Student kann oder will nicht länger als acht Semester studieren, verzichtet aber trotzdem nicht auf den Erwerb des Doktorgrades, sondern hält sich an den Wortlaut der Bestimmungen. Dann erlangt er die geforderte Reife auch bei der Promotion nicht, und das Diplom zieht mittels der Dinkulierung schließlich auch die Promotion noch auf ein niedrigeres Niveau herab.
3. Oder aber der Student sieht schließlich ein, daß er in den beiden noch verfügbaren Semestern die erforderliche Reife nicht erwerben kann. Er begnügt sich deshalb mit dem unzulänglichen Diplom. Damit sind dann weite Kreise der Studierenden von wirklich gründlicher Durchbildung einfach ausgeschlossen.

Drei Möglichkeiten; alle drei gleich unerfreulich, ja verderblich [18]).

[17]) Der Verfasser ist der Meinung, daß sich der vernünftige Teil der Studentenschaft mit einer Erhöhung der Studienzeit auf acht Semester nicht nur einverstanden erklärt, sondern derartiges geradezu fordert. Diese Meinung wird vor allem dadurch bestätigt, daß gerade jene Kreise der Studentenschaft, welche den hier vertretenen Standpunkt teilen, auch ohne äußeren Zwang acht, zehn, ja noch mehr Semester tatsächlich studiert haben. Sie fordern allerdings, daß dieses von ihnen als notwendig erkannte Opfer an Zeit auch mit einem sachlichen Gewinn verbunden werde. Sie wehren sich auf das entschiedenste gegen eine Bestimmung, welche lediglich ein zeitliches Opfer verlangt, ohne die gleichzeitige Gelegenheit zu vertiefter Durchbildung zu gewähren. Man wird ihnen dies kaum verübeln können.

[18]) Man hat gewisse Ausnahmebestimmungen erlassen, die nur leider praktisch vollkommen wertlos sind. Darauf hat Schumacher in seinem „Warnruf" schon auf das Nachdrücklichste hingewiesen. Wer „hervorragende wissenschaftliche Leistungen" nachweisen kann, soll von der Diplomprüfung befreit sein. Nun genügt es offenbar nicht, lediglich von den wenigen Stunden der Prüfung befreit zu sein, sondern es muß auch für die Vorbereitung auf die Prüfung Dispens erteilt werden. Dann muß aber der Dispens spätestens zu Ende des 3. Semesters erteilt werden. Welcher Student aber soll im 3., ja auch im 4. Semester bereits mit fertigen „hervorragenden wissenschaftlichen Leistungen" aufwarten können! Diese Bestimmungen gehen von der gleichen absurden Voraussetzung aus, wie die ganze Reform: daß nämlich der Student, kaum daß er ins Studium hineingesehen hat, auch bereits zu einem „Gelehrten" geworden ist.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Übrigens auch Adolf Weber scheint hier ganz erhebliche Bedenken gehabt zu haben. Auf Seite 301 heißt es nämlich:

„Eine Forderung der in Meiningen zur Beratung stehenden Vorlage war für mich persönlich von vornherein ganz undiskutabel: die Abschlußprüfung sollte conditio sine qua non für die Zulassung der volkswirtschaftlichen Doktorprüfung sein. Das war m. E. so wenig mit der notwendigen wissenschaftlichen Förderung des Faches zu vereinbaren, und trug so wenig den tatsächlichen, auch praktischen Notwendigkeiten Rechnung, daß ich vor der Meininger Tagung von meiner Fakultät den — einstimmig gefaßten Beschluß — erwirkte, erklären zu dürfen, daß wir in München von unserem Promotionsrecht lieber keinen Gebrauch machen wollten, als uns dieser Zwangsschablone zu unterwerfen."

In eigenartiger Konsequenz dieser Auffassung ist Adolf Weber dann für diese — ihm persönlich „ganz undiskutabel" (!) erscheinende — Bestimmung eingetreten. Man kann sich eines gewissen Lächelns nicht erwehren, wenn man liest, wie Adolf Weber in einem Atem dieselbe Sache aufs entschiedenste verteidigt und sie auch aufs entschiedenste verurteilt. Und mit welchem Argument wird diese widerspruchsvolle Doppelstellung begründet! Man lese:

„Andererseits sahen wir aber . . . . ein . . . ., daß dann, wenn die Ablegung der Doktorprüfung allgemein ganz unabhängig von der Diplomprüfung gemacht würde, der allgemeine Ansturm sich vor wie nach der Prüfung zuwende, die den heiß erstrebten „Henkel vor den Namen" in Aussicht stellt."

Dies ist ein wirklich amüsantes Argument in einer sonst nicht gerade amüsanten Diskussion. Denn vor Tische las man es doch ganz anders! Da wurde die Einführung eines Staatsexamens mit dem ausdrücklichen Wunsche der Studentenschaft begründet, an Stelle desjenigen Examens, welches „den Henkel vor den Namen" in Aussicht stellt, lieber ein Staats- oder Berufsexamen ablegen zu wollen [19]). Davon, daß die Studenten so gräßlich titelsüchtig seien, liest man dort gar nichts. Im Gegenteil: Sie wollen keinen Titel, sondern ein Berufsexamen. So zu lesen bei Adolf Weber auf Seite 298. — Nur vier Seiten weiter sind die Studenten auf einmal von einer derartigen Sucht nach dem Doktortitel besessen, daß sie gar nicht daran denken, das doch angeblich gerade auf ihren Wunsch geschaffene Diplomexamen zu machen, sondern ihren Ansturm vor wie nach auf dasjenige Examen richten, das den „Henkel vor den Namen" in Aussicht stellt. *Wer sich in einer solchen geradezu peinlichen Weise selbst widersprechen muß, um seinen Standpunkt begründen zu können, der gibt damit — um Adolf Webers eigene Worte zu gebrauchen — „am besten zu verstehen, wie schwach seine Position ist"!* —

V

In der neuen Reform hat man immer den einen Gedanken mit dem anderen totgeschlagen: Man wollte ursprünglich aus dem volkswirtschaftlichen Studium solche Elemente entfernen, die sich bei dem heutigen Massenandrang gewissermaßen mit eingeschlichen hatten, und denen weniger an einer gründlichen Durchbildung als daran lag,

[19]) Adolf Weber zitiert zum Beweise seiner Meinung den „Vorschlag der Freiburger Studentenschaft zum Verbandsexamen". Leider zitiert er ihn unvollständig. Zwar ist aus seinen Ausführungen zu entnehmen, daß die Freiburger Bestrebungen sich nicht gegen das Doktorexamen „als rein akademische Angelegenheit" richteten. Nicht ersichtlich ist aber, daß Freiburg sich *ausdrücklich gegen jede Dinkulierung* aussprach: „Die Ablegung des Verbandsexamens soll nicht die Voraussetzung des Doktorexamens sein; es steht jedem frei, es neben oder zusammen mit diesem abzulegen." (Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 160, S. 182.) — Die gleiche Ansicht vertrat auch der „Allgemeine deutsche Studententag", Würzburg 1919: „Doktorprüfung und Staatsexamen sind vollständig unabhängig voneinander zu gestalten." (Ebenda, S. 180.)

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich als Akademiker ausweisen zu können. Anstatt nun nach einem natürlichen Ausleseprinzip zu suchen, welches jene Elemente dazu veranlaßt hätte, ihren Eifer auf andere Ziele zu richten, warf man unbedenklich gleich alle Studenten zusammen heraus. Man verwies sie nicht nur auf das ganz unzulängliche Diplom, sondern nahm ihnen überdies noch, wie gerade dargelegt, die Möglichkeit, wenigstens in acht Semestern die erforderliche Reife zu erlangen. Aber man warf sie doch nun auch wieder nicht ganz heraus. Vor allem vergaß man jetzt den eigentlichen Ausgangspunkt: Man zwang jetzt nicht einmal jene wenig erfreulichen Elemente zum Aufgeben eines Studiums, in das sie nicht hineingehörten. Denn alsbald kam der Gedanke hinzu, man dürfe nicht „unsozial" sein und müsse demgemäß die Studiendauer möglichst niedrig halten. Also konstruierte man wiederum ein sechssemestriges Studium und schuf hiermit geradezu einen Anreiz für solche recht zweifelhaften Bestrebungen. Denn alle diejenigen, welche ihr Studium lediglich nach der benötigten Studienzeit wählen, werden sich jetzt erst recht auf die nur dreijährige Diplomausbildung, die gleichwohl einen „vollwertigen" Abschluß zu geben verspricht, stürzen [20]). Damit ist glücklich das Gegenteil von dem erreicht, was man ursprünglich bezweckte. Man bedenkt auch nicht, daß es wohl unsozial ist, ein Studium ohne sachlichen Gewinn lediglich zu erschweren, wie es durch die Dinkulierung geschieht, daß es aber in keiner Weise unsozial ist, ein Studium deshalb zu erschweren, weil hierdurch erst die erforderliche höhere Reife erlangt werden kann. Es ist im Gegenteil ein sehr zweifelhaftes soziales Empfinden, welches eine Studienzeit kürzer konstruiert, als es sich mit dem geforderten Endziel des Studiums vereinbaren läßt. Der Gewinn an Zeit steht hier in keinem Verhältnis zu dem Mangel in der Durchbildung. Kurz, man kombiniert zwei an sich berechtigte Ideen derart und führt sie in einer Weise durch, daß jede mit ihren Nachteilen, keine mit ihren Vorteilen wirksam wird [21]).

Ein Zweites: Bei der neuen Reform stand offenbar auch der Gedanke Pate, Forschung und Lehre „organisatorisch" zu trennen. Etwa, das Diplom für die Lehre, die Promotion für die Forschung. Eine grundsätzliche Würdigung dieser, das Ganze der Wissenschaft umspannenden Idee kann nicht Aufgabe dieser Abhandlung sein [22]). Wir müssen uns mit dem Hinweis begnügen, daß wir eine Durchführung dieses Gedankens für höchst verderblich halten würden. — Nun hat man aber einmal diesen Gedanken gehabt: Man trennt Forschung und Lehre, Promotion und Diplom. Da kommt wiederum ein Neues hinzu: Man möchte das Diplom gegenüber dem Doktor noch durch einen Zwang schützen. Also macht man das Kunststück schleunigst noch einmal nach rückwärts und bringt durch die Dinkulierung beide wieder in eine engere Verbindung. Man will beide trennen, trennt sie auch, bringt sie aber sofort wieder zusammen. Aber es ergibt sich nun ein wenig erfreulicher Zustand: Bisher zog doch die Forschung die Lehre hinauf. Jetzt ist das gerade umgekehrt. Die Forschung, die Promotion ist ihrerseits ohne

[20]) Denn von den drei großen akademischen Studien, die einer späteren praktischen Tätigkeit voranzugehen pflegen: Volkswirtschaftslehre, Jurisprudenz, Medizin, führt der Ausbildungsgang des Diploms in der kürzesten Zeit zu einem als vollwertig geltenden Titel. In der Jurisprudenz gilt nämlich im allgemeinen erst der „Assessor" als vollwertig.

[21]) Dabei lag ein natürliches Ausleseprinzip geradezu auf der Hand. Eine Erschwerung des Studiums war sachlich ja unbedingt notwendig. Wäre man dieser Notwendigkeit gefolgt, hätte man statt sechs Semestern deren acht gewählt, hätte man außerdem noch das Studium z. B. durch eine genügende Anzahl obligatorischer Seminare vertieft, so hätte man alle diejenigen, die in der Nationalökonomie nur den Weg des geringsten Widerstandes sahen, entweder zur gründlichen Arbeit oder aber zum „freiwilligen" Verzicht auf dieses Studium gezwungen.

[22]) Der aufmerksame Leser wird aber bereits aus unseren vorhergehenden Ausführungen viele Gesichtspunkte entnehmen können, welche gegen solche Trennung von Forschung und Lehre sprechen. — Auch zu diesem Punkte sei nochmals auf Jaspers: „Die Idee der Universität" hingewiesen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wirkungsmöglichkeit auf das Diplom. Dafür hängt aber das Diplom nun seinerseits wie ein Bleigewicht an der Promotion und der Forschung!

Und ähnlich widerspruchsvoll ist die Stellung der neuen Reform auch in der Frage, ob Fachausbildung gründlicher Art oder breite „Allgemeinbildung". Die Volkswirtschaftslehre gerät dabei in eine etwas zweideutige Stellung, die etwa die Mitte hält zwischen Volkswirtschaftslehre als Hauptfach und Volkswirtschaftslehre als Nebenfach betrieben, wie letzteres bei Volljuristen und Volltechnikern der Fall zu sein pflegt, oder — wie Prion es einmal ausgedrückt hat — zwischen Volkswirtschaftslehre als Selbstzweck und Volkswirtschaftslehre als Mittel zum Zweck (im Sinne einer bloßen Hilfswissenschaft). Leider ist hier kein Raum mehr, um auf diese Dinge ausführlich einzugehen. Nur das soll noch gesagt werden: Die zunehmende Notwendigkeit zu fachlicher Spezialisation und darauf gegründeter Kooperation auch auf dem Gebiete des Geistes wird einfach übersehen. Oder, falls man sie nicht übersehen hat, wird sie durch „Dekret" für aufgehoben erklärt. Man fragt gar nicht erst nach der Möglichkeit einer fachlichen Durchbildung auf den verschiedensten Gebieten in einem so kurzen akademischen Studiengang, sondern man dekretiert einfach diese Möglichkeit in einer Vereinbarung der deutschen Unterrichtsverwaltungen vom 27. Januar 1922.

Das, was heute als Mindestforderung für den Doktor gilt, muß — vielleicht mit Ausnahme der Dissertation — als Mindestgrenze für jedes volkswirtschaftliche Abschlußexamen gefordert werden; denn ein Heruntergehen unter diese Grenze bedeutet nicht etwa nur ein Heruntergehen unter die Grenze des wissenschaftlich Erforderten, sondern auch ein Heruntergehen unter die Grenze der für die Praxis notwendigen Vorbildung. Damit in Zusammenhang müßte dann auch die Dinkulierung fallen.

Um Mißverständnisse zu vermeiden: Wir wenden uns nicht im Prinzip gegen ein Diplomexamen, sondern nur gegen die unglückliche Art und Weise, in der der Gedanke eines Diplomexamens hier Verwirklichung gefunden hat. Unsere Forderungen sind also weit weniger radikal, als die eines bekannten Dozenten der Nationalökonomie, der noch im Jahre 1916 gegenüber den Vorschlägen von Professor Plenge entschieden für ein Monopol (!) des Doktorexamens eintrat. In seinen Ausführungen heißt es unter anderem:

„Der jetzige Aufbau des wirtschaftswissenschaftlichen Universitätsunterrichts, endigend mit der Doktorpromotion auf Grund einer gediegenen wissenschaftlichen Arbeit, hat sich trotz seines Alters in seinen Fundamenten bewährt — nur bei der Wahl des Themas wird mehr, als bisher hier und da üblich war, an die Zukunftsaufgaben des Doktorkandidaten gedacht werden müssen. . . . Derjenige deutsche Volkswirt, der für die Heranbildung praktischer Volkswirte mehr getan hat als irgendeiner der Fachkollegen — Joh. Conrad — meinte vor einigen Jahren: „Ich glaube, daß das Doktorat als Abschluß für das nationalökonomische Studium ausreicht und am meisten geeignet ist. Die Examensschablone müßte zu viel Ballast enthalten, um den verschiedenartigen Ansprüchen der in Betracht kommenden Stellungen gerecht zu werden." Das unterschreibe ich ganz." Dieser damalige Anwalt unseres heutigen Standpunktes war — — Herr Professor Adolf Weber[23]).

[23]) „Unser Wirtschaftsleben als Gegenstand des Universitätsunterrichts", Tübingen 1916, S. 36—37.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Grenzlandstatistische Rundschau

Solange es nationale und konfessionelle Minderheiten gibt — und es wird Minderheiten auch bei tunlichst guter Durchführung des Nationalstaatenprinzips immer geben — solange wird es notwendig sein, sie gegen die Übermacht des Mehrheitsvolkes zu schützen — wenn anders wir nicht eingestehen wollen, daß der nationale Kampf, das ist der Kampf um die geistigen und materiellen Werte eines Volkes, überflüssig sei, weil er auf Vorurteilen und Einbildungen beruhe. Wollen wir nun die Minderheiten schützen, so brauchen wir von ihrem Leben und Treiben, Gedeihen und Kranken besonders genaue Kenntnis. Diese kann uns nur durch die Statistik vermittelt werden. Auf Grund statistischer Zahlen werden wir erkennen, worin die Minderheit stark ist, aber auch, wo es ihr mangelt, wo sie ihre Blößen besitzt, an denen das Mehrheitsvolk mit Erfolg das Zerstörungswerk beginnen kann. Diese statistische Kenntnis wird es dann ermöglichen, die Abwehr in der erfolgreichsten Richtung anzusetzen. Die Statistik wird ferner, wenn nachhaltig und allseitig betrieben, die eingehende Kenntnis der Notwendigkeiten und Gesetzmäßigkeiten im Leben der Minderheiten, des Verhaltens der verschiedenen Typen in den verschiedenen Lagen und gegenüber den verschiedenen Maßnahmen, vermitteln. So wird sie dem praktischen Minderheitenrecht die wertvollsten Unterlagen bieten und ermöglichen, daß es auf wirksamen Bestimmungen aufgebaut werde. Die wissenschaftliche Statistik wird endlich auch imstande sein, die Minderheiten vor den naheliegenden Mißbräuchen bei Volkszählungen und dergl. zu schützen. Schon das Vorhandensein einer Stelle, die von wissenschaftlicher Warte aus Kritik zu üben imstande ist und gegebenenfalls auch unnachsichtlich übt, ist dazu angetan, die ärgsten Mißbräuche in dieser Richtung hintanzuhalten und auf ehrliche Erhebungsmethoden hinzuwirken.

Dieses sind die Grundgedanken, die bei der Gründung des „Institutes für Statistik der Minderheitsvölker an der Universität Wien" maßgebend waren. Näher ausgeführt sind sie in der ersten Schrift dieses Institutes „Die Bedeutung der Statistik für den Schutz der nationalen Minderheiten" (Wien 1923, F. Deuticke), der Programmschrift des Institutes, die sich u. a. zur Aufgabe gesetzt hat, Klarheit in die begrifflichen Unterlagen und in die Methoden der Nationalitätenstatistik zu bringen.

Ich möchte die Aufmerksamkeit derer, die sich theoretisch oder praktisch mit der Minderheitenfrage befassen, besonders auf die Ausführungen dieser Schrift über die vielfältigen Typen von Minderheiten hinlenken, die ganz verschiedenen Gesetzmäßigkeiten unterstehen, daher von einem wirksamen Minderheitenrecht nicht in Bausch und Bogen behandelt werden dürfen, ferner auf die „Grundsätze für eine internationale Regelung der Stellung der amtlichen Statistik zu den Minderheitsvölkern", die den Zweck haben, einen Meinungsaustausch über eine internationale Regelung dieses wichtigen Gebietes im Minderheitenleben anzubahnen.

* * *

Die folgende grenzlandstatistische Rundschau verfolgt den Zweck, den Leser in die wichtigsten statistischen Neuerscheinungen und Maßnahmen des letzten Jahres auf dem Gebiete der Grenzlandstatistik einzuführen und die wichtigsten Zahlen kurz mitzuteilen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Im Laufe der Jahre soll daraus eine vollständige Sammlung alles Wissenswerten auf dem Gebiete der Grenz- und Auslandstatistik werden, ein Wegweiser, der den Befragenden nirgends im Stiche läßt. Heute freilich sind wir von der Erreichung dieses Zieles noch recht weit entfernt. Das statistische Minderheiteninstitut der Wiener Universität steht am Beginn seiner Tätigkeit und hat mit vielen Hemmnissen äußerer Art zu kämpfen. Zu diesen gehört vor allem die nicht rechtzeitige und vollständige Erlangbarkeit der nun allenthalben reichlich erscheinenden, teueren Quellenwerke amtlicher und privater Natur. Erst wenn es uns gelingt, das Institut in dieser Richtung voll zu versehen, und wenn es uns weiter gelingt, die Mittel dafür zu beschaffen, daß dieses Material voll ausgewertet werde, dann wird es möglich sein, das oben gegebene Versprechen einzulösen.

Wir wollen im folgenden, soweit das uns derzeit zugängliche Schrifttum und der zur Verfügung gestellte Raum es gestatten, folgeweise die einzelnen Staaten diesmal zunächst nur Europas durchwandern, in denen das Deutschtum ein stärkeres Interesse für sich in Anspruch nehmen kann. Dabei wollen wir die neuentstandenen Nationalstaaten an die Spitze stellen, uns dann den ehemaligen Feindesländern zuwenden und mit den neutralen und Freundesländern unseren Rundgang beendigen.

* * *

Tschechoslowakei: Das hervorstechendste Ereignis in der Nationalitätenstatistik der Tschechoslowakei war die Volkszählung vom 15. Februar 1921. Für die Anfechtbarkeit ihrer methodischen Unterlagen habe ich an verschiedenen Stellen den Nachweis erbracht [1]). Ich habe dort gezeigt, daß die selbstverständlichsten wissenschaftlichen Forderungen von der tschechischen Volkszählung mißachtet wurden und habe darum, ebenso wie andere deutsche Statistiker [2]) den Volkszählungszahlen gegenüber eine zuwartende Haltung eingenommen, um so mehr, als die nach ihnen sich ergebende Nationalitätengliederung von der bei den vorausgegangenen geheimen Wahlen in die Nationalversammlung erzielten ziemlich erheblich abwich.

Die Volkszählungszahlen lauten im Vergleiche mit denen der letzten österreichischen Volkszählung [3]).

	1921		1910	
Tschechisch	6 792 988	8 760 951	6 341 590	8 043 199
Slowakisch	1 967 963		1 701 609	
Ukrainisch	461 449		432 760	
Polnisch	75 853		167 985	
Deutsch	3 123 454		3 781 653	
Magyarisch	747 096		1 071 328	
Jüdisch	180 530		—	
Andere	23 052		52 421	
Staatsfremde	238 951		87 044	
Summe	13 611 336		13 636 390	

[1]) Zuerst in dem im „Deutschen Statistischen Zentralblatt" von 1921, Heft Nr. 1, veröffentlichten Artikel „Volkszählung in der Tschechoslowakei", dann in der daran anknüpfenden Polemik mit dem tschechischen Universitätsprofessor W. Mildschuh im 5./6. Heft der gleichen Zeitschrift, zusammenfassend endlich in dem Artikel „Der Wert der tschechischen Nationalitätenstatistik" im Böhmerlandjahrbuch von 1923.

[2]) Vgl. z. B. Professor Rauchberg über die tschechische Volkszählung in der „Bohemia" vom 16. und 30. Jänner 1921 und vom 3. Juni 1922.

[3]) Die Zahlen für 1921 sind entnommen dem Aufsatz von F. Weyr, Le reglement des élections à la Chambre des Députés tchéchoslovaque et le recensement du 15 fevrier 1921,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Wenn wir die beiden Zahlenreihen nebeneinander halten, so finden wir bei im allgemeinen gleichgebliebener Bevölkerung eine Reihe von außerordentlich interessanten und lehrreichen Verschiebungen. Am meisten treten hervor die Zunahme der Tschechen um 451 000 und der Slowaken um 266 000, beide zusammen um ungefähr 717 000, der Zunahme der Staatsfremden um 151 000, das neue Auftreten der „Jüdischen Nationalität" mit 181 000, dagegen die Abnahme der Deutschen um rund 658 000, die der Magyaren um 324 000 und der Polen um nahezu 92 000. Die Abnahmen betragen rund 1 100 000, und es müßten ihnen, wenn sie auf Wiedergutmachung früher begangenen Unrechtes beruhten, annähernd ebenso große Zunahmen auf Seiten der Tschechen und Slowaken gegenüberstehen. In Wirklichkeit ist dies nicht der Fall, sondern wir finden auf tschechischen und slowakischen Seiten nur Zunahmen von etwas über 700 000. Aber auch das ist nicht etwa die Wiedergutmachungszahl an sich für die den Tschechen und Slowaken durch die früheren Erhebungsmethoden unleugbar zugefügten Schäden, die von den Tschechen in ihrem politischen Feldzuge gegen Altösterreich so wirksam aufgebauscht wurden. (Das bekannte Memoire III spricht allein von 800 000 bis 1 000 000 verleugneter Tschechen in Böhmen!) Die Wiedergutmachungszahl muß viel kleiner sein, wenn wir bedenken, daß die Deutschen und Magyaren größere Kriegsverluste erlitten haben als die Tschechen und daß auch die natürliche Bevölkerungsbewegung des Hinterlandes für die Deutschen ungünstiger war als für die Tschechen [4]). Wie erklärt sich also dieser Widerspruch? Daraus, daß die Tschechen bei ihrer Volkszählung nicht nur eine Wiederherstellung angestrebt, sondern eine offenkundige Eroberungspolitik getrieben haben! Dafür haben wir schon in dieser einfachen Zusammenstellung eindringliche Hinweise. Der Zuwachs der Staatsfremden wird zum Teil erklärt aus dem Hinzukommen der im Jahre 1910 in Ungarn nach der Muttersprache aufgeteilten Staatsfremden (damals 66 571), zum anderen größeren Teil dürfte er hauptsächlich Neuausländer, also Deutschösterreicher, Ungarn und Polen betreffen. Die Tschechen sind nun dem tadelnswerten Beispiele des viel geschmähten Altösterreich gefolgt und haben diese Ausländerzahlen der Zergliederung nach Nationalitäten entzogen. Sie haben weiter — divide et impera! — die selbständige jüdische Nationalität eingeführt, deren Anhänger sich früher vielfach zur deutschen und magyarischen Sprache bekannt hatten. Am auffälligsten tritt die Eroberungstendenz bei den stammesverwandten Polen in Schlesien hervor, denen gegenüber die Tschechen keine Wiederherstellungsansprüche geltend zu machen hatten und die nach den Zahlen der tschechischen Volkszählung mehr als die Hälfte ihres Besitzstandes eingebüßt hätten. So ergeben sich schon bei ganz vorläufiger Betrachtung bezeichnende Einblicke in die Methoden der tschechischen Volkszählung.

Gegenüber so wuchtigen und wohlbegründeten Anklagen haben die Rettungsversuche der amtlichen tschechischen Statistiker keinen leichten Stand, so geschickt sie auch im einzelnen verfaßt sind [5]). F. Weyr bringt z. B. folgende Zusammenstellung:

Československý statistický věstnik Bd. IV, Heft 4—7, für 1910 dem „Statistischen Handbuch der Tschechoslowakischen Republik", I. Auflage, Prag 1920, S. 96. Im Jahre 1921 wurde in der Tschechoslowakei die Nationalität, im Jahre 1910 in Österreich die Umgangssprache, in Ungarn die Muttersprache erhoben. Die Staatsfremden wurden in Ungarn mitgezählt, in Österreich und der Tschechoslowakei dagegen ausgeschaltet.

[4]) Vgl. hierzu W. Winkler, Die Totenverluste der öst.-ung. Monarchie nach Nationalitäten, Wien 1919, und Margarete Janitschek, „Die neuesten Zahlen über die Bewegung der Deutschen und Tschechen in den Sudetenländern", Böhmerlandjahrbuch 1923.

[5]) Jan Auerhan, Vizepräsident des tschechischen Staatsamtes, in der Prager Presse vom 16. Juli 1922; F. Weyr, Präsident des tschechischen statistischen Amtes, in der Prager Presse vom 10. Dezember 1922 und im neben angeführten Artikel des Čsl. stat. věstnik.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

	Wahlkreis	Von 100 über 21 Jahre alten Staatsbürgern waren nach der Volkszählung (15. 2. 1921)		Von 100 bei den Wahlen in das Abgeordnetenhaus (18. 4. 1920) gültig abgegebenen Stimmen entfielen auf	
		Tschechoslowaken	Deutsche	Tschechoslowaken	Deutsche
				Kandidatenlisten	
I.	Prag	96,6	2,7	96,4	2,6
II.	Pardubitz	87,3	12,5	87,3	12,5
III.	Königinhof	71,2	28,6	70,5	29,1
IV.	Jungbunzlau	67,3	32,5	66,7	33 2
V.	Böhmisch-Leipa	10,5	89,2	10,4	89,3
VI.	Laun	59,0	40,7	58,8	40,5
VII.	Karlsbad	3,2	96,6	3,0	96,3
VIII.	Pilsen	66,6	33,1	66,3	33,2
IX.	Budweis	72.0	27,8	71,4	28,3
X.	Iglau	67,8	31,3	66,3	32,8
XI.	Brünn	79,4	19,8	78,0	20,9
XII.	Olmütz	61,3	38,2	59,9	39,6
XIII.	Ung.-Hradisch	97,2	1,5	96,7	1,7
XIV.	Mähr.-Ostrau	60,5	38,1	58,5	40,2

Der Beschauer dieser Zahlen wird vielleicht beim ersten flüchtigen Betrachten geneigt sein, Weyrs suggestiven Worten von der „geradezu verblüffenden, in alle Einzelheiten gehenden Übereinstimmung beider Gruppen von Daten" Glauben zu schenken, besonders da Weyr (und ebenso Auerhan), wenn auch in sehr allgemeiner Weise noch Gründe für die Verminderung der Prozent der Deutschen bei der Volkszählung anzuführen weiß (Verschiedenheiten im Altersaufbau, in der Wahlbeteiligung, Rückkehr tschechischer Legionäre). Das Bild von der „verblüffenden Übereinstimmung" wird aber doch etwas anders, wenn wir neben Weyrs absolute Prozentanteile die relativen Zu- und Abnahmeprozente stellen. Wir erhalten dann folgende Zahlen:

	Änderung des Prozentanteiles der Deutschen bei der Volkszählung gegenüber den Wahlen D.	Zu- oder Abnahme in Prozent
I. Prag	+ 0,1	+ 3,8
II. Pardubitz	—	—
III. Königinhof	— 0,5	— 1,7
IV. Jungbunzlau	— 0,7	— 2,1
V. Böhmisch-Leipa	— 0,1	— 0,1
VI. Laun	— 0,2	— 0,5
VII. Karlsbad	— 0,3	— 0.3
VIII. Pilsen	— 0,1	— 0,3
IX. Budweis	— 0,5	— 1,8
X. Iglau	— 1,5	— 4,6
XI. Brünn	— 1,1	— 5.3
XII. Olmütz	— 1.4	— 3,5
XIII. Ung.-Hradisch	— 0.2	— 11,8
XIV. Mähr.-Ostrau	— 2.1	— 5,2

Da ergibt sich nun ein merkwürdiges Bild. Abgesehen von den anormalen Prager Verhältnissen, wo die veränderte Haltung der Judenschaft bei den Wahlen und bei der Volkszählung beiderseits eine Zunahme der Prozente bewirkt hat, finden wir durchwegs Abnahmen auf deutscher Seite, die zum Teil, besonders in Mähren mit seinem vielzerstreuten Insel- und Minderheitendeutschtum, beträchtlich sind (am stärksten in Ungarisch-Hradisch mit 12 Prozent Abnahme!). Die „verblüffende Übereinstimmung" besteht hier nicht mehr.

Die Zahlen Weyrs können bestenfalls den Nachweis erbringen, daß sich das Deutschtum in Böhmen, allen methodischen Fallstricken zum Trotz, von den Wahlen 1920 bis zur Volkszählung 1921 verhältnismäßig gut behauptet hat. Sie können aber keinesfalls als „verblüffenden" Beweis für die Ehrlichkeit und Zuverlässigkeit der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tschechischen Volkszählung angeführt werden. Über diese wird das letzte Urteil zu sprechen sein, wenn die Ergebnisse in allen örtlichen Einzelheiten und für alle Völker vorliegen werden. Vielfache Kundgebungen auch der anderen Völker[6]) lassen schon heute das Urteil zu, daß den Tschechen die Rechtfertigung ihrer Volkszählungszahlen kaum gelingen dürfte.

Könnte es noch Zweifel geben an dem Geiste, der die tschechische Volksseele beseelt hat, so würde dieser Zweifel sofort verschwinden, wenn wir unsere Blicke auf andere Gebiete der Verwaltung hinlenken, über die uns die Statistik Aufschluß gibt. Über die traurige Entwicklung des deutschen Schulwesens belehrt eine Broschüre von Albin Oberschall[7]), die auf Grund der amtlichen Quellen ein eingehendes Bild entwirft. Aus ihrem reichen Inhalt seien hier in diesem gedrängten Zusammenhang nur einige Zahlen über Schulsperrungen und Schulerrichtungen angeführt: Seit Bestehen der tschechoslowakischen Republik sind schon in Böhmen und Mähren allein bis zum Jahre 1920, bis zu welchem bei Erscheinen der Schrift statistische Daten vorlagen, 134 deutsche Volksschulen und 924 deutsche Volksschulklassen gesperrt, 506 tschechische Volksschulen und 1305 tschechische Volksschulklassen neu errichtet worden. Seither ist fleißig weitergesperrt und weiter neuerrichtet worden.

Ein eindrucksvolles Dokument des nationalen Kampfes in der Tschechoslowakei ist die „Beschwerde der deutschen Großgrundbesitzer der tschechoslowakischen Republik, gerichtet an den Völkerbund. Deutsche Völkerbundliga September 1922". Aus ihr seien nur folgende erschütternde Daten mitgeteilt (S. 26):

„In Böhmen gelangen im ganzen
in der ersten sogenannten Arbeitsperiode: 139 055,23 ha zur Enteignung, insgesamt Deutschen gehörig. Von diesen liegen im deutschen Sprachgebiet: 120 674,67 ha, im tschechischen Sprachgebiet: 18 380,56 ha;

in Mähren gelangen im ganzen
in der ersten sogenannten Arbeitsperiode: 37 516,30 ha zur Enteignung; von diesen gehören:

den Deutschen	30 757,44 ha
den Polen	4 820,— ha
den Magyaren	1 938,86 ha.

Von diesen liegen im deutschen Sprachgebiet: 9 754,83 ha,
im tschechischen Sprachgebiet: 27 761,47 ha.

Im ganzen Staatsgebiete einschließlich Karpathorußland sollen 285153,07 ha enteignet werden." —

Ein sehr anschauliches und vielseitiges Bild bietet die dem Völkerbund überreichte Denkschrift der deutschen Abgeordneten „La situation des minorités en Tchécho-slovaquie"[8]) mit vielem statistischen Material über den den Deutschen in der Verwaltung, im Schulwesen, in der Wirtschaft durch die Bodenenteignung und durch die Volkszählung zugefügten Schaden.

Doch genug von der Tschechoslowakei. Wir haben uns nur darum solange mit ihr befaßt, weil sie heute sozusagen der klassische Boden und damit die Schule des nationalen Kampfes ist (wie ehedem das alte Österreich). Gar vieles wiederholt sich in den übrigen Nationalstaaten, sei es in den Methoden der herrschenden Völker, sei es in den dagegen anzubringenden Verteidigungsmitteln. Wir werden uns darum im folgenden viel kürzer fassen können.

* * *

Polen. In Polen hat am 30. November 1921 eine Volkszählung stattgefunden, bei der außer der Sprache auch die Nationalität erhoben wurde. Wer sich nach dieser Anlage ein soziologisch reich gegliedertes Bild der gegenwärtigen nationalen Verhältnisse

[6]) Vgl. M. Bela Földes, La protection des droits des Minorités et la Statistique des Nationalités, in der Revue de la Société Hongroise de Statistique I, 1, Budapest 1923.
[7]) Das deutsche und tschechische Schulwesen in der tschechoslowakischen Republik, 16. Veröffentlichung der deutschpolitischen Arbeitsstelle, Prag VII, Graben 26.
[8]) Carl Heymanns Verlag, Berlin W 8, 1923.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Polens versprochen hat, ist durch die bisher erschienenen Volkszählungsveröffentlichungen schwer enttäuscht worden [9]). Was in diesem bisher bekanntgegeben wurde, bezieht sich nur auf die Nationalität und ist innerhalb dieser nur gegliedert in: polnische und andere. In der letzterschienenen der angeführten Quellen finden wir folgende Zahlen:

	Gesamtbevölkerung	Polen	Andere	In Prozenten Polen	In Prozenten Andere
Zählbereich 1921 . .	25 695 985	17 725 454	7 970 531	69,0	31,0
Oberschlesien (1919) .	980 296	694 096	286 200	70,8	29,2
Alt-Litauen (1919) .	507 495	342 734	164 761	67,5	32,5
Summe Polen . . .	27 183 776	18 762 284	8 421 492	69,0	31,0

Nach diesen Zahlen hätten die Polen in ihrem Staate eine gute Zweidrittelmehrheit, während ihnen auf Grund einer Berechnung des preußischen statistischen Landesamtes nach den letzten Vorkriegszählungen [10]) nur eine Mehrheit von 54,6 Prozent zugekommen wäre. Diese große Verschiebung kann gewiß nicht den Kriegsverlusten zugeschrieben werden; selbst wenn die Polen, deren Siedlungsgebiet übrigens engeres Kriegsgebiet war, in der Menschenbilanz des Krieges besser weggekommen wären als die anderen Völker ihres Staates, so konnte das nicht Unterschiede von solcher Größe ergeben. Auch die deutsche Auswanderung, so beträchtlich sie an und für sich war, fällt gegenüber den Millionen der Minderheitsvölker nicht in die Wagschale. Bleibt als Erklärung nur die veränderte Zählmethode übrig, deren Wirkung nun in allen Einzelheiten nach Völkern und nach den Gebieten zu prüfen wäre. Nun liegen die Zahlen wohl nach Bezirken vor, nicht aber nach Völkern. Die polnische Statistik hat sich mit dieser Art der Darstellung gegen ein allgemeines Grundprinzip der Statistik vergangen: große Sammelrubriken — und eine solche von einem Drittel des Zählumfanges ist für statistische Begriffe unerhört groß — zu vermeiden. Sie hat sich aber weiter noch gegen ein Grundprinzip der Nationalitätenstatistik vergangen: die Verhältnisse ohne Verschleierung mit aller Klarheit darzustellen. Auch Verheimlichung ist Entstellung. Wir können nicht glauben, daß die bis jetzt gewählte Form der Veröffentlichung die endgültige ist. Die polnische Statistik würde sonst den berechtigten Verdacht erwecken, sie hätte allen Grund, einen näheren Einblick in ihre Volkszählung zu verhindern. Wir werden dieser Sache jedenfalls weiter unsere Aufmerksamkeit zu widmen haben. —

Das letzterwähnte polnische statistische Jahrbuch bringt noch eine Reihe weiterer Zahlen über das Wanderungswesen, das Zeitungswesen, die Wahlen u. a. Diese Zahlen bedurften jedoch zur Eröffnung ihres vollen Verständnisses weitestgehender Betrachtungen, weshalb wir uns hier darauf beschränken, den Leser auf sie aufmerksam zu machen.

* * *

Südslawien. Auch Südslawien ist in der Reihe der Staaten, die eine Schau über ihre Völker abgehalten haben, nicht zurückgeblieben und hat am 31. Jänner 1921 eine Volkszählung veranstaltet. Diese wird jedoch von südslawischer amtlicher Seite selbst als nicht gelungen bezeichnet, da die südslawische amtliche Statistik bis jetzt noch nicht imstande war, eine der neuen Größe und der Verschiedenartigkeit seiner Teile entsprechend statistische Organisation zu erlangen. Da diese Zahlen somit schon von amtlich südslawischer Seite als nicht zuverlässig angegeben werden und unseres Wissens auch gar nicht veröffentlicht worden sind, entfällt für uns die Notwendigkeit einer Kritik.

[9]) Miesięcznik statystyceny, Bd. V, H. 4, 5, 6, Warschau 1922. — Ignace Weinfeld, Annuaire de la Pologne, Warschau 1922. — Annuaire statistique de la République Polonaise, II. Teil, Warschau 1923.

[10]) Statistische Korrespondenz, Jg. 47, Nr. 42.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Nach dieser Zählung wären der Muttersprache nach gewesen:

Serbisch oder kroatisch	8 636 931
Slowenisch	1 023 568
Andere slawische Sprachen	202 972
Rumänisch	183 073
Italienisch	9 630
Deutsch	512 207
Magyarisch	472 079
Arnautisch	483 871
Andere	200 584
Zusammen	11 724 915

Von den 512 207 Deutschen wären entfallen auf die Batschka (und Baranya) 189 837, auf das Banat 138 358, auf Kroatien und Slawonien 122 130, auf Slowenien mit dem Küstenlande 39 631.

* * *

Rumänien. Über Rumänien finden wir eine sehr hübsche Zusammenstellung der wissenswerten Bevölkerungsdaten in der im Minderheiteninstitute der Universität Wien bearbeiteten Schrift von Karl Braunias „Das Deutschtum in Großrumänien“ [11]). Nur in Siebenbürgen hat eine neue Volkszählung stattgefunden (1920), im übrigen sind wir auf die Zahlen der letzten Zählung vor dem Kriege (in Ungarn 1910, in Rumänien 1912) angewiesen. Auf Grund dieser Quellen stellt Braunias folgende Übersicht zusammen:

Gesamtbevölkerung		Deutsche	Anteil der Deutschen an der Gesamtbevölkerung
Siebenbürgen	2 633 718	224 067	8,5 v. H.
Banat und Arader Komitat	1 310 962	268 229	20,5 v. H.
Satmar und Marmarosch samt Bihar und Szilagyer Kom.	1 168 544	47 131	4,0 v. H.
Bukowina	811 721	68 075	8,4 v. H.
Beßarabien	2 629 000	79 000	3,0 v. H.
Altreich s. Dobr.	7 222 000	29 400	0,4 v. H.
Großrumänien	15 775 945	715 902	4,6 v. H.

Die deutsche Minderheit in Rumänien ist also ziemlich beträchtlich und gewinnt dadurch noch an Bedeutung, daß die bedeutendsten Teile dieser Minderheit geschlossen in Mehrheitssiedlungen wohnen (in Siebenbürgen z. B. 78 vom Hundert, im Banat und Arader Komitat 80 vom Hundert).

Was die weitere Entwicklung der Deutschen Rumäniens anlangt, so finden wir, ebenfalls von Karl Braunias zusammengestellt, in der „Deutschen Tagespost“ vom 27. Juni 1923 Zahlen über die nationale Gliederung der Auswanderer im letzten Vierteljahr 1922. Von den 6225 Auswanderern entfielen

Deutsche	2445	oder	39,6 v. H.
Magyaren	1541	oder	24,6 v. H.
Rumänien	1278	oder	20,5 v. H.
Juden	652	oder	10,5 v. H.
Serben	175	oder	2,8 v. H.
Ukrainer	88	oder	1,5 v. H.
Andere	46	oder	0,8 v. H.
	6225	oder	100,0 v. H.

Die Deutschen stellten also ein doppelt so hohes Auswandererkontingent als die Rumänen, obzwar sie nur 5 Prozent der gesamten Bevölkerung, diese 70 Prozent be-

[11]) Mitteilungen zur Kenntnis des Deutschtums in Großrumänien (Politische Hefte), Mai 1923, Hermannstadt, Siebenbürgen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

trugen. Braunias bemerkt dazu sehr eindrucksvoll: „Im letzten Vierteljahr 1922 wanderten fast ebensoviele Deutsche aus, als ihrer in Agnetheln in Siebenbürgen oder in Lenauheim im Banat leben. Ein Vierteljahr Auswanderungsbewegung bedeutet für die Deutschen den Verlust einer großen Gemeinde." „Es wirft kein gutes Licht auf einen Staat, wenn neun Zehntel der Auswanderer den Minderheiten angehören." Diese Sachlage ist um so bedauerlicher, als die natürliche Bevölkerungsbewegung der Deutschen in Rumänien zum Teil ganz gering ist.

* * *

Italien. Nach der Instruktion für die 6. Volkszählung [12]) sollte in „einigen (!) Gemeinden des Königreiches, wo Bevölkerungen vorkommen, die von französischen, deutschen, slowenischen, albanesischen, griechischen, katalonischen usw. Familien abstammen", Sondererhebungen vorgenommen werden, „um die Sprache festzustellen, welche sie gewöhnlich sprechen". (Also eine Umgangssprachenerhebung als Sondererhebung in ausgewählten Gemeinden und bei ausgewählten Familien.) Es sollten Zusatzzählkarten für die andersprachigen Familien ausgefüllt werden: fortlaufende Nummer der Familie, Sprache, Zahl der Familienmitglieder, darunter solche, welche genügend italienisch oder einen italienischen Dialekt kennen. Die bisherigen Darstellungen der italienischen Nationalitätenstatistik (z. B. 19 755 Familien mit französischer Sprache, 2309 mit deutscher Sprache usw. — Zahlen von 1911) sind aus naheliegenden Gründen so gut wie unbrauchbar. Es wäre abzuwarten gewesen, ob die neue italienische Statistik wenigstens die Zahl der andersprachigen Familien neben die der italienischen Familien und die der andersprachigen Personen neben die der italienischsprechenden Personen stellte. Nun verlautet [13]), daß die Ergebnisse der Sprachenerhebung nicht veröffentlicht, sondern einer Revision unterzogen werden sollen. Hat es irgendwelche unvorhergesehene methodische Schwierigkeiten gegeben? Oder sind die „einigen Gemeinden" und die in ihnen gezählten fremdsprachigen Familien und Personen doch zahlreicher gewesen als erwartet wurde? Vedremo!

* * *

Elsaß-Lothringen. Von der im Jahre 1921 vorgenommenen Volkszählung sind uns erst die vorläufigen Ergebnisse [14]) zur Kenntnis gelangt. Darnach wurden in Elsaß-Lothringen 1 710 049 Einwohner gezählt, gegenüber 1 874 014 im Jahre 1910. Staatsangehörige waren darunter 1 576 947, Ausländer 133 102. Über die Sprache oder Nationalität ist in der Veröffentlichung nichts enthalten, ebensowenig wie in der Volkszählungsveröffentlichung des Statistischen Zentralamts in Paris [15]); sie ist gar nicht erhoben worden.

An den Bevölkerungsrückgang knüpft das elsaß-lothringische Statistische Amt folgende Betrachtung: Bei normaler Bevölkerungsfortentwicklung hätte die elsaß-lothringische Bevölkerung zur Zeit der Zählung etwa 2 Millionen betragen müssen. Es ist also ein Abgang von 300 000 Personen zu verzeichnen. An diesem sind zunächst die unmittelbaren Kriegstotenverluste von 37 480 Menschen (etwa 2 Prozent der Bevölkerung) beteiligt, dann der sonstige Abgang der natürlichen Bevölkerungsbewegung von 117 210; der Rest fällt der ungünstigen Wanderungsbilanz zu Lasten, bei der „die freiwillige oder gezwungene Abreise von Personen deutscher Abkunft" eine Rolle ge-

[12]) Sesto censimento generale. Istruzioni per gli ufficiali di censimento. Rom, Grafia, 1921.

[13]) Der Auslanddeutsche 1923, Nr. ??

[14]) La population d'Alsace et de Lorraine en 1921. Imprimerie Strasbourgoise.

[15]) Résultats statistiques du recensement général de la population, Bd. I, 2. Teil. Paris, Imprimerie nationale.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

spielt haben. Genauere Einblicke in diese Bewegungen verspricht sich das Amt von der eingehenden Bearbeitung der Volkszählungsblätter im Statistischen Zentralamte in Paris.

* * *

Ungarn. Ungarn beklagt infolge der Friedensverträge den Verlust zahlreicher Volksgenossen an Nachbarstaaten, beherbergt aber infolge der besonderen, meist geschichtlich bedingten Siedlungsverhältnisse immer noch fremde Volksteile von ansehnlicher Stärke. Die vor kurzem erschienenen Ergebnisse der ungarischen Volkszählung lassen nun folgende Entwicklung erkennen:

	1910	Prozent	1920	Prozent
Magyaren	6 723 196	88,4	7 147 053	89,6
Deutsche	554 237	7,3	551 211	6,9
Slowaken	165 237	2,1	141 882	1,8
Rumänen	28 502	0,4	23 760	0,3
Ruthenen	1 133	0,0	1 500	0,0
Kroaten	41 974	0,6	36 858	0,5
Serben	26 163	0,3	17 131	0,2
Andere	66 529	0,9	60 748	0,7

Wir sehen aus diesen Zahlen, daß sich alle Minderheiten, mit Ausnahme der in ganz unbedeutender Zahl vorhandenen Ukrainer, sowohl absolut als auch relativ verringert haben und daß einzig und allein das herrschende Volk eine starke Zunahme erfahren hat. Wir müßten einen genaueren Einblick in die Volkszählungsmethoden, ferner in die natürlichen Vermehrungs- und die Wanderungsverhältnisse besitzen, als es derzeit der Fall ist, um an diesen Zahlen Kritik üben zu können.

Was nun die Abnahme der Deutschen im besonderen anlangt, so ist sie bewirkt durch den Rückgang der Deutschen in den Städten (von 110 846 im Jahre 1910 auf 90 685 im Jahre 1920), wogegen die Zahl der Deutschen auf dem Lande gestiegen ist (von 443 391 im Jahre 1910 auf 460 526 im Jahre 1920). Unter den Städten eine der interessantesten ist das seinerzeit so heiß umstrittene Oedenburg. Hier wurden 16 911 Deutsche (1910 17 318) gegenüber 17 166 Magyaren (1910 15 022) gezählt. Das hart an der Grenze liegende deutsche Übergewicht vom Jahre 1910 wurde im Jahre 1920 durch ein ebensolches magyarisches abgelöst. Es ist von Interesse, diese letzte für das Deutschtum traurige Phase der Entwicklung geschichtlich etwas zu beleuchten.

Es wurden in Oedenburg bei den aufeinander folgenden Volkszählungen gezählt (Zivilbevölkerung):

	In Grundzahlen		In Prozenten	
	Deutsche	Magyaren	Deutsche	Magyaren
Im Jahre 1880	16 425	4 665	70,7	20,1
„ „ 1890	17 390 [16]	8 104 [16]	63,9 [16]	29,9 [16]
„ „ 1900	17 924	13 520	53,5	40,4
„ „ 1910	16 738	13 549	53,0	43,9

Die in diesen Zahlen von Jahrzehnt zu verfolgenden Verschiebungen liegen deutlich in Richtung einer Zurückdrängung des Deutschtums, welche nun zum Verluste dieser deutschen Stadt geführt hat. —

Über die Verluste der Magyaren durch die Friedensverträge gibt das Büchlein von

[16]) Für dieses Jahr nur mit Militär ausgewiesen. Auch in der Komitatsbevölkerung für 1900 und 1910 sind die Militärpersonen enthalten, doch hat dort deren Zahl (352 und 469) auf die Verteilung keinen wesentlichen Einfluß.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

L. Buday, Ungarn nach dem Friedensschluß[17]), Auskunft. Darnach sind von den 9 945 000 Magyaren verblieben beim Mutterland 6 612 000 oder 66,5 Prozent.

Abgetreten an die Tschechoslowakei	1 084 000	oder 10,9%
„ „ Rumänien	1 705 000	„ 17,1%
„ „ Südslawien	458 000	„ 4,6%
„ „ Österreich[18])	80 000	„ 0,8%

Von diesen Abtretungen gehören, wie im Institute besonders berechnet wurde, annähernd 1,5 Millionen zum geschlossenen magyarischen Sprachgebiet.

* * *

Österreich. Hier sind wir noch immer an die alten Zahlen von 1910 gewiesen, obzwar seither zwei Volkszählungen stattgefunden haben. Die außerordentliche Volkszählung von 1920 beschränkte sich nur auf den allerengsten Frageumfang und erhob nicht die Sprache, bei der Volkszählung von 1923 wurde wohl die Sprache erhoben, doch liegen hiervon noch keine Ergebnisse vor. Auf Grund der Zahlen von 1910 wäre die Sprachenverteilung wie folgt:

	Insgesamt	Prozent
Deutsche	6 003 000	95,62
Tschechen und Slowaken . . .	118 000	1,89
Slowenen	73 000	1,17
Kroaten	47 000	0,75
Magyaren	27 000	0,43
Italiener	9 000	0,14
Einheimische Bevölkerung . .	6 277 000	100,00

Außerdem lebten auf dem Gebiete der Republik ungefähr 370 000 Ausländer, deren Sprache damals nicht erhoben wurde.

Es hätten also darnach von der einheimischen Bevölkerung fast 96 Prozent dem deutschen Volke angehört, ein Prozentverhältnis, das von keinem der neugebildeten Staaten auch nur entfernt erreicht wird.

Der Umstand, daß die Zahlen für die Minderheiten wegen der angewandten Erhebungsmethode der Umgangssprache etwas zu niedrig sein dürften, dürfte dadurch aufgewogen oder überwogen werden, daß nach dem Umsturze eine starke Abwanderung besonders der Tschechen stattgefunden hat.

* * *

Finnland. Die deutsche Minderheit in Finnland ist nur ganz gering. Sie zählte im Jahre 1920 nur 2378 Köpfe oder 0,08 Prozent. Dagegen interessiert uns die vielgenannte schwedische Minderheit, die von einer Gesamtbevölkerung von 3 105 103 Personen 340 963 oder 10,98 Prozent ausmachte. Diese Minderheit befindet sich in ständigem Rückgang wie folgende Prozentzahlen zeigen:

	1880	1890	1900	1910	1920
Finnen	85,28 %	86,07 %	86,75 %	88,02 %	88,70 %
Schweden	14,32 %	13,55 %	12,89 %	11.60 %	10,98 %

Der Rückgang dürfte sich daraus erklären, daß die schwedische Minderheit zu einem Drittel städtische Bevölkerung umfaßt, für die als Minderheit bekanntlich die Behauptungs- und Vermehrungsbedingungen besonders ungünstig sind.

* * *

[17]) Walter de Gruyter & Co., Berlin und Leipzig 1922.
[18]) Gemeint noch mit Oedenburg. In Wirklichkeit nur 27 000.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Damit beschließen wir unseren Rundgang, der sich diesmal mit Rücksicht auf die grundlegende Bedeutung der Bevölkerungstatsachen vornehmlich mit diesen befassen und wirtschafts- und kulturstatistische Ergebnisse mehr zurückstellen mußte. Wir haben uns auch sonst in der Auswahl des reichen Materials Beschränkung auferlegen müssen und sind uns der Lücken dieser Rundschau wohl bewußt. Wer sich an ihnen stößt, der wird die fruchtbarste Art von Kritik üben, wenn er das Wiener Minderheiteninstitut, das noch mit den obgeschilderten Anfangsschwierigkeiten zu kämpfen hat, durch Schriftenübersendung und Zuweisung von sonstigen Mitteln fördert. Er wird mit dazu beitragen, daß wir nicht nur diese Materialschau vollständiger und reicher gestalten, sondern auch die großen, allgemeinen Linien des Minderheitenlebens aus dem untersuchten Stoff erkennen können und wird sich dadurch um die wissenschaftliche Durchdringung dieses Gebietes und die wirksamere Gestaltung des Minderheitenschutzes verdient machen.

Wien. Wilhelm Winkler.

Weihnachtsrundschau

Trotz des ständig schwieriger werdenden Kampfes mit dem Raummangel hält die „Deutsche Rundschau“ an ihrem alten Brauche fest, zu Weihnachten eine Übersicht der Neuerscheinungen auf dem Büchermarkte zu geben, deren Bekanntschaft sie ihren Lesern vermitteln möchte. Aus einem doppelten Grunde. Einmal will sie an ihrem Teile den deutschen Verlag in seinem Daseinskampfe unterstützen, von dessen Schwere sich der Außenstehende kaum die richtige Vorstellung macht. Zwar erschienen noch in diesem Sommer Bücher die Fülle, und nicht nur in den unpersönlichen Verlagsanstalten, die Herstellung und Vertrieb fabrikmäßig betreiben. Nun aber tritt die große Stockung ein. Denn es ist fraglich, ob außer den Büchern, die sich früherem Plane nach noch unter der Presse oder in der Binderei befinden, neue folgen werden. Ein Fortbestehen des ernsten und guten deutschen Verlages in einer Form, daß er seinen großen national- und kulturpolitischen Aufgaben wird gerecht werden können, ist nur mit stärkster Unterstützung des Publikums möglich. So soll zum andern diese Bücherschau auch dazu dienen, dem Publikum zu zeigen, welche bedeutenden geistigen Werte der deutsche Verlag allen Schwierigkeiten zum Trotz herausbringt, eine Arbeit, die gerade ein Volk in unserer Lage einfach nicht entbehren kann. Mit Nachdruck wollen wir aber auch der ganz abwegigen Ansicht entgegentreten, daß der Preis des deutschen Buches zu hoch sei. Man kann doch wirklich nicht von einem Zweige des Wirtschaftslebens verlangen, daß er als einziger seine Preise künstlich niedrig halte, bis er den letzten Rest seiner Substanz verschleudert hat, nur weil er geistige Werte vertreibt. Das Hilfsmittel der Schlüsselzahl stellt sich je länger je mehr als unzulänglich heraus, weil der Index hinter der rasenden Geldentwertung hilflos hinterherhinkt. Ja nicht einmal die Umstellung auf die reine Goldrechnung könnte gegenwärtig Abhilfe schaffen, weil die Papierlieferanten und ein Teil der Druckereien auch diese schon unterhöhlt haben, indem ihre Preise weit über Friedenssätzen liegen, während sich der Staat mit Erfolg bemüht, durch die Betriebssteuer das letzte flüssige Geld aus dem entkräfteten Körper des Buchhandels zu pumpen. Hiergegen sollte sich der Unmut der Menschen richten, die Bücher kaufen wollen, und denen die Preise zu hoch erscheinen. Nicht aber gegen den deutschen Verlag.

Die Übersicht muß sich gedrängtester Kürze befleißigen, um allen nach Möglichkeit gerecht zu werden. Darum bedeutet der kurze Hinweis nicht, daß nicht mehr zu sagen sei von dem besprochenen Buche. Sondern schon die Auswahl bedeutet Empfehlung. Die überflüssigen Bücher überflüssiger Verleger bleiben unerwähnt, Ablehnung wird nur laut, wenn sie unbedingt nötig ist.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

I

Kinderbücher

Die warme Empfehlung, die in den letzten Jahren regelmäßig den Kinderbüchern des Verlages Joseph Scholz in Mainz hier mitgegeben werden konnte, soll auch die Neuerscheinungen dieses Jahres begleiten. Hier ist wieder gesunde, verständnisvolle Arbeit geleistet, und dem Kinde wird keine über seine Fassungskraft gehende Künstelei zugemutet. Der (unzerreißbare) Tier-Leporello mit sechzehn bunten Bildern und lustigen einfachen Reimen von Eugen Oßwald wird ebenso wie die acht bunten Bilder aus des Kindes Tageslauf „Für unsern Liebling" von Hans Schroedter das helle Entzücken der Kleinsten erregen und der emsigen Zerstörungsarbeit der kleinen Händchen trotzen können. Das Gleiche gilt von den sehr lustigen Monatsbildern von Hans Friedrich „Das Jahr im Leben der Kinder", für die Max Jungnickel launige Verse schrieb. — Von besonderer Originalität und herzhafter echter Lustigkeit sind die reizenden Bilderbücher: „Paul und sein Gaul" von M. Schwerdtfeger, „Guckt hinein! Schaut der Tiere Kinderlein!" von Charles Dieck und „Bärentanz und Affensprung, ha, da läuft schon Alt und Jung!", von demselben mit besonders entzückenden Bildern von Else Wenz-Viëtor. — Sehr hübsch sind auch die Märchenbücher, die feinsinnig und geschickt von E. Mehrle, F. Warik, H. Schroedter, H. Stockmann illustriert sind: Vom unsichtbaren Königreiche; Schneeweißchen und Rosenrot und Die Sterntaler; Gullivers Reisen und Münchhausen. — Dem zeichnerischen Triebe im Kinde kommen Malbücher mit farbigen Vorlagen fördernd entgegen: Bunte Sommerpracht; Wir gratulieren!; Buntstift-Malbuch. — Zwei Quartettspiele bieten viel Anregung: geschickt ausgewählt die „Berühmten Gemälde neuerer Meister" mit Wiedergaben in Kupfertiefdruck und „Aus deutschen Gauen", Städte- und Landschaftsbilder. (Eine Anregung: hier dürften die uns entrissenen Hochburgen deutschen Lebens: wie Danzig, Posen, Straßburg und die vielen andern nicht fehlen, um grenzlanddeutschen Geist schon in der frühen Jugend zu erwecken.) Auch hier ein klarer Plan der Zusammenarbeit zwischen Künstlern und Erziehern zur Verdrängung von Minder- und Halbwertigem, der nach den vorliegenden Proben Erfolg verspricht. — Endlich sei noch die Kunstblattmappe: Schiller, sein Leben und sein Wirken in 16 Bildern von Karl Bauer erwähnt. Vielleicht ist die wenig zurückhaltende, ganz auf Literatur gestellte Art Bauers der Jugend gegenüber nicht ganz fehl am Ort. Wir vermögen alte Bedenken gegen sie nicht zu unterdrücken.

Diese Bücher sind erstaunlich billig, und auf die an sich niedrigen Grundzahlen wird noch 30 Prozent Rabatt gewährt! Und an seinen Kindern soll man nicht sparen!

* * *

Eine Gabe besonderen Reizes ist das ewig lebendige Märchen „Dat Wettlopen twüschen den Swinegel un den Hasen up de lüttje Heid bi Buxtehude", in nebeneinander gedrucktem platt- und hochdeutschem Text. Eine höchst anerkennenswerte Leistung bodenständig-niederdeutscher Kunst, mit acht an Ludwig Richters Meisterschaft gemahnenden Bildern von G. Süß (Bremen, C. Schünemann). Kinder wird das sehr sorgfältig ausgestattete Buch stark ansprechen, jedem Erwachsenen wird es ein willkommener Besitz sein. Denn nur er wird den tiefen Sinn der Moral dieser Geschichte begreifen: „un to'n Tweden, dat dat good is, wenn een freen deit, dat he sick 'ne Fru uut sinen Stanne nimmt, un de just so uutsütt as he sülws. Wer also een Swinegel is, de mutt toseen, dat sine Fru ook een Swinegel is, un so wider! —"

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zur älteren deutschen Literatur

Als erster Druck der von H. Rauschning herausgegebenen Posener Drucke ist ein schönes und bedeutsames Büchlein erschienen: Nicolaus Coppernicus aus Thorn, über die Umdrehungen der Himmelskörper. Aus seinen Schriften und Briefen (Posen, Deutsche Bücherei). Die adelige Würde und Sicherheit dieses wahrhaft freien Geistes, die aus jeder seiner Zeilen sprechen, setzt Rauschnings Nachwort in helles Licht ebenso wie seine echt deutsche Art, während dümmster polnischer Chauvinismus mangels eigener großer Geister ihn anläßlich seines 450. Geburtstages in diesem Jahre als den ihren beanspruchen wollte. — Doktor Johannes Faust, das alte Puppenspiel, hergestellt von K. Simrock, ist nach der Ausgabe von 1872 von R. Petsch vermehrt und eingeleitet in der Universal-Bibliothek erschienen (Leipzig, Reclam). — Eine graphische Musterleistung stellt Arnims ironisch beschwingte Erzählung „Fürst Ganzgott und Sänger Halbgott" mit den farbigen und schwarzen Illustrationen von K. Harmos dar (Wien, Herz-Verlag). — Eine verschollene Erzählung von Brentano „Die Schachtel mit der Friedenspuppe" ist, wenn auch nicht erschütternd, so doch merkwürdig genug, die beigegebenen Lithographien von J. Zimpel so reizvoll, daß man das langatmige und -weilige Anhängsel des Nachworts von J. Körner mit in den Kauf nimmt (Wien, Ed. Strache). — Ein Werk von großer Kostbarkeit und feinstem Reize ist die Mappe „Lavater und die Seinen" (Wien, Amalthea-Verlag), die Eduard Castle als erste der Sammlung Lavater in vollendeter Wiedergabe zusammengestellt und eingeleitet hat. Sie enthält 17 Blätter und erweckt den Wunsch, das gesamte Material zu kennen. Steht doch unsere Zeit mit den erweiterten Mitteln und dem stärkeren Bedürfnis nach Erkenntnis des Menschen der Arbeit Lavaters näher als irgendeine der vorausgegangenen. Für den Goethe-Kenner bedeutet die Mappe, die in vornehmem Kleide erschienen ist, eine mit tausend Freuden begrüßte Bereicherung. — Wer Richard von Schaukals Art kennt, weiß, was er in seinem Lebensbilde E. T. H. Hoffmanns erwartet (ebenda). Das temperamentvoll, gelegentlich eigenwillig geformte, aber von Wärme und Gefühl, von Wesensnähe zum großen Gegenstande getragene Bild bedeutet eine schätzenswerte Erweiterung der Hoffmann-Literatur. Sympathisch berührt die Widmung an Hans von Müller, dem alle Hoffmannianer offen oder versteckt zinsen. Dieser selbst hat sein nicht genug anzuerkennendes Werk durch einen Fund vermehrt: Heinrich Coest über E. T. A. Hoffmann 15. August 1823 (Köln, P. Gehly), gedruckt auf herrlichem Papier. Der hier mitgeteilte Brief des Dichters Coest, der Hoffmann in seiner Warschauer Zeit nahe stand, ist an Hitzig gerichtet. Auch er beweist wieder, wie die Nähe meist das Urteil trübt. Coest schreibt: „Seine (Hoffmanns) Späße auf dem Sterbebette führen ihn mir so recht vor die Seele — diesen nie krankenden Geist und dies nie gesund werdende Gefühl. ‚Man muß doch auch einmal an Gott denken!' Dieser einzige Ausruf gibt den Schlüssel zum tiefsten Geheimnis seines Lebens. Er hatte nie an Gott gedacht, und die Schicksale der Staaten waren ihm gleichgültig . . . Ach, er war verloren, sobald er Geld hatte, sich zu verderben, sobald es ihm überlassen blieb, aus seinem Glück sein Unglück zu machen." — Hoffentlich ist der Verlag, der weitere höchst wertvolle Einzelveröffentlichungen zu Hoffmann in Aussicht stellt, in der Lage, sie zu verwirklichen. — Die schöne Stifter-Ausgabe des Insel-Verlages ist um den Band erweitert, der „Bunte Steine und Nachlese" enthält. Um Vollständigkeit und zuverlässigen Text war K. Kaderschafka bemüht. — Eine bedeutende Erweiterung unserer Kenntnis von den Brüdern Grimm bedeutet die Ausgabe ihrer Briefe, die H. Gürtler sammelte, Leitzmann nach dessen Tode vollendete (Jena, Frommann). Sie enthält viele bisher ganz unbekannte, bedeutende Briefe

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beider, aus denen nicht nur die ungeheure Arbeitskraft und Universalität beider, sondern auch ihr feines Menschentum erneut bestätigt wird. Die Beigabe der Porträts der Brüder von Franz Krüger ist besonders begrüßenswert. — Eine gründliche und erschöpfende Arbeit ist das Buch von W. Rutz „Friedrich Hebbel und Elise Lensing, ein Kampf um Leben und Liebe" (München, C. H. Beck). Ein alle Zeugen befragender Richter sucht hier nach unparteiischem Urteil über Hebbel und sein Verhalten zu der Frau, der er so vieles verdankte. Die Lektüre bestätigt die Abneigung, die je länger je mehr gegen den Menschen Hebbel sich regt, wenn freilich auch die Lensing jeder unechten Gloriole entkleidet wird. — Friedrich Nietzsches Jugendschriften (München, Musarion-Verlag) umfassen Dichtungen, Aufsätze, Vorträge, Aufzeichnungen und philologische Arbeiten aus den Jahren 1858—68. Sie sind von M. Oehler herausgegeben, eingeleitet von der schwesterlichen Gralshüterin. Neben Unwesentlichem bietet die Mehrzahl des Aufgenommenen neben dem biographischen Interesse sehr Bedeutsames, weil sich die Keimzellen entscheidender Gedankenreihen bis in sehr frühe Zeiten zurückverfolgen lassen. Es ist sehr dankenswert, daß die Ungunst der Zeit diese wertvolle Ergänzung zur Nietzsche-Kenntnis nicht verhindert hat.

Musik

Nach der großen Mozart-Biographie von Schiedermair ist nun eine weitere, neuere, größere Arbeit über den Meister erschienen in zwei Bänden: Wolfgang Amade Mozart, sein Leben, seine Persönlichkeit, sein Werk von Arthur Schurig (Leipzig, Insel-Verlag) mit vielen Bildtafeln. Schurig ist bekannt als temperamentvoller Bekämpfer der bisher klassischen Mozart-Biographie von Jahn. Er steht ganz auf den Schultern des Franzosen Graf Saint-Foix. Daß er es unternimmt, das romantische Bild des Menschen Mozart vom Sockel zu stoßen, ist zweifellos ein Verdienst. Wohl bei keinem Künstler war die Unwahrheit eines romantischen Bildes größer als gerade bei Mozart. Sein Leben war von ergreifender Schlichtheit und Einfachheit. Aber wohl niemals hat die göttliche Gewalt in einer Person dem Künstler so überreichlich das gegeben, was sie dem Menschen versagte. Darum ist sein bürgerliches Leben im Grunde ein unwirkliches, sein wahrhaftes Leben spielte sich in der Dämonie seines Schaffens ab: und dieser Mozart war ein furchtbar Einsamer unter den Menschen seiner Umgebung. Dies richtig sehen zu lassen, ist Schurigs große und sorgfältige Arbeit in hohem Grade geeignet. Die Ausnutzung der Quellen ist geschickt und stichhaltig. Demgegenüber stellt man Bedenken im einzelnen gerne zurück. Betroffen ist man jedoch von der außerordentlichen Zurückhaltung, die sich Schurig den eigentlich musikalischen Fragen gegenüber auferlegt. Hier versucht er kaum, in die Tiefe vorzudringen. — Karl Storcks ausgezeichnete Auswahl aus Mozarts Briefen (Elberfeld, Wuppertaler Druckerei) liegt in zweiter Auflage vor.

Kunst

Ein Büchlein, das man mit hellem Entzücken zur Hand nimmt, ist das erste Stück einer Sammlung „Der Früchtekranz" (Königstein, W. Andermann), das Albrecht Dürers deutsche Landschaften bringt. Was hier geleistet ist an sorgfältiger Wiedergabe, den Farben der Originale getreu, an vornehmer Schlichtheit der Aufmachung ist mustergültig, der Preis überraschend niedrig bei höchster Leistung. Die Kenntnis der nicht allgemein zugänglichen Dürerschen Aquarelle aus Nürnberg, Franken, Innsbruck und Trient in dieser Form weiten Kreisen nahe zu bringen, ist ein mit wärmstem Dank zu begrüßendes Verdienst des Verlages. — Zunächst mutet der Ge-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:49 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

danke, das Erdenwallen des Heilands im Scherenschnitt festzuhalten, wie Melchior Gossek in der Kunstmappe „Das Leben“ (Freiburg, Herder) es unternimmt, fremdartig an. Aber der aufmerksame Betrachter wird erkennen, daß der Scherenschnitt auch als Ausdrucksmittel religiöser Kunst seinen Befähigungsnachweis hier erbracht hat, ja durch seine Eigenart manches besonders klar und charakteristisch im Ausschnitt herausbringt. Interessant sind die Worte, die Timpe in organischer Verbindung mit der Art dieser religiösen Scherenschnitte als freien Bibeltext beigab. — Oskar Beyer, der vor zwei Jahren das ausgezeichnete Werk über Steinhausens Schaffen veröffentlichte, erscheint in diesem Jahre mit einem sehr bedeutenden und tiefen Buch über religiöse Naturmalerei und ihre Meister „Die unendliche Landschaft“ (Berlin, Furche-Verlag). Mit dem ihn auszeichnenden Gefühl für die tiefen Zusammenhänge der echten Mystik, d. i. dem Gefühl für seiende Wirklichkeit mit dem göttlichen Vorzeichen, hat er in diesem Werke in glücklicher Formulierung den Begriff der „religiösen Landschaft“ aufgestellt, gestützt auf die übervolklichen, allgemein-menschlichen Zusammenhänge. Angelpunkt ist die chinesische Landschaft, deren religiöse Bedeutung allmählich auch mehreren Europäern aufzudämmern beginnt. Beyers allgemeine und Sonderbetrachtungen über einzelne Meister werden bewiesen und ergänzt durch die Auswahl der beigegebenen 34 Bilder: acht aus China und Japan, Werken von Botticelli, Grünewald, Rembrandt, Casper David Friedrich, Millet, Segantini, Thoma, Steinhausen, Mense. Die Wiedergabe der Bilder sowie die Ausstattung des Buches ist wieder eine Meisterleistung des hier mit Freuden und oft gepriesenen Verlages, von dessen bedeutsamem Schaffen auch der Furche-Almanach 1923 beredtes Zeugnis ablegt und der einen vollen Anspruch auf unseren anerkennungsschweren Dank hat. Wem Vertiefung und Verinnerung Bedürfnis sind, der greife zu den Büchern aus dieser Werkstatt! — Mehr als der Buchtitel „Die Tapete“ verspricht, gibt G. E. Pazaurek in diesen Beiträgen zu ihrer Geschichte und ästhetischen Wertung (Stuttgart, W. Hädecke): nämlich den so notwendigen, hier von innen heraus begründeten Hinweis auf die Wirkung der Farbe auf unser ganzes Leben. Darin scheint uns neben dem Fachlichen und Geschichtlichen der besondere Wert dieses glänzend ausgestatteten Buches zu liegen. Gleichfalls in vollendeter Form und Bildwiedergabe ist auch das Prachtwerk „Räume und Menschen“ von A. Trueb mit einführenden Gedanken von H. H. Josten ausgestattet (ebenda). Auch hier ein starkes Gefühl für die hinter der Oberfläche liegenden Beziehungen und Wechselwirkungen zwischen den Dingen, dem Raum und den Menschen. Doch will es uns bedünken, als ob doch die Voraussetzung solchen Beginnens nicht ganz erfüllt sei. Denn der inneren Einstellung beider Autoren fehlt die letzte, große Einfachheit, die das reifste Ergebnis durchlebter und erkämpfter Erkenntnis ist.

Geschichte und ihre Spielarten

Nach dem, was an dieser Stelle über A. von Hofmanns „Politische Geschichte der Deutschen“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) bisher gesagt ist, können wir es dabei bewenden lassen, anzuzeigen, daß der III. Band erschienen ist. Es wird notwendig sein, das Gesamtwerk nach vollständigem Vorliegen in großem Zusammenhange zu behandeln mit der entscheidenden Fragestellung, wie wir denn die Geschichte unseres Volkes allein nur noch betrachtet ertragen können, um wahren Gewinn, politischen wie inneren, aus ihr zu ziehen. Der III. Band umfaßt die Zeit von Rudolf von Habsburg bis zur Abdankung Karls V. Auch hier wieder eine Fülle von lebendigen Anregungen, die wir in Spruch und einigem Widerspruch dankbar hinnehmen. — Mit besonderer Anerkennung weisen wir auf die „Geschichts-Tafeln“ von der ältesten Vorzeit bis 1900 hin, die A. Elfers

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

in Zusammenarbeit mit G. Dierks aufgestellt hat (Stuttgart, J. B. Metzler). Die synchronistischen Tabellen veranschaulichen auf beste Art die großen, allgemeinen Zusammenhänge und predigen unaufdringlich, aber um so nachdrücklicher die Bedingtheit jeden menschlichen und geschichtlichen Geschehens durch die Geschichte der ganzen Menschheit. Eine Lehre, die einer Zeit, wie der unseren, besonders heilsam ist. Die große Arbeit, die hier geleistet ist, wird wirksam eingeleitet durch das kluge Vorwort von Dierks. — Quellen der Geschichte erschließt die Sammlung der „Fugger-Zeitungen", die ungedruckten Briefe an das Haus Fugger aus den Jahren 1568 bis 1605, herausgegeben von V. Klarwill (Wien, Rikola-Verlag). Man hat die Fugger-Briefe wieder und wieder die Anfänge des Zeitungswesens genannt, und in der Tat kann man in diesen Rudimenten höchst interessanter Art mit Sicherheit auch auf den Grundcharakter jeder modernen Zeitung diagnostizieren, wie aus tatsächlicher Begebenheit, Klatsch, persönlicher Furcht und Hoffnung, teils unbewußt, teils bewußt ein Bild und daraus Meinung geformt wird durch die Brechung im Spiegel eines Temperamentes. Die beneidenswerte gute Ausstattung des Buches gewinnt stark durch die Beigabe 24 zeitgenössischer Bildtafeln. — Von dem Buch „Die Befreiung" 1813—1814—1815 von Tim Klein (Ebenhausen, Langewiesche) liegt das 100.—150. Tausend vor. Die Auswahl der Urkunden, Berichte, Briefe schon bekundet wie die Einführung und die geschichtlichen Verbindungen, daß hier einer der ach so wenigen Deutschen am Werke war, bei dem in unio mystica wahres, lebendiges Nationalgefühl mit echter Geistigkeit sich verbanden. Grade dieses Buch des seltenen Menschen sollte jetzt die weiteste Verbreitung finden, ebenso wie seine Bücher „Der Kanzler" und „Stein".

Von „Deutschen Abenteurern" hat Albrecht Wirth in der ihm eigenen frischen Unbekümmertheit ein lesenswertes Büchlein erscheinen lassen (München, Deutscher Volksverlag), das sehr geschickt, anschaulich und packend eine Reihe der famosen Abenteurer-Naturen aus deutschem Blute hinstellt, ohne sich allzusehr mit kritischer Sichtung zu beschweren. — Wie eine lebendige Illustration zu diesem Buch erscheinen „Die Kreuz- und Querzüge" von August Ludolf Schaumann (Leipzig, Brockhaus), welche die Schicksale eines unverzagten Hannoveraners in den Diensten seines Königs und in der englischen Armee schildern. Auf die innerlich wie äußerlich wertvolle zweibändige Veröffentlichung braucht hier nicht weiter eingegangen zu werden, weil die „Deutsche Rundschau" fast über ihre Kraft einen großen Teil der Aufzeichnungen dieses prächtigen Menschen von nicht zu brechender Lebenskraft veröffentlicht hat. Es bleibt zu beklagen, daß es dem Herausgeber, dem Enkel Schaumanns, C. von Holleufer, nicht vergönnt war, den ganzen Inhalt der Aufzeichnungen, einer bibliophilen Köstlichkeit von hohem Reiz, im Buche abzudrucken. Dem Buch eignet auch über den kulturhistorischen Wert hinaus eine bemerkenswerte Aktualität, denn, wie Fedor von Zobeltitz in seiner Einführung mit Fug sagt, hat Schaumann in seinen Aufzeichnungen zugleich den Kriegsroman der deutsch-englischen Legion geschrieben, die beim ersten Waterloo mit dabei war.

Damit der Satyr nicht fehle, sei in diesem Zusammenhange das ungewöhnlich freche Buch von Emil Szittya, Das Kuriositäten-Kabinett, erwähnt (Konstanz, See-Verlag), dessen Notwendigkeit nicht bejaht, dessen Pikanterie aber nicht bestritten werden kann. Denn aus dem erfüllten Versprechen des Untertitels: Begegnungen mit seltsamen Begebenheiten, Landstreichern, Verbrechern, Artisten, religiös Wahnsinnigen, sexuellen Merkwürdigkeiten, Sozialdemokraten, Syndikalisten, Kommunisten, Anarchisten, Politikern und Künstlern, springen — selbst wenn man auf die tatsächliche Wahrheit 50 Prozent Rabatt gewährt— für einige Tagesgrößen, so auch den anthroposophischen Unternehmer Rudolf Steiner, recht fatale Geschichtchen heraus. D. R.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literarische Rundschau

Die Arbeitgeber

Der Geschäftsbericht 1922 der „Vereinigung der Deutschen Arbeitgeberverbände" stellt wiederum eine achtunggebietende Leistung dar. Übersichtlich gegliedert bringt er eine Fülle von Material, das durchzuarbeiten und dem nachzudenken jeder im öffentlichen Leben Stehende als seine Pflicht betrachten sollte.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß die Arbeitgeberverbände in einem hohen — wir glauben entscheidenden — Grade berufen sind, führend an der Lösung der Probleme mitzuarbeiten, welche die Voraussetzung für die Gesundung unserer wirtschaftlichen und politischen Lage ist: der Währung, der Produktion, der Lohn- und Tariffrage.

Wer die Geschäftsberichte aufmerksam liest, wer insbesondere die Entwicklung der Verbandszeitschrift „Der Arbeitgeber" verfolgt, der muß den Eindruck gewinnen, daß hier mit einem ungewöhnlich hohen Maß von Verantwortlichkeitsgefühl gegen die Gesamtheit des Volkes mit einer an den meisten andern Stellen so bitter vermißten Klarheit und Zielsicherheit gearbeitet wird. Das beruht darauf, daß die geistige Einstellung eine zentrale ist, und daher aus einer solchen Einstellung heraus alle Probleme unter dem richtigen, unverkrümmten Gesichtswinkel gesehen werden. Diese Art bewahrt vor jeder Einseitigkeit, wie sie sonst das Schicksal von Berufsorganisationen ist. In der gegenwärtigen Zeit kann aber jeder seine Pflicht gegenüber der Gesamtheit nur dann erfüllen, wenn er die Probleme seines engeren Arbeitsgebietes von einem Standpunkt aus überblickt, der in dem Glauben seine unerschütterliche Sicherheit findet, daß jedes Einzeltun nur erfolgreich zu Ende gebracht werden kann, wenn vorher die geistige Durchdringung und Lösung der großen Gesamtfragen geglückt ist. Die letzten Hefte des „Arbeitgebers", besonders die Nummern 18 und 19 vom 15. IX. und 1. X. 23, erbringen hierfür den Beweis, die Namen Tänzler, v. Zengen, Meissinger von der Geschäftsführung bieten die Gewähr, daß diese Linie gehalten wird.

Das Licht, das auf die Arbeitgeber fällt, wirkt um so heller, weil das Verhalten der Gegenseite eine Folie von geradezu erschütternder Dunkelheit dazu liefert. Die engstirnige Klassenverbohrtheit, die Ideenlosigkeit und das völlig verantwortungslose Verhalten der in die marxistische Gedankenwelt verrannten Arbeitnehmervertreter gegenüber der Volksgesamtheit hat im Verein mit der hier geschilderten Art der Arbeitgeber bewirkt, daß alle klar Denkenden, gerade auch die Nichtarbeitgeber, sich rückhaltlos auf ihre Seite stellen werden, wenn sie daran gehen sollten, was sich kaum länger wird vermeiden lassen, die innerlich unwahr gewordene Bindung der Zentralarbeitsgemeinschaft in der jetzigen Zusammensetzung zu lösen.

R. P.

Das Ende des Parlamentarismus*)

Diese schmalen Heftchen sind inhaltreich. Zunächst sei das zweite von K. Kaser besprochen, weil es nur der Vergangenheit gewidmet ist. Anschaulich schildert er die Periode des ersten deutschen „Parlamentarismus", des Ständestaates. Er ent-

*) Julius Bunzel, Der Zusammenbruch des Parlamentarismus und der Gedanke des Ständischen Aufbaues. Zeitfragen aus dem Gebiete der Soziologie, begr. von der Soziologischen Gesellschaft in Graz. Graz 1923, Leuschner und Lubensky, Universitätsbuchhandlung. Zweite Reihe, Heft 1. — Kurt Kaser, Der deutsche Ständetag. Ebenda, Heft 2.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stand etwa im 14. Jahrhundert mit der Ausbildung der Territorialgewalt, und zwar örtlich jedesmal, wenn Fürsten aus Geldnot bei den oberen Sozialschichten ihres Territoriums — heute würde man sagen: bei den Unternehmerverbänden — um Geld (Steuer, Beisteuer zu Kriegen usw.) nachsuchen und diesen dafür die Kontrolle, gelegentlich sogar ein Mitregierungs- und Verwaltungsrecht zugestehen mußten. Ja, sie rissen sogar, wenn die Herrscher unmündig oder unfähig waren, die Regierung an sich. Überall, besonders in hohenzollernschen und habsburgischen Landen, richteten die Stände neben der fürstlichen ihre eigene Verwaltung ein. Das Zeitalter der Reformation und des Dreißigjährigen Krieges war die Blütezeit dieses Ständestaates, dem Kaser Verdienste um die Fortentwicklung des Staates und die Entstehung eines Staatsgefühls nachrühmt. Viele praktische Fortschritte seien dieser Selbstverwaltungsperiode zu danken. Diesen Vorzügen standen jedoch auch viele Nachteile des Systems gegenüber, die schließlich mit Notwendigkeit sein Ende (meist um die Wende des 17. und 18. Jahrhunderts) herbeiführten. Die Stände, deren Blick nur nach innen gewendet war, deren Horizont mit der Territorialgrenze endete, waren auch entsprechend engherzig und, um möglichst geringe Steuern aufbringen zu müssen, zur Verständigung mit den Nachbarn um jeden Preis geneigt. Dieser kleinliche Pazifismus war in späteren Zeiten, als stehende Heere aufkamen und bezahlt werden mußten, für den Weiterbestand der Staaten unerträglich. So schlug denn überall etwa gleichzeitig die Sterbestunde des Ständestaates; die Fürsten m u ß t e n ihm ein Ende bereiten. Es ist gleichgültig, ob man die Stände ganz abschaffte, ob man sie nicht mehr einberief oder ihnen noch Jahrzehnte, ja Jahrhunderte lang ein Scheindasein verstattete.

Kasers klare, gut lesbare Ausführungen werden heute viel Interesse begegnen. Besonders die psychologische Ausdeutung dieses ersten (nicht auf Wahlen und Parteien beruhenden) Parlamentarismus wird jeden, der heute mit Interesse das Verlöschen der zweiten parlamentarischen Welle beobachtet, nützlich sein. Beleuchten sie doch diese Erscheinung gewissermaßen mit Hinterlicht, so daß wir instand gesetzt werden, zu unterscheiden, was Zeiterscheinung und was im System begründet ist. Wir wissen zu würdigen, daß Kaser es dem Leser überlassen hat, die naheliegenden Parallelen zu den heutigen Zuständen zu ziehen.

* * *

Bunzel springt dagegen mit beiden Füßen in die Tagesfragen hinein. Sein Schriftchen zerfällt in zwei, freilich nicht völlig geschiedene Teile, in die Verurteilung des im 19. Jahrhundert wieder in allen deutschen Landen aufgegriffenen Parlamentarismus neufranzösischen Ursprungs und in einem Vorschlag zur Ersetzung dieses untragbaren Systems durch einen modernen Ständestaat. Obwohl Bunzels aus einem Vortrage entstandene Arbeit nicht eigentliches Neues bringt, vielmehr eine Übersicht geben will, so wird sie doch allen, denen die Zeit fehlt, Wälzer zu lesen oder Material sich zusammenzusuchen, angenehm sein.

Gegen den modernen Parlamentarismus ließe sich noch mehr und Schlagenderes vorbringen, als Bunzel es tut, besonders an Beispielen. (Zwei sind immerhin so hübsch, daß wir sie dem Leser nicht vorenthalten wollen. Sie betreffen die abscheuliche Vielgesetzmacherei. Die Gesetze, Vollzugsanweisungen und Verordnungen des neuen Deutschösterreich füllten in den ersten vier Jahren rund 7700 eng bedruckte Seiten. 1919 waren es „nur" 1372, 1920 schon 2154 und 1921 gar 2313 Seiten! Und das andere: Das deutschösterreichische Gesetz über die Vermögensabgabe war so liederlich gearbeitet, daß es noch sieben Durchführungsverordnungen und acht Durchführungserlässe notwendig machte. Tout comme chez nous.) Wir wollen uns mit der Wiedergabe von Bunzels Gründen gegen den Parlamentarismus nicht aufhalten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Entwicklung ist heute so schnell, sie ist schon, seit dies Heftchen in Druck kam, praktisch über den Parlamentarismus als System fortgeschritten, mag er auch noch lange als Form bestehen bleiben. Es gibt wohl in Deutschland und überhaupt auf dem Festlande, abgesehen von solchen, die durch Tagegelder vor der Not des Tages geschützt sind oder geschützt sein möchten, kaum noch jemanden, der ernsthaft den Parlamentarismus verteidigt. Man braucht also seine Mängel, wenn der Bankrott des Systems als Tatsache allen offensichtlich geworden ist, nicht mehr zu diskutieren, es sei denn, um künftige Fehler zu vermeiden.

Wir wenden uns daher Bunzels Umgestaltungsvorschlägen zu. Als das Wichtigste erscheint seine Kritik am bisherigen, allzu umfangreichen Aufgabenbereich des Staates. Sein Staatsideal sieht den Zweck des Staates in der Wohlfahrt der Nation. Es ist daher kollektivistisch im Gegensatz zur westlichen Demokratie, die vom Glück des Einzelnen, vom Individualismus ausgeht. Mit Wilhelm von Humboldt soll sein Staat nur die Sicherheit der Nation nach außen und nach innen einschließlich der Rechtspflege gewährleisten. Alle anderen Aufgaben lehnt er ab und weist sie einer auszubauenden Selbstverwaltung zu. Die geistig abtötende Wirkung des alles regelnden Beamtenstaates fürchtet er am meisten. „Durch die Vergrößerung der Macht freiwilliger, nach bestimmten Zwecken und Zielen gegliederter Organisationen . . . könnte nicht nur jeder Mensch einen politischen Wirkungskreis erhalten, der seinen Fähigkeiten und Interessen entspricht, es würde auch die Staatsgewalt selbst aus diesen neuen Selbstverwaltungskörpern beträchtlichen Nutzen ziehen und durch sie an Fertigkeit gewinnen." An anderer Stelle sagt er: „Der Staat selbst . . ., der fast zum Raubstaat geworden war, würde wieder zur Volksgemeinschaft werden . . ."

Damit ist ein Ziel gesetzt, mit dem wir einverstanden sein können. Im einzelnen schlägt Bunzel vor: Trennung der Politik von Wirtschaft und Kultur, um diese der Beutepolitik der Parteien und der einzelnen Parlamenarier zu entziehen. Im einzelnen hält er sich doch dabei im großen und ganzen an das vorhandene Schema des Staatsaufbaus. Er ist wegen der Mängel Wilhelms II. und Karls des Letzten für die republikanische Staatsform, will aber die Macht des Präsidenten stärken. Die politischen Parteien hätten noch immer „bei der Bildung des Staatswillens nur mit dem allen gemeinsamen Ziele mitzuwirken, dem Wohle und der Zukunft des Staates zu dienen". Das könne ohne Gefahr geschehen, da sie durch die Einschränkung der Staatsaufgaben ohnehin nicht in der Lage sein würden, diesen für ihre selbstischen Zwecke zu mißbrauchen. Überdies wäre die Staatsgewaltshandhabung wieder Beamten zu überlassen. Dieser Teil der Bunzelschen Ausführungen ist der schwächste; er hat diese Probleme wohl nur halb durchgedacht. Kennzeichnend dafür ist, daß Bunzel nichts über die Art sagt, wie, d. h. durch welche Organe und Machtmittel die Parteien von jetzt an „dem Wohle und der Zukunft des Staates" dienen sollen.

Eingehender spricht er über die ihm offenbar näherliegende Rechtspflege. Er fordert: Überprüfung der Rechtsnormen dahin, ob und wieweit sie noch der Rechtsempfindung des Volkes entsprechen, klare Formulierung und übersichtliche knappe Zusammenfassung. Haftung des Staates für jedes Verschulden seiner Beamten und Richter. Einführung von Sondergerichten auf möglichst vielen Gebieten zur Durchsetzung des germanischen Rechtssatzes: jeder soll nur von seinesgleichen gerichtet werden (Verkehrte Romantik, die zu einer Vertiefung des Klassengegensatzes und völliger Auseinanderentwicklung führen müßte!). Wichtig und richtig ist aber folgende Forderung: „Die Wahrung der Rechte und Freiheiten der einzelnen Staatsbürger gegenüber der Staatsgewalt aber wäre öffentlich rechtlichen Gemeinschaften zu übertragen. . . . Der Umfang ihrer Rechtssphäre würde . . . genau dem Pflichtenkreise entsprechen, den sie zu erfüllen habe . . ."

Die öffentlich-rechtlichen Gemeinschaften (Max Hildebert Boehm nannte das

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

früher Korporativismus) sind der Kern der Bunzelschen Vorschläge. Er teilt die Gewalten in

1. die vom Willen des Volkes gebildete und getragene und von Unabhängigen ausgeübte Staatsgewalt, die auf Rechts- und Friedensschutz und die Wahrung der Interessen der Gemeinschaft beschränkt ist;

2. die diese kontrollierenden öffentlich-rechtlichen Gemeinschaften, d. h. eine nach örtlichen u n d sachlichen Gesichtspunkten organisierte Selbstverwaltung. Als Gegengewicht gegen ihre ja allbekannten Mängel empfiehlt er eine leicht zugängliche, rasch arbeitende, unabhängige Verwaltungsrechtsprechung, sowie Kontrolle durch die Öffentlichkeit.

Den Schwerpunkt der lokalen Selbstverwaltung will er in die Gemeinden (nicht aber in die „bestenfalls historisch" zu erklärenden Länder) legen. Die Selbstverwaltung soll aber auf die eigentliche „Verwaltung" beschränkt sein: „denn die Gesetzgebung wird man ihr auch auf engem Gebiete nicht leicht überlassen können." Wem die Gesetzgebung überhaupt überlassen bleiben soll, sagt Bunzel, trotzdem er die Mängel der heutigen Zustände deutlich kennzeichnet, nicht. Steht Bunzel im ganzen der lokalen Selbstverwaltung mit Recht skeptisch gegenüber, so erhofft er alles von der fachlichen. Hier unterscheidet er:

1. Wirtschaftliche Selbstverwaltung.
2. Steuerliche Selbstverwaltung.
3. Kulturelle Selbstverwaltung.

Die fachlichen Wirtschaftsselbstverwaltungsgruppen will auch er im Reichswirtschaftsrat vereint wissen, dessen Vorzüge und Mängel er bespricht. Er glaubt letztere dadurch beseitigen zu können, daß er dem Reichswirtschaftsrat den ihm fehlenden fachlichen und lokalen Unterbau gibt. In diesen Ausführungen liegt auch dem Umfange nach der Schwerpunkt seiner Ausführungen, die freilich nicht immer überzeugend sind.

Der steuerlichen Selbstverwaltung will er Veranlagung, Einbringung (Steuergewalt) und Bewilligung der Steuern übertragen. Sie „hätte ihre Notwendigkeit zu prüfen und ihre Verwendung zu überwachen". Mehr sagt er nicht, streift also das entscheidende Problem allzu kurz. Denn wenn man seinen Vorschlägen folgen würde, so würde — das lehrt uns die Geschichte — der Schwerpunkt der Macht des Staates in diese Steuerselbstverwaltung übergleiten, die — da sie das Geld bewilligt — in alles dreinreden würde. Was geschähe bei einem Konflikt zwischen ihr und der Wirtschaftsselbstverwaltung oder den sonstigen gesetzgebenden Körpern? Wozu dann noch Parteien? Diese fallen doch, wenn es kein anderes steuerbewilligendes Parlament mehr gibt, in wenigen Monaten auseinander.

Stärker stimmen wir den kritischen Worten zu, die Bunzel für eine Kulturverwaltung findet. Um unsere Kultur zu retten, will er sie von der Verwaltung, vom Staat und den Gemeinden retten. Er sagt: „Manch einer wird . . . jede kulturfördernde Politik sozusagen als einen Widerspruch in sich erklären, weil man unmittelbar kulturfördernd nur von Mensch zu Mensch wirken könne, während Politik gemeinhin ein Wirken im großen Umkreis bedeute. Immerhin werden auch diese Zweifler zugeben müssen, daß der Politiker Kultur wenigstens unmittelbar fördern kann, indem er ihr . . . die materiellen Voraussetzungen . . . zu schaffen sucht. Auch dabei wird er sich freilich im wesentlichen darauf beschränken müssen, den Akten- und Obrigkeitsbureaukratismus einzudämmen und der Persönlichkeit freien Spielraum und Gelegenheit zur Selbstentfaltung zu geben. Auf alle Fälle aber wird jedes Organisieren auf kulturellem Gebiete durch die Tatsache sehr erschwert, daß als Kulturträger nur geistig hochstehende, eigenartige und darum meist auch eigenwillige Persönlichkeiten in Betracht kommen und daß die Kultur selbst von unendlicher

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mannigfaltigkeit ist. Erweist sich doch . . . die höchste Kultur eben darin, daß alles . . . dem Menschen eigentlich Werte, in verschiedenen Formen nebeneinander müßte bestehen können. . . . So wird man denn einer . . . uniformierenden Machtorganisation, wie es der Staat ist, die Verwaltung der Kultur sicherlich am allerwenigsten anvertrauen dürfen. Denn gerade beim Staate wird und muß das Streben, die Kultur für seine Zwecke zu mißbrauchen . . . besonders groß sein, gerade er wird sich . . . bei seinen kulturfördernden Maßnahmen von Nebengedanken leiten lassen . . . Überall, wo man jetzt vom Kulturstaat redet, sieht man ihm daher zwar die Aufgabe gestellt, die geistigen Kräfte einer Generation soweit zu entbinden, daß sie damit den bestehenden Institutionen dienen und nützen können — aber eben auch nur soweit. Er gleicht darin einem Waldbach, der durch Dämme und auf Gerüsten teilweise abgeleitet wird, um mit der kleineren Kraft Mühlen zu treiben, während seine volle Kraft der Mühle eher gefährlich als nützlich wäre. Jenes Entbinden ist daher zugleich und noch vielmehr ein In-Fessel-schlagen.

Durch freiwilligen Eintritt berufener, zielsicherer Persönlichkeiten gebildete Vereinigungen . . . werden wir somit die Kultur unter allen Umständen weit besser fördern können, als dies haltlose, von Parteienpolitik durchsetzte und beeinflußte staatliche Regierungen zu tun vermögen, und ebenso wird man die Entscheidung in religiösen Angelegenheiten, in Kulturangelegenheiten im engeren Sinne, wie in gewissen Schul- und nationalen Angelegenheiten weit eher einem Kulturparlamente, das aus solchen Vereinigungen entsteht, anvertrauen können, als den auf Grund politischer Programme gewählten und nach politischen Zielen orientierten pseudodemokratischen Volksvertretungen."

Nur dem letzten Absatz, dem Vorschlage des Kulturparlaments, widersetzen wir uns. Das wäre doch wieder ein Mischmasch von nach entgegengesetzten Zielen ziehenden Kräften, eine neue Schwatzbude. Es wäre das beste, die kulturelle Entwicklung, die hundert Jahre vergewaltigt worden ist, sich selbst zu überlassen. Wenn der „Staat" Geld hat, so mag er es den teils noch aus alter Zeit lebendigen, teils neu entstandenen oder noch entstehenden kulturellen und kirchlichen Gruppen geben und dafür einige Forderungen über Körper- und Geistestüchtigung zur Volkskunde stellen. Hingewiesen sei darauf, daß die Durchführung der Bunzelschen Gedanken, zu der uns die Finanznot zwingen wird, vor allem die Aufhebung des Schulzwanges zur Voraussetzung hat. Darüber werden die alten Weiber beiderlei Geschlechts und alle Bildungsspießer, ferner die amtlos gewordenen Lehrer, welche jetzt erst den Fähigkeitserweis werden erbringen müssen, weimern.

Noch ein Schlußwort. Wir konnten Bunzel nicht in allem zustimmen. Aber wir lernten in ihm einen Mann kennen, der deutsche Gedanken denkt, und der den Mut hat zu sagen, was viele sagen möchten. von Loesch.

Politische Rundschau

Unser Vaterland liegt in neuen schweren Krämpfen. Ihre Ursache ist und bleibt die ihm nicht natürliche und von ihm auf die Dauer nicht tragbare Verfassungsform, die es sich von 1815 bis 1919 nach und nach hat aufreden lassen. Die offene Erklärung, daß es für das Reich unmöglich sei, die Kosten der Rhein- und Ruhrhilfe noch weiterhin aufzubringen, verstärkte die französische Übermacht uns gegenüber derart, daß alle Aufmerksamkeit und die letzte Kraft an die Beschwörung des über Rhein und Ruhr hereinbrechenden Verderbens hätten gewandt werden müssen. Statt dessen verstrickten sich die Parteien in eine parlamentarische Krisis, die sie vollständig in An-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

spruch nahm und gleichzeitig wegen des Ausbleibens aller Entscheidungen die Tätigkeit der Behörden vollständig lähmte. Es darf uns nicht wundernehmen, daß sich darüber das politische Gefüge der Nation so sichtbar gelockert hat, wie es bisher trotz Niederlage und Revolution noch niemals der Fall war. Das Rhein- und Ruhrgebiet, das aus den Reihen seiner eigenen Bevölkerung schmerzlicherweise in den vergangenen Monaten keinen Führer herausgestellt hat, und das jeder Führung vom Reiche her in diesen erregten Wochen entbehrte, ist tatsächlich seinen eigenen Weg gegangen, und dieser Weg konnte nach den Umständen seine Richtung nur von wirtschaftlichen Antrieben her erhalten. Die Arbeiter haben sich, soweit sie an der Abwehr als Männer und nicht nur als Herde teilgenommen hatten, auch jetzt nicht zu den Franzosen gedrängt. Die Eisenbahner zögerten so lange, wie nur irgend möglich, ehe sie sich dem Feind ergaben. Im grellen Gegensatze dazu steht das Verhalten der Industrie. Nach den Erfahrungen, die wir vor zwei Jahren in Oberschlesien machten, und die auch an dieser Stelle damals besprochen wurden, war etwas anderes nicht zu erwarten. Damals hatte es die Industrie fertig gebracht, zur selben Zeit außenpolitisch ihren wirtschaftlichen Nutzen jeder ernsten nationalpolitischen Erwägung voranzustellen und im Innern eine große wirtschaftliche Frage ohne alle Rücksicht auf ihre gesellschaftliche und staatliche Tragweite anzuschneiden (es handelte sich um die Betriebsform der Reichseisenbahnen). Derselbe Fehler ist in diesem Augenblicke wiederholt worden. Stinnes trug in die Verhandlungen mit der französischen Besatzung über die Wiederaufnahme der Arbeit die industriellen Wünsche nach einer Verlängerung des Arbeitstages hinein. Es fiel daraufhin Othmar Strauß und seiner Firma Otto Wolf & Co. nicht schwer, Stinnes innen- und außenpolitisch bei den Franzosen den Vorsprung abzugewinnen. Während Stinnes mit dem französischen Gegner nicht von der Stelle kam, verständigte sich die in das Rhein- und Ruhrgebiet als Macht erst im Kriege eingebrochene Händlergruppe innerhalb unserer dortigen Industrie mit den Franzosen um so leichter.

Wir müssen damit rechnen, daß der bodenständige Teil unserer Schwerindustrie, auf dem die Stärke und Geltung unseres Reiches vor dem Kriege wesentlich mit beruhte, mit dem Zustandekommen des Phönix-Vertrages im Ruhrgebiet endgültig zurückgedrängt ist, nachdem er sich schon seit 1917 von dem eingedrungenen Händlertum eine Stellung nach der anderen hat abkämpfen lassen. Dieses Händlertum ist der geborene Bundesgenosse des Franzosen, der nach der Vernichtung unseres Heeres die Vernichtung unserer bodenständigen Wirtschaft als nächste Aufgabe sich setzen mußte und mit dem Einmarsch ins Ruhrgebiet nach mehrjähriger Vorbereitung sich auch gesetzt hat. Der Franzose braucht heute von sich aus die Dinge an Rhein und Ruhr nicht mit Gewalt weiterzutreiben. Er hat das Land in den Händen. Die Bevölkerung muß ihm aus der Hand essen, wenn sie nicht verhungern will. In der Wirtschaft ist die Führung an Männer gekommen, die entschlossen sind, unabhängig vom Reich und von der Nation ihren geschäftlichen Vorteil wahrzunehmen. Damit hat der Separatismus, der nichts bedeutete, so lange wie Dorten und Smeets ihn verfochten, und der auch noch nicht viel bedeutete, als er in den letzten Monaten im Kleinbauerntum und im Mittelstande Fuß faßte, seinen Durchbruch vollzogen. Die Kraft, auf die es am Rhein und an der Ruhr an erster Stelle ankommt, arbeitet für ihn, um ihre internationalen weltwirtschaftlichen Absichten ausführen zu können. Nicht rasch genug kann gesammelt werden, was dem Volkstum im besetzten Gebiete noch im Herzen verschrieben ist, damit ihm die Lage gezeigt wird, wie sie ist, und damit es geistig auf sie eingestellt wird.

Bayern ist mit dem gesunden Instinkte, der unserem Volke hier, wo Stamm und Einzelstaatsbildung am meisten zusammenfallen, erhalten geblieben ist, im Augenblicke des vollkommenen Zusammenbruchs unseres demokratisch parlamentarischen Systems einen Schritt zur Seite vom Rande des Abgrundes weggetreten, um zu prüfen,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

ob es sich durch eigenes Handeln zu retten vermag. In Herrn von Kahr hat ein Mann, dessen Name allen Bayern vertraut ist und Vertrauen einflößt, die Zügel der Staatsleitung fest in die Hand genommen. Andere haben sich um ihn geschart. Er hat es inzwischen wiederholt ausgesprochen, daß der Zweck des in Bayern geschaffenen Ausnahmezustandes die Aufnahme des entschiedenen Kampfes gegen die endgültige Umwandlung des deutschen Staatswesens in ein von der Arbeitsgemeinschaft bewirtschaftetes Warenhaus ist. In Bayern soll der Staat wieder Staat werden. Die innere Erneuerung des bayrischen politischen Lebens wird sich unter der Überschattung des Bismarckischen Reichsgedankens vollziehen. Innerhalb unserer Nation läßt sich heute kein größerer Gegensatz denken, als der zwischen dem im Bauerntum haftenden, vom Willen zum Reiche getragenen Bayerntum und dem internationalen händlerischen Unternehmertum in Köln. Das Bayerntum ist so sehr unsere Hoffnung, wie uns das Händlertum in Köln die ärgsten Besorgnisse um die Zukunft unseres Volkes einflößen muß. Trotzdem dürfen wir den bayrischen Schritt nicht nur auf seine seelischen Voraussetzungen hin werten. Wir müssen auch die tatsächlichen Folgen würdigen, die er nach sich ziehen kann, wenn im Innern des Reiches nicht bald mit dem Wiederaufbau begonnen wird. In einen gewissen, wenn auch vorerst noch unbedenklichen Abstand vom Reiche ist der bayrische Staat durch die letzten Geschehnisse gerückt worden.

Dieser Abstand Bayerns wird uns erst recht fühlbar, wenn wir die politische Entwicklung Österreichs im Zusammenhange mit den Fortschritten des Separatismus am Rhein und mit den bayrischen Entschlüssen würdigen. Alle drei haben nichts miteinander zu tun. Dennoch stellen sie sich uns beim Vergleiche als Stufen ein und desselben Vorganges dar. In Österreich ist es dem Geschick des holländischen Bevollmächtigten des Völkerbundes gelungen, die allzu schweren Bedingungen, welche die Nachbarn Österreichs den Österreichern bei den handels- und verkehrspolitischen Abreden der letzten Monate auferlegt hatten, nachträglich zu mildern. Dadurch ist Herr Seipel in der Lage, die wirtschaftliche Umstellung Österreichs von uns fort in den Kreis Italiens und der Staaten des kleinen Verbandes fortzuführen. Er war um den 20. September einige Tage in Warschau und hat dort mit gewohntem Geschick auch die politischen Beziehungen Polens und Österreichs entspannt und dafür wirtschaftliche Beziehungen angebahnt. In der „Neuen Freien Presse" ist die Warschauer Reise des österreichischen Kanzlers kurz nachher auf eine Weise gewertet worden, die uns einen Einblick darein gewährt, wie stark Österreich, nachdem es sich vor einem Jahr auf dem Wege über den Völkerbund in die Schuldhaft der Weltwirtschaft begeben hat, vom großdeutschen Gedanken schon abgetrieben ist und in die slawisch-ententistische Welt hineingezogen wird, die im Südosten zum Dasein drängt.

Die Macht, die sich die rein kapitalistischen Kräfte über den Rhein wie über die Donau verschafft haben, heischt von uns, daß wir mit vermehrter Aufmerksamkeit die Verschiebung auch der gesellschaftlichen Kräfte in Mitteleuropa und seiner vorderasiatischen Fortsetzung im Auge behalten. Ein kommunistischer Gegenstoß gegen die in Bulgarien aufgerichtete bürgerliche Regierung ist im letzten Drittel des September fast mühelos niedergeworfen worden. Dem Anscheine nach besitzt die radikale bäuerliche Bewegung auch in Südslawien nicht mehr die bisherige Gewalt. In der Tschechoslowakei sind die Sozialdemokraten bei den Gemeinderatswahlen im vergangenen Monat schwer aufs Haupt geschlagen worden. Alle diese Anzeichen deuten darauf hin, daß die Welle des mitteleuropäischen Lebens das Bürgertum wieder emporträgt, und daß damit die wirtschaftliche Denkart für das politische Verhalten der mitteleuropäischen Bevölkerung völlig ausschlaggebend wird. Diejenigen unter uns, die verzweifelt dagegen anringen, dürfen sich über das wachsende Gewicht der Widerstände, auf die sie treffen, nicht täuschen.

Es paßt dazu, daß in Mitteleuropa die Neigung, Streitigkeiten vor den Völker-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

bund oder an den Haager Schiedsgerichtshof zu bringen, beständig erstarkt. Die Entspannung zwischen Danzig und Polen durch die Vermittlung des Völkerbundes, der Schiedsspruch im Kampf um das polnische Minderheitenrecht, neuerdings die Überlegung, einerseits den italienisch-slawischen Streit um Fiume, andererseits den Jaworinastreit zwischen Polen und der Tschechoslowakei schiedsgerichtlich schlichten zu lassen, sind beachtenswerte Belege dafür. Soeben hat auch die Schweiz einen entschiedenen Versuch gemacht, durch eine Berufung an den Haag die Brutalität abzuwehren, mit der Frankreich nach der deutschen Kapitulation an der Ruhr die Genfer Zonenabkommen mit Anfang November einseitig außer Kraft setzte. Frankreichs rascher Rückzug vor dem schweizerischen Verlangen, wenn er auch gewiß bloß einstweilig gemeint ist, läßt darauf schließen, daß wir es hier mit einem nicht mehr zu übersehenden Element der mitteleuropäischen Meinungsbildung zu tun haben. Wir sind uns schon kürzlich dessen bewußt geworden, daß die englische Politik in Mitteleuropa damit gegen Frankreich arbeitet. Die Drohung der englischen Note von Mitte August, den französischen Einbruch ins Ruhrgebiet vor den Haager Schiedsgerichtshof zu bringen, zeigte die Engländer bereit, schon stärkere politische Folgerungen aus dem mitteleuropäischen Vorurteil zugunsten der schiedsrichterlichen Erledigung von Störungen der mitteleuropäischen Ruhe zu ziehen.

Die Engländer sind indessen vorläufig den Weg nicht weiter gegangen, den sie sich langsam und vorsichtig vom Frühjahr an bis zum August in der Ruhrfrage gebahnt hatten. Es läßt sich heute kaum noch daran zweifeln, daß sich Baldwin bei seiner persönlichen Zusammenkunft mit Poincaré Mitte September von der Seite Curzons weglocken ließ und den Franzosen mehr, als in der englischen Berechnung lag, nachgegeben hat. Baldwin kommt von der Wirtschaft her. Seine Freunde und Verehrer glauben von ihm, daß er den Beruf in sich spürt, zu beweisen, daß ein Wirtschafter zum Staatsmann sich emporzuarbeiten vermag. In Paris ist indessen doch der Wirtschafter in Baldwin des Staatsmannes noch einmal Herr geworden. Die Sorge darum, daß das Geschäft schließlich bei dem völligen Versagen der deutschen Politik den Franzosen unerwartet reichen Ertrag abwerfen könnte, und der Wunsch, England dabei nicht leer ausgehen zu lassen, scheinen Baldwin zur Verständigung mit Poincaré bewogen zu haben. Er umschrieb den wahren Charakter dieser Verständigung mit den schönen Worten, daß er bei seinem Amtsantritt eine Atmosphäre des Mißtrauens zwischen den beiden Mächten vorgefunden und diese Atmosphäre nunmehr beseitigt habe. Curzon hat erregten Widerspruch gegen den Rückzug Baldwins erhoben. Mittlerweile hat er einen Bundesgenossen von freilich nicht unbestrittenem Werte an dem Afrikaner Smuts erhalten. Smuts ist durch die Reichskonferenz nach London geführt worden. Die Konferenz tagt seit dem 1. Oktober. Sie wird zum ersten Male durch eine Wirtschaftskonferenz ergänzt. Der alte Plan Chamberlains, aus dem britischen Reiche ein durch Schutzzölle von der übrigen Welt abgehobenes, einheitliches Wirtschaftsgebiet zu machen, muß nach dem Verlauf der Verhandlungen als endgültig abgetan angesehen werden. Man versucht, den wirtschaftlichen Zusammenschluß der Reichsteile durch Anbahnung freundschaftlicher Verkehrsbeziehungen und durch Vorzugsbehandlung zu erreichen. Ob viel dabei herauskommt, kann nur die Zukunft lehren. Das Reich hat seit der letzten Konferenz nicht an innerer Einheit gewonnen. Die Dominien wollen nichts mehr von dem Namen „Britisches Reich" hören. Sie lassen sich noch die Bezeichnung „Commonwealth" gefallen. Sie ziehen aber die Bezeichnung „Britischer Staatenbund der Nationen" schon vor. Die englische Regierung ringt mit den Vertretern der Dominien beständig darum, daß sie die Verhandlungen geheim geführt haben will, wofür die von außen herbeigekommenen Herren den Grund nicht anerkennen wollen. Aus der Anlage der Verhandlungen ließ sich schließen, daß London zunächst alle weniger wichtigen Fragen mit den Dominien

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

erörtern und sie dadurch allmählich zu der Hauptfrage der Lage am Indischen Ozean hinleiten wollte. Am Indischen Ozean ist den Engländern in jüngster Zeit besonders gefährlich geworden, daß sich die in Ostafrika wohnenden Inder, die unsere Kolonisationsmethode kennengelernt haben, gegen die englische Regierungsweise in der neugebildeten großen englischen Kolonie Kenia auflehnen. Es scheint indessen nicht, daß sich die Vertreter der Dominien nach dem Wunsche der Londoner Regierung haben führen lassen. Smuts hat von jeher an den europäischen Angelegenheiten lebhaft Anteil genommen. Während des Krieges war er ein Hauptbearbeiter der öffentlichen Meinung in England gegen uns. Dann geriet er in den Bann des Wilsonschen Pazifismus. Heute möchte er das Reparationsproblem zu einer Lösung bringen, von der er glaubt, daß Mitteleuropa dabei bestehen kann. Er hat eine eigenartige Begabung, immer am Ziel ein wenig vorbeizutreffen, als wenn er schiele. Wir haben bisher an seinen Eingriffen noch nie Freude erlebt, obwohl wir keinen Grund haben, seine Loyalität und seinen guten Willen zu bestreiten. Schon ehe er auf der Reichskonferenz mit seinem eigenen Plane hervortreten konnte, stießen seine Landsleute auf der Völkerbundtagung in Genf mit der Forderung vor, daß der Verschleppung der Reparationsfrage ein Ende gemacht werden müßte. Dort glückte es den Franzosen, den Vorstoß alsbald unschädlich zu machen. In London dürfte der Erfolg von Smuts davon abhängen, wie weit sich Curzon von seiner Unterstützung etwas gegen Baldwin verspricht. Inzwischen ist die englische Politik in Europa wieder in hohem Maße, wenn nicht untätig, so doch unwirksam geworden.

Frankreich dagegen wird immer lebendiger. Es hat sich den Engländern gegenüber in der Tagung des Völkerbundes durchaus behauptet. Diesmal ist Ungarn die Anleihe zugesichert worden, durch die im vorigen Jahre Österreich in das Netz der ententistischen Politik hineingezogen wurde. Der Berichterstatter der Finanzkommission des französischen Senats, Bérenger, hat das Gebiet der österreichischen Nachfolgestaaten bereist, um die Gewährung französischer Kredite für wirtschaftliche Zwecke vorzubereiten. Frankreich rüstet sich für den Zeitpunkt, wo es mit Hilfe von Othmar Strauß und seinen Gesinnungsgenossen die deutsche Wirtschaft in der Schlinge haben wird, um dann den Kampf mit uns um die wirtschaftliche Organisation Ost-Mitteleuropas, bei der wir bisher noch durchaus die Vorhand hatten, aufzunehmen. Im selben Sinne ist der Senator de Monzie rastlos in Rußland tätig. Das vorigjährige Abkommen von Wolf & Co. mit der bolschewistischen Regierung wird den Franzosen hierbei ebenfalls nützliche Dienste leisten. Auch die sich vermehrenden inneren Schwierigkeiten Mussolinis, der nach der rein opportunistischen Behandlung des Parlaments im vorigen Jahre nunmehr mit den Sozialisten paktieren muß, und dem darüber die eigene Anhängerschaft auseinanderbricht, werden von den Franzosen als ein Guthaben in der Rechnung zu ihren Gunsten gebucht.

Wir schauen am Schlusse wieder noch einen Augenblick nach Ostasien hinüber. In Nordchina ist es zur Wahl eines neuen Präsidenten in der Persönlichkeit von Tsao-Kun gekommen. Das japanische Ministerium hat sich durch die Besetzung der wichtigen Stelle des Außenministers ergänzt. Der dazu erkorene Baron Ijuin gilt ebenso wie der Innenminister für einen Freund der Verständigung mit Rußland. Es wird angenommen, daß auch Tsao-Kun im selben Sinne tätig werden wird, so daß in Ostasien der Drang zum Zusammengehen der beiden gelben Mächte und Rußlands zunehmend deutlicher sich zu erkennen gibt. Der Widerstand dagegen geht von Südchina aus. Japan hält sich entsprechend den Vereinigten Staaten gegenüber zurück. Nur seine Regierung hat die Anregung des neuen amerikanischen Präsidenten zu einer abermaligen Abrüstungskonferenz bisher freundlich aufgenommen. Die beteiligten europäischen Mächte sträuben sich dagegen. Pertinacior.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Literarische Neuigkeiten

Von Neuigkeiten, welche der Schriftleitung bis zum 15. Oktober zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend

Guttmann. — England im Zeitalter der bürgerlichen Reform. Von Bernhard Guttmann. 570 S. Stuttgart 1923, Deutsche Verlags-Anstalt.

Haensel. — Zur Rettung unserer Wirtschaft und Finanzen. Grundzüge einer Steuerreform. Von Carl Haensel. 22 S. Ansbach 1923, als Manuskript gedruckt und verlegt von C. Brügel & S.

Herwig. — Der Pfarrer zu Pferd. Erzählung von Franz Herwig („Der Bienenkorb"). Freiburg 1923, Herder.

Just. — Clemens Brentano. Zu des rheinischen Meisters achtzigstem Todestag. Von Leo Just. 16 S. Köln 1923, Paul Gehly.

Kapherr. — Der Wald im Osten. Erinnerungen, Erfahrungen eines deutschrussischen Forstmannes. Von Egon Freiherr v. Kapherr. 219 S. Leipzig 1923, Rich. Eckstein.

Kaser. — Der deutsche Ständestaat. Von Kurt Kaser. (Zeitfragen aus dem Gebiete der Soziologie II, 2.) 34 S. Wien 1923, Leuschner & Lubensky.

Kobald. Alt-Wiener Musikstätten von Karl Kobald. 132 S. 2. erweiterte Auflage. Wien 1923, Amalthea-Verlag.

Kranold. — Die Persönlichkeit im Sozialismus. Beiträge zur philosophischen Begründung des Sozialismus. 250 S. Jena 1923, Thüringer Verlagsanstalt.

Kumsteller. — Geschichtsbuch für die deutsche Jugend. Von Dr. phil. Bernhard Kumsteller in Verbindung mit U. Haacke u. B. Schneider. (Mittelstufe.) 287 S. Leipzig 1923, Quelle & Meyer.

Lübbe. — Gottes Geheimnis über meiner Hütte. Roman von Axel Lübbe. 602 S. Stuttgart 1923, Deutsche Verlags-Anstalt.

Margueritte. — La garçonne. Sittenroman aus dem heutigen Paris. Von Victor Margueritte. 235 S. Berlin 1923, Kurt Ehrlich.

Mexiko. — Politik — Wirtschaft — Kultur der Vereinigten Staaten von Mexiko. 96 S. Berlin, Agencia Duems.

Niebuhr. — Politische Schriften von Barthold Georg Niebuhr. In Auswahl herausgegeben von Georg Küntzel. 355 S. Frankfurt a. M. 1923, Moritz Diesterweg. (Gz. 4,80 M.)

Ossendowski. — Tiere, Menschen und Götter. Von Ferdinand Ossendowski. Einzig berechtigte deutsche Übersetzung der amerikanischen Originalausgabe. Herausgegeben von Wolf von Dewall. 369 S. Frankfurt a. M., Frankfurter Societäts-Druckerei.

Raab. — Der deutsch-russische Rückversicherungsvertrag in dem System der Bismarckschen Politik, vornehmlich des Jahres 1887. Von Gerhard Raab. 117 S. Wetzlar 1923, Selbstverlag.

Rahilly. — Verborgenes Heldentum. P. Wilhelm Doyle, S. J. Ein Apostelbild aus unsern Tagen. Von Alfred O'Rahilly, Irland. („Jesuiten, Lebensbilder großer Gottesstreiter.") 456 S. Freiburg 1923, Herder.

Schäfer. — Der Gang in die Stadt und andere Geschichten. Von Georg Schäfer. („Der Bienenkorb.") 80 S. Freiburg i. Br. 1923, Herder.

Scheffauer. — Das Land Gottes. Das Gesicht des neuen Amerika. Von Herman George Scheffauer. 255 S. Hannover, Paul Steegemann.

Schenk. — Vom kleinen Lehrer und seinen drei Tugenden. Eine altmodische Geschichte von Maria M. Schenk. 132 S. Freiburg 1923, Herder.

Scherlag. — Moderne polnische Lyrik. Eine Anthologie deutscher Übertragungen. Herausgegeben von Lorenz Scherlag. 290 S. Wien 1923, Amalthea-Verlag.

Sohnrey. — Die Sollinger. Volksbilder aus dem Sollinger Walde. Von Heinrich Sohnrey. 392 S. Berlin 1924, Deutsche Landbuchhandlung.

Stieler. — Edelweiss and Alprose and other Poems by Ida Stieler. 26 S. Leipzig, Markert & Petters.

Stoll. — Der Maler Joh. Friedrich August Tischbein und seine Familie. Ein Lebensbild nach den Aufzeichnungen seiner Tochter Caroline. Von Professor Dr. h. c. Adolf Stoll. 240 S. mit 23 Tafeln. Stuttgart 1923, Strecker & Schröder.

Stratz. — Und wenn die Welt voll Teufel wär'.. Roman von Rudolph Stratz. 382 S. Berlin, August Scherl.

Weber. — Jugendfürsorge im Deutschen Reich. Von Prof. Dr. Heinrich Weber. (Schriften zur deutschen Politik, Heft 6 und 7.) Freiburg 1923, Herder.

Wieprecht. — Jung-Faust. Eine ernsthafte Faust-Parodie, der deutschen Jugend gewidmet. Von Erich Wieprecht. 60 S. Großenhain i. Sa. 1923, H. Plasnick. (Gbd. 1 M.)

Willam. — Der Lügensack. Erzählung von Fr. Michel Willam. 81 S. Freiburg 1923, Herder.

Winds. — Drama und Bühne. Im Wandel der Auffassung von Aristoteles bis Wedekind. Ein Brevier von Adolf Winds. 390 S. Stuttgart 1923, Deutsche Verlagsanstalt.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Rudolf Pechel, Berlin. — Dr. Wilhelm von Kries, Berlin. — Oberreg.-Rat Professor Dr. B. Möllers, Mitglied des Reichsgesundheitsamtes, Berlin. — A. P. Tschechow †. — R. Baron von Campenhausen, Jena. — Geh. Reg.-Rat Professor Dr. Gustav Roethe, Berlin. — Dr. E. G. Kolbenheyer, Tübingen. — Hans Kallmann, Berlin. — Dr. Ernst Winkler, Wien.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- und Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zeitungsausschnitte

liefern über jedes Gebiet für Gelehrte, Künstler, Schriftsteller, Fachzeitschriften, Finanziers, Großindustrielle, Behörden usw. usw.

Klose & Seidel

Bureau für Zeitungsausschnitte

Berlin NO 43

Georgenkirchplatz 21

Mäßige Preise! Sachgemäße Bedienung!

Wir

empfehlen den Anzeigenteil

freundlicher Beachtung

und bitten, bei Bestellungen auf die

Deutsche Rundschau

Bezug zu nehmen.

Nicolaische Buchhandlung

Begr. 1713

Borstell & Reimarus, Berlin

NW 7, Dorotheenstr. 62 W 9, Königgrätzer Str. 123

Reichhaltiges Lager von Werken der schönen u. wissenschaftlichen Literatur, Reisehandbücher, Karten u. Pläne Verzeichnis auf Wunsch kostenfrei. — — Ankauf von Bibliotheken und einzelnen Werken von Wert.

Abteilung:

Fritz Borstells Lesezirkel:

Größtes deutsches Bücher-Leihinstitut.

Gründungsjahr 1864.

Alle namhaften Erscheinungen von Unterhaltungsschriften und Werken wissenschaftlicher Richtung stehen unseren Abonnenten stets in sauberen, zum großen Teil neuen Exemplaren leihweise zur Verfügung. Umtausch beliebig.

Der große Luther-Roman:

Das Reich des Lebens

Martin Luthers Taten und Abenteuer in seinen jungen Jahren

von Eugen Fischer

Aus der großen Zahl der anerkennenden Pressestimmen heben wir nur einige hervor:

„Fischers Auffassung hat eine grüblerische Besonnenheit, das Schwergewicht innerer Sammlung, das seiner Charakteristik die Unwiderleglichkeit einer letztinstanzlichen Entscheidung gibt." (H. Bieber im „Tag".)

„Dieses Buch kann eine Leistung genannt werden, die vermöge ihrer Wahrhaftigkeit, Gerechtigkeit und Herzensfülle auf jeden Leser, auch einem der Sache nicht freundlich gegenüberstehenden, einen tiefen Eindruck machen muß." (E. v. K. im „Literarischen Echo".)

„Die innere Übereinstimmung des Werkes ist sein Vorzug: Äußeres und Inneres, Welt und Umwelt sind in Eins gesehen." (Chr. Boeck in „Preuß. Jahrb.")

Geh. Gz. 2,— (Schlüsselzahl des Börsenvereins) Gebd. Gz. 3,—

Verlag von Gebr. Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin W 35

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Die Schicksalstage der deutschen Front

Von

Peter Weber

„Vom Hohen wie vom Gemeinen lernt der Mensch sich leicht entwöhnen, denn ihn besiegen die gewaltigen Stunden." Welch ein Trost für alle Feigen, welch ein Trost für uns! Ist ein verlorener Krieg nicht ein „gewaltiges" Ding, leiten sich daraus nicht immer die schwersten Folgen ab? Machtlos und wehrlos ist der Besiegte dem Sieger ausgeliefert. Was will der Unterlegene dagegen tun, wenn der Sieger ihn, den Armen, umbringen will? Nun ja, er kann protestieren, kann an göttliches und menschliches Recht, an das „Weltgewissen" appellieren — aber wehren kann er sich doch nicht mehr.

Das siegreiche Rom hat einst Karthago zerstört. Zwar haben die Karthager zu einem letzten Verzweiflungskampf sich aufgerafft, als ihnen die Römer die „Friedensbedingungen" bekanntgaben. Aber es hat doch nichts geholfen. Es gibt eben Stunden, die stärker, gewaltiger sind als der Menschenwille. Bleibt uns also nichts übrig, als zu hoffen, daß die anderen, die Sieger, gnädiglich mit uns verfahren. Amen.

Und dann: man kann doch ein Volk von 60 Millionen nicht einfach vom Erdboden vertilgen, man kann, man darf das doch nicht! Ein so friedliebendes Volk, das alles tut, um getreulich die Diktate zu erfüllen.

Das ist der Geist der deutschen Politik seit Kriegsende, ab und zu leicht gewandelt. Nicht im Kern, nur in Ton, Gebärde und Ausmaß. Es gibt Rückfälle in den alten „reaktionären" Geist. Die „Realpolitiker" sorgen für „Heilung".

Jeder lebt derweil schlecht und recht; die Masse sich mühend, hungernd, eine Minderheit wuchernd, prassend — aber alle rücksichtslos bestrebt, Last und Not auf die „anderen" abzuwälzen. Der Franzose hat ein passendes Wort dafür: chacun pour soi, Dieu pour nous tous. Ich sage abermals: Amen.

Wer konnte so recht klagen? Eigentlich niemand, außer den Ehrlichen, den Dummen. Nur die Rheinländer stöhnten, wollten dem Zwang der „gewaltigen Stunden" sich nicht fügen. Nun ja, man verstand das, fühlte ihre Not, ihre Schande mit. Aber was sollte „man" dagegen machen? Der Vertrag band doch der Regierung die Hände! Was ging es schließlich den einzelnen an. Das war Sache der Politik, und die versuchte ja alles, bis an die „Grenze der deutschen Leistungsfähigkeit". Aber der böse, rach- und beutegierige Sieger Frankreich . . .

So ging's bis Anfang 1923. Nun glaubte Frankreich das deutsche Volk genug gewöhnt, genug entmannt. Es stieß ihm an der Ruhr ins Leben. Ein Aufbäumen, doch noch ein Aufbäumen! Des ganzen Volkes? In den Millionen an der Ruhr wühlte eine gefährliche Gärung. Sie griff auf die Rheinländer über, schlug Wellen auch ins Innere Deutschlands.

Einen Augenblick hielt die Welt den Atem an. Sollte der alte deutsche Geist erwachen? Sollte dieses getretene, verhöhnte Volk endlich, endlich Widerstand leisten? Die Hoffnung wurde betrogen. Die Politik der Regierung proklamierte den

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„passiven" Widerstand. Und jedes normale Denken war gelähmt, jede Politik der Aktivität im Keime erstickt. Deutschland „protestierte" wie immer und — duckte sich. Und die Millionen an Rhein und Ruhr hielten still, zähneknirschend, aber sie hielten still. Der Sklavenhalter hatte Zeit, die würgenden Fesseln fest und fester zu ziehen. Aus der gefolterten Bevölkerung selber wuchsen keine Führer heraus, die all die gespannten, kampfwilligen Abwehrkräfte zusammenballen und zum Gegenstoß ansetzen konnten.

Und es kam, wie es kommen mußte, der „passive" Widerstand erwies sich als ein organisierter Selbstmord. Das war kein Kampf, das war ein Sichschlachtenlassen. Und um diese Politik des Selbstmordes bis zum Ende durchzuführen, ruinierte man die ganze deutsche Wirtschaft und den Rest der Finanzkraft. Das war noch nicht einmal das Schlimmste! Man machte die Feigheit zu höchster politischer Weisheit, machte sie zu einer Heldentat. Man mordete im Volke den Urinstinkt des Selbsterhaltungstriebes, man zwang es zu feigem Ducken und Hinnehmen.

Es wäre ein billiger Selbstbetrug, die Regierung allein mit der Schuld zu belasten. Ihre Politik entsprach der Jämmerlichkeit des ganzen Volkes. Und umgekehrt: kann eine Regierung, die glaubt, mit Papiergeld und Notenpresse gegen Bajonette und Kanonen kämpfen zu können, vom Volke den Einsatz von Blut und Leben verlangen? Ist es zu verwundern, daß man im unbesetzten Deutschland nicht einmal Geld- und Arbeitsopfer für einen solchen „Kampf" gab? —

Das Ende war danach.

Man wirft der Regierung vor, sie habe keinen „Demobilmachungsplan" gehabt für den Abschluß des Kampfes. Man tut ihr unrecht. Es war nichts zu demobilisieren, es war nur zu kapitulieren. Und diesen sogenannten passiven Widerstand will heute noch das deutsche Volk nicht als eine Politik des Selbstmordes vor sich selber bekennen. Denn das hieße an die Brust schlagen, hieße die eigene Jämmerlichkeit und Feigheit bekennen.

Heute ist der Franzose der unumschränkte Herrscher in den besetzten Gebieten. Weder die deutsche Regierung noch die Bevölkerung hat irgendeinen Einfluß, irgendein Recht. Verwaltung und Wirtschaft stehen unter dem Diktat des „Siegers". Und die Franzosen sind im Begriff, ihren Sieg bis zur letzten Konsequenz durchzuführen.

An zwei Parallelen muß hier erinnert werden. Die eine zeigt sich in den Verhandlungen zur Verlängerung des Waffenstillstandes am 17. und 18. Februar 1919 in Trier. General Foch verlangte die Auslieferung der deutschen Handelsflotte. Nur unter dieser Bedingung sollte die Hungerblockade beendet werden. Und er drohte mit einem weiteren Einmarsch, wenn Deutschland sich weigern sollte. Obwohl jedermann klar war, daß damit die deutsche Handelsflotte verloren sei, trotz der Versicherung, daß damit den Bestimmungen des Friedensvertrages nicht vorgegriffen werde, erfüllten die Volksbeauftragten das Verlangen. „Um Schlimmeres zu verhüten." Und die deutsche Flotte war verloren.

Die zweite Parallele zeigt der polnische Länderraub im Osten. Die Polen drangen immer weiter vor. Der kümmerliche Rest des deutschen Heeres kämpfte gegen die Eindringlinge. Ein starker Zuzug von Freiwilligen stärkte die deutsche Front, so daß sie zum Gegenstoß ansetzen konnte. Schon begannen die polnischen Truppen zurückzuweichen. Da verlangte die Entente einen Waffenstillstand im Osten. Unter Drohungen natürlich. Die damalige Regierung konnte in gar keinem Zweifel sein, daß sie das von Polen besetzte deutsche Land niemals wiedererhalten werde. Sie wurde von Deutschen, die es wissen konnten, darauf hingewiesen, daß die von den Polen besetzte Linie die zukünftige deutsch-polnische Grenze werden würde. Nur um eine Verschleppung der Waffenstillstandsverhandlungen um 14, um 8 Tage wurde dringend ersucht. Bis dahin hoffte man die Polen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

weit über Posen zurückgeschlagen zu haben. Alles war auf eine Offensive in schärfstem Tempo eingerichtet. Umsonst. Die deutschen Truppen mußten, Gewehr bei Fuß, stehen bleiben. Nach langwierigen Verhandlungen wurde die neutrale Linie festgestellt, die weder von deutschen noch von polnischen Truppen überschritten werden durfte. Diese sogenannte Demarkationslinie ist bis auf geringe Abweichungen die heutige deutsch-polnische Grenze.

Wie ist es im Westen? Auch da ist eine „Demarkationslinie" durch französische Truppen und Drahtverhaue, durch Zollgürtel und durch Paßzwang. Die deutsche Regierung hat nichts mehr zu befehlen in diesen abgetrennten Gebieten. Der Souverän ist die Interalliierte Rheinlandkommission, das heißt der französische Vorsitzende, Herr Tirard, der seine Befehle von Paris empfängt.

Es ist notwendig, alle diese Dinge in großen Linien und Parallelen zu sehen und zu werten.

Frankreich kämpft jetzt um den Rechtstitel, unter dem diese in Wirklichkeit losgerissenen westlichen Gebiete auch de jure ein für allemal als abgetrennt gelten sollen. Die Vergewaltigung des Ruhrgebiets bis zur Kapitulation schuf die Machttatsache. Der Separatistenputsch leitet die neue Phase der de-jure-Besitzergreifung ein. Auch hier geht Frankreich den Weg der brutalen Gewalt. Es schickt die bewaffneten Sonderbündler zum Angriff vor. Nicht umsonst hat Frankreich sich durch all die Jahre hindurch bemüht, vor der Welt die Fiktion von der „rheinischen Bewegung" aufrecht zu erhalten. Da es nicht genug Rheinländer dafür gewinnen konnte, warb es Landfremde. Es ist begreiflich, daß sich dazu nur Gesindel hergeben konnte, das auf mühelose Art Geld verdienen will.

Die Hoffnung der Franzosen, die rheinische Bevölkerung im ersten Ansturm und durch Überraschung zur Kapitulation zwingen zu können, schlug fehl. Die Rechnung stimmte nicht. Die Franzosen glaubten die Rheinländer durch den neunmonatigen Abwehrkampf, durch Arbeitslosigkeit und den drohenden Hunger zermürbt genug. Sie sahen sich getäuscht. Es war den bewaffneten Horden zwar leicht, die öffentlichen Gebäude zu besetzen. Es war auch für die Franzosen nicht schwer, einen aktiven Kampf der Bevölkerung fast ganz zu unterbinden. Sie entwaffneten die Polizei oder verboten ihr, von der Schußwaffe Gebrauch zu machen. Sie verhängten eine Verkehrssperre von frühabends bis spätmorgens, so daß während dieser Zeit die Separatisten ungehindert marschieren und „erobern" konnten. Zudem hielten sie die Besatzungstruppen zum Schutz der also „eroberten" Gebäude bereit. Von der Bevölkerung wurde verlangt, daß sie die Separatistenherrschaft als eine „gegebene Tatsache" anerkennen müsse.

Die staatlichen und kommunalen Beamten und die Bevölkerung weigerten sich. Wo die Sonderbündler sich zeigten und wo sie nicht genügenden Schutz durch die Besatzungstruppen hatten, wurden sie angegriffen, verprügelt und erschlagen. So ergab sich die merkwürdige Situation, daß die bewaffneten Horden und die neuen „regierenden" Männer in den öffentlichen Gebäuden wie in Gefängnissen saßen.

Hier griff die englische Politik ein. Sie formte die Weltmeinung und den Weltwiderstand. Sie zerstörte die französische Lüge, als ob es sich hier um eine „rheinische Bewegung" handelte, und entlarvte die Sonderbündler als landfremdes Gesindel. Die englische Regierung ließ in Paris offiziell erklären, sie werde niemals eine Rheinische Republik, geschaffen von diesem landfremden Gesindel, das sich nur durch die bewaffnete französisch-belgische Unterstützung behaupten könne, anerkennen.

Da zuckten die Belgier zurück. Sie erklärten eine strikte Neutralität. Die Folge war, daß die Sonderbündler in dem belgisch besetzten Gebiet sich nicht halten konnten. Und wenn die belgischen Besatzungstruppen das Lumpengesindel selber

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

entwaffneten und abtransportierten, so geschah es nur, um es vor der Wut der Bevölkerung zu retten.

Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als ob die Franzosen das separatistische Gewaltexperiment ebenfalls beenden wollten. Da kam der sozialdemokratische Putschversuch in der Pfalz. Er war ein Verrat an dem rheinischen, höchst aktiven Abwehrkampfe. Er war eine Frucht der stillen und zähen Politik des Oberdelegierten der Pfalz, des Generals de Metz. Im Gegensatz zu Tirard wollte de Metz auf „legalem" Wege eine Pfälzische Republik erreichen. Er lehnte das Experiment mit bewaffneten landfremden Mietlingen ab. Die Bevölkerung sollte aus „freiem Willen" von ihm die Erlaubnis zur Schaffung einer „Freien Pfalz" erbitten. Seit 1920 suchte er die pfälzische Industrie, die Landwirtschaft und von den Parteien die Sozialdemokratie zu gewinnen. Nun hielt er die Stunde für gekommen. Und er wollte dem politischen Rivalen Tirard nicht den Ruhm allein überlassen. Sein Werk, die „Freie Pfalz", mußte von ihm als eigenes Gebilde, als sein persönlicher politischer Erfolg geschaffen werden. Seine ganze politische Zukunft stand auf dem Spiel. Er gab den durch langjährige Arbeit umnebelten deutschen Mitverschworenen, den sozialdemokratischen Führern, das Zeichen. Der ehemalige bayrische Ministerpräsident Johann Hoffmann überreichte General de Metz eine „Erklärung" folgenden Inhaltes:

„In Anbetracht der gegenwärtigen Verhältnisse in Bayern haben die Unterzeichneten beschlossen, aus der Pfalz unverzüglich einen selbständigen Staat im Rahmen des Reiches zu bilden unter Zusammenarbeit sämtlicher politischer Parteien der Pfalz.

Sie bitten den Herrn General, als Vertreter der Hohen Interalliierten Kommission, von der Gründung des neuen Staates wohlwollend Kenntnis zu nehmen.

Sie verpflichten sich, von nun an feierlichst und unbedingt mit der Hohen Kommission in vollstem Einvernehmen für Gegenwart und Zukunft in der Erfüllung aller im Rahmen des Versailler Vertrages hinsichtlich der Reparationen und der für Frankreich erforderlichen Sicherheiten (!) enthaltenen Bestimmungen zusammenzuarbeiten.

Für den Fall eines Wechsels in der politischen Orientierung des Reiches, der sich gegen die Erfüllung der vorstehenden Verpflichtungen richten sollte, behält diese Verpflichtung ihren vollen Wert."

Diese Erklärung zeigt die Hand des Generals de Metz und das Ziel: die Trennung der Pfalz nicht nur von Bayern, sondern auch vom Reiche. Denn sie sollte ihren vollen Wert behalten, wenn eine deutsche Regierung sich gegen den Versailler Vertrag wenden sollte. Diese erneute und freiwillige Anerkennung des unerfüllbaren Gewaltvertrages durch deutsche Einzelländer wäre für die französische Politik von allergrößter Bedeutung als Waffe gegen die entgegengesetzte Weltmeinung. Von dem politischen Denken der Sozialdemokratie aus gesehen war es der versteckte Versuch, die politische Orientierung und Form des Reiches ein für allemal auf die heutige festzulegen. Sie hätte den Abfall eines Landesteiles immer als Machtmittel, als Erpressungsmittel in der Hand gehabt.

Der Vertreter der Rheinlandkommission in Ludwigshafen, Major Louis, interpretierte denn auch die Erklärung im Kreistag gleich richtig dahin, daß die Pfalz als „autonomer" Staat mit einer provisorischen Regierung als gebildet zu betrachten sei. Aber General de Metz hatte den Einfluß der Sozialdemokratie überschätzt. Der Kreistag lehnte ab. Ein Sturm der Empörung ging durch die Pfalz und durch das Reich. Der Putschversuch in der Pfalz endete mit einem Mißerfolg. — Diese Niederlage kränkte General de Metz so sehr, daß er nun die Pfalz den Sturmtrupps der Separatistenbanden freigab.

Die Folgen dieses sozialdemokratischen Verrats für das gesamte Rheinland aber sind äußerst schwerwiegend. Denn die Franzosen und Separatisten, die ihr Spiel schon verloren gegeben hatten, fanden nun den Mut zu einem neuen Vorstoß.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Von diesem Tage an trat die Unterstützung der Separatisten durch die Besatzungstruppen ganz unverhüllt in die Erscheinung. Die französischen Delegierten der Rheinlandkommission redeten plötzlich eine drohende Sprache. Die Bevölkerung aber wurde von einer Art Lähmung befallen.

Von dem scharfen Vorgehen der Engländer, von dem Wandel in der Haltung der Belgier erfuhr sie nichts. Der klägliche Rest der Presse durfte darüber nichts berichten; Verkehr und Telephon waren so gut wie ganz unterbunden. Zwar blieb die von den Franzosen angekündigte offizielle Anerkennung der Sonderbündler aus, aber der Terror der Separatisten wurde nicht beendet, ihr Schutz nicht abgebaut, sondern im Gegenteil verstärkt. Die bewaffneten Horden, die aus der belgischen Zone und aus der Umgebung der englischen abgeschoben wurden, zogen rheinaufwärts nach Koblenz, Mainz, Worms und in die Pfalz. In Trupps von 20 bis 500 wurden sie auf einzelne Orte angesetzt. Sie besetzten die öffentlichen Gebäude, bildeten eine „Verwaltung", möglichst aus ortseingesessenen Sonderbündlern, und zogen dann weiter zur nächsten Stadt. Regelrechte Landsknechtszüge. So haben sie die ganze Pfalz „erobert". Die Bezahlung dieser Söldner erfolgt auf die denkbar einfachste Weise. Sie besetzen die Notendruckereien, „beschlagnahmen" die Vorräte und drucken weiter. Sie „requirieren" der hungernden Bevölkerung die letzten Bissen vom Munde weg.

Dieses organisierte Räuberwesen schafft natürlich in den besetzten Gebieten unmögliche und unerträgliche Zustände. Die staatliche und kommunale Verwaltung ist völlig lahmgelegt. Kein Mensch ist seines Eigentums und seines Lebens sicher. Ein letzter Rest von lokaler Wirtschaft und lokalem Handel wird mühsam aufrecht erhalten. Zahlungsmittel sind keine mehr vorhanden. Deutsches Geld wird kaum in Zahlung genommen, das Notgeld hat keinen Wert, weil die Sonderbündler es drucken. Die Bevölkerung steht vor dem Hunger, vor dem Ruin.

Die Franzosen wollen diesen Zustand, sie verschärfen den Druck noch. Der Hunger soll die Bevölkerung mürbe und gefügig machen. Sie stellen kalt und rücksichtslos ihre Bedingungen. Was bisher die einzelnen französischen Kreis- und Ortsdelegierten inoffiziell, als „Ratschlag" der Bevölkerung sagten, das hat nun der Vorsitzende der Interalliierten Rheinlandkommission, Tirard, ganz offen erklärt: Frankreich verlangt von der Bevölkerung die Loslösung des Rheinlandes aus dem bisherigen staatsrechtlichen Verbande. Er läßt die Frage offen, ob sich Frankreich dabei mit einer Trennung von Preußen „begnügt", oder die völlige Loslösung vom Reiche verlangt. Im Effekt würde sich kaum ein Unterschied ergeben.

Und hier ist der Punkt, wo die geschlossene Kampffront der Rheinländer brüchig zu werden droht. Es hat keinen Zweck, diese Gefahr zu verschleiern. Es gibt nicht unerhebliche Kreise der Bevölkerung, die das „kleinere Übel" einer Trennung von Preußen hinnehmen wollen, um dem größeren, einer gewaltsamen Trennung vom Reiche, zu entgehen. Der Gedanke hat etwas Bestechendes. Von französischer Seite wird suggeriert: „Trennt euch von Preußen, proklamiert eine Rheinische Republik, dann werden wir die Separatisten zum Teufel jagen; alle Schwierigkeiten werden beseitigt werden, das Wirtschaftsleben wird in kürzester Frist wieder in normalen Gang kommen. Frankreich denkt nicht an eine Annexion der Rheinlande."

Wie weit diese unheilvollen Gedanken schon Eingang in die Bevölkerung gefunden haben, das zeigen Entschließungen, die in drei Kreisen des Regierungsbezirks Trier von den Kreisausschüssen an den französischen Kreisdelegierten gerichtet worden sind. Wir lassen die Erklärung des Kreises Saarburg an der Saar wörtlich folgen:

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Die Vertreter des Kreises sind sich bewußt, daß eine Selbständigmachung der Rheinlande unerläßlich ist. Sie erklären sich mit der Gründung des freien Rheinlandes (Rheinstaat, Rheinische Republik) mit möglichster Anlehnung an Deutschland unter Ausschaltung jedweder imperialistischer Idee einverstanden.

Sie lehnen eine Gemeinschaft mit den jetzigen Führern entschieden ab, weil letztere nicht die Träger des Volkswillens darstellen.

Die unterzeichneten Mitglieder des Kreisausschusses aber sind die Sprecher der Bevölkerung. Sie haben den Wunsch und den Willen, geordnete Zustände auf schnellstem Wege herbeizuführen.

Sie bitten, der bestehenden Ausnahme-Regierung ein sofortiges Ende zu machen und schlagen als Landratsvertreter bis auf weiteres die nach der Kreisordnung zuständigen Kreisdeputierten vor."

Sie erklären sich einverstanden — mit „möglichster" Anlehnung des Rheinstaates an Deutschland. Ach, und wie rücksichtsvoll und verschleiert wird gegen die Annexionspolitik Frankreichs Front gemacht; von „imperialistischen Ideen" wird gesprochen, beileibe aber nicht von denen Frankreichs.

Diese Entschließungen zeigen, wo die französische Politik hinaus will. Die rheinische Bevölkerung soll scheinbar „freiwillig" durch Schaffung einer Rheinischen Republik die Trennung vollziehen. Die Trennung von Preußen würde fürs erste Frankreich genügen. Denn so wie die Rheinländer zu diesem Schritt gezwungen wurden, so könnten sie später mit fast denselben Mitteln zu dem weiteren Schritt gepreßt werden, zur Loslösung vom Reiche.

Auf der Tagung des Rheinischen Provinziallandtages in Barmen wurde ein Einundzwanzigerausschuß gebildet, der die Aufgabe hat, sofort alle Wege zu beschreiten, alle, die der unerträglichen Not des Rheinlandes ein Ende machen können. Es ist eine Entschließung auf dieser Tagung gefaßt, die sich leidenschaftlich gegen die Lostrennung des Rheinlandes vom deutschen Vaterlande wendet, die ebenso leidenschaftlich die separatistische Gewaltherrschaft ablehnt. Das Wort Preußen ist in all diesen Entschließungen nicht zu finden. Kurz, der Einundzwanzigerausschuß ist willens, mit den Franzosen über die Trennung des Rheinlandes von Preußen zu sprechen. Soweit ist es gekommen.

Es ist richtig, daß die Befürworter einer Trennung von Preußen von den Franzosen „Garantien" verlangen wollen, ehe sie sich zu diesem Schritt entschließen. Garantien nach einer doppelten Richtung: Erstens, daß Frankreich die Separatistengewalt beseitigt und eine Wiederherstellung der normalen und vertraglichen Zustände zusichert; zweitens, daß Frankreich eine gewaltsame Trennung der Rheinlande vom Deutschen Reich nicht betreiben will.

Es ist an der Zeit, daß endlich ein offenes Wort gesprochen wird über all diese äußeren und inneren Vorgänge, denn es steht für die Rheinlande und ganz Deutschland schlechthin alles auf dem Spiel. Ein Fehlschritt jetzt — und die Entwicklung zum Unheil ist nicht mehr aufzuhalten.

Darum heißt es für alle, die klar sehen wollen, jede Illusion abtun; für die Menschen im unbesetzten Deutschland, wie für die Rheinländer.

Und da muß zuerst ausgesprochen werden, hart und rücksichtslos: Das deutsche Volk hat das Recht verwirkt, von den Rheinländern zu verlangen, daß sie Not und Folter zu seiner Entlastung, zu seinem Vorteil tragen. Das deutsche Volk von gestern und heute ist eines solchen Opfers nicht mehr wert. Es kann keine Treue von den Rheinländern verlangen, denn es hat mit dieser Treue Schindluder gespielt. Es hat Ehre und Macht, deutsches Land und deutsche Menschen vertan wie ein leichtfertiger, liederlicher Spieler. Es steht da, entmannt, erbärmlich, feig und häßlich, ein widerwärtiges Bild. Durch eigene schwerste Schuld.

Und wenn in der Welt sich für dieses Volk noch ein Rest von Sympathie regt, so ist es um des Volkes von einst willen; und weil man noch einen Funken Hoffnung

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hegt, einen Rest von Glauben hütet, daß es eine neue Wiedergeburt geben könnte — vielleicht. Und wenn sich draußen Widerstand zusammenballt gegen den Würger und Henker Frankreich, dann ist es nicht um eines schuldlos Gemarterten willen — denn wir haben es nicht besser verdient. Dann ist es, weil man Frankreich nicht zum Zwingherrn Europas, zum Zerstörer Europas werden lassen will. Dann ist es, weil man ein starkes Deutschland braucht, als politisches Kampfinstrument zur Bindung und Bändigung des französischen Imperialismus.

Und so muß die Welt das Schauspiel erleben, wie andere für Deutschland kämpfen, das Schauspiel, wie ehemals feindliche Völker den Geist der Selbstbesinnung, des Widerstandes, des Ehrgefühles in das entartete Geschlecht wieder hineinzupumpen suchen. Nicht einem halben Tausend steigt dabei das Rot der Scham ins Gesicht; denn daß die Welt uns zu helfen verpflichtet sei, nehmen wir als eine Selbstverständlichkeit.

Wer hat den Rheinländern zur Seite gestanden gegen den Putschversuch der Separatisten und Franzosen? England. Die deutsche Politik war mit wichtigeren Aufgaben befaßt — im Innern. Ein paar Tage rüttelte die deutsche Presse das In- und Ausland auf. Dann kehrte sie zur Innenpolitik, zum Partei- und Klassengezänk zurück und überließ der englischen Presse das Weitere. Kein deutscher Minister sprach das ultimative Wort: Diese Gewalttat zerreißt alle Verträge. Die englische Regierung mußte in Paris die Vertragsverletzung feststellen und erklären, daß sie eine solchergestalt usurpierte Macht im Rheinland niemals anerkennen werde.

Genug, übergenug! Das rheinische Volk erwartet nichts mehr von Deutschland. Nicht Hilfe, nicht einmal mehr ein Verstehen, ein Mitfühlen. Es krümmt auch für dieses Deutschland nicht einen Finger. Wenn es kämpft, dann für sein Deutschtum, für seine Freiheit, für den deutschen Rhein.

Aber die Verachtung und Erbitterung gegen das unbesetzte Gebiet droht für die Rheinländer zu einer Gefahr zu werden, zu einer Gefahr für die klare Linie des Kampfes gegen die Franzosen. Dem heutigen Geschlecht jenseits der Sperrlinie schulden sie nichts, gar nichts. Das ist richtig. Aber dem kommenden Geschlecht schulden sie alles. Nicht nur für ihre eigenen Kinder und Enkel am Rhein kämpfen und dulden sie.

Die Rheinländer müssen sich bewußt sein, daß das Restdeutschland ohne sie noch mehr verkommen, ohne sie auch den letzten Halt verlieren wird. Sie müssen daran denken, daß der Bau des Deutschen Reiches, unser letzter Besitz, unsere letzte Hoffnung, erschüttert werden muß, wenn der Eckstein Rheinland herausgebrochen ist. Vom Materiellen, Wirtschaftlichen wollen wir hier nicht reden.

Die Rheinländer müssen wissen, daß sie einen Kampf- und Tatgeist lebendig und immer wach halten müssen, der hinüberweht und die Luft der Fäulnis und Feigheit vertreiben soll. Am Rhein ist die Front — ein paar hunderttausend Kämpfer. Dahinter liegt die Etappe, über 50 Millionen.

Das Rheinland ist zum Gewissen des deutschen Volkes geworden. Es muß mahnen, aufpeitschen, drohen. Es wird kämpfend und blutend das deutsche Volk aufrütteln, auferwecken aus knechtischem Denken und Dulden. Sein Blut wird nicht umsonst vergossen sein.

Die Rheinländer müssen sich bewußt sein, daß sie nicht nur ihr eigenes Land, ihr eigenes Deutschtum verteidigen. An allen Grenzen steht der Feind, an allen Fronten wird ein erbitterter Kampf um deutsche Erde geführt. „Entgermanisierung" heißt die Parole rings um Deutschland. In den schützenden Wall des deutschen Grenzlandgeistes darf keine Bresche gelegt werden! Rheinländer, hört es, im Norden, Osten und Süden steht und fällt die Front mit euch!

Daß das deutsche Volk jämmerlich versagt, entbindet die Rheinländer in keiner

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Weise ihrer Pflichten und Aufgaben dem Ganzen gegenüber. Es erfordert im Gegenteil ein noch größeres Verantwortungsbewußtsein. Das feige Versagen auf der einen Seite muß durch stärksten Einsatz auf der anderen Seite ausgeglichen werden.

Kampfzeit ist, die Entscheidungsschlacht wird geschlagen!

Und da ist zuerst eine Aufgabe, eine dringende Aufgabe für die Rheinländer im eigenen Hause. Es gibt Schwache, Zermürbte. Sie müssen aufgerichtet, aufgerüttelt werden. Es gibt Gefährlichere. Das sind die Klugen, die großen „Politiker". Sie wollen ein Kompromiß mit der französischen Annexionspolitik machen. Sie wollen aus „freier Entschließung" den beutegierigen Feind mit der Rheinischen Republik sättigen und besänftigen. Um „Schlimmeres zu verhüten", sind sie bereit, sich mit dem „kleineren Übel" abzufinden. Sie reden nur von der Not und den Leiden, die im Augenblick die Bevölkerung bedrücken; sie denken an Wirtschaft und Geschäfte — sie sind die Menschen des Heute.

Wir wissen, dieses Heute ist ein Martyrium, ein Leben auf der Folterbank, ein tägliches Ringen auf der Linie zwischen Entbehrung und Hunger. Aber wir leben im Krieg; vier Jahre lang zeichneten Blut und zerrissene Leiber den Kampfplatz. Nun werden andere Wunden geschlagen.

Krieg ist! Kampf und Not von heute müssen getragen werden für den Sieg von morgen. Aber an das Morgen ihrer Kapitulationspolitik wollen die Kompromißler nicht denken, die letzten Konsequenzen wollen sie nicht ziehen. Sie fürchten sich vor dem Zu-Ende-Denken. Denn dann müssen sie sehen, daß mit der Trennung des Rheinlandes von Preußen die Franzosen nicht gesättigt sind. Dann müssen sie erkennen, daß sie den nächsten Schritt der französischen Politik, die Loslösung vom Reiche, geradezu selber vorbereiten. Eine Rheinische Republik gäbe dem Rheinland eigene Verwaltung und eigenes Parlament. Die Bahn ist in Händen der Franzosen. Mit der rheinischen Goldnotenbank wird das Rheinland eine eigene, international geltende Währung erhalten. Industrie und Wirtschaft leben und sterben nach französischem Diktat.

Jedes weitere Wort ist überflüssig. Eine Rheinische Republik wäre der Willkür und dem Mißbrauch der Franzosen noch leichter und schutzloser überantwortet. Dieselben Leute, die heute für dieses „kleinere Übel" sind, würden dann bald und dringend nach einer völligen Loslösung vom Reich verlangen. Denn in einem solchen „autonomen" Staat könnte es ihnen nur besser, aber nicht schlechter gehen. Wenn diese „Politiker" nur einigen Instinkt hätten, müßten sie die französische Kalkulation durchschauen.

Und die Lehren der Geschichte sollten die Rheinländer nicht vergessen. Das Los der von Frankreich besiegten Völker, der eroberten Länder ist durch die Jahrhunderte hindurch immer dasselbe geblieben. Von Mélac und Turenne bis heute. Frankreich hat sich noch keinen besiegten Feind zum Freund gemacht, hat noch kein bezwungenes Land zum Blühen gebracht. Ausgeplündert und ausgepreßt hat es alle. Heute noch stehen an Rhein und Mosel die Trümmerspuren.

Es hieße, den Weg zur afrikanischen Kolonie beschreiten, wenn man das Rheinland aus den starken, trotz allem schützenden Bindungen mit Preußen herauslösen wollte. Hier müssen die Rheinländer auf der Hut sein vor den eigenen Landsleuten, ja vor den eigenen Führern, in denen sie bisher die besten Vorkämpfer ihrer guten Sache sahen. Ein wirklicher Führer, der die große deutsche Politik am Rhein — über die Not des Tages hinaus — dem rheinischen Volke als Banner vorausträgt, ist noch nicht vor der Front erschienen.

Sie müssen hart sein, die Rheinländer. Der Freund von heute kann zum Feind von morgen werden. Der Sohn kann gegen den Vater, der Bruder gegen den Bruder stehen müssen. Müssen!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Ein Kompromiß wird nicht möglich sein. Denn keiner wird für sich allein entscheiden, für das Heute. Das Schicksal aller, das Schicksal der Kinder und Enkel wird entschieden, und die Zukunft des ganzen deutschen Volkes. Was liegt an dem einzelnen — nichts!

Die Rheinländer müssen hart sein, hart in Not und Elend. Hart gegen die Schwankenden. Härter gegen alle, die „verhandeln" wollen, rücksichtslos gegen die Konjunkturpolitiker. Ein Volk, das um sein Leben kämpft, kann keine Verräter in seiner Mitte dulden.

Notwendigkeit, Bedeutung und Wesen der Wertbeständigkeit im Kredit- und Zahlungsverkehr

Von

Wilhelm Büsselberg

Mit der Einführung der Rentenmark soll ein ereignisreicher und bedeutungsvoller Abschnitt der deutschen Wirtschaftsgeschichte, die durch die Revolution von 1918 eingeleitete Inflationsära, ihr vorläufiges Ende finden. Die Folgen einer der gewaltigsten Sozialrevolutionen der Weltgeschichte, der Vermögens- und Einkommensverschiebung innerhalb des deutschen Volkes, sind in ihren sozialen, kulturellen und auch wirtschaftlichen Wirkungen noch nicht zu übersehen.

Der Staat war ohnmächtig gegenüber dieser Entwicklung. Es geschah nichts Wirksames, um sie aufzuhalten, und vielfach wurden die unheilvollen Wirkungen der Inflation noch durch engherzige und schematische Auslegungen von Gesetzesvorschriften und Bestimmungen, die für normale Zeiten geschaffen waren, verschärft. Was ist beispielsweise mit dem Begriff „mündelsicher" für ein Unfug getrieben worden! Dank den unveränderten Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches und deren sinnloser Anwendung hat die große Masse der wenig begüterten Witwen und Waisen ihr ganzes Vermögen verloren. Alle Inhaber von Rentenkapital, das in früheren Jahren angelegt wurde, also von früheren deutschen Staatsanleihen, von in Mark eingetragenen Hypotheken oder Reallasten, von auf Mark lautenden Industrieobligationen sind fast völlig enteignet, während die Hypothekenschuldner und die mit Anleihen Belasteten ohne ihr Zutun so erhebliche Erleichterungen ihrer Schuldenlasten erfahren haben, daß man nicht zu Unrecht von einer völligen Annullierung spricht.

Selbstverständlich ergaben sich aus dieser Entwicklung für die Rechtsprechung die größten Schwierigkeiten, eine Anpassung an die veränderten wirtschaftlichen Verhältnisse herbeizuführen. In den ersten Jahren nach dem Kriege lehnte das Reichsgericht die Aufwertung der den Vorkriegsverpflichtungen und -guthaben zugrunde gelegten Mark gegenüber dem zur Zeit geltenden Werte ab. Neuerdings dagegen wird die Aufwertung durch die Gerichtsentscheidungen anerkannt, wenn auch die Gesetzgebung noch nicht zu einer endgültigen Lösung dieser Frage gekommen ist.

Infolge der veränderten Rechtsauffassung können heute Schuldner zusammenbrechen, wenn von ihnen die Aufwertung gefordert wird. Vaterlandsfreunde, die Schulden (Hypotheken) zu dem Zwecke aufnahmen, um Kriegsanleihe zu zeichnen, können den Rest ihres Vermögens einbüßen. Industrie und Handel haben vielfach von der Substanz gelebt, haben große Werte verloren, weil sie Papiergeld dauernd

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

vorhalten mußten, sie haben wohl auch ihren Entschließungen bei ihren Kalkulationen und wenigstens bei dem Ausbau ihrer Unternehmungen die Rechtsauffassung der letzten Jahre zugrunde gelegt. Gerade Kriegsgewinnler werden durch die Aufwertung neue ungerechtfertigte Gewinne auf Kosten wirtschaftlich schwacher und anständiger Schuldner machen können.

Man muß auch beachten, daß Dollarkurs, selbst auf dem freien Markte, und die Kaufkraft des Dollars im Laufe der Zeit stark gegeneinander verschoben sind, und daß dementsprechend auch der Maßstab für die Aufwertung festgelegt werden muß.

Die Ursache für alle diese Unsicherheiten und Schwierigkeiten liegt wesentlich darin, daß die Rechtsprechung und die Gesetzgebung nachgehinkt ist. Der Staat hätte unter allen Umständen verhindern müssen, daß ganze Gewerbezweige, wie z. B. das Versicherungsgewerbe, die Hypothekenbanken und nicht zuletzt die gesamte Sozialversicherung (dadurch starke Schädigung der Ärmsten), unter der Last einer nicht anpassungsfähigen, formalistischen Jurisdiktion fast völlig zusammenbrachen. Letzten Endes wäre aber auch eine vernünftige und bewegliche Gesetzgebung und Rechtsprechung nicht in der Lage gewesen, alle durch die Geldentwertung verursachten Schädigungen von der deutschen Wirtschaft abzuwenden. Das Kardinalproblem für die Gesundung der Wirtschaft lag vielmehr auf währungspolitischem Gebiet. Denen, die das frühzeitig erkannt hatten, wurde diese Auffassung vorzugsweise von Politikern und Volkswirten bestritten mit der großen Geste: erst Revision des Versailler Vertrages und Produktionssteigerung. Die letzten Wochen aber haben die Erkenntnis verallgemeinert, daß ohne Gesundung der Währung bzw. des Zahlungsverkehrs die geregelte Inganghaltung des Wirtschaftsorganismus, ganz zu schweigen von einer Erzeugungssteigerung, nicht mehr möglich war. Bis sich aber diese Erkenntnis durchsetzte, vergingen Jahre und Jahre. Noch im Jahre 1919 wurde im allgemeinen die Kalkulation nach Vorkriegsgrundsätzen und -erfahrungen durchgeführt, d. h. die Preise der meisten Erzeugnisse richteten sich nach den Gestehungskosten. Bei fortschreitender Markentwertung folgten die Preise nur langsam und zögernd, so daß sich zeitweise ganz erhebliche Spannen zwischen dem Verkaufspreis einer Ware und deren effektivem Wert ergaben. Der sich daraus entwickelnde „deutsche Ausverkauf" an das Ausland zu Schleuderpreisen führte dann zur Einführung der Außenhandelskontrolle und zu einer Aufklärungstätigkeit größten Stiles, die eine völlige Änderung der seitherigen Kalkulationsmethoden und der alten Preispolitik im Gefolge hatte. Erst jetzt erkannten die meisten Industriewerke und auch der Handel, daß sie nur von der Substanz lebten und wertbeständige Schulden nicht mehr aufnehmen konnten, weil sie nicht imstande waren, sie zu verzinsen und zu tilgen. Schleunigst ging man deshalb von der Kalkulation nach Gestehungskosten über zur Preisberechnung auf Grund der Wiederbeschaffungspreise. Die Preise sollten nun so hoch sein, daß man für den Erlös einer Ware sich eine gleiche Menge gleicher Güte wiederbeschaffen konnte. — Aber auch diese neue Kalkulationsmethode reichte wegen des immer rasenderen Tempos der Markentwertung nicht hin, um Verluste völlig auszuschalten. Allein durch den Zwang, Papiergeld vorrätig halten zu müssen und durch die Mängel und Verzögerungen im Überweisungsverkehr traten so starke Verluste ein, daß Verkaufseinstellungen und Betriebsstillegungen immer häufiger wurden. Wo der Betrieb fortgeführt wurde, änderte man erneut die Methoden der Preisbemessung. Da eine auch nur einigermaßen geordnete Kalkulation nach und nach unmöglich geworden war, ging man auf die Friedenspreise zurück, erhöhte sie in einem der Weltteuerung entsprechenden Ausmaße und hatte sich nun eine Grundzahl, einen Grundpreis geschaffen, der, entweder mit dem Kurs der Goldmark oder aber auch mit anderen Schlüsselzahlen multipliziert, den Papier-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

markpreis ergab. Darüber hinaus wurden noch vielfach hohe Risikoprämien in die Preise hineinkalkuliert, so daß in ganz kurzer Zeit die Preise für viele Waren über das Weltmarktniveau gestiegen sind.

Es sei dahingestellt, ob diese neuesten Methoden bei der allgemeinen Kaufohnmacht den erwünschten Erfolg bringen werden, denn die Flucht aus der Mark in die Ware spielt heute nicht mehr die gleiche Rolle wie früher, einfach aus dem Grunde, weil es heute auch für Milliarden Papiermark nichts mehr zu kaufen gibt. Im Anfangs- und Mittelstadium der Inflation dagegen bewirkte die Flucht aus der Mark einerseits jenen flotten Inlandsabsatz, bei dem der Wettbewerb schon fast völlig ausgeschaltet schien, und andererseits jenes, deutlich nach außen hin zur Schau getragene Wohlleben, über das sich alle Welt wunderte. Aber die so hochwichtige Kapitalneubildung durch zentrale Absorption der kleinen Spargelder unterblieb. Denn mit dem zunehmenden Tempo der Inflation wurde es immer sinnloser, zu sparen. Mark besitzen hieß, ärmer werden. Und die Spareinlagen der Sparkassen nahmen, ihrem realen Wert nach, rapide ab. Das ganze Volk lebte in den Tag hinein, konsumierte, zehrte von der Substanz, tat aber nichts, um der Gesamtproduktion die unumgänglichen Neukapitalien zuzuführen.

Die Folgen des Überkonsums und des Erlahmens der Spartätigkeit stellten sich bald ein. Sie äußerten sich insbesondere in einer chronischen Kapitalknappheit und Kreditnot, die dem Blick des oberflächlichen Betrachters so lange verborgen blieb, wie die Reichsbank ihre katastrophale Diskont- und Kreditpolitik fortsetzte. Am ehesten wurde diese Kreditnot offenbar in der Landwirtschaft, die nicht die gleich günstigen Gelegenheiten hatte, wie die Industrie, Handel und Banken, den Reichsbankkredit auszunützen. Zwar war der Kreditbedarf der Landwirtschaft nicht überall gleich stark. In Mittel- und Süddeutschland, auf reichem Boden, in der Nähe der Verbrauchszentren, vielfach in Zusammenhang mit gewerblichen oder Handelsbetrieben, war der Landwirt meistens von fremdem Kredit unabhängig. — In den Ostprovinzen wird der Reingewinn zumeist nachteilig beeinflußt durch das Klima, die hohen Transportkosten und die Notwendigkeit der vermehrten Anwendung von Kunstdünger, so daß eine Intensivierung der Landwirtschaft hier ohne fremde Kapitalien nur möglich ist, wo schlagbare Wälder oder Wiesen und Weiden vorhanden sind. Auf eine allgemein durchgeführte Intensivierung kommt es an, wenn Deutschland in seiner Volksernährung künftig unabhängiger vom Ausland sein will. Zur Sicherstellung und Verbesserung der Volksernährung genügen aber nicht nur Maßnahmen, die auf eine Hebung der landwirtschaftlichen Erzeugung und die Kreditzufuhr an die Landwirtschaft abzielen — die letzten Monate haben gelehrt, daß eine Mobilisierung der Ernte, die Heranbringung der landwirtschaftlichen Erzeugnisse an die großstädtische Bevölkerung nicht möglich ist, wenn es nicht gelingt, ein wertbeständiges Zahlungsmittel zu schaffen, das dem Landwirt seinerseits ermöglicht, unabhängig von der weiteren Entwertung der Mark seine Betriebskosten für die Weiterbestellung sicherzustellen.

Sollen die geschilderten Mißstände beseitigt werden, so ist die Umstellung der gesamten Wirtschaft auf Wertbeständigkeit und zugleich die Befruchtung der Wirtschaft durch Befriedigung des starken Kapitalbedarfs, insbesondere zur Durchführung der geplanten Landesmeliorationen, der Siedlung, des Ausbaues der Wasserkräfte und der Überlandzentralen nötig. Da die dazu erforderlichen Mittel erfahrungsgemäß nicht in Papiermark aufzubringen sind, weil weder die heimischen Kapitalisten und kleinen Sparer noch das Ausland auf dieser Grundlage in großem Ausmaße Kapital zur Verfügung stellen, müssen die Kredite in wertbeständiger Form gegeben und aufgenommen werden.

Als wertbeständig bezeichnet man heute alle Wertpapiere, die auf einen be-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:50 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stimmten Natural- (Roggen-, Weizen-, Kohlen-, Kali-, Buchenholz-, Ziegelstein-, Index-, auch Gold-) Betrag lauten.

Das Wort „wertbeständig" ist der Kritik unterzogen worden. Richtiger wäre es allerdings wohl, von wertbeständigster Anlage zu sprechen. Kein Warenwert ist bisher wertbeständig gewesen, auch nicht der des Goldes in langer Friedenszeit, weder zeitlich noch geographisch. Die Volkswirtschaftswissenschaft hat ja deswegen das Existenzminimum des arbeitenden Mannes als Grundlage für ihre Betrachtungen gewählt.

Der langfristige wertbeständige Kredit

Auf das Existenzminimum sind im Grunde genommen auch die Roggenkreditinstitute mit ihren wertbeständigen langfristigen Anlagen zurückgekommen. Man ging dabei wohl stillschweigend von dem Gedanken aus, daß das Existenzminimum des arbeitenden Mannes in erster Linie vom Brot und damit von dem Roggenpreise abhängt, und daneben von dem Gesichtspunkte, daß die Nahrungsmittelpreise im allgemeinen die Kosten der Lebenshaltung bestimmen. Wer sich ein Stück Roggenanleihe, auf einen Zentner lautend, heute kauft, kann dafür später den Betrag in irgendeiner Währung erhalten, der ihn in den Stand setzt, einen Zentner Roggen wieder zu kaufen. Darauf aber kommt es an, daß jeder weiß, wieviel Nahrungsmittel er später für die in seinem Besitz befindlichen Werte erwerben kann. Daß der sich im Werte hinsichtlich der Ernährungsmöglichkeit gleichbleibende Zentner Roggen zu verschiedenen Zeiten verschiedene Papiermarkwerte besitzt, ist dabei gleichgültig, auch, daß der Ausgabekurs der Obligationen im Laufe der Zeit stärker gestiegen ist, als der entsprechende auf der Obligation genannte Naturalwert.

Wichtig für die Wertbeständigkeit einer Anlage ist, daß der Stichtag für die Wertberechnung so nahe wie möglich dem Auszahlungstage liegt. Durchschnittspreise, zumal solche, die um einige Wochen oder gar Monate zurückliegen, verbürgen keine Wertbeständigkeit, sondern gerade das Gegenteil. Der Inhaber solcher Wertpapiere kann weder auf Zinsbeträge noch auf Rückzahlungswerte rechnen, die ihn in den Stand setzen, die an dem Zahlungstage geltenden Preise für seine Lebenshaltung zu bestreiten.

Vereinzelt wird beispielsweise die Zahlung der Zinsen sowie die Rückzahlung nach dem Durchschnitt zurückliegender Roggennotierungen berechnet. Am 1. Juli 1923 bezahlte an Zinsen für 1 Zentner Roggen, ½ Jahr bei 5 Prozent jährlicher Zinszahlung, ein Kreditinstitut, das den Kurs des Roggens sieben Tage vor der Auszahlung zugrunde legt, 4250 Mark, ein anderes 1000 Mark und der mecklenburgische Staat für seine Anleihe 962 Mark. In den beiden letzten Fällen wird nach dem Durchschnitt vorangehender Perioden berechnet. Die Tilgungsquoten werden nach denselben Grundsätzen bemessen. Für den Gläubiger ist es also wichtig, daß für die Auszahlung ein in der Nähe des Auszahlungstages gelegener Kurs gewählt wird, weil er sonst für den erhaltenen Geldwert die ihm zugesagte Menge Roggen nicht erhalten kann. Auch für den Schuldner ist es nicht leicht, ohne Spekulation die Rückzahlungswerte einzudecken. In einem besonderen Falle ist der Durchschnitt von vier Wochen gewählt worden. Diesen Durchschnitt konnte der Landwirt erst am Ende der vier Wochen erfahren, dann aber konnten die Preise sich gegen den Durchschnitt sehr verändert haben. Deckte der Schuldner sich an diesem Tage in Papiermark ein, so konnte ihn bis zum Auszahlungstage ein erheblicher Verlust treffen, und ebenso, wenn er sich erst kurz vor dem Auszahlungstage oder an diesem selbst die Zahlungsmittel durch Verkauf von Produkten beschaffte.

Die Wahl der in unserem Beispiel angenommenen Zeit wird vielfach damit be-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gründet, daß in dieser Zeit der Landwirt das Getreide zu verkaufen pflege, seine Zahlung daher durch den Verkauf in dieser Zeit sicherstellen könne. Die Sicherstellung kann aber tatsächlich nur erfolgen, wenn an jedem der Tage die gleiche Menge Getreide verkauft wird, sonst wird der Durchschnitt immer gefährdet. Für den Gläubiger aber bleibt der Wert der Rückzahlung immer problematisch. Das gilt auch für den Fall, daß der Durchschnitt einer längeren Periode für den Schuldner wirklich gerechtfertigt ist, z. B. bei der Verzinsung von wertbeständigen Hypotheken bei städtischen Siedlungsgrundstücken, wo die Zinsen durch das Arbeitseinkommen des Mieters oder Wohnungsinhabers aus einer längeren Arbeitsperiode aufgebracht werden. In diesem Falle ist zweifellos ein Stichtag in der Nähe des Zins- oder Rückzahlungstages für den Schuldner bei fallender Mark bedenklich, wenn er nicht gleichzeitig die Möglichkeit hat, auf einem wertbeständigen Sparkonto vorzusorgen.

Den der Zinsberechnung zugrunde zu legenden Kurstag in die Nähe des Auszahlungstages zu legen, geht allerdings nicht immer an und wird besonders dann erschwert, wenn es sich wie bei Hypotheken um kleine Posten und kleine Schuldner handelt, denen oft erst der Schlüssel für die Kursberechnung zugestellt werden muß. Man wird in diesen Fällen mit dem Kurse zwei bis vier Wochen vor der Auszahlung rechnen müssen. Den Gegnern eines einzelnen Kurstages kann man entgegenkommen, indem man mehrere, vielleicht vier nebeneinander liegende Tage wählt und den Durchschnitt zieht.

Wo einzelne Anleihen ohne genügende Überlegung über die Zeit der Verwendung auf den Markt kamen, sind Schuldner wie auch Gläubiger teilweise unangenehm überrascht worden. In einem Falle verringerte sich der in Papiermark eingezahlte Betrag bei stark steigendem Dollar zuungunsten des Gläubigers, in einem anderen Falle versuchte die Emissionsbank, zugunsten des Gläubigers schleunigst, und zwar mit Erfolg, das Geld den Schuldnern aufzudrängen, die dann ihrerseits den Verlust tragen mußten, weil sie so plötzlich keine Verfügung über das Geld treffen konnten.

Es muß von vornherein darauf gesehen werden, daß die Schuldner, vielfach geschäftlich nicht geschulte Landwirte, gar nicht in das Papiermarkrisiko hineinkommen. Die Rechnungen werden am besten vom Kreditinstitut unmittelbar zu Lasten des Schuldners bezahlt und die Umrechnung in Roggen oder Geld vorgenommen.

Die Voraussetzung für einen gut arbeitenden wertbeständigen Kredit- und Zahlungsverkehr ist freilich, daß zwangswirtschaftliche Experimente unterbleiben. Weder die Preise der Waren, die als Wertmesser dienen, dürfen behördlich festgesetzt werden, noch die Devisen: Der Zwangskurs des Dollars in Deutschland im November 1923 wurde um das Fünffache und vorübergehend mehr durch den allerdings fiktiven Auslandskurs überschritten; der Preis pro Zentner Roggen stieg an der Börse nur auf 10,50 Goldmark und sank auf 8,00 Goldmark zurück, während die Roggenrentenbriefe vier- bis fünfmal so hoch standen. So schuf die zwangswirtschaftliche Regulierung der Devisenkurse erst recht die Möglichkeit zu ungeheuren Differentialgewinnen auf Kosten der Allgemeinheit.

Die Getreidepreisbildung ist auch ohne behördliche Festsetzung der Devisenkurse längst nicht so stetig wie im Frieden gewesen, wo ja die Börse ganz besonders ausgleichend wirkte. Während 1922 der Roggenpreis im ganzen um sieben bis acht Goldmark pendelte und vorübergehend bei starkem Marksturz hinter dem steigenden Dollar zurückblieb, schwankte der Roggenpreis vom Juli bis November 1923 zwischen drei und zehn Goldmark. Anfang Juli wie im November 1923 wurde der (allerdings nur in bezug auf den Zwangsdevisenkurs) hohe Goldpreis des Roggens in Deutschland verursacht durch die Schwierigkeit, Devisen zu beschaffen, und zwar infolge Festsetzung des Zwangskurses des Dollars.

Es ist verständlich, daß immer wieder der Wunsch auftritt, in Dingen zu ver-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schulden, die man selbst produziert, die man zur Zeit der Verschuldung verkaufen will oder später kaufen muß. Man will die Differenz gegen andere Wertmesser vermeiden oder beruft sich wohl darauf, daß man die Entwicklung der anderen Warenpreise nicht übersehen könne. Aus diesem Gesichtspunkte heraus ist auch der Wunsch nach einer Indexwährung entstanden, d. h. nach einem Wertmesser, der sich aus den Preisen einer Reihe von Gegenständen des täglichen Bedarfs zusammensetzt. Jedenfalls scheint es zweckmäßig, einen einheitlichen Wertmesser zu haben. Weicht man aber von dem internationalen Zahlungsmittel „Gold" ab, so wäre es zur Vermeidung einseitiger Spekulation nicht unvorteilhaft, wenn verschiedene Dinge der Wertmessung zugrunde gelegt würden. Aus psychologischen Gründen ist allerdings die Anwendung eines kombinierten Index nicht ratsam. Der kleine Sparer insbesondere begegnet allen solchen künstlich konstruierten Indizes mit größtem Mißtrauen. Ihm ist der Gold- oder Roggenindex trotz aller Unzulänglichkeiten lieber, als ein Kombinationsindex, von dem er nicht weiß, wie er zustande kommt, oder den er einfach nicht begreift.

Bei einigermaßen stabiler Mark ist es nicht schwer, den Zeichnungskurs der Anleihen zu bestimmen. Bei stark fallender Mark stellte sich aber sehr bald heraus, daß die Zugrundelegung eines festen Kurses während der Emissionszeit oder der eines bestimmten Tages vor der Auszahlung nicht zu halten war. Geradezu katastrophal wirkte im Juli 1923 ein Ministerialerlaß, der den Durchschnitt der Preise des vorangehenden Monats zugrunde zu legen empfahl. Im allgemeinen wurde dann der Auszahlungskurs auf Grund einer Einigung zwischen Gläubiger und Schuldner erzielt, oder aber es wurde bei wertbeständigen Anleihen die Obligation dem Schuldner zur Verwertung gegeben. — Börsenfähige Anleihen erzielten bald ein hohes Agio, das allerdings mit Erfolg die Emissionsbanken in mehreren Fällen sich anzueignen verstanden (Kali- und Roggenrentenanleihen). Bei fallender Mark ist naturgemäß die Nachfrage größer als bei steigender. Im allgemeinen hat die Nachfrage auf dem Geldmarkte nach wertbeständigen Anlagen die Tendenz der Steigerung, und es wird so ziemlich ohne Kritik genommen, was geboten wird. Dabei wird freilich der Wert der Anleihen nur selten richtig erkannt.

Der einzelne Geldgeber dagegen, der ganze Anleihen übernimmt, beachtet nicht allein die Rentabilität des finanzierten Werkes, sondern stellt auch in Rechnung, wenn der Warenpreis in Gold gegenüber dem normalen Friedenspreis gestiegen ist. Er beachtet überdies die Aussichten auf dem Weltmarkte und den zur Zeit geltenden Stand der Kaufkraft des Goldes. Meistens sucht er noch nach einer Chance, an der Anleihe zu verdienen. Außerdem weist er auf die Risiken hin, die sich für den Kurs aus dem Mittel längerer Perioden bei der Rückzahlung ergeben, obwohl sich dieser Durchschnitt im allgemeinen — wenigstens für spätere Jahre — wohl immer zugunsten des Kreditgebers einstellen wird. Bei langfristigen Krediten, die im Laufe der Jahre regelmäßig getilgt werden, kann man immerhin mit einem Ausgleich rechnen, dagegen sind kurzfristige Kredite (auf wenige Monate) nicht ohne Risiko.

Zunächst versuchte man sich auf dem Gebiete der langfristigen wertbeständigen Anleihen. In den Kreisen der inneren Kolonisation wurde im Frühjahr 1922 vorgeschlagen, den Roggenrentenbrief für die Börse einzuführen und dadurch gleichsam die zeitlichen Naturalabgaben mobil zu machen. Ich persönlich hatte seit Jahren den Landeskulturrentenbrief auf breitester Basis erstrebt, um Landesmeliorationen in großem Umfange durchführen zu können.

Für Beschaffung langfristiger Kredite scheint die wertbeständige Anlage die einzige Möglichkeit zu bieten. Niemand wird heute eine Papiermarkhypothek auf zehn Jahre aufnehmen. Drängt aber nicht auch die Schwankung der Mark zu derselben Einsicht für kurzfristige Kredite?

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schwierigkeiten des kurzfristigen wertbeständigen Kredits

Schon in der „Landwirtschaftlichen Woche“ (Februar 1923) wurde der Wunsch auch nach kurzfristigen wertbeständigen Krediten und nach einem wertbeständigen Kontokorrent laut. Der Landwirt erklärte, nur wenn er sichere Werte für seine Ernte bekäme, könne er verkaufen *). Dann allerdings habe er auch den Wunsch, die Ernten vor dem Verderben zu bewahren und die Erzeugnisse so früh wie möglich auf den Markt zu bringen. Als im Herbst 1923 sich die Verhältnisse verschärf en, blieben die Märkte der großen Städte von Lebensmitteln entblößt. Nun wurden von allen Seiten wertbeständige Zahlungsmittel und die Einrichtung von Goldkonten gefordert. Aber die Entwicklung konnte natürlich dem Bedarf nicht folgen, und die wenigen Banken, die für wertbeständiges Kontokorrent und zur Befriedigung kurzfristiger Kredite auf wertbeständiger Grundlage eingerichtet waren, reichten keineswegs zu.

Es kam auch darauf an, für den Landwirt, der sein Geld im Sommer gebraucht und im Winter anlegen muß, die Partner zu finden, die im Winter das Kapital gebrauchen und es im Sommer wieder abgeben können. Die Stärke-, Trocknungs- und Zuckerindustrie eignete sich besonders dazu, und es wurden im Herbst zwei Zuckerkreditbanken gebildet. Außerdem nahm der Handel und auch die Industrie Kredite auf, die dann in Waren wertbeständig angelegt wurden und auf diese Weise die Deckung fanden.

Nach alter Gewohnheit, meistens aus Bequemlichkeit, wünschte man, tägliches Geld anlegen zu können, wobei die Verzinsung, den früheren Friedenssätzen entsprechend, verhältnismäßg niedrig sein konnte, da es sich ja in erster Linie um die Wertbeständigerhaltung handelte, ein starker Reiz in hohen Zinsen also nicht vorhanden zu sein brauchte. Die Annahme täglichen Geldes aber auf wertbeständig bedeutet für die Bank ein ungeheures Risiko, einmal der Deckung wegen und dann wegen der Möglichkeit starker Rückforderungen bei stabiler oder steigender Mark. Mehr als ein Fünftel der wertbeständigen Gelder kann ein Institut ohne Gefahr nicht als tägliches Geld anlegen. Davon muß ein Teil durch leicht verkäufliche Waren (Lebensmittel) gedeckt werden. Besser wird der Geldverkehr auf drei bis sechs Monatskredite eingestellt, wenigstens aber auf Monatskredite, und diese auch nur auf einen Bruchteil des Gesamtumsatzes bemessen.

Goldforderungen müssen durch Goldkredite, Roggenforderungen durch Roggenkredite gedeckt werden. Wer auf Gold rechnet, kann nicht Roggenkredite geben und umgekehrt, weil die Verschiebungen der Preise für Gold und Roggen viel zu stark sind. Und das gilt natürlich auch für die anderen Wertmesser.

Will man bei der starken Valutabewegung wirklich wertbeständigen Geldverkehr pflegen, so ist die Schnelligkeit des Umsatzes die Hauptsache. Überweisungsverkehr kommt kaum in Betracht. Die persönliche Überbringung ist gang und gäbe geworden, allenfalls die Übersendung von Geld in Briefen. An wertbeständigen Zahlungsmitteln herrscht Mangel, der Devisenverkehr ist den Banken vorbehalten, welche die Monopolstellung ausnutzen und für die Umwechslung ganz ungerechtfertigte Spesen berechnen. Die Einführung von Goldschecks oder anderen wert-

*) Hatte der Landwirt, wie das meistens der Fall gewesen sein wird, keine Gelegenheit, seine Einnahmen in Devisen anzulegen, so mußte er erfahren, daß die Einnahmen des Herbstes zur Bezahlung des Düngers oder der Löhne im nächsten Frühjahr infolge der Markentwertung nicht mehr hinreichten. Er mußte also entweder in Devisen und Effekten spekulieren oder die Ware liegen lassen, bis er die Einnahme dafür wieder gebrauchte, und dann genügt ein Spielraum von wenigen Wochen, um das Geld zu entwerten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

beständigen Zahlungsmitteln durch die Privatbanken wurde erschwert. Von der Rentenmark und den Goldnoten kann man sich eine Wirkung auf die nächsten Wochen und Monate nicht versprechen. Will man deswegen schnell zum Ziele kommen, so müssen die wertbeständigen Kreditinstitute so schnell wie möglich einen Clearingverkehr und die Ausgabe von wertbeständigen Zahlungsmitteln durchführen.

Auch wenn der Zahlungsverkehr geregelt ist, bleibt immer noch die Frage der Kreditregelung. Man wird im allgemeinen die Kreditzufuhr an die großen Wirtschaftsgruppen langfristig einstellen müssen. Um beispielsweise dem Getreidehandel seine großen Umsätze zu ermöglichen, wird man der Landwirtschaft Hypothekarkredit zuführen und den verarbeitenden Mühlen auf dem Wege der Anleihe Kapital beschaffen unter Solidarhaft und gegen Hinterlegung einer bestimmten Menge Getreide, vielleicht auch gegen hypothekarische Eintragung. Das auf dem Anleihewege aufgenommene Kapital wird auf wertbeständigen Konten geführt.

Nun ist es außerordentlich schwierig, die alten Banken in kurzer Zeit auf wertbeständig umzustellen oder neue wertbeständige Banken groß auszubauen. Deswegen ist es richtig, unter Verwendung der alten Provinzbanken den Industrie- und Handelsverkehr provinzweise zu ordnen und den Provinzinstituten gemeinsame Konten bei den wertbeständigen Zentralbanken einzurichten. Vorteilhaft ist dabei, daß die Provinzbanken dem Wirtschaftsleben näher stehen als die Zentralbanken, und daß in den Provinzialinstituten die verschiedenen Vertragsparteien vertreten sein können, beispielsweise für den Getreidehandel die Mühlen, die Landwirte und die Getreidehändler, und daß auf diese Weise am ehesten Schwierigkeiten, die sich heute nur allzu leicht ergeben, ausgeschaltet werden können.

Sicherheit und Deckung der wertbeständigen Kredite

Es ist selbstverständlich, daß der größte Wert auf die Sicherheit und Deckung der Kredite gelegt wird. Die wertbeständige Anlage ist noch nicht genügend erprobt und deswegen vorsichtige Anwendung geboten, damit Gläubiger wie Schuldner keine Überraschung erleben. Die Verzinsung kann und muß naturgemäß niedrig sein, sie geht in der Regel für langfristige Kredite nicht über 6 Prozent jährlich hinaus, einschließlich der entsprechenden einmaligen und laufenden Unkosten. Zweifellos werden aber in Zukunft, nach der Stabilisierung der Mark, die Kredite weit teurer, die Zinsen erheblich höher sein. — Neben hypothekarischer Eintragung bieten große Sicherheit die preußischen, landwirtschaftlichen Genossenschaften öffentlichen Rechts, Wasser- und Bodenverbesserungsgenossenschaften, deren Forderungen an den angeschlossenen Besitz und die Besitzer als öffentliche Last gelten und darum allen anderen privatwirtschaftlichen Forderungen vorangehen. Da aber die Meliorationen erst neue Kulturflächen schaffen sollen und die Kulturen abhängig sind von der Tüchtigkeit und dem guten Willen der Bewirtschafter, so ist bei Meliorationen auch besondere Vorsicht nötig.

Die führenden Roggenkreditinstitute nehmen auf die Beleihungsgrenze weiteste Rücksicht (bis 40 Prozent der früheren Friedensbeleihung) und gibt Kredite nur für die Landwirtschaft, und zwar ausschließlich nur für werbende Anlagen, wenn die Wirtschaftlichkeit auch unter zukünftigen erschwerten Verhältnissen als gesichert gelten darf. Der Ausbau von Wasserkräften, die Elektrizitätsversorgung eignen sich besonders für wertbeständige Beleihung. Von den Landesmeliorationen bevorzugte man in erster Linie solche im Anschluß an alte Wirtschaften, wo die Bearbeitung der neuen Flächen mehr oder weniger eine Spitzendeckung für den vorhandenen Betrieb ist, keine Bauten, keine neuen Verkehrsanlagen, Inventar und Menschenkraft ebenfalls nicht, in größerem Umfange, als bisher erforderlich sind.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Meliorationen auf reinem Ödlande, wie Hochmoor- und Heidekulturen sowie Siedlungen, sind zwar auch heute meistens sehr gewinnbringend, aber bis zur ersten Ernte vergehen oft Jahre, und die Belastung durch den Ausbau von Verkehrsanlagen, von Gebäuden und die Beschaffung von Inventar sowie die Neueinrichtung der Wirtschaft sind für den Kreditgeber und auch für den Schuldner nicht so günstig, wie bei alten Betrieben. Auch für die Anlage von Wiesen und Weiden gilt nur dann die Voraussetzung der Beleihung als gegeben, wenn die Besitzer des Meliorationsgeländes alte Kulturflächen aufweisen können. Auf diese Weise soll eine Gefährdung vermieden werden, die durch eine starke Divergenz des Roggenpreises zu den Heu- und Fleischpreisen, und zwar zugunsten des Roggens, bei steigender Verarmung zu befürchten ist. Bei der Elektrizitätsversorgung und dem Ausbau von Wasserkräften für Wasserleitungen usw. mehr ist der Kreditträger vielfach der Kreiskommunalverband selbst oder aber eine G. m b. H., an der der Kreis beteiligt ist und für die der Kreiskommunalverband die selbstschuldnerische Bürgschaft übernimmt. Auch bei diesen Anlagen wird auf die Rentabilität des Unternehmens der größte Wert gelegt. Die wirtschaftliche Lage des Stromabnehmers, die Verteilung der Stromabnahme auf die verschiedenen Wirtschaftskreise (Großlandwirte, Kleinlandwirte, Städte- und Landgemeinden, Art der Industrie) wird geprüft. Wenn auch für diese Unternehmungen zunächst Kohle als Basis am geeignetsten und auch vorgesehen ist, so wird doch vielfach mit Rücksicht auf den landwirtschaftlichen Abnehmerkreis der Roggen als Grundlage gewählt. Neuerdings ziehen Schuldner wie Gläubiger Goldanleihen den Kohlenanleihen für Elektrizitätsversorgung vor.

Größter Wert muß auf die Beschleunigung der Tilgung der Kredite gelegt werden. Innerhalb von zehn bis fünfzehn Jahren soll die gesamte Tilgung vorgenommen werden. Es wird aber zweckmäßig den Genossenschaften und den anderen Kreditnehmern von vornherein nahegelegt und durch die Behörden gefordert, daß ein großer Teil der Mehrerträge in Reservefonds, und zwar in den Pfandbriefen bzw. Obligationen der rückzahlbaren Anleihen angesammelt wird, damit schon nach wenigen Jahren die Rückzahlung gesichert ist. Die Landwirtschaft ist heute zur schnellen Tilgung in der Lage, die Reallasten sind kaum von Bedeutung.

Außerordentlich günstig wirkte die verhältnismäßige Verbilligung der Meliorationen wie auch der Elektrizitätsversorgung usw. nach dem Kriege. Verglichen mit den Verkaufspreisen der gewonnenen Produkte, waren die Herstellungspreise der Anlagen noch im Frühjahr 1923 $^1/_3$ bis ½ niedriger als vor dem Kriege. Nach Angabe des Preußischen Landwirtschaftsministeriums waren die Kosten für einen Hektar Hochmoorkultur früher im Frieden 800 Goldmark, im Mai 1923 nur 1,5 Millionen Papiermark = 300 Goldmark. Zur Zeit sind allerdings die Kosten den Friedenspreisen gleichgekommen und wohl auch höher. Bei stark steigendem Dollar bleiben aber heute noch die Materialpreise und wohl auch die Löhne zurück.

Das Risiko wird dadurch verteilt, daß die Kredite auf die sämtlichen Teile des Reiches möglichst gleichmäßig verteilt werden. Auf zukünftige Getreidezufuhr aus dem Auslande, gegen die wir mit einem Zollschutz noch nicht unbedingt rechnen können, muß Rücksicht genommen werden.

Voraussetzung für die Mündelsicherheit ist in vielen Fällen die Übernahme der selbstschuldnerischen Bürgschaft unter Verzicht auf die Einrede der Vorausklage für den Kredit seitens eines Kommunalverbandes (Kreissparkasse u. dgl.) oder die Garantie des Staates für Zinsen und Tilgung. Neben der großen materiellen Sicherheit, die durch die Haftung von Grund und Boden gewährleistet wird, hat die Garantie öffentlich-rechtlicher Verbände mehr formale Bedeutung. Wertvoller ist schon die selbstschuldnerische Bürgschaft der landwirtschaftlichen Kreditorganisationen für kurzfristige Personalkredite auf wertbeständiger Grundlage. Ohne die Einschaltung

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Genossenschaften ist eine Versorgung der Landwirtschaft mit kurzfristigen Krediten auf breiter Basis kaum möglich.

Für die wertbeständigen Kredite wird ähnlich wie für die Noten der Emissionsbanken eine dingliche Sicherheit als Deckung gefordert. Sie kann letzten Endes nur der Produzent übernehmen. Nur der getreidebauende Landwirt kann auf Roggenschulden eingehen, nur ein Verband aus Zechenbesitzern, der seine Umlage auf Kohle einstellt, ein Kohlendarlehen aufnehmen. Ob auch der Staat wertbeständige Anleihen herausgeben darf, ist mir zweifelhaft, selbst wenn er in der Lage ist, die Steuern vorwiegend von einer agrarischen Bevölkerung (für Roggenanleihen) oder von Industriellen (für Kohle) aufzubringen. Die Kohlenanleihen der Kommunalverbände im Frühjahr 1923 haben jedenfalls zu der Diskreditierung der Kohlenanleihen allgemein stark beigetragen.

Auch können Lager in der betreffenden Ware (Getreidesilos, Mühlen) beliehen werden, wobei als Obligationen Warenscheine ausgegeben werden. Industrielle Betriebe werden sich am besten solidarisch zusammenschließen und gemeinsame Anleihen herausgeben. Ganz besonderer Wert muß darauf gelegt werden, daß, wer sich wertbeständig verschuldet, auch wertbeständig verdient. Das ist heute nicht immer der Fall, und dennoch werden sich unter Umständen einzelne Industrien, um dem gänzlichen Zusammenbruch vorzubeugen, zur Aufnahme von Krediten, die dann allerdings sehr vorsichtig bemessen werden müssen, entschließen. Der Schrottwert der Maschinen deckt übrigens sehr oft schon den Kreditbedarf.

Vor einem Jahre noch wurde von allen Seiten bezweifelt, daß man Kapital auf dem Wege der wertbeständigen Anleihen der Wirtschaft zuführen könne. Die Entwicklung hat der Zuversicht der Pioniere auf diesem Gebiete Recht gegeben.

Die Erschließung der Kreditquellen.

Es muß heute für Privatunternehmungen Grundsatz sein, Kredite und Zuschüsse des Staates möglichst zu vermeiden und Privatkredite für den Aufbau der Wirtschaft heranzuziehen. Bei der Kapitalsknappheit und der Einstellung der Kapitalisten auf die Devisenspekulation schien es allerdings zunächst nicht sehr aussichtsvoll, das Privatkapital als Kredit für die Wirtschaft und besonders für die dringlichen Aufgaben der Landwirtschaft heranzuziehen, um so weniger, als die Landwirtschaft im allgemeinen nicht in der Lage ist, eine hohe Verzinsung zu tragen. Die große Sicherheit aber, welche die Landwirtschaft auch in der Gegenwart noch bietet, macht sie für die Anlage der kleinen Sparer, der Versicherungsgesellschaften, der Versicherungskassen usw. besonders geeignet. Für diese Institute bedeutete die von der Landwirtschaft gebotene Möglichkeit wertbeständiger Anlagen die Voraussetzung für den Wiederaufbau. Infolge des Verfalles der Markwährung und der dadurch entstandenen Unsicherheit ist das deutsche Versicherungswesen vollständig zusammengebrochen. Für Sachwertversicherungen kamen in den letzten Jahren fast ausschließlich nur ausländische Versicherungsgesellschaften in Betracht. Für Devisenversicherungen mußten als Gegenwerte Devisen beschafft werden. Früher im Frieden wurden jährlich über eine Milliarde Goldmark an Prämienreserven angelegt.

Der Exportkaufmann und die Industrie suchen wertbeständige Anleihen als Ersatz für die Devisen.

Von allergrößter Bedeutung ist die Aufnahme von Auslandskredit für die Steigerung der landwirtschaftlichen Produktivität. Schon seit Jahren bin ich dafür eingetreten, die im Auslande unverzinst liegende Mark als Kredit anzusaugen, da-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch die deutsche Zahlungsbilanz zu verbessern, die Valuta zu heben und das Auslandskapital von unseren Produktionsmitteln, Aktien und Grundbesitz fernzuhalten. Dabei ist es wichtig, daß die Produzenten den Auslandskredit als Produktionskredit unmittelbar aufnehmen, anstatt Anleihen des Reiches im Auslande unterzubringen.

Es wäre eine Aufgabe der auswärtigen Vertretungen, durch umfassende Aufklärung und Propaganda unter den Auslanddeutschen, Produzentenkredite aus dem Auslande hereinzuholen. Zeitweilig, wenn die Mark steigt, wird das Ausland wie in der ersten Hälfte des Jahres 1922 lieber Markkredite in Deutschland unterbringen, im allgemeinen rechnet aber das Ausland mit seinen Valuten und mit festen Kursen, wird also an der Wertbeständigkeit keinen Anstoß nehmen.

Seit der Möglichkeit hypothekarischer Eintragung wertbeständiger Forderungen in Abteilung III des Grundbuches ist die Aussicht, das Auslandskapital für den Bodenkredit und insbesondere auch für den Wohnungsbau mobil zu machen, sehr viel günstiger als bisher.

Die volkswirtschaftliche Bedeutung des wertbeständigen Kredit- und Zahlungsverkehrs

Durch die wiederbelebte Spartätigkeit wird die übermäßige Nachfrage nach Sachwerten zurücktreten und dadurch die Preistreiberei ganz bedeutend beeinflußt werden, ganz abgesehen von der moralischen und wirtschaftlichen Bedeutung des Sparens für den einzelnen. Der Arbeitswille wird angeregt, die Leistung gesteigert und die Arbeitszeit verlängert. Dazu kommt innerpolitisch die Auswirkung der Befriedigung des allgemeinen Kapitalbedarfs, insbesondere der landwirtschaftlichen Kredite in der Steigerung der landwirtschaftlichen Produktivität, der Sicherung und Verbilligung der Volksernährung, wie auch in einer stärkeren Beschäftigung der Industrie infolge der Vergrößerung der Kaufkraft der Landwirtschaft. Reich, Staat und Gemeinden werden ganz erheblich entlastet (Einschränkung der Erwerbslosenfürsorge) und können auf höhere Einnahmen aus den Steuern rechnen.

Die Erhaltung der landwirtschaftlichen Produktion und ihre Steigerung muß die Grundlage für den Wiederaufbau Deutschlands wie des ganzen Europas werden. Von der Steigerung der landwirtschaftlichen Produktivität ist nicht nur die Ernährung, sondern auch die Beschäftigung der Industrie und dadurch auch mittelbar die der Arbeiter sowie auch die Aufnahmefähigkeit für ausländische Waren und Rohstoffe abhängig. Deren Einfuhr erfordert wiederum Gegenwerte in Ausfuhrwaren, regt also die Exportindustrie an.

Für Industrie, Handel und Landwirtschaft bieten Kredite auf wertbeständiger Grundlage wieder die Handhabe zur geordneten Wirtschaftsführung. Mit Recht galt die Spekulation für den soliden Landwirt vor dem Kriege als unpassend und ungeeignet. Auch heute muß er, und zwar sobald wie möglich, aus der Spekulation zur Stetigkeit zurückkehren, und dazu bietet ihm die „Festmark", der wertbeständige Zahlungs- und Überweisungsverkehr, die beste Gelegenheit.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Das Lied von der Freundschaft

Von

Paul Gurk

(Max Tau gewidmet)

Tsong-pe stand unter den Fichten der Berghänge und wartete auf seinen Freund Yün-nan, von dem er Abschied nehmen mußte. Denn er hatte vor, das Land zu verlassen, in dem er von den Mächtigen verfolgt und von dem Volk seiner Heimat nicht beschützt wurde. Er wollte die Berge hinaufsteigen bis dahin, wo der Baum und das Gebüsch aufhören und die Hochsteppe beginnt, Tausende von Metern über dem Wasser, ohne Blatt und ohne Vogel, nur von dem gleichmütigen Gras bedeckt, aber von Winden und Wolken umbraust, von Kälte zerbissen, daß das Eissalz in den Rillen der platzenden Erde steht: ein Gleichnis seiner Einsamkeit.

Yün-nan sollte noch kommen, ehe er die letzten Hänge erstieg und die Sorgfältigkeit des chinesischen Dorfes verließ, um nur wandernde Kegelzelte noch zu sehen, die aufwuchsen und verschwanden im Rhythmus der Herden, die wieder dem Grase nachzogen: Yün-nan, sein einziger Freund. — Aber kann man mehr als e i n e n Freund haben? — Weiber? — Viele wohl. Denn sie ergänzen nur Launen und Stimmungen des Blutes. Aber ein Freund ist Schicksal, und wer ihn verlor oder von ihm scheiden mußte, zerriß sich und litt in der Fremde noch unter einer zweiten, fast schlimmeren Heimatlosigkeit. — Aber es mußte geschehen . . .

Die Dämmerung stieg leise vom Boden herauf in die Nadeln, wie ein gieriger Luchs, und fraß das Licht. Die Schatten blieben zurück und ballten sich spielend zusammen. Alle Laute und Stimmen hüllten sie ein und schluckten sie ein, so daß es still ward und die Gedanken wie Pulse klopften und hörbar wurden. Das Licht saß nur noch in den Wipfeln, an den letzten Zweigen, und wurde rot vor Angst; denn der blaue Luchs kroch geschmeidig nach und zehrte von ihm.

Bald würde der große, schwarze Drachen Nacht kommen und auch ihn einschlingen. — —

Tsong-pe schien es, als ob Schritte sich näherten, nicht der gleichgültige oder gar feindselige Hall fremder oder haßnaher Menschen, sondern das einzige, nur zweien bekannte Klopfen, das der Ausdruck einer Wesentlichkeit ist und einzig wie sie. Nur klang es eingehüllt, vorsichtig — nicht bloß auf die Unsicherheit des verdämmernden Weges bedacht.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es war Yün-nan.

Tsong-pe sah sein weißes, heiteres Gesicht, das die Beschattungen der Bäume zu erhellen schien, sah den gleichmäßigen, sorglosen Schwung seiner Züge, die leichtsinnig aus Tiefe zu sein schienen und froh vor überwundenen Ängsten: das Gesicht und die Gestalt, die er liebte — und die er lassen mußte.

„Laß uns umsehen", sagte Tsong-pe. „Zwar — ich sah niemand bisher. Aber die Dämmerung nimmt Schurken und Heilige in ihren Mantel —"

„„Mißtrauischer"", erwiderte Yün-nan lächelnd. „„Und doch gehe ich frei umher — und du willst gehen.""

„Ich muß es."

„„Leichtsinn ist zuweilen vorsichtiger.""

„Klugheit sieht schwarz und spinnt oft so schwarzes Dunkel, daß es erst den Verdacht schafft und dann ihn reizt — ich weiß es", flüsterte Tsong-pe. „Aber wer vermag etwas gegen die Gesetze seines Seins? Wir können eher eine feindliche Übermacht besiegen, als uns selbst . . ."

„„Und dennoch hast du den mächtigsten Mandarin gereizt, der mißtrauischer ist noch als geizig . . .""

„Es ist niemand hier. — Ich habe alle Bäume umwandert. Ein kurzes Steigen nur, dann kommt die freie Höhe, die grenzenlos ist und keiner Macht untertan. — — Ja, ich reizte ihn, vielleicht schon, weil ich anders war und mich nicht verbergen konnte."

„„— mochte.""

„Konnte. — Wir sprechen im Kreise." —

„„Was ist Sprechen sonst? Ein heiteres Bällewerfen im Kreis.""

„Tun wir die letzten Schläge, ob sie auch nicht im Lachen getan werden!"

„„Das Volk verließ dich —""

„Das mußte ich wissen. — Aber wir wollen noch ein Weniges wieder hinabgehn — und dann hinaufgehen, bis die Trennung da ist, wenn der Mond leuchtend zu werden beginnt. — Schweigen wir im Gehen —"

Die beiden Freunde gingen langsam hinab bis an die Grenze der geordneten Gärten einer künstlich geordneten Sitte. In ihrer Hut schliefen sie alle. Jeder von dem Bewußtsein gewiegt, daß Hunderte von Millionen vor ihm, mit ihm und auch nach ihm noch das gleiche denken und fühlen müssen, daß selbst der Traum des einzelnen in derselben Nacht von Millionen geträumt werde.

Es war, als ob etwas von dem Atem dieser unendlich vielen Schläfer aus den Hütten und Städten ströme und ein Abendwind würde, der um die Stirne der beiden Wandernden strich und durch die Wände eindrang. Denn sie fühlten sich stärker als je, einsam und herausgehoben aus ihrem Volk, und wie sie gleichen, langsamen Schrittes herabstiegen, fühlten sie sich wie das gleichmäßig und sanft herabsteigende Intervall einer Doppelflöte. Das Musik gewordene Rauschen doch verwandten — in der Absonderung trotz aller Verschiedenheiten verwandten Blutes — strömte durch sie hin und machte ihren Schritt gleich und ihr Gefühl süß und traurig.

„Das Volk verließ mich", nahm Tsong-pe den Gedanken auf. „Warum verläßt ein Volk immer den, der es gut mit ihm meint, selbst den, der sich für das Volk opfert?"

„„Den am liebsten — und am ehesten.""

„Warum tut ein Volk das?"

„„Du warst doch in dieser Gefahr und hast darüber gedacht"", sagte Yün-nan. „„Ich hätte — um meinetwillen schon (und er lächelte) gewünscht, du hättest das zuvor gewußt.""

„Es wird wohl so sein," sprach Tsong-pe vor sich hin, „daß ein Volk Freund-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaft nicht kennt, nur Haß oder Liebe, ungerecht in Haß und in der Liebe und ungerecht im Drang, sie zu verleihen. Ein Volk kann nicht Freund sein. Das ist es. Wie kann eine Menge von Gleichen das sein, was nur ein Verschiedener sein kann?" —

Yün-nan sprach: „„Es ist der letzte Gang, den wir für lange zusammen tun. Darum vergebe ich dir, daß du von mir sprichst —““

„Redete ich denn?"

„„Gewiß. — Denn du sprachst von den — anderen. Menschen, wie du, sprechen durch Schweigen — oder kaum durch das Entgegengesetzte.““

„Vielleicht gehen wir nie wieder zusammen —"

Eine Zeit gingen sie schweigend; eines Schuhes Abstand zwischen sich. — Es war ihnen, als gingen ihre Gedanken in der Lücke und umfaßten sich.

Die Dämmerung ward dunkler und dunkler. Der Luchs wurde satt vom Fraß und zog sich nun langsam in die höchsten Wipfel. Ein Stern kam auf, und es schien, als sei er zu den Wipfeln der Fichten geschwommen, um ruhig hinabzuatmen.

Ein Wind hatte sich erhoben, lau und behutsam, so daß die Zweige sich kaum rührten und berührten, wie in den Heimlichkeiten eines Gesprächs.

„Wie schwer und schön ist die Luft der Heimat an einem Abend, an dem man Abschied nehmen muß!" sprach Tsong-pe vor sich hin. „Schwerer als je, wie wenn die Luft Arme hätte . . ."

„„Und auch eine Stimme““, sagte Yün-nan. „„Oder ist es das Rauschen und verträumte Sichdehnen der Äste?““

„Niemand ist doch hier?"

Die Freunde standen unbeweglich und atmeten in den Abend hinaus. Alles war wieder still. Nicht ein verlorener Vogelton schuf Zeit und Unterbrechen. Nur der laue Wind war wie das Schlagen eines ruhigen und glücklichen Herzens.

„„Hier ist immer noch Wärme““, flüsterte Yün-nan. Sein weißes Gesicht sah jetzt trauriger als das seines Freundes, das gesammelt und dunkler erschien. „„Oben,““ fuhr er fort, die Arme flach spreizend, daß die Ärmel zurückfielen, „„dort — oben — weht ein anderer Wind —““

„Sturm — Gewitter, aus Kälte heraus — Hagel aus Sommerwolken — umstürzend und jäh wie die Laune eines tausendköpfigen Dämons: — aber es ist Freiheit! Nichts ist umsonst. Alles muß erkauft werden. Sicherheit durch Eigenheit, Freiheit durch Unrast —"

„„— und Freundschaft““, schloß Yün-nan ab.

„Kann sie getrennt werden? Bleibt nicht das Geistige? Der Gedanke, das raumlose Silberband,"

„„Ich fürchte, Tsong-pe, auch Gedanken ermüden.““ —

„Auch bei uns?"

„„Wohl nicht. Doch es ist schwer.““

„So wollen wir wieder hinaufgehen. Man kann uns wohl auseinanderreißen — aber nicht trennen . . ."

— „Kann uns wohl etwas trennen?" grübelte Tsong-pe weiter. „Raum und Zeit winden sich kreuzweise um das Bild der fernen Freundschaft. Spinnweben erst, dann graue Binden, dann Drachenhaut des schwarzen Fabeltieres Vergessen, das zuletzt alles frißt. Wo ist der Mensch, der nicht müde werde — auch in der Freundschaft und dann der Freundschaft?"

„„Ich wußte es von jeher,““ sagte Yün-nan, lächelnd, nun doch, „„daß du es liebst, dich zu verhüllen mit allen Möglichkeiten des Schlechteren. Du versprichst nichts und hältst alles; denn du hast die Scheu vor dem Versprechen, das die Zukunft vergewaltigt und das Schicksal herausfordert. — Wird Freundschaft nicht auch —

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

oder kann sie es nicht werden — aus dem Bild eines Menschen das Leuchten eines Halbgottes und endlich die Glorie eines Gottes, wenn genug Zeit und Sehnsucht dazwischen liegt?""

„Mag es so sein", sprach Tsong-pe nach einer Pause. — „Hörst du nicht, wie der späte Vogel des Abends singt? Er kündet den Mond und die Tauben seines Gewölkes. Bald wird er kommen und den sanften Schillerbogen um sich ziehen. Dann werde ich gehen. — — Was könnte uns wohl trennen?"

Sie stiegen langsam wieder den Hang hinauf. Je höher sie kamen, desto stärker wurde das Wehen des Abendwindes, als mische sich schon etwas von dem Brausen der Hochebene in die sanft abwärts gleitende Luft. Am Himmel schienen Wolken zu sein, die den Wind mitbrachten unter ihren Flügeln. Die Zweige beugten sich tiefer herab und rührten an die Häupter der Schreitenden.

„„Ist es nicht, als ob sie uns zurückhalten wollten — oder festhalten?"" fragte Yün-nan. „„Vielleicht sind die Bäume deiner Heimat treuer und nachdenklicher als sein Volk.""

„Was könnte uns trennen?" murmelte Tsong-pe.

Glanz von Fackeln sprengte in die Dunkelheit ihrer Wanderung. Langsames Schreiten kam heran. Die Bäume traten hier zurück und sahen auf eine schmale Lichtung, eine grüne Schlange im Dämmer.

Die beiden Freunde glitten in die Schatten zurück, und ihre Herzen schlugen. Sie würden kommen, die Tiere mit den stumpfen Gehirnen und den grausamen Fäusten, die Tiere mit dem blöden Gehorsam und den gebogenen breiten Schwertern, halb Säbel, halb Beil.

Da kamen die Töne eines leisen Gesanges in die Schatten, als ob sie auch da Gläubige suchten. Rhythmen, an denen Jahrhunderte geformt hatten, priesen das Verlöschen, das Hinwehen wie das der Sterne in den Morgen, das Auflösen in das Nichts, in dem nie der Hahnenschrei einer Wirklichkeit das Blut aufweckt: die Sehnsucht nach der Vereinigung mit dem gottlosen Gott zog dahin.

„„Es ist nichts. Sie holen dich nicht"", lächelte Yün-nan befreit.

„Noch nicht. — Aber ich kann nun nicht gehen. Vielleicht sind auch das Maskenträger! — Doch sieh die Nonne!"

„„Sie trägt keine Maske —""

„Wer kann wissen, welche Maske die letzte ist und wann sie fällt? Es kann sein — im Tode noch nicht einmal. Schmückt sich der Mensch auch nicht noch mit der Sterbestunde wie mit einem neuen Gürtel?"

„„Sieh' das Gesicht"", flüsterte Yün-nan erregt.

Tsong-pe sah, daß das Blutlicht der Fackeln nicht die Bläße der Nonne überwältigen konnte. Dies Gesicht würde in Hölle und Himmel gleich weiß bleiben. Die Buddhaverehrerin ging ihren letzten Gang, um sich aus der Welt des gebrochenen bunten Scheins in die lügenlose und farbleere Einsamkeit des Klosters zurückzuziehen und von da aus dem Leben zu fallen wie aus einer Fessel. Liebe ohne Gier, Sehnsucht ohne Wille nach Besitz, Wille zum Willenlosen hatten ihre Augen erhaben und ihre Stirn zu einem weißleuchtenden Spiegel des Gedankens gemacht.

„Sieh'," sagte Tsong-pe, „wie Brüste und Geschlecht im Schwarzen verdämmern und verfaltet sind. Und doch: läßt sie das Herz nicht schlagen und Liebesgedanken aufschießen wie steile Flammen?"

„„G e d a n k e n der Liebe — —. Die Sinne des Hirns macht sie erwachen. Auch dieses Weib läßt sich lieben — und ich möchte sie wohl lieben, obwohl sie nicht Weib sein will.""

„Du möchtest sie lieben?" fragte Tsong-pe. „W e i l sie nicht Weib sein will,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

müßte sie geliebt werden!“ — In seine Stimme kam ein Murren, als wenn der Tiger hungrig würde.

„„Vergißt du die Gefahr?““

„Du möchtest sie lieben mit der Liebe des Gehirns, Yün-nan. Und du fragst, was uns trennen könnte?“

Yün-nan senkte lächelnd und beschämt das Haupt.

Der Zug ging langsam. Die Lichtung schien endlos zu sein. Die Töne wurden stärker und dringender. Der Gesang forderte das spielende Verwerfen der Welt und malte die über alles Empfinden und alle Begriffe süße Seligkeit des Nichtseins und Nichtempfindens, der zeitlosen Ruhe ohne Wiederkehr, ohne Träume von Zeit, ohne Hoffnung, die immer den Tropfen Galle im Schoß hat, ohne Verzweiflung, die immer nach dem Ende und über das Ende hinaus nach der Hoffnung schreit.

Tsong-pe sah mit brennenden Blicken auf das versunkene Schreiten der Nonne.

„Sie geht hin — und glaubt, fern von allem Gefühl und allen Wirbeln des Stromes zu sein. Und doch: wer hat größere Liebe als sie, obwohl sie es nicht weiß? Liebt sie nicht das Leere der Welt mehr als wir je alle Fülle der Welt? Ist es nicht gleich, was sie liebt? Entscheidet nicht die Stärke der Liebe, nicht das, auf was sie sich stürzt?“

Und Yün-nan lächelte wieder versunken: „„Wie müßte sie lieben können! — Können nicht Nonnen am heißesten lieben, sie, die nicht lieben dürfen und lieben wollen? — Welch Gegeneinander! — Ich hätte sie lieben mögen!““

Tsong-pe sagte schwertönig: „Es ist gut, daß sie ihren Weg geht. Wer weiß, stünde sie als Preis zwischen uns, ob wir nicht auf dem Wege des Scheidens durch Not in Kampf gerieten!“

„„So sei dieses Weib verflucht““, sagte Yün-nan heftig. „„Warten deiner nicht Gefahren genug?““

„War nicht je das Weib die Gefahr?“

„„Eines vielleicht — oder das andere. Freundschaft, die um des Weibes willen zerbricht, ist nicht Freundschaft. Wir hätten uns über diesem weißen Gesicht gefunden, auch wenn sie gelockt hätte.““

„Ich hoffe es, Yün-nan“, sprach Tsong-pe. „Gehen wir weiter — und schweigen. Ist Schweigen nicht die Stimme der Freundschaft?“

Und während die streitenden Gefühle abirrten und schwächer wurden, schritten die alten Gedanken der Gemeinschaft wieder zwischen ihnen, und sie gingen, eines Fußes Raum zwischen sich, langsam hinauf, steigend, und in ihrer Trauer ansteigend, wie die Terzenläufe zweier Flöten. — Die Fackeln waren fern, der Zug verhallte. In Pausen nur kam ein Ton des Gesanges zu den Freunden zurück, von den Fittichen des Windes mitgenommen und ausgestreut. —

„„Was wirst du tun, wenn du auf der kalten Ebene der Freiheit bist?““ fragte Yün-nan.

Tsong-pe hob sein Gesicht.

„Leben“, antwortete er. „Was kann man in der Freiheit anderes tun als leben? Im Zwang muß man denken, die Freiheit der Einbildung zu haben — um die Einbildung der Freiheit zu haben. Aber in der Freiheit denkt man nicht, man handelt.“

„„Was kannst du da tun, wo keiner dich verstehen kann? Kannst du denn handeln, ohne zu denken? Ruht dein Handeln nicht, selbst ungeboren, im Denken, wie ein werdendes Kind im Blut seiner Mutter? Kenne ich dich nicht, Tsong-pe?““

„Du kennst mich“, sagte Tsong-pe. „Es wird schwer sein, zu leben. Vielleicht muß ich mir den Begriff der Freiheit erst bilden — und dann ihn ausfüllen — —

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

durch Leben. Und jetzt — da es dunkel ist — kann ich dir sagen, daß ich mich sehnen werde. — Wie werde ich mich sehnen!" — —

Nach einer Pause fragte Yün-nan: „„Könnte es nicht sein, daß du Frieden schließt mit deinem Gegner — und mit deinen Feinden?""

„Es ginge nicht. Man schließt keinen Frieden. Man ist entweder im Frieden — oder im Streit. Auch wenn ich mich demütigen würde, könnte ich mich nicht ändern, nur mich selbst verachten. Und du weißt: neigen wir nicht ohnehin genug dazu, da wir die andern kennen? — Was kümmern mich meine Feinde? Ich könnte sie nur bestechen, aber nicht umgießen in Freunde. Und meinen Gegner zu besiegen oder zu bewegen — selbst wenn ich die Macht hätte — fehlt mir die Neigung. Sei er habgierig, rachsüchtig, geizig, auf eine Macht stolz: Muß ich ihn nicht stehen lassen? Ist er mir nicht mehr wert — als Gegner? Beleuchtet er m i c h nicht, wenn er sich mir gegenüberstellt? Habe ich also nicht etwas in mir, das mich zwingt, ihn nicht zu verändern, weil das m i c h verändern hieße?"

„„So mußt du wohl mit deiner Weisheit fliehen"", sagte Yün-nan. „„Ich aber — was habe ich davon? Entschwindest du mir nicht auch?""

„Ist nicht Freundschaft darin der Liebe gleich, daß sie durch Entfernung gewinnt?"

„„Nur für eine Zeit — Tsong-pe."" —

„Liebe. — — Aber darum ist Freundschaft mehr als Liebe, weil sie größer wird durch Trennung — ohne Aufhören. Sieh — wie es kühl wird! Auch das werde ich entbehren: das Rauschen der Fichten zueinander — der Süßigkeit des Gespräches gleich. — Doch muß es sein."

„„Freund"", sagte Yün-nan mit brechender Stimme, „„du sprichst hart, um zu trösten. Aber du denkst nicht so. Nicht — du denkst wohl so — aber du fühlst nicht so.""

Tsong-pe, um sich nicht zu verraten, schwieg; denn er gehörte zu den Menschen, die ihr Gefühl erst in der letzten Not, im Abschiede zu erkennen geben, dem Soldaten vor feindlicher Übermacht gleich, der die Fahne seines Zeichens wehen läßt, wenn er den letzten Angriff wagt und zu sterben geht.

Sie wußten wohl, daß die Zeit der Trennung nahe sei und daß der Mond bald die schützenden Schatten aufnehmen würde. Und sie beeilten sich, gleichen Schrittes zur Höhe zu kommen. Da kam plötzlich das Weinen von Kindern über die Lichtung, und sie stießen fast mit einem Weibe zusammen.

Yün-nan dachte schnell daran, daß hier eine neue und gefährlichere Maskenträgerin sein könne. Hätte nicht der Mandarin ein Weib und das Weinen von Kindern wählen können, um durch das Mitleid und die Bereitschaft zur Hilfe Tsong-pe in seine Gewalt zu bekommen? Wenn er sich vielleicht verraten würde? — So hielt er ihn jäh am Gewand und zog ihn schnell zurück in die Schatten, die noch lang genug waren, wie schützende, schwarze Mäntel.

„Was witterst du?" flüsterte Tsong-pe nach einer Zeit. „Ein Weib — nichts weiter. Weniger noch — eine Mutter . . . Sie wird sich verirrt haben — oder bei der Arbeit verweilt . . ."

„„Still!""

Das Weib ging langsam, ein Kind auf dem Rücken, ein anderes tappte nebenher, eine Hand im Kleide der Mutter, in der andern eine Papierlaterne mit schwarzen Schattenspielen, die unheimlich und lächerlich zugleich Schatten auf die Lichtung streuten. Das Kind auf dem Rücken der Mutter weinte, und das zweite sprach schnell und ängstlich. Die Mutter aber, plump, breit, in grobem Zeuge, mit stumpfen Zügen, wie von Erde verklebt, mit den schmalen, schiefen Augen eines

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wilden Tieres über hängenden Augenknochen ging hastig, sich von Schritt zu Schritt umschauend, schaudernd, wie vor Furcht.

„Es scheint," flüsterte Tsong-pe, „wir brauchen auch dieses Weib nicht zu scheuen. — Seltsam, daß uns auf unserem letzten gemeinsamen Gange nur Frauen begegnen! Aber dies Mutterweib hat sich verirrt und sucht den Weg, in Furcht um die Brut."

„„Sprich nicht zu laut — und hilf ihr nicht. Sie wird ihren Weg selbst finden. Bist du nicht mehr als sie?""

Das Weib hastete weiter. Angst vor der Dunkelheit der Fremde und Sorge um die Kinder ließen sie straucheln und fallen. Ein Knäuel, Schreie und Glieder grotesk ineinandergewirbelt, wälzte sich auf der Lichtung, und nach einem langen, starren Besinnen schien das Weib endlich zu erkennen, daß es abwärts gehen müsse, um in die Nähe von Menschen und in ihr Dorf zu kommen.

„Meinst du wirklich, daß ich mehr wert sei, als dieses Weib?" fragte Tsong-pe.

„„Und nicht? Siehst du nicht, wie sie davonhastet, dumm, glotzend, eine unwillkürliche Schauspielerin ihrer selbst? . . . Aber das geht uns beide nichts an, die wir uns trennen müssen! Warum sprechen wir nicht von dem, was uns am nächsten ist?""

„Sprechen wir daher — von dem Fernsten! Wir wollen doch nur unsere Stimmen noch klingen hören! Der Brunnen der Worte soll noch rauschen und Sätze aufsteigen lassen. Im Grunde gehen die Gedanken doch ihren Aderweg. . . . Und ich frage wieder: ist dieses Weib nicht mehr wert als ich — als wir? — Sie ist nur Durchgang, nur Fortbewegerin des Lebendigen. Man kann von ihr nur sagen, daß sie Kinder gebracht hat, und hoffen, daß ihre Kinder mehr sind als sie und den Ball des Lebens weiter geben! — Wir aber: sind wir nicht Ende? — Wirst du Kinder haben?"

„„Wer weiß"", lächelte Yün-nan versonnen.

„Ich möchte wissen, glaube ich — nein! Wir sind Ende. Ich zum wenigsten bin es. Vielleicht sprach ich darum zum Volke, um eine Zeit zu formen und als Kind zu hinterlassen. Aber — vielleicht formte ich zu sehr Form, um Menschen formen zu können! — Aber könntest du dieses Weib lieben? Könnten wir um seinetwegen die letzte Stunde der Freundschaft spalten und vergiften, wie es die Buddhaverehrerin hätte tun können?"

„„Niemals"", sagte Yün-nan. „„Wir sind so geartet, daß uns das Gebärende nicht zur Neigung ruft — und doch können wir Frauen lieben — und Frauen könnten uns trennen, wenn nicht das Leben uns trennte — noch vor der einen oder andern, die uns entzünden könnte.""

„So sollten wir vielleicht dem Mandarinen dankbar sein, daß er uns auseinanderreißt! Vielleicht käme sonst doch eine Stunde, in der uns das Weib trennt."

„„Auch darum ist er verdammt"", sagte Yün-nan heftig, „„daß er es uns nicht vergönnt, uns einander über die höchste Stufe der Prüfung hinaus zu beweisen. Schon darum müßtest du zurückkehren, Tsong-pe — nicht zu dem Volke — zu mir.""

„Du bist also deiner ganz sicher? — Gesegnet bist du! — Aber das Weib scheint ihren Weg gefunden zu haben. Das Geschrei ihrer Kinder ist fern und kommt schon unten. Wir können über die Lichtung gehen — und dann kommt der letzte Anstieg. Siehst du nicht, daß der Mond kommt — nicht die blanke Sichel, die den blühenden Klee der Sterne abzuhauen scheint mit ihrem schmalen, schneidenden Glanz — der volle Mond kommt, der Leichenwächter der Erde? Er verbietet das Sprechen und das Sichversenken; denn er macht die Gründe heller und unheimlicher als der Tag — und als die bedeckte Nacht."

„„Ich sehe ihn. Noch halten ihn Wolken gefesselt, einen Rebellen — gegen uns.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Aber er strahlt schon gegen seine Fesseln und leuchtet sie an. Bald wird er sie zerbrochen haben und sie zwingen, ihm als Diener zu folgen und seine irisierenden Farben zu tragen. So müssen wir denn gehen."" — —

Sie gingen über die Lichtung und sahen sich mit dem letzten wiedererwachenden Mißtrauen um. Das Schweigen hatte von der Erde Besitz ergriffen. Ein Anhalten des Atems der Welt war es, und die Lichtung lag unbeweglich, schmal, gläsern-grünlich im aufkommenden Licht. —

Als Tsong-pe und Yün-nan langsam über die Lichtung schritten, gesenkten Auges wie Traumwandler, erhoben sie die Hand und ließen sie zusammengleiten. Und da ihre Hände schwer ineinander lagen, wußten sie, daß nun die Trennung kommen mußte.

Der Wind der Höhe brauste stärker herab. Kälte war in ihm, ein Geruch von Salz und Wildheit kam mit.

Seltsam — dachte Yün-nan — wie scharf an diesem einen Rand zwei Welten sich treffen und schneiden! Behütetsein und Freiheit, Ordnung und Gesetzlosigkeit, Zahmheit und Wildnis stoßen hier zusammen und wirbeln um diese schmale Grenze. Es scheint, als ob es keinen schärferen Pfad und keine heftigere Trennung gibt als hier. Hochebene und Fruchttiefe: voll Segen und Fluch beide. Freiheit erkältet. Ordnung erschlafft und läßt den Schlaf, den Schmeichler und den gesetzvergewaltigenden Aufseher des Gesetzes herrschen. Warum könnte die Grenze zwischen oben und unten nicht ein fruchtbares Land sein, breit genug, um alle, die eigenen Wesens sind, zu ernähren?

Wie um auf seine Zweifel zu antworten, sagte Tsong-pe aus der Versunkenheit heraus: „Ist nicht in jedem Menschen oben und unten? Freiheit und Geducktsein? Flucht — auch vor sich und seinen Möglichkeiten? — Nur im Gedanken haben wir die schmale, oben und unten ausgleichende Bindung. Nur im Gedanken ist Freiheit und Ordnung zugleich."

„„Und doch"", flüsterte Yün-nan und faßte seine Hand ein weniger fester, „„was wären wir ohne das flutende Reich des Gefühls!""

Sie blieben stehen und wandten sich um. Noch einmal wollte Tsong-pe die grüne Lichtung und die Schatten seiner Heimat dahinter sehen.

Plötzlich quoll blaues Licht, Gelächter und der Klang von Lauten und dünnem, federndem Schlagzeug aus dem Dunkel über die Lichtung.

„„Womit grüßt dich dein Volk zuletzt?"" fragte Yün-nan.

„Eine Sänfte ist da. Töne eines leichtsinnigen Liedes fliegen heraus, ein Schwarm von bunten Vögeln. Es scheint, eine Kurtisane nimmt ihren nächtlichen Weg —"

„„— vielleicht wird sie das fette Herz des Mandarinen streicheln sollen", grollte Yün-nan.

„Es kann wohl sein. Doch lauschen wir. Es sind die letzten Töne, und ist es nicht seltsam, daß es die sorglose Sünde ist, die sie mir auf den Weg streut?"

„„— achtlos nur."" —

„Aber ich höre sie. Und kann etwas Sünde sein, das sorglos ist? Wird nicht die Tugend selbst dadurch sündhaft, daß man sich um sie Sorge macht? Welches Recht haben wir, hier von Sünde zu reden? Und klingt es nicht anmutig?"

„„Ich habe sie nie verachtet"", sagte Yün-nan und lächelte fast. Aber halben Weges entsann er sich, und die Gegenwart löschte die Erinnerung aus.

„Warum ist manches entsetzlich, was voll von Tugend ist und Tugend herausplatzt — und warum ist manches reizend, was wir verdammen müßten — und schön ist wie der Silberfasan des Morgens?"

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„„Es scheint, die Zierliche steigt aus und lüftet ihre unverschnürten Füße. Wie die Fackeln leuchten!““

Yün-nan trat einen Schritt vor und hob die Hand. „„Sieh, Tsong-pe! Man kann ihr Gesicht nicht sehen, und doch — muß es nicht schön sein? Sie ist auch eine Gläubige wie jene Nonne. Aber sie glaubt an den lebendigen Gott des Lebens und opfert sich ihm auf.““

„— auch um Lohn —“

„„Auch. Aber kann Leben ohne Lohn bestehen? Will nicht auch die Buddhaverehrerin ihren Lohn haben, wenn auch abseits vom Leben — und über das Leben hinaus?““

„Ihr Lohn des Lebens ist, nicht mehr leben zu müssen“, sagte Tsong-pe.

„„Und doch empfindet sie Süßigkeit in ihren Vorstellungen vom Nichtsein — und hat also doch Lohn im Leben““, sprach Yün-nan hastig und legte die Hand auf seine Brust.

„Dein Herz schlägt. Sollte hier wieder ein Weib sein, das fähig wäre, uns zu trennen, wenn auch aus anderen Gründen — und doch aus demselben Grunde“, fügte Tsong-pe wie träumend hinzu.

„Aber du hast recht“, sagte er nach einem Augenblick des Schauens und Staunens, während Yün-nans Blick zu Boden sank. „Du hast recht. Sie ist schön. Ihr Gesicht ist im Schatten. Aber ihre Arme tanzen, und ihre Glieder tanzen, und ihre Gewänder schlingen einen Reigen zu der Musik ihrer Knöchel. Und das sollte der Mandarin haben? — Wer dieses Weib sieht, glaubt nicht, daß Lust sie je beflecken könnte. Aus Lust geboren, zu Lust geboren, die Freudebringerin, die nie denkt und Gefühle tanzen läßt! Ihre Blicke müssen blühende Sterne sein — oder Pfeile mit Widerhaken, die sie achtlos wirbeln läßt, ohne zu wissen, daß sie den Ernst aufbrennen lassen und schlimmere Glut als den Leichtsinn. Wer ist gefährlicher, die Buddhaverehrerin, die geht sich einsenken zu lassen in die Abseitigkeiten des Klosters, oder die Kurtisane, die lachend sich dem Geschlecht ergibt und die Erde zu sich herabzieht in ihren Schoß — unfruchtbar beide — und reizend vielleicht um ihrer Unfruchtbarkeit willen! Fruchtbarkeit macht schwer und reizlos und wendet vom Geiste ab —“

„„Ist sie nicht schön?““ lächelte Yün-nan. „„Wer dieses Weib sieht, ist vom Denken erlöst. Und sie erlöst ihn auch vom Fühlen.““

„Und doch mußt du wissen, daß du teilen mußt. Sie ist die Gleichmacherin. Wer sich in ihre Enthüllungen versenkt, wird vielen — Bruder.“

„„Das denkt der beseligte Törichte — nachher.““

„Sie löst vom Denken — erlöst vom Denken,“ grübelte Tsong-pe, „und wir fragen, was könnte Freundschaft — trennen?“

„„Sollten wir kämpfen müssen — jetzt?““ lächelte Yün-nan schmerzlich. „„Sieh — der Mond reißt seine Wolkendecken auseinander. Die Gefahr ist da. Mag sie verflucht sein, die unsere letzten Empfindungen uns stiehlt!““

„Sie geht auch hinweg“, sprach Tsong-pe dumpf. „Ihre Lieder erlöschen. Es ist gut so. Knechtschaft des Blutes — Knechtschaft der Gedanken. Warum ginge ich sonst aus meiner Heimat? Suche ich nicht eine größere Heimat, da ich eine größere Freiheit suche?“

Yün-nan faßte seine Hand und sprach verschleiert: „„Tsong-pe — ich fürchte, es gibt keine Heimat ohne Enge. Heimatlos zu sein, ist unsere Bestimmung und unser schweres Schicksal. Nur wo wir zusammen wären, ist unsere Heimat, wenn wir das Lied von der Freundschaft singen können, zwei Amseln gleich, die von den getrennten Wipfeln ihrer Gedanken Strophe gegen Strophe sich zurufen . . .““

„Immer versucht — und immer siegreich: das wäre Freundschaft. . . . Laß uns

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gehen. Es ist Zeit. An den letzten Holzstrauch band ich mein schwarzes Pferd. Es muß nun mein letzter Freund sein."

„„Ich schenkte es dir.""

Der Mond ging groß aus den Wolken hervor, als wäre ein Verfolger wach geworden.

Das Schnauben des Pferdes war nahe. Ein schwerer Wind wälzte sich auf der Hochebene, zerflatterte das Gras und stieß über den Grat hinunter.

Tsong-pe ergriff mit der linken Hand den Zügel des Pferdes.

„Es ist so weit", sprach er.

Die Freunde sahen sich an — — und wandten sich ab. Yün-nan ging.

Nach einer Zeit wandten sich beide, wie von einem Wind getrieben, um. Silben kamen verweht zu Tsong-pe, und Tsong-pe rief in der Not seines Herzens: „Ich habe dich lieb gehabt, Yün-nan." — —

Aus einer überdeckten Grube sprangen Männer. Die breiten Schwerter der Henker blitzten im Mondlicht. Tsong-pe sah, wie Yün-nan, gegen den Himmel stehend, sich noch einmal umwandte und die Arme erhob.

Da warf sich Tsong-pe an die Erde.

„Bindet mich liegend", flüsterte er. „Ich habe einen verborgenen Schmuck. Teilt ihn unter euch und laßt mich am Boden, bis man sechzig zählt. Ich bin erschöpft vor Schreck." — Nach einer Weile erhob Tsong-pe das Haupt. Yün-nan war nicht zu sehen.

Da stand er auf und ward von seinen Henkern auf das Pferd gesetzt.

Sie führten ihn abwärts.

Weltanschauung und Gewissen

Von

J. von Uexküll

Diese unvermeidlichen Aufgaben der reinen Vernunft selbst sind Gott, Freiheit und Unsterblichkeit. Kant.

I

Jeder einfache Mensch, der noch das Bild der ihn umgebenden Natur in sich aufzunehmen vermag, unbeeinflußt von den Lehrmeinungen der Schule, sieht sich von einer ringsum völlig abgeschlossenen Welt umgeben, deren Grenzen er schätzungsweise abzustecken vermag. Eine flachgewölbte Himmelsdecke senkt sich allerwärts zum Horizont herab, so daß er sich inmitten einer weiten, aber völlig undurchdringlichen Schale befindet.

Die blaue Schale, die das Sichtbare vom Unsichtbaren trennt, hat in der Weltanschauung aller Zeiten und Völker die wichtigste Rolle gespielt, weil sie auf der den Menschen zugewandten Innenseite alles das enthält, was als Wirklichkeit im Leben der Menschen eine Rolle spielt — auf der Außenseite alle dem Platz gewährt, was in der Phantasie der Menschen nach Gestaltung rang.

Über dem blauen Himmelsbogen, dem entlang Phöbus die Rosse des Sonnenwagens tummelte, thronten Griechenlands hehre, heitere Götter. Dort war auch die Walhalla der Germanen gelegen, in der Wotan die gefallenen Helden zu ewigen Freuden lud.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der farbendurchglühte Paradiesesgarten Mohammeds dehnte sich dort droben aus, in dem holde Houris das Leben der Gläubigen zu einem endlosen Wonnerausch machten.

Dort sitzt auch heute noch Jahwe, der Nationalgott der frommen Juden, und bespricht im Kreise weiser Rabbiner die Gesetze, die er der Welt und den Menschen geben will.

Während die Volksreligionen ihr Interesse im wesentlichen der Außenseite der Himmelsschale zuwandten, hat jederzeit die Wissenschaft ihre Forschungen der Innenseite der Schale gewidmet. Sie ging dabei von der Voraussetzung aus, daß es der gleiche Himmelsbogen sei, der alle Menschen umspannte, daher mußte er viel weiter ausgedehnt werden, als er dem Auge des einzelnen erscheint. Seine Seitenwände ruhten irgendwo im Weltmeer, das die Erdscheibe wie eine Insel umspülte.

Die Astronomen, die am wolkenlosen Himmel Kleinasiens und Mesopotamiens die ersten grundlegenden Entdeckungen machten, lehrten die Planeten vom Fixsternhimmel trennen. Sie legten den Tierkreis fest und bestimmten die Wanderung der Sonne. Aber alles, was innerhalb der Himmelsschale sichtbarlich geschah, stand noch in steter Wechselwirkung zu den unsichtbaren Vorgängen außerhalb von ihr. Astronomie und Astrologie reichten sich die Hand. Die jenseits der blauen Schale thronenden Gottheiten schrieben in der Flammenschrift der Sterne den Menschen ihre Geschicke vor. Aus den Menschenschicksalen schloß man auf den Charakter der Gottheit jenseits der Himmelsschale.

Im Lauf des christlichen Zeitalters, das einen absoluten Herrscher, den es vom Judentum übernommen, jenseits der Himmelsdecke eingesetzt hatte, wirkten Krieg, Pest und Hungersnot immer ungünstiger auf den Charakter der Gottheit ein. Aus einem gütigen Vater war zu Ausgang des Mittelalters ein rachegieriger Tyrann geworden, gegen dessen Willkür kein Naturgesetz Schutz verlieh. Sein Auge schaute vom nahen Himmel herab auf jeden einzelnen, dessen Schuld er an der Gesamtheit erbarmungslos rächte. Um Gottes Zorn abzuwehren, ging die Kirche mit Feuer und Schwert gegen die Gottlosen vor, Hexen und Ketzer wurden überall massenhaft verbrannt. Nur, was außerhalb der Himmelsschale geschah, hatte noch Interesse für die verängstigte menschliche Gesellschaft.

Erst die Entdeckung Amerikas und die Erforschung der südlichen Erdhälfte mit all ihren ungeahnten Wundern lenkte die Aufmerksamkeit der Menschen wieder dem Inhalte der Himmelsschale zu. Zugleich erweiterte sich der Sternhimmel, der die ganze Erdkugel umschloß, in ungeahntem Maße. Die Gottheit oberhalb der Himmelsdecke rückte in immer weitere Fernen, als Kopernikus die Sonne zum Mittelpunkte machte, um den die Planeten kreisen. Aber es blieb doch der Fixsternhimmel als feste Schale bestehen, der das Weltenei umschloß.

Endlich gelang es Giordano Bruno, auch diese Schale zu sprengen, und nun dehnte sich der unendliche Raum nach allen Seiten aus. In ihm schwammen selbst die Fixsterne wie einzelne Sonnenstäubchen in der Luft. Eine unberechenbare Weite öffnete sich dem geistigen Auge, die völlig verwirrend wirken mußte, bis es dem Genie Newtons gelang, die Gesetze des unendlichen Weltraumes dem Verständnis näher zu bringen.

Während sich die Naturwissenschaft, befreit von der letzten Schranke, auf das ungeheure Arbeitsgebiet stürzte, hatte die Kirche wohl erkannt, welche Gefahr die Schrankenlosigkeit der Welt für die Religionen barg.

Ging doch damit das ganze Reich, das jenseits der Himmelsschale gelegen war, und das von jeher zum Wohnsitz der Götter gedient hatte, verloren. Alles wurde Innenwelt, d. h. Natur. Einen Himmel im alten Sinn gab es nicht mehr. Wo war Gott? Die Naturforscher waren in seine Wohnung eingedrungen und hatten sie leer

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gefunden. Der Glaube an einen im Raum befindlichen Gott war nicht mehr zu retten. Es half nichts, daß Giordano Bruno seine ketzerische Lehre auf dem Scheiterhaufen büßen mußte — der Siegeslauf der neuen Weltanschauung war nicht mehr aufzuhalten.

Einen Weg hätte es noch gegeben, um den Gottesglauben zu retten, nämlich die Religion der Mystiker, die Gott im Unräumlichen der eigenen Seele anbeteten, zur allgemeinen Kirchenlehre zu erheben. In verhängnisvollem Wahne verfolgte die Kirche den Gott der Mystiker, weil er dem Gott über der Himmelsdecke Konkurrenz machte, als dessen Vertreter auf Erden die Kirche sich aufspielte.

Der schwindende Gottesglaube bereitete den Naturforschern keine Sorge. Sie hatten die Schranke, die bisher die Natur von der Gotteswelt trennte, überrannt. Wo einst Gott und seine Engelscharen ihr Reich gehabt, entstand eine sehr verwickelte Sternmaschinerie, die sich dem Gesetz von Maß und Zahl fügen mußte. Der Sternhimmel war zwar groß und gewaltig, aber völlig trostlos in seiner unendlichen Öde. Selbst das schnellfüßige Licht brauchte Jahrhunderte, um von Stern zu Stern zu fliegen. Der Himmel war eine Wüste geworden von einer derartigen Ausdehnung, daß die Sternoasen in ihr keine nennenswerte Rolle spielten.

Gott war siegreich vertrieben, aber, was man an seine Stelle gesetzt, war eine tote Maschine, die aus vereinzelten unbedeutenden Körperchen bestand, die sich zwar gesetzmäßig, aber völlig zweck- und ziellos in alle Ewigkeit umeinander drehten.

Dies war die von der Naturwissenschaft geschaffene neue Wirklichkeit.

Da erhielt diese scheinbar unantastbare Wirklichkeit plötzlich einen harten Stoß, als Kant die objektive Realität des Raumes leugnete und erklärte, der Raum sei nichts anderes als die subjektive Form der menschlichen Anschauung.

Die Wirkung der Lehre Kants, welche die objektive Welt ihrer beiden Grundpfeiler Raum und Zeit, die sie tragen und einrahmen, beraubte, war ungeheuer. Die Sinnenwelt wurde zur subjektiven Erscheinung, die ohne ein anschauendes Subjekt, das ihr Raum und Zeit verlieh, ins Wesenlose fallen mußte.

Die Folgen der neuen Lehre zeigten sich alsbald in der Philosophie, eine große Reihe neuer Lehrgebäude entstanden, galt es doch, die Sinnenwelt auf eine neue Grundlage zu stellen und ihr einen neuen Sinn zu verleihen. Den umfassendsten Neubau schuf Schopenhauer, der den finsteren Weltwillen zur Gottheit erhob.

Auf die Naturwissenschaften im großen und ganzen übte die Lehre Kants zunächst keinen Einfluß aus. Sie waren so stark auf Erforschung der Einzelerfahrungen in der Sinnenwelt eingestellt, daß sie sich nicht um die Grundlagen der Welt bekümmerten.

Nur diejenigen Naturforscher, die ihre Studien der menschlichen Sinnestätigkeit widmeten, konnten nicht umhin, die von Kant betretenen Bahnen weiter zu verfolgen, denn jede objektive Eigenschaft der Gegenstände in der Außenwelt ist nie etwas anderes, als eine von uns hinausverlegte Sinnesempfindung und daher immer nur eine subjektive Erscheinung.

Johannes Müller gelang der Nachweis, daß das Auftreten der menschlichen Sinnesempfindungen an die Erregung bestimmter Nerven gebunden ist und nicht an eine bestimmte äußere Reizart. Wenn die Erregung des Sehnerven in uns die Lichtempfindung und die Erregung des Hörnerven die Tonempfindung weckt, so stammt dieser Unterschied nicht daher, daß das Auge von Ätherwellen, das Ohr aber von Luftwellen gereizt wird, sondern ergibt sich aus dem Umstande, daß jede Erregung eines Sinnesnerven immer nur die an die Nervenperson gebundene spezifische Sinnesempfindung auszulösen vermag.

Wenn trotzdem verschiedene Reizarten der Außenwelt verschiedenen Empfindungsarten entsprechen, so läßt sich das biologisch nur so deuten, daß den anatomisch zu-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sammengehörigen Kreisen von Nervenpersonen je ein Sinnesorgan als Auswahlapparat vorgeschaltet ist, der nur bestimmte äußere Reizarten einläßt, alle anderen aber abblendet.

Warum bestimmten räumlich festgelegten Kreisen von Nervenpersonen verschiedene unräumliche Empfindungskreise entsprechen, ist dadurch noch nicht erklärt. Und hierin liegt die Hauptschwierigkeit.

Die Bewegung eines räumlich ausgedehnten Gegenstandes, was die Erregung einer Nervenperson letzten Endes ist, kann auf gar keine Weise mit einer unräumlichen Empfindung in direktem Zusammenhang gebracht werden. Daß trotzdem eine Verbindung irgendwelcher Art bestehen muß, dafür spricht der planvolle Zusammenhang, der zwischen Sinnesorgan und Sinnesempfindung besteht.

Über die Art dieser Verbindung haben sich die größten Geister der Naturwissenschaft vergeblich den Kopf zerbrochen. Fechner suchte durch einen geistreichen Vergleich die Frage zu lösen. Ein Kreisbogen, so sagte er, ist eine Einheit, und dabei ist seine Außenseite konvex, die innere aber konkav. Das sind Eigenschaften, die, obgleich sie sich widersprechen, notwendig miteinander parallel gehen. So verbindet auch ein notwendiger Parallelismus die innere Empfindung mit der äußeren Bewegung der Gehirnsubstanz.

Helmholtz legte als Physiker das Schwergewicht auf das äußere Geschehen und erklärte die Empfindungen für bloße Zeichen des wirklichen Vorganges in der Außenwelt. Durch unsere Sinnesempfindungen erhalten wir wohl Kunde von diesen Vorgängen, doch sind die Empfindungen mit ihnen nicht anders verbunden, wie die Worte mit den Gegenständen, die sie bezeichnen. Er trennte dadurch das Empfindungsleben vollkommen vom äußeren Geschehen. Dieses verläuft nach physikalischen, jenes nach psychischen Gesetzen. Empfindungen und Bewegungen können nach dieser Lehre niemals auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden. Die einen sind Naturfaktoren, die anderen Geistesfaktoren. Ihr Zusammenhang bleibt ein ewiges Rätsel.

Da geschah die Entdeckung eines neuen Naturfaktors.

Alles Leben ist, wie sich herausgestellt hat, an das Protoplasma gebunden. Das Protoplasma aber offenbarte Eigenschaften, die sich auf keine physikalischen oder chemischen Faktoren zurückführen ließen.

Zuerst zeigten sich diese Eigenschaften beim Studium der freilebenden Protoplasmatiere, den Amöben. Die Amöben lassen aus ihrem flüssigen Leibesinhalt Gliedmaßen hervorgehen, sogenannte Scheinfüße, die bestimmte Handlungen ausführen, um dann wieder eingezogen und verflüssigt zu werden. Die Bauart der Scheinfüße ist bei jeder Amöbenart eine andere. Sie können in einzelnen Fällen eine weitgehende Differenzierung aufweisen. Der Bauplan der Scheinfüße ist von vornherein festgelegt, noch bevor sie aus dem flüssigen Leibesinhalt herauskristallisieren. Das Auftreten der Scheinfüße ist an bestimmte äußere Reize gebunden, ihr Bauplan ist aber ganz unabhängig von äußeren Einflüssen.

Noch deutlicher ist dies bei den parasitischen Amöben, wie z. B. beim Erreger des Sumpffiebers, Plasmodium vivax, der durch Mücken von Mensch zu Mensch übertragen wird. Hier ist das ganze Tier ein Scheinfuß, der in ganz gesetzmäßiger Umgestaltung begriffen ist. Fünfmal ändert Plasmodium seine Gestalt von Grund aus, fünfmal entsteht ein neuer Organismus, um sich dann wieder aufzulösen und dem nächsten Platz zu machen. Nicht bloß die Form der einzelnen Teilorganismen, sondern auch die Folge ihres Auftretens ist von vornherein festgelegt. Äußere Reize vermögen sie wohl auszulösen, aber nicht zu erzeugen.

Plasmodium besitzt neben seiner jeweiligen Raumgestalt auch eine ganz ausgesprochene Zeitgestalt, die allen Maschinen völlig abgeht. Keine noch so hoch-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

stehende Maschine vermag an ihrem eigenen Bau die mindeste Änderung vorzunehmen, keine zeigt eine Reihe von Raumgestalten.

Das Vorhandensein einer Zeitgestalt ist nun bei allen Lebewesen nachzuweisen — bei jeder Pflanze und bei jedem Tier, weil sie alle aus einem undifferenzierten Keim durch gesetzmäßig erneute Gestaltänderung hervorgehen.

Die Zeitgestalt kann als absolut sicheres Charakteristikum für das Leben überhaupt angesehen werden, während sie bei allen anorganischen Gegenständen gänzlich unbekannt ist. Die Zeitgestalt ist eine rein biologische Eigenschaft, die man unter den physikalischen und chemischen Eigenschaften vergeblich suchen wird.

Die Zeitgestalt läßt sich nun wie die Raumgestalt zergliedern. Es ist zwar in vielen Fällen schwierig bei so verwickelten Vorgängen, wie sie der Aufbau eines lebenden Körpers bietet, die Grundelemente herauszulösen, vorhanden aber sind sie immer.

Jede Gestaltänderung beginnt mit einem inneren Anstoß oder Impuls, der notwendigerweise außerhalb des mechanischen Kausalnexus gelegen sein muß, da dieser die Gestaltänderung gar nicht kennt. Jeder Impuls ist von vornherein in eine gesetzlich festgelegte Reihenfolge anderer Impulse eingebaut wie die Töne in eine Melodie. Ich habe deswgen von Impulsmelodien gesprochen, die ich als die Ursachen der Zeitgestalt ansehe.

Seit Mendels genialer Entdeckung wissen wir, daß im Keim eines jeden Lebewesens die Anlagen zu den künftigen Eigenschaften als selbständige Einheiten bereitliegen. Die neuen Forschungen über die Kernsubstanz machen es höchst wahrscheinlich, daß es sich um bestimmte Fermente handelt, die geeignet sind, im Leib der Zelle ganz bestimmte, wohlumgrenzte Prozesse hervorzurufen, die eine schrittweise Umgestaltung der Zellen des Keimes zur Folge haben. Ist ein Schritt beendet, so setzt nach festem Gesetz ein neuer Impuls ein, um seinerseits ein neues Ferment frei zu machen, das alsbald seine Tätigkeit beginnt. Die Impulse, die auf unbekannte Weise die Fermente dazu veranlassen, sich ihrem Reigen anzuschließen, stellen den neuen Naturfaktor dar, ohne den man sich die Lebenserscheinungen nicht zu deuten vermag.

Er tritt überall dort auf, wo noch Leben vorhanden ist, d. h. wo der Organismus noch einer Umgestaltung fähig ist. Dieses zeigt sich nicht bloß bei der Umwandlung der äußeren Form, wie beim Schmetterling, der erst Ei, dann Raupe, dann Puppe, dann Schmetterling wird, sondern auch bei den verwickelten Instinkthandlungen der Insekten, die durch keine festgelegte Hirnstruktur hervorgebracht werden können, sondern ebenfalls eine feste, aber durch äußere Reize ausgelöste Impulskette zur Voraussetzung haben. Das gleiche gilt auch von den plastischen Handlungen höherer Tiere, die ein starrer Gehirnmechanismus nicht hervorbringen könnte.

Auch der Mensch verdankt seine Körpergestalt einer verschlungenen Impulsmelodie. Seine plastischen Handlungen beruhen ebenfalls auf Impulsen.

Hier ist der Punkt, in dem wir den neugefundenen Naturfaktor mit den Empfindungen verknüpfen können, die nichts anderes sind als in uns bewußt gewordene Impulse.

Auch die Empfindungen sind in ihrer Art und Zahl in jedem Subjekt von vornherein festgelegt. Auch sie werden durch äußere Reize bloß ausgelöst, aber nicht erzeugt. Eine jede Sinnesempfindung ist ihrem Wesen nach ein Befehl an die Außenwelt: Sei blau — hart — sauer usw. Darin offenbart sich der gleiche Charakter wie bei den Impulsen, die stets einen Befehl erteilen.

Warum uns nur die Sinnesimpulse bewußt werden und nicht die aufbauenden Impulse, ja nicht einmal unsere so fein differenzierten Willensimpulse, mit denen wir

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unsere Gliedmaßen regieren, bleibt vorderhand ein Rätsel, das nur nach Kenntnis des gesamten menschlichen Bauplanes der Lösung zugeführt werden kann.

Bei den Tieren fehlt uns jede Handhabe, um zu entscheiden, welche Impulse bewußt und welche unbewußt verlaufen. Eine Tierpsychologie im Sinne einer Empfindungslehre wird es daher nie geben.

Die Frage, woher es kommt, daß bestimmte Bewegungen in den räumlichen Nervenpersonen des menschlichen Gehirnes mit bestimmten Empfindungen der unräumlichen menschlichen Seele verknüpft sind, löst sich jetzt dadurch, daß sie beide auf die gleiche Ursache zurückgehen — den Impuls.

Die Betrachtung der Zeitgestalt des Menschen zeigt uns, wie die nach einem gemeinsamen Plane arbeitenden Impulse anfangs das räumliche Gehirn erbauen und das fertige Gehirn späterhin umgestalten, wodurch es zu plastischen Handlungen fähig wird. Gleichzeitig treten die Impulse im Bewußtsein als unräumliche Empfindungen auf.

Die Periode, in der die unbewußten Impulse an der Ausarbeitung des Gehirnes tätig sind, ist neuerdings mit großem Erfolge durchforscht worden. Hier interessiert uns speziell die spätere Periode, in der sich unser bewußtes Leben abspielt. Um dieses zu verstehen, müssen wir uns klar machen, daß nach Abschluß der ersten Periode nicht bloß unser Körper seine Ausbildung erfahren hat, sondern auch eine Umwelt räumlich abgegrenzt vor uns liegt.

Wie entsteht dieser Raum? Die Sinnesempfindungen, die vom Auge aus in uns wachgerufen werden, sind stets von besonderen Empfindungen begleitet, die man Lokalzeichen nennt. Sie liefern die Orte unseres Raumes. Unser Auge ist so eingerichtet, daß die von den Lokalzeichen gelieferten Orte ein dreidimensionales Kanevas darstellen, in das die hinausverlegten Farbenempfindungen hineinverwoben sind und dadurch Form und Größe erhalten.

Die Orte des Raumkanevas sind in konzentrischen Kugelschalen angeordnet. Eine jede Kugelschale enthält die gleiche Anzahl von Orten. Auf den dem Subjekt zunächst liegenden kleinsten Kugelschalen ist daher die Dichtigkeit der Orte viel größer als auf den entfernten und großen Kugelschalen. Aus diesem Grunde sind die uns nahegelegenen Dinge größer als die entfernten.

Der Raumkanevas ist nun keineswegs unendlich groß, sondern endet schätzungsweise in einer Entfernung von drei bis sechs Wegstunden, über uns die flache, blaue Himmelsdecke bildend. In die Himmelsdecke sind auch die Sterne eingewoben.

Wenn wir uns von der Stelle fortbewegen, nehmen wir unseren Raum mit. Dann werden die Gegenstände, denen wir uns nähern, größer und die verlassenen kleiner.

Der Ortskanevas ist der uns wirklich gegebene Raum, wie uns unser Körper wirklich gegeben ist, mit dem er in dauernder Wechselwirkung steht. Aus praktischen Gründen, um die Gegenstände ohne Rücksicht auf unser Subjekt miteinander vergleichen zu können, hat man sich eine andersartige Raumvorstellung geschaffen, die irrtümlicherweise für den wirklichen Raum ausgegeben wird. In dem vorgestellten, aber unwirklichen Raume sind die Orte gleichmäßig verteilt und haben in der Nähe wie in der Ferne die gleiche Dichte. Auch dehnt man den vorgestellten Raum seit Giordano Bruno weit über die uns gesteckte Grenze des Himmelsgewölbes in die Unendlichkeit aus.

In gewissem Sinne führt uns die biologische Raumbetrachtung in die Zeiten vor Giordano Bruno zurück, indem auch sie den Himmel als Raumgrenze anerkennt. Nur erkennt sie nicht einen einzigen Himmelsbogen als wirklich bestehend an, über dem sich eine von Göttern bewohnte Lichtwelt ausbreitet, sondern sie fordert einen eigenen Himmelsbogen für ein jedes Subjekt. Der Himmelsbogen kann in ganz verschiedener Entfernung das Subjekt umschließen. Bei den meisten Tieren ist er

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

viel kleiner und dem Subjekt viel näher als beim Menschen. Auch die Anzahl der Orte ist viel geringer und ihr Kanevas weitmaschiger. Ja, der Raum kann auf eine einzige Reihe von Orten herabsinken.

Es ist klar, daß nicht bloß der durch die Sinnesorgane gegebene Raum der meisten Tiere sich von unserem menschlichen Raum in wesentlichen Punkten unterscheidet, sondern daß auch der vorgestellte Raum der Tiere, wenn ein solcher vorhanden wäre, sich grundsätzlich von unserem Vorstellungsraum unterscheiden müßte, da er ja nie etwas anderes sein kann als der zu bestimmten Zwecken umgestaltete Sinnesraum des Subjektes.

Es liegt also nicht der mindeste Anlaß vor, das Vorhandensein eines absoluten Raumes anzunehmen, in dem sich alle Subjekte befinden. Hingegen ist zweifellos ein jeder Mensch und ein jedes augentragende Tier von einem zu ihm passenden Raum umgeben, der sein Ortskanevas enthält.

Gewiß bleibt es einem jeden Astronomen unbenommen, sich mit einem vorgestellten unendlichen astralen Raum zu umgeben, in den er die Bewegungen der Gestirne hinausverlegt. Wenn er jedoch wähnt, daß sein Vorstellungsraum alle Mannigfaltigkeit des Universums umfasse, so ist er in einem schweren Irrtum befangen. Der Raum, den er sich ausmalt und errechnet, ist nichts anderes, als sein umgestalteter und in Gedanken weitergeführter Sinnesraum. Der Sinnesraum ist nicht, wie man früher annahm, mit einer festen Mauer umgeben, hinter der sich ein anderer unsichtbarer Raum ausdehnt, sondern er hört einfach auf, wo das Auge des Beschauers ihm Grenzen setzt. Auch für den Astronomen ist der wirkliche Raum nichts anderes als sein persönliches Reizreservoir, das für die übrigen Subjekte keine Geltung hat.

Das räumliche Reservoir, das ein jedes Subjekt wie eine zweite, sehr weite Körperhaut umgibt, ist der Träger aller Reize, die im Leben des Subjektes eine Rolle spielen. Die Reize werden im Raum zu durchaus individuellen Merkmalen, die sich von allen Merkmalen anderer Subjekte unterscheiden.

In jeder neuen Merkwelt gewinnt der gleiche Gegenstand eine neue Gegenständlichkeit. Man verfolge nur einmal aufmerksam die Umwandlung, die ein bekannter Gegenstand erfährt, sobald er in der Merkwelt irgendeines Tieres auftaucht. Was wird z. B. aus einer Eiche in der Merkwelt eines Singvogels, eines Spechtes, eines Maulwurfes, eines Regenwurmes, eines Borkenkäfers, einer Ameise usw.? In jeder Merkwelt sind es andere Merkmale, teils bekannte, teils unbekannte, die in immer neuen Zusammenhängen auftreten.

Das biologisch erschaute Weltall ist nicht von einem Punkte aus zu übersehen. Wir müssen von Subjekt zu Subjekt wandern, wenn wir eine Ahnung von seinem Reichtum erhalten wollen. Sobald wir unsern Standpunkt wechseln, wird wie mit einem Zauberschlage sich alles Sichtbare bis in jede Einzelheit verwandeln. Ein anderer Raum, von einem anderen Himmelsgewölbe umgrenzt, dehnt sich vor uns aus, in dem überall andere Gegenstände auftreten.

Was all diesen Welten gemeinsam ist, ist nicht der Raum, nicht die Zeit, nicht der Inhalt — sondern einzig die Planmäßigkeit, die sie alle untereinander verbindet. Eine unerhörte und nie ganz zu durchschauende Vorsehung waltet unentwegt überräumlich und überzeitlich über uns und allen Lebewesen. Sie mißt uns so viel Raum und Zeit zu, wie unserem Ermessen angemessen ist.

In diesem Sinne kann man das, was jenseits des Himmelsgewölbes unseren Sinnen unzugänglich bleibt, als das Erhabene an sich bezeichnen, als den Himmel, in dem alles ohne Anfang und Ende ruht, weil kein Raum und keine Zeit ihm Grenzen und Ziel setzen. In ihm ist auch unser Leben mit seinem bis zum Himmelsgewölbe reichenden Reizreservoir als eine wohlgegliederte Zeitgestalt eingewoben.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

II

Das Bild einer Werkstatt, in der viele Arbeiter, jeder an seiner Drehbank, beschäftigt sind, um gemeinsam das Räderwerk einer Maschine herzustellen, gibt uns das anschauliche Vergleichsobjekt, an dem wir uns die Ähnlichkeiten und Unterschiede mit einem in der Entstehung begriffenen Keim klar machen können. In der Werkstatt wird dem bereits differenzierten Stoff die endgültige Form erteilt, worauf die Teile zusammengestellt werden und die fertige Maschine liefern.

Bei der Beobachtung der Keimgestaltung in ihren mittleren Stadien sehen wir ebenfalls die einzelnen Keimbezirke ganz unabhängig voneinander an der Umformung des Stoffes arbeiten. Der Stoff ist aber noch nicht differenziert, sondern besteht aus gleichartigen protoplasmatischen Zellen, die in die Form der späteren Organe gebracht werden. Erst wenn dieses geschehen, setzt die Differenzierung des Stoffes — die Gewebsbildung ein. Ist diese vollendet, dann steht die Körpermaschine fertig da und braucht nicht erst zusammengesetzt zu werden.

Die Keimbezirke, die völlig selbständig nebeneinander arbeiten, sind alle aus einem einzigen Keimbezirk — der Keimzelle — entstanden, die durch Teilung das nötige Baumaterial lieferte.

In der Werkstatt wird das Material durch äußere Einwirkungen geformt. Diese lassen sich in eine bestimmte Reihe von Handgriffen auflösen, die von den Arbeitern ausgeführt werden. Jeder Handgriff verlangt einen besonderen Willensimpuls des Arbeiters. Die Impulse müssen nach einer bestimmten Regel aufeinander folgen, damit die von der Formbildung verlangte Reihenfolge der Handgriffe innegehalten wird. Bei der Keimgestaltung wacht eine innere Impulsregel über den richtigen Ablauf der Fermentwirkungen.

Ist die Maschine fertiggestellt, so ist sie dank ihres Mechanismus imstande, unabhängig von den Impulsen der Arbeiter, ihren Dienst zu verrichten.

Bei den meisten niederen Tieren ist der Körper ein so vollkommener Mechanismus, daß er ebenfalls ohne weiteren Eingriff von Impulsen rein maschinenmäßig zu arbeiten vermag. Daß innere Impulse dennoch vorhanden sind, zeigt sich bei jeder Verletzung des Körpers, die immer wieder ausgeglichen wird; wozu ein reiner Mechanismus niemals imstande ist.

Wir nennen die Handlungen der niederen Tiere bis zu den Krebsen hinauf reflektorisch und wollen damit ausdrücken, daß ein äußerer Reiz rein physikalisch wie ein Lichtstrahl vom Zentrum aus dem Sinnesorgan auf das Wirkungsorgan reflektiert wird.

Andrerseits sprechen wir bei den niederen Tieren aber auch von Trieben, dem Nahrungstrieb, Geschlechtstrieb usw., wobei wir an das Eingreifen von Impulsen denken. Welche von beiden Auffassungen im einzelnen Fall zu recht besteht, ist schwer zu entscheiden.

Bei den sehr verwickelten Instinkthandlungen der Insekten können wir ohne die Annahme von Impulsmelodien nicht auskommen, die ebenfalls von äußeren Reizen ausgelöst und reguliert, aber nicht erzeugt werden.

Die Instinkthandlungen lassen das Gehirn, obgleich es durch die Impulse während ihres Ablaufes dauernd umgestellt wird, unverändert, so daß jede Instinkthandlung bei ihrem Beginn von der gleichen Basis ausgehen kann. Im Gegensatz dazu reden wir von plastischen Handlungen, wenn das Gehirn nach Ausführung der Handlung verändert ist und den gleichen Reiz mit einer anderen Handlung beantwortet.

Die amerikanischen Forscher haben sich mit besonderem Eifer diesem Zweig der Biologie zugewandt, ohne freilich immer die nötige Kritik walten zu lassen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Um die Plastizität der Handlungen zu messen, wird die sogenannte Labyrinthmethode *) angewandt. Ein Tier wird zwei Wegen gegenübergestellt, von denen der eine zur Nahrung des Tieres führt, der andere entweder blind endigt oder mit einer kleinen elektrischen Prügelmaschine versehen ist. Auf diese Weise sucht man zahlenmäßig festzustellen, nach wieviel Malen das Tier sein Gehirn so weit umgestellt hat, daß es ohne weiteres den richtigen Weg einschlägt. Die Anwendung der elektrischen Prügel zur Schmerzerzeugung hat bei den meisten wirbellosen Tieren keinen Sinn, weil, wie sich aus vielen Versuchen ergibt, der Schmerz bei ihnen keine Rolle spielt. Die Selbstverstümmelung als normales Mittel, um den Feinden zu entgehen, das sich bei vielen Würmern, Krebsen, ja selbst bei Tintenfischen vorfindet, schließt allein schon den Schmerz aus.

Für die Wirbeltiere aber ist der Schmerz ein vorzügliches Mittel, um sie vor Handlungen zu bewahren, die ihren Körper schädigen. Da der Schmerz plastisch besonders wirksam ist, lernt das Tier aus schmerzlicher Erfahrung am leichtesten, der Gefahr aus dem Wege zu gehen. Den Schmerz werden wir seiner plastischen Wirkung wegen mit Sicherheit zu den Impulsen rechnen, obgleich wir über sein Bewußtwerden bei den Tieren ebensowenig wissen wie über das der übrigen Empfindungen.

Nun sind wir einigermaßen vorbereitet, um uns über die Rolle der Impulse im Leben der Tiere Rechenschaft zu geben.

Beim Entstehen des Körpergefüges aus dem Keim sind zahlreiche Impulse gleichzeitig und nacheinander tätig, bis die Form der Organe und ihre Gewebe gebildet sind. Sie sind planmäßig einander zugeordnet. Ihr Plan umfaßt nicht nur die direkte Wirkung der Impulse auf die Fermente in den Kernen der Keimzellen, die den Aufbau beherrschen, sondern er regelt auch indirekt die Beziehungen des künftigen Körpers zu seinem Reizreservoir, das seine Merkwelt darstellt, wie zu seinen Wirkungsflächen an jenen Gegenständen, die in ihrer Gesamtheit die Wirkungswelt des Tieres ausmachen.

Ein jeder von den Menschen verfertigte Gegenstand zeigt uns ebenfalls, daß sein Bauplan nicht nur die Beziehungen seiner Teile untereinander regelt, sondern auch jenen Teil der Außenwelt, mit dem der Gegenstand in Berührung kommen soll, in Betracht zieht. Auf den ersten Blick erkennen wir, daß der Pflug in den Erdboden, das Boot in das Wasser, das Flugzeug in die Luft eingepaßt ist. So sehen wir es auch den Tieren an, ob ihr Leben sich in der Luft, auf dem Erdboden oder im Wasser abspielt.

Der Plan der aufbauenden Impulse eines Tieres ist aber auch nicht ohne die Kenntnis seiner Beziehungen zu den Bauplänen anderer Tiere zu verstehen, weil das Leben der verschiedensten Tiere auf das innigste verwoben ist und kein einziges Tier ohne diese Beziehungen sein Dasein fristen kann. Ein jedes Tier bedingt die Existenz anderer Tiere und wird durch deren Existenz bedingt.

Es steht zweifellos fest, daß alle Baupläne aller Tiere und Pflanzen unter sich zu einer großen Planmäßigkeit verbunden sind und von ihr beherrscht werden.

Das gleiche gilt auch für die Impulse, die im Leben der Tiere wirksam sind. Keine einzige Lebensäußerung steht planlos da. Alle werden sie von der allumfassenden Planmäßigkeit geleitet, wie die Bewegungen der Massenteilchen vom Gesetz der Schwere geleitet werden.

*) Diese Methode wäre gar nicht schlecht zur Untersuchung derjenigen Merkmale, die den Tieren als Wegzeiger dienen. Statt dessen verläßt man sich darauf, daß alle Bilateraltiere rechts von links unterscheiden können, was gar nicht ausgemacht ist. Ich glaube, daß Cyon recht hatte, als er annahm, daß nur die Tiere, die ein Ohrlabyrinth besitzen, in der Lage sind, diese Unterscheidung vorzunehmen, während die niederen Tiere nur auf den Unterschied der Reizung des rechten und des linken Auges angewiesen sind.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Es zeigt sich nun bald eine gewisse Überordnung in den Impulsreihen. Die einfacheren Impulsreihen, die wir für die Triebhandlungen verantwortlich machen, werden durch die instinktiven wie die plastischen Instinktreihen gelegentlich verdrängt. Der Fuchs, der den erbeuteten Hasen seinen Jungen bringt, anstatt ihn selbst zu fressen, unterdrückt ebenso seine einfachen Triebe wie die Biene, die den eingesammelten Honig in den Stock bringt. Beides geschieht instinktiv. Der Schmerz, der den Fisch die Angel meiden läßt, an der er einmal gehangen, zeigt die Überlegenheit der plastischen Impulse über die Triebimpulse.

Bei den Menschen treten die Instinkte völlig in den Hintergrund, dafür sind wir uns der Triebe wohl bewußt. Ihrer Herrschaft stellen sich die Erfahrungen entgegen, die auch bei uns großenteils aus dem Schmerz geschöpft werden. Der Schmerz ist es, der uns von Handlungen zurückhält, die unseren Körper schädigen. Die schmerzlichen Erfahrungen bilden einen dauernden Besitz, der uns vor den größten Gefahren behütet.

An Stelle des mangelnden Instinktes, der bei den Tieren die Triebe zugunsten überindividueller Aufgaben, wie Brutpflege, Arbeit für den Stock, unterdrückt, tritt bei den Menschen das Gewissen. Das Gewissen ist eine Parallelerscheinung zum Schmerz. Während aber der Schmerz nur zur Behütung der Raumgestalt des Körpers dient, dient das Gewissen zur Behütung der Zeitgestalt seiner Persönlichkeit.

Unter Persönlichkeit ist der unsichtbare Zusammenhang, der Impulsplan unseres Subjektes zu verstehen, der von der Geburt bis zum Tode in unseren Gedanken, Worten und Werken zum Ausdruck gelangt. Er umfaßt auch die uns umgebende Merkwelt, die durch dauernde Weiterarbeit bereichert und verschönt wird, durch Vernachlässigung verarmt und herunterkommt.

Einen abschreckenden Eindruck gewährt die Persönlichkeit, die nur ihren Trieben folgend, die Stimme des Gewissens außer acht läßt. Kein einziges Tier kann auf eine so niedere Stufe herabsinken wie ein verworfener Mensch. Der Ausdruck „verworfen" will besagen, daß das betreffende Subjekt aus der Planmäßigkeit, die alles Leben umfaßt, geworfen ist.

Kant hat, als er von einem kategorischen Imperativ sprach, das Gewissen als einen Teil der organischen Imperative erkannt. Nur werden die Befehle des kategorischen Imperativs nicht durch die Formel: „Du mußt", sondern „Du sollst" wiedergegeben. Den Inhalt des kategorischen Imperativs sah er in der Aufforderung, seinen Mitmenschen als Vorbild zu dienen. Wir werden ihn dagegen in der Aufforderung sehen, die eigene Persönlichkeit mit der allgemeinen Planmäßigkeit des Universums in Einklang zu bringen.

Im Gegensatz zu den Tieren, deren Impulse dem Zwang einer fremden Regel unterliegen, beruht die Einwirkung, die vom Gewissen ausgeht, nur in der Aufforderung, selbst eine eigene Regel zu bilden und unsere Zeitgestalt nach eigenem Gesetz derart zu formen, daß eine möglichst vollkommene Persönlichkeit entsteht, die der Vollkommenheit der Planmäßigkeit entspricht.

So ist der Mensch nicht zwangsläufig einer Naturregel unterworfen, sondern von der Natur selbst zum Herren seiner subjektiven Ausbildungsregel gemacht worden. Hierin hat man von jeher die bevorrechtete Stellung des Menschen gesehen, die ihm eine Freiheit verlieh, welche die anderen Lebewesen nicht kennen.

Es ist daher Torheit, wenn man den Menschen als eine bloße Fortsetzung des Affen betrachtet. Die freie Impulsregel des Menschen unterscheidet sich von der des Affen in weit höherem Grade, als die des Affen von der Impulsregel des Regenwurmes.

Mit seinem sowohl räumlich wie zeitlich beschränkten Reizreservoir ist der Mensch in ein machtvolles und planvolles Universum hineingestellt, in dem sich alles

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Leben nach überräumlichen und überzeitlichen Gesetzen abspielt. Ihm ist dabei die Möglichkeit geboten, seine Welt entsprechend seinen Mitteln planvoll auszugestalten oder aber die Planmäßigkeit zu leugnen und sich außerhalb der allgemeinen Regel zu stellen — statt nach dem Heil seiner Zeitgestalt, nach dem Glück seiner jeweiligen Raumgestalt zu streben und statt eine einheitliche, freie Persönlichkeit zu bilden, zu einem zusammenhanglosen Bündel von Trieben herabzusinken.

III

Die Frage nach den Dingen jenseits des Sichtbaren wurde, wie wir gesehen haben, zu allen Zeiten anders beantwortet, je nachdem sich die Phantasie der Völker das Reich jenseits des Himmelsbogens ausmalte. Ganz eng verknüpft damit war die Antwort, die man auf die Frage nach den Dingen jenseits des Todes zu geben pflegte. Die Seelen der Verstorbenen waren es ja in der Hauptsache, die das unsichtbare Lichtreich bevölkerten.

Als nun nach dem Durchbrechen der Himmelsschale das unsichtbare Himmelreich verschwand, verloren auch die Seelen der Verstorbenen ihre Heimat, und die Frage nach ihrer Weiterexistenz mußte von neuem beantwortet werden.

Mit dem schwindenden Gottesglauben begann auch der Glaube an die Weiterexistenz der Seelen nach dem Tode zu schwinden, und schließlich schwand auch der Glaube an die Seele selbst. Die Seele des Menschen wird von ganz primitiven Denkern für ein Gas erklärt, das sich beim Tode im Weltraum auflöst. Klügere Köpfe halten die Seele für nichts anderes als den funktionellen Zusammenhang der menschlichen Organe, besonders des Gehirnes, der durch den Tod verloren geht.

So wird heutzutage der wißbegierige Mensch, der die Frage nach der Weiterexistenz seiner Seele stellt, durch die Allerweltsgelehrten dahin aufgeklärt: „Nach dem Tode folgt für den einzelnen Menschen das Nichts, während die Menschheit weiterlebt."

Diese Antwort ist freilich billig genug, denn sie besagt nichts anderes, als daß nur das Sichtbare existiert, das Unsichtbare aber nicht.

Vom Vogel Strauß geht die Sage, daß er, wenn er sich von Feinden umringt sieht, den Kopf in den Sand steckt, im Glauben, daß eine unsichtbare Gefahr nicht mehr vorhanden sei. Der Strauß wird deshalb zu den weniger begabten Tieren gerechnet. Die Menschen aber, die ähnlich denken, rechnen sich selbst zu den Weisen.

Das große Nichts, das dem Tode folgen soll, ist nicht allein ein bequemes Ruhebett geworden für alle grüblerischen Gedanken, die eine Fortexistenz der Seele mit sich bringt, sondern auch für das Gewissen, das sich vor einer Vergeltung fürchtet. „Morphium für das Volk" nennen in eiteler Selbstüberhebung sogenannte Freigeister die Lehre von der Unsterblichkeit der Seele. In Wahrheit hat sich die Lehre von der Nichtexistenz der Seele als ein geradezu ideales Schlafmittel bewährt, das die Augen der Menschen für die wirklichen Fragen des Lebens und vor allen Gefahren des Todes geschlossen hält.

In diesen allgemeinen Schlaf bringt die Biologie ein jähes Erwachen.

Die biologische Lehre, der zufolge das Universum nicht eine einzige Welt ist mit absolutem Raum und absoluter Zeit, sondern in ungezählte Welten zerfällt mit relativen, d. h. von den Subjekten abhängigen Räumen und Zeiten, verlangt die Anerkennung unzerstörbarer Lebensgesetze, die das ungeheure, mannigfaltige und doch einheitliche Universum tragen und erhalten.

Ein jeder Frühling, der aus zahllosen ungefügten Keimen Pflanzen wie Tiere entstehen läßt, deren Organe stets ein ebenso kunstreiches wie planvolles Gefüge zeigen, beweist immer von neuem die Unzerstörbarkeit der Lebensgesetze.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Zwar muß die stoffliche Grundlage, die Keimzelle, vorhanden sein, aber wenn diese da ist, so bleibt sie nicht stumm wie eine Harfe, die auf die Hand eines ihr fremden Meisters wartet. Ein jeder Keim läßt sein Bildungslied ertönen, denn in ihm lebt der Meister selbst, der eben die subjektive Impulsmelodie des Keimes ist. Auf der Harfe können die verschiedensten Melodien ertönen. Ein jeder Keim kennt nur seine eigene. Trotzdem ist die Bildungsmelodie im Keim kein Erzeugnis des Stoffs, denn sobald man den Keim, der sich in mehrere Zellen geteilt hat, mitten durchschneidet, ergreift die Melodie jede der beiden Hälften, und es entstehen statt des einen Tierkörpers deren zwei.

Eine Impulsmelodie läßt sich so wenig wie jede andere Melodie räumlich trennen, denn sie ist ihrem Wesen nach unräumlich. Darin gleicht sie jedem anderen Naturgesetz. Auch das Kristallisationsgesetz, das den Wassertropfen zur Schneeflocke gestaltet, ist gänzlich unabhängig vom Stoff. Das Gesetz wirkt wohl auf den Stoff, der Stoff aber nicht auf das Gesetz. Überall bietet der Stoff dem Gesetz nur die Möglichkeit für sein Wirken.

Wie das Kristallisationsgesetz sich im Wasser betätigt, so betätigt sich das Bildungsgesetz im Protoplasma der Zelle. Hier liegen im Schaumgewebe des Zellleibes Stoffe und Kräfte bereit, um von den Fermenten Anstoß und Richtung für immer neue Prozesse zu erhalten. Die Fermente aber folgen dem Weckruf der Impulse, die ihrerseits keinem physikalischen Zwange unterworfen sind. Die Impulse gehorchen nur ihrem eigenen Plane, und dieser ist wieder in andere Pläne planmäßig eingewoben. So führt die biologische Betrachtung immer wieder zu der allumfassenden Planmäßigkeit zurück, in der es keinen Unterschied zwischen Wesentlichem und Unwesentlichem, keinen Anfang und kein Ende gibt.

Die Planmäßigkeit in ihrer Gesamtheit zu erfassen, ist immer das Streben der erlauchten Menschengeister gewesen, die an den Bruchteilen, deren Anblick die Natur uns gewährt, kein Genüge fanden. Wie viele Menschen haben davon geträumt, oben vom Himmelsbogen aus in ihr ewiges Reich zu schauen. Aber der Himmelsbogen ist für uns unerreichbar. Wohl endet dort der wirkliche Raum, jenseits dessen die Raumlosigkeit beginnt. Aber der Raum haftet an uns wie unser Schatten. Niemals können wir uns von ihm befreien, er geht mit uns, wohin wir uns auch wenden, und seine Grenze ist auch die Grenze unserer sinnlichen Wahrnehmung, über die hinaus wir nicht zu blicken, nicht zu denken vermögen.

Aus diesem Gefängnis gibt es nur ein Tor — den Tod.

Wohin dieses Tor sich öffnet, wissen wir wohl, wenn wir uns auch kein Bild davon machen können. Es ist die allgewaltige Planmäßigkeit selbst, die uns aufnehmen wird. Was aber wird von uns selbst übrig sein, wenn wir den letzten entscheidenden Schritt getan haben? Unser Körper mit dem ihn umgebenden Reizreservoir wird verschwinden. Alles Gegenständliche wird für uns vergangen sein, denn wir besitzen keine Sinnesorgane mehr, um die Merkmale in uns aufzunehmen, und keine Werkorgane, um in Berührung mit den Wirkungsflächen zu kommen. Was allein übrig bleibt, ist der Plan der Impulse, der sich in unserer nun vollendeten Zeitgestalt spiegelt.

Dieser Plan, der unsere gesamte Persönlichkeit einschließt, ist aber eine unvertilgbare Wirklichkeit, über deren Fortdauer gar kein Zweifel bestehen kann.

Damit könnten wir uns zufrieden geben und uns ruhig der Planmäßigkeit anvertrauen, die so sichtbarlich über der gesamten lebendigen Natur waltet, wenn sich nicht unwillkürlich eine Frage aufdrängte: Besteht vielleicht doch eine Gefahr für uns nach dem Tode? Ist unser von uns selbst gestalteter Lebensplan, der ja auch alle Empfindungen mit umschließt, hehre, heitere und schreckliche, in der neuen Umgebung, der er rückhaltlos und schutzlos preisgegeben ist, fähig, sich schmerzlos

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der allgewaltigen Planmäßigkeit einzugliedern, oder steht ihm Unsagbares bevor, wenn ihm das nicht gelingt?

Pflanzen und Tiere freilich können ruhig sterben, sie haben sich niemals von der ihnen innewohnenden Planmäßigkeit entfernt. Ihr Plan hat sich durch ein heiliges Muß, ohne Widerstand zu finden, bei ihnen durchgesetzt, soweit es der Stoff und äußere Eingriffe erlaubten. Wir aber sind darauf angewiesen, den Plan unserer Persönlichkeit selbst auszubauen nach Maßgabe unseres Gewissens, dessen Stimme uns die Weisungen der allgemeinen Planmäßigkeit kundgibt. Unsere Persönlichkeit ist unser eigenes Werk — das ist unsere Freiheit und unser Fluch.

Wer wagt es zu leugnen, daß in dieser Tatsache die Möglichkeit einer unerhörten Gefahr liegt? Der Pendel, der nach links gehoben wurde, schlägt mit unerbittlicher Notwendigkeit nach rechts aus. Erbarmen und Gnade wird man bei den Naturgesetzen vergeblich suchen.

Unser Leben erscheint, von dieser Seite betrachtet, soweit es sich um die Bildung der Persönlichkeit handelt, als ein sehr gefährliches Unterfangen. Denn was aus der Persönlichkeit nach dem Tode wird, wissen wir nicht. Alle anderen Gefahren treten dieser Gefahr gegenüber in den Hintergrund.

Wir können dieser Gefahr nach dem Beispiel des Vogel Strauß begegnen, indem wir uns blind stellen. Ob das besonders weise ist, ist eine andere Frage. Wir können aber auch den uns im Gewissen mitgegebenen Kompaß benutzen, was vielleicht empfehlenswerter ist.

Mit einer Geschwindigkeit von 10 bis 16 Lebensmomenten in der Sekunde stürzen wir unserem Ende entgegen. Um diesen Sturz gefahrlos zu beenden, brauchen wir nur auf den Apparat zu achten, der uns von der Gleichgewichtslage unserer Persönlichkeit zur Planmäßigkeit Kunde gibt. Ähnlich dem Adler, der aus höchster Höhe gefahrlos herabstürzen kann, solange er dem Kompaß seines Gleichgewichtsorganes folgt, andernfalls rettungslos am Erdboden zerschmettert.

Wenn man unter Religion die objektive „Bindung" versteht, die das Gesetz der Persönlichkeit an die allmächtige Planmäßigkeit fesselt, so ist dieses Band völlig unzerreißbar und über jeden Wechsel erhaben. Wenn man hingegen die subjektive Erkenntnis dieser Bindung „Religion" nennt, so ist sie im Laufe der Zeiten sehr verschieden stark gewesen und wechselt von Person zu Person.

Wir erleben heutzutage das groteske Schauspiel, wie im riesigen russischen Reich ein Haufe landfremder Verbrecher, der die Herrschaft an sich gerissen hat, einen zielbewußten Kampf gegen Religion und Gewissen führt.

Krasnow*) berichtet, daß die bolschewistischen Kommissare in der Absicht, nicht nur die christliche, sondern auch die jüdische Religion ihrer eigenen Stammesgenossen auszurotten, dem Volke gern das Schauspiel geben, wie die Leichen der von ihnen in viehischer Weise hingemordeten Bürger zerhackt und verbrannt werden, ohne daß sich dabei irgendeine Spur einer unsterblichen Seele den Zuschauern offenbart.

Dieser Beweis ist natürlich kindisch, denn die Seele ist ein unsichtbares Naturgesetz, das nur dem eigenen Subjekt offenbar ist. Ich möchte mit den Herren Kommissaren jede Wette eingehen, daß sie bei ihrem eigenen Tode, trotz ihrer wütenden Überzeugung vom Nichtvorhandensein der Seele, noch einer höchst peinlichen Überraschung entgegengehen.

Die biologische Weltanschauung, die das einzelne Individuum mit seiner subjektiven Welt, als dem elementaren Baustein des Universums, in den Mittelpunkt des Interesses rückt, paßt ganz und gar nicht in die jetzige Zeitströmung, die allein

*) Krasnow: „Vom Zarenadler zur roten Fahne" ist das einzige Buch, das authentische Schilderungen aus dem heutigen Rußland bringt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die zahlenmäßige Überlegenheit gelten lassen will und sich für den Fortschritt der Menschheit, für das Weltgewissen, für den Volkswillen und für ähnlichen (mit Erlaubnis zu sagen) Schwindel begeistert.

Die Biologie wendet sich ausschließlich an den einzelnen und zeigt ihm, in welchem Zusammenhange er mit dem Universum steht. Sie macht ihn darauf aufmerksam, daß er die persönliche Verantwortung für den Aufbau seiner Welt trägt. Ein räumlich und zeitlich begrenztes Reizreservoir ist ihm, sobald er ins bewußte Leben tritt, zur freien Ausgestaltung überlassen. Er kann daraus ein Königreich bauen oder eine Kloake. Niemand ist das Produkt seines Milieus — ein jeder ist Herr seiner Umwelt.

Vom Burgenland

Von

Robert Sieger, Graz

I

„Burgenland" ist ein neuer Name. Bis 1919 bezeichnete man das deutsche Siedlungsgebiet im westlichsten Ungarn als „Deutschwestungarn". Aber dieser Name brachte nicht zum Ausdruck, daß es sich dabei großenteils um altösterreichischen, um alten deutschen Reichsboden handelte, den magyarische Gewalt und Gewandtheit 1647 dauernd an sich gebracht — man nannte das drüben „revindiziert" — hatte, obwohl die Nachbarländer, insbesondere Niederösterreich, dagegen bis Ende des 18. Jahrhunderts Verwahrung eingelegt und noch im 19. wenigstens Material dafür gesammelt haben. Man nannte also das Land lieber nach den Bewohnern. Diese führen im Süden den Namen „Heanzen", halb als Spottname, den sie aber doch selbst zu gebrauchen begannen. Das ergibt hochdeutsch „Hienzen". Manche aber fanden „Heinzen" wohlklingender und einzelne ergaben sich zudem der Vorstellung, dieser Name deute auf Kaiser Heinrich III. und die alte Herrschaft des Reichs hin. Aber die Heanzen bewohnen nicht ganz Deutschwestungarn. Abgesehen von der Preßburger Gespanschaft sind die Heidebauern in der Wieselburger, schwäbischen Ursprungs, keine Heanzen. Man sprach auch vom Deutschtum der vier Gespanschaften oder schlechtweg und ungenau von den vier deutschen Komitaten. Deren deutsche Namen: Preßburg, Wieselburg, Ödenburg, Eisenburg (nicht auch die magyarischen Pozsony, Moson, Sopron, Vas) enden nun auf b u r g, und so hörte man wenigstens in den letzten Jahren manchmal von Vierburgenland oder (ohne Preßburg) von Dreiburgenland reden. Als Österreich nun 1919 einen Teil des deutschen Westungarn rechtlich und 1921 tatsächlich erhielt und man sich darüber klar war, daß dieser ein selbständiges Bundesland bilden sollte, galt es, einen Namen zu finden, und da knüpfte man an diese letzten Benennungen an. Man fand die Vereinfachung „Burgenland", und sie wurde alsbald amtlich gebraucht. Dieser Name — so künstlicher Entstehung er auch ist — hat sich auch rasch im Lande selbst eingelebt. Lenkt er doch (und gerade, wenn man seinen Ursprung nicht kennt, um so mehr) die Gedanken auf eine der schönsten Zierden des Landes, seine vielen Schlösser und Ruinen, zum guten Teil alte Grenzburgen des Heiligen Römischen Reiches.

Das Burgenland ist nur ein Teil Deutschwestungarns. Nach der ungarischen Volkszählung von 1910, deren Durchführungsart dem Deutschtum nicht günstig war,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

berechnete man für dieses 5379 qkm mit 491 000 Einwohnern (314 000 Deutsche, 98 000 Magyaren, 56 000 Kroaten, 22 000 andere, zumeist Slovaken), dagegen für das nach der nicht ins einzelne gehenden Grenzbestimmung von St. Germain an Österreich fallende Gebiet 4361 qkm mit 345 000 Einwohnern (246 000 Deutsche, 44 000 Magyaren, 49 000 Kroaten, 6000 andere) [1]). Nach dem Verluste von Ödenburg durch das Venediger Protokoll und die Scheinabstimmung und nach den Grenzfestlegungen, die bis Ende 1922 erfolgt waren, wird das Burgenland amtlich auf 4021 qkm beziffert, auf denen 1910 292 000 Menschen lebten [2]), darunter nur mehr weit weniger als 30 000 „Magyaren". Nach den vorläufigen Mitteilungen über die Volkszählung von 1923, die in die Presse gelangten, hätte das Burgenland 290 351 Einwohner [3]), und man nimmt an, daß nach den wenigen weiteren, noch nicht ganz abgeschlossenen Grenzbestimmungen seine Fläche eher weniger als 4000 qkm, denn mehr betragen wird. Die Sprachenzählung von 1923 ist noch nicht veröffentlicht. Man kann aber sagen, daß mit dem Burgenland gegen eine Viertelmillion Deutsche der nationalen Unterdrückung entzogen wurde, unter denen (meist in großen und kleinen Sprachinseln, nirgends als Glieder ihres geschlossenen Volksgebiets) rund 40 000 Kroaten und kaum 20 000 wirkliche Magyaren leben. In den 6 magyarischen Dörfern (mit 54 bis 96 v. H. Magyaren) lebten 1910 zusammen weniger als 7000 Personen, deren Muttersprache als magyarisch bezeichnet wurde. Das genügt, um die Klagen dieses Volkes über seine Zerreißung durch die neue Grenze zu beleuchten.

Dem Gewinn für unser Volk steht als schwerer Nachteil die unglückliche Grenzführung gegenüber, die nicht nur gegen 70 000 Deutsche von ihren Stammesbrüdern abtrennt und unser geschlossenes Sprachgebiet zerschneidet, sondern auch im großen und im einzelnen für Wirtschaft und Verkehr höchst ungünstig verläuft. War die Abgrenzung von St. Germain von dem Bestreben der Tschechen bestimmt, von Preßburg gegen Südslavien hin eine kurze Bahnverbindung über österreichisches und eine andere über ungarisches Gebiet zu erhalten — weshalb man den östlichen Teil des Heidebodens in der Wieselburger Gespanschaft bei Ungarn beließ — so kam in Venedig auf ungarisches Betreiben ein Grundsatz zur Geltung, der dann auch (mit wenigen Ausnahmen, meist zugunsten ungarischen Großgrundbesitzes) bei den weiteren Grenzfestlegungen durchgeführt wurde. Gemeindegebiete sollten nicht geteilt werden. Das hatte die Folge, daß durch den Anfall des ganzen „Hotters" der Stadt Ödenburg an Ungarn das nördliche vom mittleren Burgenland fast ganz abgetrennt wurde. Das Burgenland wird hier auf einen Streifen Mittelgebirgsland von kaum mehr als vier Kilometer Breite eingeengt, in dem weder eine Bahn, noch eine ordentliche Straße durchgeht, lediglich ein Bauernfahrweg die Verbindung vermittelt. Der Verkehr ist also auf den Transit durch Ödenburg angewiesen, dem nach vertraglicher Vereinbarung mit Ungarn einige „privilegierte Züge" dienen, die ohne Zoll- und Paßkontrolle durchgehen. Mit Ödenburg hat das Burgenland seine natürliche Hauptstadt und seinen Verkehrsknotenpunkt verloren. Der Grundsatz der ungeteilten Gemeindehotter hat aber auch anderwärts zu einer überlangen, viele Male vor- und zurückspringenden Grenze geführt. von der ich sagen konnte, sie sei geradezu

[1]) Deutsch-Westungarn nach dem Friedensvertrag (Flugblätter für Deutschösterreichs Recht Nr. 40) Wien, Hölder 1919. Diese halbamtliche Schrift, die aus Tabellen und einem Kärtchen besteht, ist besonders wertvoll wegen der fast fehlerfreien Gegenüberstellung der deutschen und der magyarischen Ortsnamen. Die Flugblätter sind aber nur mehr schwer erhältlich, da die österreichische Regierung die Restbestände an sich zog. Man war der Meinung, die Propaganda sei nach den Friedensschlüssen gegenstandslos geworden und übersah, daß alle, die für deren „Revision" kämpfen, gerne nach dem reichen Material dieser Flugblätter greifen würden.

[2]) Statistisches Handbuch für die Republik Österreich. III. Jahrgang 1923.

[3]) Nach einer anderen Angabe nur 286 311.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zur Freude der Zigeuner und Schmuggler geschaffen worden und bereite Grenzzwischenfälle förmlich vor. Im unteren Pinkatal z. B. wird die dem Bach folgende Straße alle paar Kilometer von der Staatsgrenze geschnitten. Da der gegen 900 Meter hohe, bewaldete Günser Gebirgssporn oder das Rechnitzer Schiefergebirge, dessen Ostende in der Hand Ungarns ist, das mittlere und das südliche Burgenland fast völlig voneinander trennt, und da ein Transitverkehr zwischen beiden, der über Güns recht wohl möglich wäre, nicht vereinbart wurde, zerfällt das Burgenland in drei getrennte Verkehrsgebiete, zu denen das kleine, durch Anhöhen und Wälder vom Südburgenland ziemlich getrennte und selbst zerschnittene Gebiet der unteren Pinka noch hinzukommt [4]).

Diese Zerreißung des Landes hat vielfach den Gedanken laut werden lassen, es zwischen Niederösterreich und Steiermark aufzuteilen, der geographisch wohlbegründet erscheint, sie hat aber auch den Vorschlag hervorgerufen, seine Verwaltung nach Wiener Neustadt, welche niederösterreichische Grenzstadt in der Tat neben Ödenburg ein wichtiger Bahnknotenpunkt für das Nordburgenland ist, ja nach Wien, das von diesem durchaus leicht erreichbar ist, zu verlegen. Diese Pläne sind — abgesehen von der schlechten Zugänglichkeit des Mittel- und besonders des Südlandes von Norden her — aus politischen Gründen undurchführbar. Die von Ungarn abgetretenen Gebiete haben jahrhundertelange gemeinsame geschichtliche Erlebnisse; sie haben gemeinsame, von den österreichischen verschiedene Gesetze und Einrichtungen, von denen zum Teil noch die Rede sein soll und deren Anpassung an jene durch Übergangsbestimmungen (von zum Teil voraussichtlich langer Dauer) nur im Rahmen eines eigenen Landes durchführbar ist. Zudem wurde die Selbständigkeit als Bundesland von vornherein versprochen (Österreich verlangte ja ursprünglich keine Annexion, sondern Anschluß durch eine freie Volksabstimmung, die auch über die Grenzen entscheiden sollte) und dann in der Bundesverfassung festgelegt. Eine Änderung könnte nur mit Zustimmung des burgenländischen Landtags erfolgen, und diese ist nicht zu erwarten, da auf Grund der geschichtlichen Überlieferung und der Stammesgemeinschaft der Heanzen ein burgenländisches Gemeingefühl von starker Kraft erwacht ist. Dieser „Landespatriotismus", der dem der alten österreichischen Bundesländer kaum nachsteht, würde eine Angliederung an die Nachbarländer als „Annexion" empfinden und widerstrebt ebenso sehr einer Verlegung des Regierungssitzes außer Landes. Der neue Landeshauptmann, der Ödenburger Alfred Walheim, hat denn auch bei der Bereisung des Landes in einer großen Rede in Eisenstadt alle derartigen Pläne auf das entschiedenste abgewiesen [5]).

Auf der anderen Seite macht sich die Abschneidung der Industrie- und Handelsstadt Ödenburg von ihrem natürlichen Hinterland und Absatzgebiet für jene weit schwerer fühlbar, als für dieses. Die Stadt ist in wirtschaftlichem Rückgang und verliert damit natürlich auch an Wert für Ungarn. So wollen denn auch die Gerüchte nicht verstummen, daß uns über kurz oder lang ein Austausch des Abstimmungsgebiets von 1921 gegen die Gemeinden im Osten des Neusiedler Sees angeboten werden soll. Dieser würde Österreich gerade der landwirtschaftlich wertvollsten Gebiete berauben und müßte überdies eine erhebliche Zahl von deutsch und österreichisch gesinnten Landeskindern — und man kann im allgemeinen sagen: gerade die Grenzanwohner, die das Los der ungarisch gebliebenen Stammesbrüder täglich vor Augen

[4]) Karten des Burgenlands mit der neuen Grenze liegen nur in größeren Maßstäben vor, die amtliche Karte des Burgenlands in 1 : 200 000 (auf Grund der „Generalkarte"), Freytag und Berndts Wandkarte 1 : 150 000 und die in demselben Wiener Verlage, auch in der Kartographischen Zeitschrift, erschienenen Karten von Helmer 1 : 600 000.

[5]) Rede Prof. Dr. Walheims vom 17. August, abgedruckt im „Freien Burgenländer" vom 26. August 1923. Walheim gehört der großdeutschen Partei an.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sehen, sind besonders zuverlässig — der Rache der Magyaren ausliefern[6]), weshalb man auch gerade in den Nordostgemeinden viel und mit Sorge von derlei Plänen reden hört. Sie in Betracht zu ziehen, sollte jeder österreichischen Regierung der politische Verstand und das völkische Pflichtgefühl verbieten. Kein deutscher Burgenländer hält den Verzicht auf Ödenburg für endgültig; keiner aber möchte es um diesen Preis wiedergewinnen.

II

In den ihm aufgezwungenen Grenzen zerfällt das Burgenland in drei Teile, die gegeneinander durch zwei Alpenausläufer, das Ödenburger und das Günser (Rechnitzer) Gebirge abgegrenzt werden. Sie sind von Niederösterreich und Steiermark durch eine historisch erwachsene, im einzelnen oft recht willkürliche Grenzlinie getrennt; der äußerste Nordosten, der dem Donaustrom und Preßburg nahe kommt, grenzt an die Tschechoslovakei, der schmale Südzipfel an den Südslavenstaat, beides nur auf kurze Strecken. Sonst ist Ungarn der östliche Nachbar des Landes. Dessen Länge ist dreimal so groß, wie seine größte Breite — auch das ist eine Erschwerung für seine einheitliche Verwaltung. Vor allem aber sind die drei Teile verkehrsgeographisch stark voneinander gesondert.

Nordburgenland gravitiert nach der Ausschaltung Ödenburgs um so mehr nach Wien und Wiener Neustadt. Durch die Naturwege der Neustädter, der Brucker und der Hainburger Pforte steht es mit Niederösterreich in guter Verbindung, auch für den Bahnverkehr. Und seit jeher suchen viele Landeskinder dort vorübergehenden oder dauernden Erwerb. Sehen wir von dem kleinen Landesteil ab, der zwischen den natürlichen Pforten auf die Nordwestseite des sonst grenzbildenden Leithagebirges und an die niederösterreichische Leitha reicht, so ist das Nordland der Komplex von Landschaften um den Neusiedler See. Dessen Südende liegt allerdings in Ungarn. Der seichte, schwankende, schilfreiche, von vielerlei Wasservögeln belebte, aber nicht schiffbare, sondern selbst für Ruder- und Schwimmsport schwer zugängliche[7]) und von ihnen noch vermiedene See ist aber kein Verkehrszentrum, sondern ein Verkehrshindernis, das umgangen werden muß. Seine Trockenlegung, die infolge seiner tiefen Lage kaum völlig durchführbar ist, würde keinen Gewinn an Ackerland, wohl aber an Weideboden bringen, jedoch die Landschaft eines großen Schmuckes berauben und die klimatische Begünstigung beschränken, die das Land um den See zu einem gesegneten Weinlande stempelt. Die Alpenhöhen im Westen und die flachen Rücken des Leithagebirges im Norden nimmt Wald ein, der großenteils in den Händen von Großgrundbesitzern ist. Aber an den sonnigen Hängen gedeiht die Traube und geht bis an die kleine fruchtbare Wulkaebene herab. Besonders begünstigt ist eine kleine Gebirgsscholle, die, dem Leithagebirge verwandt, gleich ihm

[6]) Von den Bedrückungen durch die Freischaren und Banditen (durch diese Namen unterscheidet man die disziplinierteren Osztenburg-Leute und die späteren Banden), aber auch von dem Druck der magyarischen Behörden soll hier nicht die Rede sein. Das Buch von D. Miltschinsky, Das Verbrechen von Ödenburg, Wien, 1922, das vor allem die Scheinabstimmung behandelt, gibt trotz seines romanhaften Titels ein aktenmäßiges, eher gemildertes Bild der Vorgänge und der Greuel von 1919 bis 1922. Einer meiner Begleiter, der im Kärntner Freiheitskampf mitgefochten hatte, sagte, als er die Erzählungen ernster besonnener Männer über ihre Erlebnisse von ihnen selbst hörte, ganz betroffen: „Dagegen sind ja unsere Tschusen (so nennt man in Kärnten die südslavischen Prügelbanden) die reinen Ritter." Und trotz des gegenseitigen Amnestieversprechens, das Österreich auch den bedenklichsten Personen gegenüber treulich und oft zum Mißvergnügen der Landeskinder einhält, wagt sich noch heute niemand von den Männern und Frauen, die für ihr Deutschtum gelitten haben, auf ungarischen Boden.

[7]) Erst neuerlich plant man an einigen Stellen durch Dämme und Landungsbrücken weit in den See hinaus Bade- und Rudergelegenheit zu schaffen. Leichter wäre dies an einer der „Lacken" des „Seewinkels", der neuerlich viel genannten Zicklacke bei St. Andrä.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:51 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus Urgestein mit einer reichlich ausgebeuteten Umrahmung tertiären Kalks (des als Baustein berühmten Leithakalks) besteht, und die sich nördlich von Ödenburg zwischen den Alpenausläufern und dem See erhebt. Mit den uralten Kalkbrüchen von St. Margarethen streitet an Berühmtheit der Edelwein, der nach dem alten Städtchen Rust benannt wird. Aber auch dem trockenen Osten des Sees fehlt die Rebenkultur nicht ganz. Hier haben wir niedriges Flachland; spättertiäre und eiszeitliche Terrassen und als jüngste Bildung alter Seeboden, der in den wenigen Jahrtausenden seit der Entstehung des Steppensees bloßgelegt wurde, bringen in geringer Abwechslung Schotter-, Lehm- und Sandböden. Aber die höchste Terrasse, die Parndorfer Heide, setzt in einem Steilrand gegen den Seeboden und die „Niederterrasse" des Heidebodens ab, der etwa 40 Meter Höhe erreicht und dem im Südosten eine jüngere Terrasse als ebenso ausgeprägte Stufe sich vorlagert. Dieser Abfall, ein „Wagram" im Sinne des Geographen, begünstigt Wein- und Obstbau, die auch an anderen Stellen nicht fehlen. Der Großgrundbesitz hat gelegentlich Wälder, meist lichte Bestände der für Pannonien und somit auch für große Gebiete des Burgenlandes und des Wiener Beckens bezeichnenden „Akazie" (Robinia pseudacacia) angelegt und erhalten. Ein Zwickel des Landes greift auch in die Hundsheimer Berge. Im ganzen aber ist das Land im Osten des Sees — der von vielen kleinen Seen und Schilfsümpfen, sogenannten „Lacken", durchsetzte Seewinkel und der Heideboden — ein baumloses Acker- und Weideland, die Kornkammer des Burgenlandes. Am eindringlichsten zeigt vielleicht eine Wanderung nach der Getreideernte — wie ich sie Mitte August dieses Jahres unternommen habe — daß wir es hier mit einem Teil des Kleinen Pannonischen Tieflandes zu tun haben. Weithin schweift das Auge frei über die ebenen oder ganz sanft gewellten Stoppelfelder, deren Boden vielfach noch die Arbeit der Mähmaschinen erkennen läßt. Ihr eintöniges Gelbbraun unterbricht hier und da das dunkle Grün noch nicht abgeernteter reicher Maisfelder, das Grüngelb versumpfter Schilfstrecken oder der helle Spiegel einer sonnbeschienenen Lacke. Hier und da ragt ein einsamer Ziehbrunnen in die Luft oder verrät eine lockere Doppelreihe von Obst-, meist Maulbeerbäumen, den Zug einer Straße. Den Rundblick begrenzen die breit in einem Hain von Obstbäumen hingelagerten Dörfer, vereinzelte große und kleine Meierhöfe und große Gruppen haushoher Getreideschober, die auf freiem Felde aufgetürmt von weitem wie Höfe und Dörfer erscheinen. In ihrer Nähe weiden sehr ansehnliche Rinder- und Pferdeherden, deren morgendlicher Ein- und abendlicher Auszug in der Dorfstraße ein recht bewegtes Bild gibt. Diese Landschaft findet durch die Donau und den südlich vom See ausgedehnten Sumpf des Waasen (Hanság) eine natürliche Abgrenzung gegen das übrige Tiefland. Aber gerade ihr besonders ertragreicher östlicher Teil wurde bei Ungarn belassen, trotzdem die österreichische Vertretung bei den Friedensverhandlungen auf ihre große Bedeutung für die Verpflegung Österreichs, insbesondere Wiens, nachdrücklich hingewiesen hatte [8]). Die Mannigfaltigkeit der kleinen Teillandschaften, die sich wirt-

[8]) Aus der von ihr vorgelegten Statistik (Zuschrift vom 11. August 1919, Bericht über die Tätigkeit der deutschösterreichischen Friedensdelegation in St. Germain-en-Laye, II. Band S. 304 ff.) geht unter Berücksichtigung der Verschiebungen der endgültigen Grenze gegenüber der damals projektierten hervor, daß durch die Teilung des Wieselburger Komitats und die durch die Grenze hervorgerufenen Ausfuhrbehinderungen dem Konsum Österreichs an Brot, Getreide, Kartoffeln und Vieh etwa die Hälfte der bis dahin aus dem Komitat bezogenen Menge, etwa ein Drittel des Maisbezuges, vor allem aber eine Milchzufuhr entging, die gerade in der Not der ersten Friedensjahre von großer Bedeutung gewesen wäre. Österreich ohne Burgenland erntete z. B. 1921 1,8 Mill. Doppelztr. Weizen, während die erwähnte Statistik seinen Bezug aus dem erhaltenen Teil Wieselburgs mit 0,24, aus dem bei Ungarn verbliebenen mit 0,21 Mill. Doppelztr. beziffert. Dazu kommt die geringe Entfernung Wiens und seine günstige Bahnverbindung mit diesem Versorgungsgebiet in Betracht.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

schaftlich gut ergänzen, der bereits berührte Reichtum an allerlei Erzeugnissen — unter denen auch die Braunkohlen der Neustädter Pforte und, wie im ganzen Burgenland, die Säuerlinge zu nennen sind — die leichte Zugänglichkeit von Altösterreich her stempeln das Nordburgenland zu demjenigen Landesteil, der des raschesten Aufschwungs fähig ist und dessen ohnehin schon lebhafte Verkehrsbeziehungen sich am leichtesten zu voller wirtschaftlicher Verknüpfung, namentlich mit Wien, steigern lassen. In dem altertümlichen Eisenstadt, einem Hauptsitz des Weinhandels, besitzt es auch eine Hauptstadt in leidlich zentraler Lage, die nur geringer Verbesserungen des Bahnnetzes bedarf, um zu voller Geltung zu kommen.

Weit kleiner und geschlossener ist das mittlere Burgenland, die „Draßmarkter Bucht" der ungarischen Geologen, das noch als inneralpines Gebiet gelten kann. Waldige Erhebungen umrahmen es: im Norden die Ödenburger Berge, im Westen die malerischen Kuppen an der Grenze Niederösterreichs, die man nach zwei der schönsten Burgen des Landes, Landsee und Bernstein, zu benennen pflegt, im Süden der Günser Sporn und ein gut ausgeprägter Wagram an der Rabnitz. So ist die Grenze nur im Osten unscharf. Das recht fruchtbare tertiäre Riedel- und Hügelland mit breiten Talebenen, in dessen Untergrund das zentralalpine Gestein nicht selten erschlossen ist, aber gleich den reichlichen Basaltvorkommen kaum ausgebeutet wird, hat viel Wald und Ackerland, aber keine eigentlich städtische Siedlung; Marktflecken bilden seine örtlichen Mittelpunkte. Die Bahn von Ödenburg nach Güns verbindet die meisten davon in gewundenem Verlauf. Sie ist aber schleuderhaft gebaut und für die guten, aber schweren Maschinen Altösterreichs nicht benützbar; ihre beiden Endpunkte, bisher die Märkte des Gebiets, liegen nunmehr jenseits der Grenze. Dadurch ist auch seiner Umrahmung ein guter Teil des Reiseverkehrs entzogen worden, den diese Berglandschaften ihren herrlichen Wäldern und mannigfaltigen Fernblicken verdankten. Immerhin ist die gewaltige Ruine Landsee, die noch in das Ausflugs- und Markierungsgebiet niederösterreichischer Sommerfrischen fällt, und das Schloß Lockenhaus im Günser Gebirge auch außer Landes wohlbekannt. Eine Verbesserung der Verkehrsanlagen könnte hierher reiches, sommerliches Leben bringen.

Der niedrige Sattel von Holzschlag verbindet das Mittel- mit dem Südland, das die Straße oberhalb Bernstein betritt. Durch die Wechselbahn könnte es in gute Verbindung mit Wien und der Neustadt kommen, wenn zwischen deren Station Pinggau und der burgenländischen Endstation Pinkafeld an Stelle der Straße, die durch übergroßen Verkehr jämmerlich zugerichtet ist, gleichwohl aber von Automobilen befahren wird, eine Bahnverbindung von etwa 16 Kilometern träte. Steigung und Bodenverhältnisse aber bringen es mit sich, daß ihre Erbauung über 40 Milliarden Kronen erfordert, und es ist leider zweifelhaft, ob die Zwangsverwalter Österreichs deren wirtschaftliche und politische Notwendigkeit und Unaufschiebbarkeit genügend würdigen. Für die Steiermark, die größtenteils durch einen Wasserlauf vom Südburgenland getrennt wird, wäre auch diese Bahn noch ein großer Umweg. Es müssen unmittelbare Verbindungen geschaffen werden, die gleichfalls kurz, aber nicht billig zu bauen sind, und sie können auch erst durch die bisher versäumte Ausgestaltung des oststeirischen Eisenbahnnetzes zu voller Geltung kommen. Die gegenwärtigen Schienenwege des Südburgenlandes wenden sich, wie die Wasserläufe, nach Ungarn und treffen erst im Pannonischen Tiefland und außerhalb des deutschen Sprachgebiets an Steinamanger zusammen. Eine gute Verbindung mit der Steiermark und besonders mit Graz hat nur der südliche Zipfel des Landes, in dem die Raabtallinie (Schnellzugstrecke Graz—Budapest) läuft. Das burgenländische Raabtal, dem der kürzlich magyarisierte Knotenpunkt St. Gotthard vorenthalten blieb, steht aber, gutenteils infolge dieser Verkürzung, in sehr schlechter Verbindung mit dem Kern des

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Südburgenlandes. Diesen bildet das tertiäre Riedel- und Hügelland an der Pinka und dem Strembach, das geographisch ein Teil des Oststeirischen Hügellandes ist. Von den Bernsteiner und Günser Bergen nach Südosten hin geht es von anfangs noch recht bewegten Formen immer mehr in den Charakter der Ebene über und ist südlich vom Günser Gebirge nach Osten hin offen. Immerhin hat der zumeist recht fruchtbare, streckenweise aber zur Versumpfung neigende Pinkaboden und Güssinger- (Strem-) Boden eine ziemlich geschlossene Umrahmung durch höheres Waldland: im Westen eintönige Hochflächen, im Süden das anmutige, mehr hügelige Land der Raabwasserscheide, im Osten kleine alpine Schollen (wie der rebenumkränzte Eisenberg, der aber teilweise an Ungarn zurückkam) und die Großwaldungen, die sich zwischen ihnen auf undeutlicheren Schwellen erstrecken. Die inneren Verbindungen sind leicht auszugestalten. Anmutige Landschaftsbilder fehlen hier so wenig, wie im Nord- und Mittelland (es sei hier nur an den letzten Vorposten der oststeirischen Tertiärvulkane erinnert, den Basalttuffkegel, der die Ruine Güssing trägt) und der Blick auf die Alpen verschönt manche an sich eintönige Rückenwanderung. Schlösser, wie Bernstein und Schlaining sind wahre Zierden des Landes. Auch Siedlungen, die man als große Marktflecken bezeichnen kann, fehlen nicht; aber es fehlt dem Südland ein beherrschender Mittelpunkt: der volksreichste Ort Rechnitz liegt hart an der Grenze und zieht davon Vorteil. Um den Säuerling von Tatzmannsdorf — an der Lokalbahn zu dem berühmten evangelischen Schulzentrum Oberschützen — ist ein Kurort erwachsen, der (unter dem magyarischen Namen Tarcsa bekannt) besonders aus Ungarn viel besucht wurde und wird. Braunkohlen werden hier und da abgebaut, an vielen Stellen gesucht. Die paläozoischen Schiefer des Bernsteiner und Günser Gebirges umschließen neben allerlei Erzen, von denen die wertvollen Antimonerze bei Schlaining nunmehr in fortgeschrittenster Betriebsweise verhüttet werden sollen, auch die Rohstoffe für eine bescheidene Serpentin- und Asbestindustrie. Allgemein sind die Ansätze zu einer Industrie im Burgenland noch gering. Während aber gewerbliche Tätigkeit, wie Schuhwarenerzeugung und Töpferei besonders in einzelnen Orten des Mittellandes lebhafter betrieben wird, die Müllerei, die im Heideland den in Österreich ganz ungewohnten Anblick von Windmühlen bietet, und verschiedene, an die Braunkohlengebiete sich anlehnende Industrien mehr im Nordland hervortreten, während die wenigen, aber für Österreich nicht unwichtigen Zuckerfabriken dem Norden und dem Mittelland eignen, finden wir im Süden die Anfänge einer Textilindustrie. Wenn dieser Landesteil eine bessere Verbindung mit Wien erlangen könnte, würde gerade seine Übervölkerung hier einen guten Nährboden für industrielle Tätigkeit bieten. Die größten Vorteile für diese aber weist doch wohl das Nordland auf.

Unsere Schilderung hat die Hilfsquellen des Landes mehrfach berührt. So verschieden die natürliche Ausstattung in den einzelnen Teillandschaften auch ist, ihre Hervorbringung hat einen gemeinsamen Zug von bestimmender Bedeutung. Sie ist ganz überwiegend eine land- und forstwirtschaftliche. Der Wald fehlt nur dem Lande im Osten des Sees und der Wulkaebene mehr oder weniger völlig. Neben den Getreidebau, einschließlich Mais und Hafer, tritt in allen drei Landesteilen Wein- und Obstbau; aber nur im Norden ist der Wein von erheblicher Bedeutung. Ob sich der Zuckerrübenbau zur Grundlage einer nennenswerten Industrie ausgestalten läßt, ist fraglich. Am Neusiedler See ist die Schilfgewinnung, die in großem Umfang betrieben wird, wichtiger als der Fischfang. Viehzucht wird überall betrieben, aber nur der Norden hat eine erhebliche Ausfuhr von Vieh und tierischen Produkten. Dagegen ist die Geflügelzucht allgemein verbreitet und ertragreich, namentlich wimmelt es fast überall von Gänsen. Man darf sagen, daß die Landwirtschaft zumeist einen günstigen Boden findet. Wenn gleichwohl nach amtlicher Feststellung etwa ein Drittel

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

der Bevölkerung seinen Unterhalt nicht im Lande zu finden vermag, so hat das mannigfaltige Ursachen. Es ist gewiß von Belang, daß die geographische Lage der Überschußgebiete im Norden die Ausfuhr nach Wien und Niederösterreich auf Kosten der Versorgung der schwerer erreichbaren burgenländischen Bedarfsgebiete begünstigt und in erhöhtem Maße begünstigen wird. Die ertragsärmsten Landesgebiete wurden von Ungarn her versorgt und leiden unter der neuen Grenze solange, bis sich die Umstellung des Wirtschaftsverkehrs ganz vollzogen hat. Aber die Ausfuhr außer Landes selbst ist zum Teil eine Folge der Grundbesitzverhältnisse, die eine der Hauptursachen der relativen Übervölkerung sind; liefert der Großgrundbesitz doch lieber im großen an Großkonsumenten. Der Großgrundbesitz umfaßt etwa die Hälfte des Bodens im Burgenland und ist vorwiegend in Händen magyarischer, nunmehr zu Ausländern gewordener Herren. Während ausgedehnter kulturfähiger Boden in den großen Waldflächen eingeschlossen ist, ist der bäuerliche Grundbesitz zumeist überaus zersplittert. Die Bauern haben weniger Land, als der Volksvermehrung entspricht. Bergbau und Industrie sind aber in ihrer Entwicklung zurückgeblieben und ihr Bedarf an Arbeitskräften gering. Die Bemühungen, sie emporzubringen, werden in einem gewissen Maße dadurch unterstützt, daß vielenorts die alten Einkaufsmärkte verschlossen, die neuen aber weit entfernt sind und also ein Bedürfnis erwacht, sich aus eigener Erzeugung zu versorgen. Aber man darf die Möglichkeit dazu nicht überschätzen. So ist die gute ältere Braunkohle zum allergrößten Teil mit Ödenburg an Ungarn zurückgefallen, die an vielen Stellen erbohrte jüngere aber selten von guter Beschaffenheit. So bleibt wohl die Verbesserung der Landwirtschaft, ihre allgemeine Überführung zu intensivem, rationellem Betrieb die erste und aussichtsvollste Aufgabe. Ihre erste Voraussetzung, eine geistig geweckte, sparsame und fleißige Bevölkerung, ist im Burgenlande durchaus gegeben.

III

Die deutschen Burgenländer umschließen sicher Reste karolingischer Kolonisation, wie denn allenthalben das Deutschtum älter ist als das Magyarentum. Aber die Versuche, aus Mundart und Siedlungsformen [9]) auf fränkischen Ursprung zu schließen, sind gescheitert. Der Großteil des Volkes ist von bajuvarischem Stamme. Jüngere Einwanderungen — wie die schwäbische der Heidebauern, oder die sich aus Württemberg herleitenden standes- und volksbewußten prächtigen Bauern von Lutzmannsburg im Mittelland, in deren schöner, schwarzer Sonntagstracht der bäuerliche Schurz, das „Fürtuch" mit Stolz festgehalten wird — sind an Sitte und Siedlung wohl hier und da noch erkennbar; im ganzen aber ist die Verschmelzung in raschem Gange. Die konfessionelle Mischung läßt indes die Zuwanderung zu verschiedenen Zeiten und von verschiedenen Orten, freilich auch den Einfluß verschiedener Grundherren erkennen. Es gibt wohl Gebiete mit einheitlicher Konfession, aber in der Mehrzahl der Dörfer finden wir zwei Kirchen und zwei Schulen. In dem zu drei Vierteln magyarischen Oberwart steht neben der katholischen und der deutschen lutherischen eine magyarisch-reformierte Kirche und eine Synagoge. In mehreren verkehrsreichen Orten finden wir alte und orthodoxe Judenschaften in einem eigenen Viertel, das in dem aus vier Gemeinden bestehenden Eisenstadt eine besondere, Samstags durch Kette und Tür den Wagen versperrte Gemeinde bildet. Auch die Deutschen sind überwiegend katholisch. Fast ausschließlich sind das die Kroaten, die in der

[9]) Von ihnen und den wertvollen Forschungen des Volkskundlers R. Bünker, der in Ödenburg Lehrer war, kann hier nicht die Rede sein. Nur das sei hervorgehoben, daß das Burgenland ein Gebiet fast reiner Dorfsiedlung ist; Einzelhöfe finden sich nur wenige an der steirischen Grenze, sonst überall Straßen- und Platzdörfer.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Türkenzeit als Flüchtlinge kamen, aber fast durchaus deutsch verstehen und sprechen. Sie bewohnen außer einzelnen Dörfern drei größere Gebiete: im Nordland als Wasserkroaten (was kein Spottname ist, sondern vom See und Wulkafluß herrührt), im Mittelland als obere, im Südland als untere Kroaten. Sie haben im allgemeinen Raum an das Deutschtum verloren. Stärkere völkische Mischung innerhalb eines Ortes findet man im Nordosten, wo in deutschen Orten nicht wenige Kroaten wohnen und die zugehörigen Gutshöfe und Kolonien des Großgrundbesitzes magyarische Arbeiter ansammeln. Sonst gilt der Satz: so gemischt in konfessioneller Hinsicht, so einheitlich sind die Dörfer in völkischer Beziehung. Die Mehrheit macht meist über 80, ja über 90 v. H. aus. Die verschiedensprachigen Dörfer liegen aber neben- und durcheinander. Wir kommen aus einem rein deutschen in ein rein kroatisches oder rein magyarisches Dorf, ohne an den Hausformen und anderen Äußerlichkeiten einen Unterschied zu gewahren; so bilden Rotenturm (76 v. H. deutsch) und das altmagyarische Unterwart (95 v. H.) eine zusammenhängende Straße. Erst an dem Menschentypus erkennt man, daß man eine Sprachinsel betreten hat.

Die Folge dieser Verteilung ist eine erfreuliche Verträglichkeit. Nach der Beseitigung der magyarischen oder magyarisierten Dorfgewaltigen kann sich jede Gemeinde in ihrer Sprache verwalten. Große Minderheiten gibt es selten. Die verschiedenen Bekenntnisse in einem Ort aber haben dank der getrennten Schule keine Reibungsflächen. Keines kann das andere verkürzen, keines sich vom anderen bedroht fühlen. So finden wir nicht selten einen lebhaften, ja freundschaftlichen Verkehr zwischen den beiderseitigen Priestern. Die Glockenweihe des einen Bekenntnisses ist ein Fest für die ganze Ortsgemeinde, an dem auch die Andersgläubigen freudigen Anteil nehmen. Auch der Parteigeist ist dem Burgenländer fremd. Die allzurasch aufeinander folgenden Wahlen (1922 zuerst in den Nationalrat und den Landtag, 1923 dann in die Gemeindevertretungen und im kommenden Herbst wieder in den Nationalrat) haben zur Bildung von Ablegern der österreichischen Parteien geführt (eine „burgenländische Bürger- und Bauernpartei" erzielte nur wenige Stimmen) und eine leidenschaftliche Agitation ins Land gebracht. Aber man kann oft hören, daß die einheimischen Gruppen der Parteien sich gut vertragen und immer wieder von den Bundesparteileitungen ob ihres geringen Eifers getadelt werden. Man sieht eben noch mehr auf die tüchtige Persönlichkeit, als auf die Parteifarbe. So konnten Angehörige einer Minderheit — der großdeutschen Volkspartei, die erst nunmehr durch ihre Vereinigung mit der Bauernpartei an Gewicht gewonnen hat — zu so wichtigen Stellen, wie das Bürgermeisteramt [10]) von Eisenstadt und Neusiedl, ja neuerlich zur Stelle des Landeshauptmannes gelangen. Wer die Auslieferung des Staats an die Parteien in Österreich, dem Reich und der Tschechoslovakei vor Augen hat, wird diese „Rückständigkeit" auch dann noch hoch veranschlagen, wenn er hört, daß gelegentlich eine Gemeinde für eine andere Partei stimmen will, weil sie mit einer bisher maßgebenden Person unzufrieden ist. Gewiß sind die Leute, die nur ungarische Wahlen mit all ihrer Unfreiheit kannten, über das Wesen und die Ziele der Parteien noch recht im unklaren, und es kam wohl vor, daß jemand sich als „Kommunisten" bezeichnete, weil er für Österreich ist, das die magyarische Agitation als Kommunistenland verschrien hatte. Aber im großen und ganzen haben die Leute sich rasch zurechtgefunden.

Verträglichkeit bedeutet nicht Gleichgültigkeit. Am wenigsten in religiöser Beziehung. Der Burgenländer ist durch und durch religiös, und selbst wenn er seinen Pfarrer als „Magyaronen" mißtrauisch betrachtet, wird er das dem Fremden

[10]) In Österreich gehen die Bürgermeister durch Wahl des Gemeinderates aus seiner Mitte hervor und sind nicht beamtete Juristen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

nur zögernd zugestehen und den geistlichen Herren entschuldigen. Wie sehr man mit der religiösen Grundstimmung rechnet, beweist schlagend ein sozialdemokratischer Wahlaufruf, den ich im April 1923 noch von den Gemeindewahlen her an den Mauern von Mattersburg fand. Wer für Freiheit und Christentum sei, hieß es da, müsse für die Sozialdemokratie stimmen. „Wir wollen eine christliche Demokratie und nicht eine christlich-soziale Autokratie." Kein Wunder, wenn der sozialdemokratische Landeshauptmannstellvertreter Leser, ein verdienstvoller Vorkämpfer des Anschlusses an Österreich, von Wien her den Vorwurf hören mußte, er spreche wie ein Mann der großdeutschen Volkspartei.

Religiosität und Ernst sind kennzeichnende Züge des Burgenländers. Dabei ist er aber lebhaft, nicht ohne Neugierde, die dem Fremden Gelegenheit gibt, rasch ins Gespräch zu kommen und selbst zu fragen, und in den Weingegenden sehr fröhlich veranlagt. Die magyarische Schule hat seine Bildung sehr herabgedrückt, aber an geistiger Begabung und Beweglichkeit überragt er den benachbarten Oststeirer erheblich, und die vielen Auswanderungen und Rückwanderungen, insbesondere der rege Verkehr mit Amerika, machen ihn weltkundig und oft geradezu weltläufig. Soweit es nicht in der Abhängigkeit vom Großgrundbesitz wirtschaftlich verkümmert, ist das Volk auch wirtschaftlich sehr tüchtig, voll gesundem Bauernstolz und Sinn für eine reinliche, behagliche Lebensführung. Gastfrei ist der Burgenländer durchaus, und die Gespräche mit bäuerlichen Gastfreunden haben mir und meinen Schülern Gelegenheit gegeben, zu einem sehr günstigen Urteil über ihre Veranlagung zu kommen.

An deutscher Sitte und deutschem Brauch hält das sangesfrohe Volk treu fest, und allgemein ist die Freude, „wieder deutsch zu sein". Es hatte etwas Ergreifendes, ein paar Monate nach der Besetzung allenthalben neben nagelneuen deutschen Aufschriften die alten verblaßten Schilder zu sehen, die während der Zeit der scharfen Magyarisierung, also über ein halbes Menschenalter, auf den Dachböden gelegen hatten und nun eilends wieder hervorgeholt worden waren. Gewiß haben viele der Vereinigung mit Österreich widerstrebt. Eine jahrhundertlange Schicksalsgemeinschaft vergißt der Deutsche nicht so leicht — das ist eben auch ein Stück deutsche Treue, hier wie im Elsaß. Aber auch die Freunde Ungarns haben in ihrem Staat Deutsche bleiben wollen und die Zugeständnisse an ihr Volkstum verlangt, die zu verschaffen ihnen Bleyer und sein Anhang versprochen hatten. Daß diese ihre Absicht nicht verwirklichen konnten, daß Rumpfungarn sich ebenso chauvinistisch gebärdete, wie das alte große Königreich, gerade das hat immer mehr Widerstrebende zu Österreich geführt, wenn auch noch nicht alle. Es wäre verfehlt, diesen Vorgang künstlich beschleunigen zu wollen, einen österreichischen Patriotismus von oben her zu züchten. Unsere besten Bundesgenossen sind die Zeit und — die Ungarn. Die Gewalttaten der Freischärler haben mehr für Österreich geworben, als dieses selbst vermochte. Was *wir* vor allem tun müssen, ist die Herstellung lebhafterer seelischer Beziehungen zu den neuen Staatsgenossen. Wenn wir ihnen unsere Lieder, unsere Volksdichtung (Rosegger ist da besonders zu nennen) bringen, wenn sie sehen, wie sehr wir Alpenbajuvaren ihrem Wesen verwandt sind, und daß wir sie als unser Blut, nicht als unsere Eroberung, betrachten, dann verderben wir den Magyaronen das Konzept. In diesem Sinne arbeiten erfolgreich die „Südmark", die Wandervögel, Turn-, Gesangvereine; aber auch einzelne steirische Schulausflüge, die deutsche Volkslieder und deutsche Volkstänze und Spiele vorführten, haben herzliche Beziehungen knüpfen helfen, und die Ausflüge burgenländischer Vereine nach Altösterreich, ihre Teilnahme an Turn- und Sängerfesten beginnen häufiger zu werden.

Der Staat kann das Vertrauen der Bevölkerung vor allem durch eine gute *Verwaltung* gewinnen. Er muß ferner eine *engere Verbindung* in Wirtschaft und Verkehr *mit dem Mutterland* herstellen, so daß die Burgen-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

länder den Anschluß an das größere Staatsganze im Westen als eigenen Vorteil empfinden. Und er muß die brachliegenden Hilfsquellen des Landes derart erschließen, daß die Einwohner immer mehr im Lande selbst ihren Erwerb finden können und die Auswanderung allmählich aufhört. Diese Hauptaufgaben, die für ein Land ohne finanzielle Bewegungsfreiheit, wie das vom Völkerbund „kontrollierte" Österreich, doppelt schwer sind, umschließen eine ganze Reihe von Einzelfragen, deren noch kurz gedacht werden muß.

IV

Die ungarischen Gesetze sind zum Teil viel besser, als ihre Handhabung es war. Manche Einrichtung, wie die „obligatorische Zivilehe", sähen manche gern in ganz Österreich eingeführt. Viele mußten vorläufig beibehalten werden; in anderen Belangen aber sind die österreichischen Gesetze bereits eingeführt oder Übergangsbestimmungen getroffen worden. Die Aufgabe des Verwaltungsbeamten, komme er nun von der einen oder von der anderen Seite her, ist somit nicht leicht. Und sie wird dadurch nicht leichter, daß Österreichs vertragsmäßige Verpflichtung zum Beamtenabbau vor dem Burgenland nicht haltmachen kann. Was man im Lande die Beamtenfrage nennt, ist etwas anderes. Es handelt sich darum, die geeigneten Kräfte für eine Musterverwaltung zu finden und zu einem einheitlichen und zuverlässigen Beamtenkörper zu verschmelzen. Einheimische deutsch und österreichisch gesinnte Beamte waren in einem Lande, dessen gebildete Jugend magyarisch erzogen und zum Chauvinismus und der Geschichtsauffassung des Magyarentums mit allen Mitteln bekehrt worden war, weder für die staatliche noch für die autonome Verwaltung in genügender Zahl zu finden. Man fand deren immerhin mehr als gehofft; zum Teil kamen sie fast unmittelbar aus ungarischen Kerkern. Aber in der Mehrzahl der Fälle war man darauf angewiesen, einerseits Beamte aus Altösterreich (darunter nicht wenige aus den an die Tschechoslovakei und auch aus den an Südslavien gefallenen Gebieten) heranzuziehen [11]), anderseits ungarische, zum Teil sogar magyarische Beamte zu übernehmen. Da man freiwillige Meldungen nicht entbehren konnte und den Dienst in dem sehr teueren Lande durch besondere Begünstigungen (derzeit eine „Burgenlandzulage") erleichtern mußte, konnte die Auswahl nicht immer so streng sein, wie die Regierung wünschte, und mancher von den Übernommenen stieß auf berechtigtes oder unberechtigtes Mißtrauen bei der Bevölkerung und der Regierung selbst, während anderseits die Landfremden erst die Eigenart des Landes kennen lernen mußten und nicht überall rasch Vertrauen erwerben konnten. Empfanden doch auch gewisse Teile der Einheimischen zunächst nur die Unbequemlichkeiten einer strammen „europäischen" Verwaltung im Gegensatz zu der landesüblichen ungarischen Lässigkeit [12]) und lernten erst nach und nach ihre Vorteile er-

[11]) Vorbildliches leistete die Gendarmerie, die u. a. gleich nach dem Einrücken eine eingehende vorläufige statistische Aufnahme durchführte und es durch sie ermöglichte, baldmöglichst die Gemeinden mit Nahrungsmitteln und anderem Bedarf zu versorgen, den sie infolge der Grenzsperre und der gründlichen Ausräumung durch die Banden nicht selbst decken konnten.

[12]) In einem abgelegenen Dorf, dessen arme Bevölkerung wirtschaftlich ganz in der Hand des Großgrundbesitzers ist, sagte man mir drastisch: „Die Leute klagen über die Österreicher. Wurde früher einer beim Holzdiebstahl erwischt, so diktierte ihm die fürstliche Kanzlei, nicht etwa die Staatsbehörde, eine Geldstrafe. Sie war so bemessen, daß er sie hereinbrachte, wenn er die nächsten paar Male vorsichtiger war. Betrat ihn der Gendarm, so prügelte er ihn fest durch und ließ ihn laufen. Das war man gewohnt und fand es in Ordnung. Der österreichische Gendarm aber schreibt den Holzdieb auf, und er muß dann in einiger Zeit zu Gericht wandern und wird vielleicht eingesperrt. Das empfindet er als eine Gemeinheit. Man gibt auch Österreich schuld an der Teuerung; in Ungarn ist ja der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

kennen. Reibungen zwischen bodenständigen und landfremden Beamten waren nicht ganz zu vermeiden und boten den Magyaren gute Gelegenheit, im Trüben zu fischen. So ergab sich anfangs auch ein öfterer Wechsel an einzelnen Stellen. Trotz aller dieser Schwierigkeiten hat die überangestrengte Beamtenschaft alles Recht, auf ihre bisherigen Leistungen stolz zu sein. Daß diese auch vom Volk anerkannt werden, zeigt manches sprechende Beispiel. So hat die Stadt Eisenstadt einen Postbeamten aus Deutschböhmen, der keine zwei Jahre im Lande ist und der von der Regierung mit der vorläufigen Gemeindeverwaltung betraut worden war, auf Grund seiner Leistungen als Verwalter 1923 zu ihrem Bürgermeister gewählt — und das, obwohl er politisch einer Minderheitspartei angehört. Es ist von großer Bedeutung, daß aus der burgenländischen, in Österreich studierenden Jugend möglichst bald ein tüchtiger Beamtennachwuchs hervorgeht. Dann wird es auch leichter werden, mit den bedenklichen, magyarisch gesinnten Elementen aufzuräumen. Man wirft der Regierung vor, sie sei gegen diese zu nachsichtig gewesen. Ich meine eher, man hat aus den Erfahrungen im Elsaß gelernt und alle überflüssige Schroffheit, solange es möglich, mit Recht vermieden. Manche Erscheinungen der letzten Zeit scheinen aber dafür zu sprechen, daß man nicht auf das allmähliche Aussterben der staatsfeindlichen Gesinnung in dem kleinen, aber nicht einflußlosen Kreis der „Intellektuellen" warten darf, sondern gewissen Gruppen, auch in der Beamtenschaft, nachdrücklich die Macht des Staats in Erinnerung rufen muß.

Von besonderer Wichtigkeit ist die Gemeindeverwaltung. Der ungarische „Notär" hatte eine Stellung, die der des österreichischen Gemeindesekretärs weit überlegen war; sein Einfluß wurde gegenüber jenem der Gemeindevertretung systematisch gehoben, da er als Träger der Magyarisierung zu wirken hatte. Es gab Notäre für eine „Großgemeinde" und „Kreisnotäre" für mehrere „Kleingemeinden" zusammen. Da in einem Land mit durchaus geschlossenen Dörfern die österreichischen Begriffe der Ortsgemeinde und der Ortschaft nicht anwendbar waren, blieb es bei Groß- und Kleingemeinden; die Notäre wurden nun Gemeinde- und Kreissekretäre, nicht selten blieben dieselben Personen in diesen Stellungen, also Männer, die, wenn nicht etwa selbst magyarisch gesinnt, doch in die ungarische Verwaltungsweise eingelebt waren. Ihnen gegenüber ist der Einfluß des gewählten Bürgermeisters verstärkt worden, und man geht daran, diesem und der Gemeindevertretung die Bedeutung zu verschaffen, die sie in Österreich haben.

Damit hängt die Frage des Verhältnisses der Gemeinde zum Pfarrer zusammen. Die Geistlichkeit vermag dem Staatsgedanken und dem Ansehen der Verwaltung große Dienste zu leisten, kann ihnen aber auch stark entgegenwirken. Nun sind die Priester beider Konfessionen in ungarischen Lehranstalten herangebildet, unterstanden ungarischen kirchlichen Vorgesetzten und standen vielfach in engen Beziehungen zu dem großgrundbesitzenden magyarischen Adel. Mancher hatte sich am politischen Kampf für Ungarn und gegen Österreich beteiligt. Durch die neue Abgrenzung der Sprengel ist für einen deutschen, in Österreich erzogenen Nachwuchs so weit gesorgt, als dies bei dem bedenklichen Mangel an deutschen katholischen Priestern nur möglich ist — und ein neuer Seelenhirt wird auch der Gesinnung seiner Gemeinde stärker Rechnung tragen, als es der altansässige muß. Der Pfarrer hat nun aber einen großen Einfluß auch durch die Giebigkeiten („Kollektur und Robot"), die ihm die Gemeinde schuldet, oft auch durch seinen großen Grundbesitz. Eine Ablösung der Giebigkeiten, die an

Wein und sind die Lebensmittel viel billiger" (ein Gedankengang, der seither durch die Entwicklung der Geldwerte ein gut Teil seiner Begründung verloren hat). Das ist natürlich ein Ausnahmefall, aber immerhin ein lehrreicher. Man bedenke auch, daß noch ein paar Tausend Zigeuner im Land sind, um die Schwierigkeiten, auf welche mancherorts die Erhaltung der Ordnung stieß, richtig zu würdigen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sich zeitgemäß ist, würde seinen so oft dem Staate nicht förderlichen Einfluß mindern. Endlich ist auch die Stellung des Pfarrers zur Schule ganz anders als in Österreich. Eine Regelung der „Schulfrage" muß sie wesentlich berühren.

Die Schulfrage ist somit auch ein politisches Problem, wenn auch in erster Linie ein kulturelles. Wir haben der konfessionellen Schule des Burgenlandes schon gedacht. Staatliche Schulen gibt es nur sehr wenige (auch die Mittelschulen in Oberschützen sind evangelisch, die in Eisenstadt ist neu errichtet). In Österreich ist die Volks- und Bürgerschule, ebenso die Mittelschulen (Gymnasien usw.) „interkonfessionell", und die Bestrebungen, diese eingelebte und im allgemeinen beliebte Einrichtung zu ändern, sind aussichtslos. Ihre Einführung im Burgenland würde ermöglichen, in vielen Orten an Stelle zweier notleidender Schulen eine besser ausgestattete mit mehr Klassen zu setzen (sind doch viele noch einklassig) und die Lehrer besserzustellen. Aber sie würde, wie schon angedeutet, den konfessionellen Frieden in den Gemeinden stören. Deshalb hat man sie noch nicht gewagt, sondern nur die Schulaufsicht des Staats straffer gestaltet und ein Gesetz beschlossen, das die Zusammensetzung des Ortsschulrates ändert. Bisher ist der Pfarrer dessen Obmann. Nun soll er nur mehr Beisitzer sein, der bloß in den Fragen des Religionsunterrichts mitzusprechen hat. Natürlich kann ihn die Gemeinde so gut wie jeden anderen als vollberechtigtes Mitglied in den Ortsschulrat wählen und er durch Wahl dessen Vorsitz erlangen. Man nimmt an, daß dies überall dort unterbleiben wird, wo die Gemeinde nicht auch in nationaler Hinsicht mit ihm zufrieden ist. So erwartet man von dem neuen Gesetz einen Schutz gegen staatsfeindliche Bestrebungen; die Kirchen aber fassen es als einen Vorstoß gegen ihre „Autonomie" auf. Daher zeigte die christlichsoziale Partei keinen besonderen Eifer für seine Durchführung. Die Landtagsmehrheit aber forderte diese in erneutem Beschluß, über den der bisherige Landeshauptmann zu Falle kam. Nun aber verzögert man die Genehmigung des Bundesrats in Wien, vielleicht um ein Schlagwort für die nahen Wahlen zu behalten.

Schwierigkeiten erwachsen auch aus dem Einfluß des magyarischen Großgrundbesitzes; insbesondere Fürst Eszterházy hat riesige Latifundien in den verschiedensten Teilen des Nord- und Mittellandes. Magyarische Beamte, Angestellte, oft auch Arbeiter sammeln sich in diesen Gütern; die Haltung gegen den Staat und seine Vertreter, auch gegen österreichische Besucher, ist selten freundlich, oft abweisend, zumeist von eisiger Korrektheit. Waldarbeiter-, Holzhauer- und Kleinbauerndörfer sind oft dem Großbesitzer nahezu hörig, und mit ihnen viele andere Leute von ihm abhängig. Die Unzufriedenheit, nicht nur mit den Löhnen, ist allgemein — und das wiegt um so schwerer, als ich von einem magyarischen Grafen im Südland, der mit seinen bäuerlichen Nachbarn gut steht, geradezu Rührendes über die Treue erzählen hörte, die sie ihm in der Kommunistenzeit erwiesen. Es sind keine unruhigen Köpfe. Aber sie tun vielfach das einzige, wodurch sie im „Königreich Eszterházy" ihren Unwillen ausdrücken können: sie wählen sozialdemokratisch. Die Bodenreform ist also in hohem Grade ein Politikum. Es scheint aber, als ob man sich Ungarn gegenüber zu stark verpflichtet habe oder aus anderen Gründen sich nicht recht an diese, für das Gedeihen des Bauerntums so wichtige Frage heranwagen wolle.

Aus dem Gesagten geht die Stellung der Magyaren und ihres Anhangs klar hervor. Sie arbeiten im stillen und im geheimen auch noch auf anderen Wegen als den besprochenen. Im politischen Parteileben treten sie nicht selbständig hervor. Aber sie stimmen zum guten Teil für die Christlichsozialen und suchen — sehr zur Sorge weiterblickender Führer dieser Partei — allmählich immer mehr Einfluß in ihr und auf sie zu gewinnen. Das gibt den andern Parteien ein wirksames Agitationsmittel und läßt verstehen, daß der Gedanke einer antisozialdemokratischen Einheitsfront im

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Burgenlande nicht recht gedeihen will, selbst wenn er vorübergehend verwirklicht werden sollte.

Eine Verwaltungsfrage ohne politischen Hintergrund ist die der Landeshauptstadt. Die Landesregierung sitzt derzeit in Sauerbrunn, hart an der Landesgrenze, eine halbe Stunde Bahnfahrt von Wiener Neustadt; angesichts der Wohnungsnot wohnen sogar einzelne Landesräte in dieser Stadt. Das empfindet man immermehr als Unmöglichkeit, und der neue Landeshauptmann scheint gewillt, das Begehren des Landtags durchzuführen und dessen Sitz Eisenstadt auch zum Verwaltungssitz zu machen, solange „bis Ödenburg uns wieder zurückgegeben wird". Noch immer aber macht man dieser einzig möglichen, wenn auch nicht vollbefriedigenden Lösung der Frage Schwierigkeiten. Daß Mittel- und vollends Südburgenland nicht mehr im Verkehrsgebiet dieser und jeder anderen im Norden gesuchten Hauptstadt liegen, muß bei den gegebenen geographischen Verhältnissen in den Kauf genommen werden. Eisenstadt ist aber auch die einzige wirkliche Stadt des Burgenlandes.

Der wirtschaftlichen Zukunftsfragen wurde schon eingehend gedacht. Voran stehen die Verknüpfung des Bahnnetzes mit Österreich, vor allem der Bahnbau Pinkafeld—Pinggau, die Bodenreform, die den Landhunger stillt und die Auswanderung mindert, die Entwicklung der Landwirtschaft. In zweiter Reihe, aber nicht im Hintergrund, steht die Entfaltung von Bergbau, Gewerbe und Industrie und die Schaffung eines Fremdenverkehrs. Für diesen ist in der landschaftlichen Schönheit vieler Landesteile eine gute Grundlage gegeben; aber es fehlen (abgesehen von den mehrfach erörterten Übelständen des Verkehrswesens, nach außen hin wie im Innern) alle Einrichtungen. Nur in wenigen Orten kann eine größere Gesellschaft Unterkunft und Verpflegung finden, ohne die große Gastfreundschaft der Bewohner in Anspruch zu nehmen. Aber da ließe sich rasch Abhilfe schaffen, und an Gästen würde es nicht fehlen. Das dem Deutschtum neugewonnene Land zu sehen, die neuen Staatsgenossen kennen zu lernen, ist heute ein lebhafter Wunsch vieler Österreicher, den nur die schwere Durchführbarkeit zurückdrängt.

V

Österreich hat mit dem Burgenland schwere Pflichten übernommen, es hat in den eineinhalb Jahren seit der Besitznahme viele Arbeit auf das neue Bundesland aufgewendet. Das ist Arbeit, die für das Deutschtum geleistet wird. Und sie wird Erfolg haben, denn sie wird mit dem Volk des Burgenlandes geleistet. Man darf sagen: „Ungarn wird das Land seelisch bald ganz verloren haben", wenn die österreichische Verwaltung eins bleibt mit dem Volke — mit Bauern und Bürgern, die gut deutsch sind — und wenn sie den landfremden Grundherren, den magyarisierten „Intellektuellen" ohne Furcht, ohne Hasten, aber bestimmt den Herren zeigt. Sie sind eine Macht nur, wenn man sie fürchtet. Und das Volk kann nur Vertrauen zu Österreich bewahren, wenn es den festen Willen sieht, das Land so wie es ist unter allen Umständen festzuhalten. Selbst geringfügige Maßregeln, die dieses Vertrauen erschüttern könnten, sind daher bedenklich. So war es ein Fehler, kürzlich die „Seewinkelbahn" einer ungarischen Gesellschaft in Betrieb zu geben. Daß Ungarn Wiedergewinnungspläne hegt, was immer seine Staatsmänner sagen, liegt in der Natur des Magyaren. Wir müssen von ihm lernen und das befreite deutsche Land als unser unveräußerliches Eigentum betrachten.

Im Deutschen Reich findet diese Auffassung manchen Widerspruch. Man meint, das Land sei Österreich nur gegeben worden, um die natürlichen Bundesgenossen Ungarn und das Deutschtum einander zu entfremden. Österreich habe dadurch, daß es das Land annahm, einen Freund vor den Kopf gestoßen, Dankespflichten ver-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

letzt, die Stellung der ungarländischen Deutschen geschwächt usw. Derlei Reden beruhen auf Unkenntnis der Magyaren. Sie sind glühende Nationalisten und gewandte, bedenkenlose Realpolitiker; sie achten nicht den, der sie umwirbt, sondern nur den, der sich stark zeigt. Den Krieg haben sie eingestandenermaßen für die „Selbständigkeit Ungarns" geführt, den österreichischen Mitkämpfer Not leiden lassen, während ihnen nichts abging. Dank schuldet ihnen weder Österreich noch das Deutschtum, auch wenn wir von Karoly und der Behandlung Mackensens nicht sprechen. Ungarn wird Deutschlands und Österreichs Bundesgenosse sein, solange ihm das nötig oder vorteilhaft erscheint. Und das ist um so mehr der Fall, je mehr innere Stärke, je mehr Volksbewußtsein, je mehr Willenskraft es beim Deutschtum sieht. Ein Verzicht erschiene ihm nur als Schwäche, nicht als Freundschaftsbeweis. Das ungarländische Deutschtum, wenn auch an Zahl verringert, kann aus der Befreiung seiner Stammesgenossen nur Vorteil ziehen. Wenn die Magyaren erkennen, wie rasch sich das Burgenland von ihnen abwendet, werden sie auch den bei Ungarn verbliebenen Deutschen — und die Deutschen waren und sind eine Stütze des ungarischen Staates — um so weniger durch Unterdrückung den Patriotismus zu verkümmern wagen.

Österreich hat vom Burgenland bisher wenig wirtschaftlichen Gewinn gezogen. Es hat große Aufwendungen vor sich, um seine unerschlossenen Schätze zu heben. Es hat eben ein vernachlässigtes, in Bildung und Wirtschaft zurückgehaltenes Land übernommen. Aber wenn es dieses Land auf eigenen Füßen stehen lehrt, wenn es das Bewußtsein der Burgenländer, ihre eigenen Herren zu sein, dazu ausnützt, daß sie tatkräftig bei der Erschließung aller Hilfsquellen mitarbeiten, wenn es seine mitteleuropäischen Arbeitsmethoden und Arbeitsmittel dem Aufschwung der Wirtschaft dienstbar macht, so wird es in nicht allzu ferner Zeit in dem neuen Bundesland auch ein wirtschaftlich sehr wertvolles Gebiet besitzen. Dann wird der Unheilsfriede von St. Germain wenigstens an einer Stelle für eine Viertelmillion Deutscher nicht nur Freiheit, sondern auch Aufschwung gebracht haben.

Das dritte Reich des Paracelsus

Roman

von

E. G. Kolbenheyer

(Fortsetzung)

Silberblick aus den Schlacken

Der Stundenschlag zitterte wieder über seinem Leben hin. Er bewohnte ein schmales, düsteres Zimmer im zweiten Stockwerke eines Hauses, das auf die Gerüstbalken der Kirche „Zur schönen Maria" hinaussah. Es war noch ein Judenhaus, eng, hochgeklemmt. Es roch noch fremd nach fast einem Dutzend Jahren.

Hauswesen, Gasse und der Kirchenbau, der hinter den wettergrauen Masten und Pfosten stillag und aus seinem unbedachten Mittelschiffe gegen den Himmel klaffte, trugen ihre Leidenschaft, und es schien, als hielten sie nur den Atem an, müde, verstummt. Die Geister aber lauerten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Der Hauswirt, er hatte schon über Beratzhausen her von Paracelsus gehört, ging manchmal von Erinnerungen über, ein Mensch, der sich vor seinen eigenen Wänden fürchtet: Er hat es mitgetan, damals noch in seinen besten Jahren. Er ist dort auf dem Dache der Judenschule gestanden, hoch oben, wo jetzt das erste Turmgeschoß der schönen Maria aufhört. In zwei Tagen ist alles ein Schutthaufen gewesen, aller Hände waren daran. Vom Dachfirst hat er in das Haus gesehen, ahnungslos, daß es einmal sein Haus sein werde. Und der heulende alte Jude, der sein Haar gerauft hat, daß ihm das Blut über die Stirne gelaufen ist: zuweilen ist er an das Fenster getreten; auch die alte schreiende Dettel, die ihren Kittel zerrissen hatte, daß man das bleiche Brustfleisch sehen konnte. Hier in seinem Hause ist das jüdische Heiltum — das Haus hat dem Schulklopfer gehört — etliche Tage in einer Kiste geborgen gelegen, die war mit grünem Samt ausgeschlagen, silberne Nägel, silberne Angeln, Schlösser, Griffe . . .

Paracelsus war noch nie der Seelenspannung so bewußt geworden, die über einer Menschenstätte lagern kann wie ein verhaltenes Gewitter. Sein Ruf war ihm vorausgeritten. Aber nicht nur den heilmächtigen Arzt, auch den sonderbaren Mann, der in Beratzhausen gelehrt hatte, wollten die Leute von ihm. Und es schien ihnen natürlich, daß er an einem Orte gesucht werden mußte, der durch Geschlechter hin inmitten der Stadt abgemauert und zu den christheiligen Zeiten von einem schweren Tore gesperrt gewesen war. Dort, wo das Fremdvolk genistet hatte — gezeichnet, verrufen, widerwärtig ertragen, nur um dicken Zins an Kaiser und Rat für Leib und Leben geschützt — das gewitzte, immer wieder zurückgescheuchte Volk, das seine goldbeschwerten Fänge ins Gemeinwesen gestreckt hatte, bis endlich die halbe Stadt verbrieft und schuldzinsend auf den Papieren der Regensburger Jüdischheit gestanden war: Zins um Zinseszins, Klage um Aberklage, ein würgender Haß, ein stickendes Ärgernis. Es konnte nicht vergessen sein, auch wenn ein Volkssturm, wie der vor einem Dutzend Jahren, die Fremdlinge nicht aus den Ringmauern gefegt hätte, und wenn die Wunder der schönen Maria nicht geschehen wären. Dort, wo noch die Wolke über der Brandstatt einer Gewalttat und eines taumelnden Glaubensopfers stand, mußte man den sonderbaren kleinen Heilmeister suchen, dessen faltiges, frühgealtertes Gesicht unerschlossen blieb, dessen rätselvolle Blicke durch Mann und Weib in den heimlichen Menschen tauchten, darin es irgendwie litt und quälte. Paracelsus war nirgends scheueren Leuten begegnet und Augen, die seine Kunst diebischer an ein magisches Bedürfnis verrieten. Er wurde überlaufen, und das Paramirumwerk lag in ihm darnieder. Aber von Zeit zu Zeit brach es durch den Schutt der Alltagsstunden, wie eine exaltierte Matrix durch den Schaum. Dann diente er, bis ihn die Erschöpfung hinwarf.

Es hätte dessen nicht bedurft, daß die Drucker in Regensburg von dem Nürnberger Ratsverbote erfuhren. Sie standen unter der bischöflichen Kanzlei, und er, ein evangelischer Mann, war verdächtig genug. Bald wagte er keinen Versuch mehr an sie, um sich selber zu schonen. Und ächzte hinter dem Pfluge seines Helfertums und hatte nie noch die runden Silberlinge, die seine Katze füllten, verächtlicher angesehen.

Eine Unrast, von der er wußte, daß sie nicht gestillt sei, wenn er weiter zöge, verzehrte ihn. Ihm war, als habe er sich selber eingebüßt. Haus, Gasse und Menschenblick griffen ihn an, und er war früher allda hindurchgegangen, des selbsteigenen Gemütes mächtig. Suchte er Hilfe, brauchte er Hilfe, konnte er nicht mehr allein und selber sein? — Er wurde der Angst nicht los: sie konnten Hilfe bringen, Haus, Gasse, Mensch, Gemeinwesen; Hilfe auch dort, wo sie nur still umfriedeten, aber ihr Wesen nicht verriegelten, auch dann, wenn sie nur empfingen, Legstatt waren. Er pflügte Felsgrund, er warf das Herz gegen Mauern!

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

War ihm das kleine Beratzhausen Versuchung geworden, da er Menschennähe geschmeckt hatte? Mußte die Hoffnung, darein ihn Nürnberg gewiegt, nun, weil sie verloren war, Fallstrick geworden sein? War er so matt, daß er nicht mehr um Gottes willen dienen konnte? — Und trieb ihn auch das wachsende Werk, und schrie ihn auch das Siechtum der Menschen unausweichlich an, es füllte die Tage, durchjagte die Nächte, und er blieb hungrig und leer. War es so endlos schwer, gotteinsam das eigene Wesen ins Nichts zu stellen! Gotteinsam, gottgleich und nur ein versuchter Mensch! Heilen, heilen, ertötete Körper heilen, dafür Gemünztes sacken — und dann, wenn die Geißel hageldicht fiel, Papier auf Papier mit Zeichen füllen, die eine Welt verlauteten und erstickt bleiben sollten! Er, immer nur er zwischen lebendigen Leichen und totgezeichnetem Leben! War ihm das Nest an der Laber wirklich nichts denn Versuchung gewesen, oder ein Wegmal? Er hatte Lebenlang den Leibern geholfen — ringsum schrien Seelen in die Zeit! Er hatte all seine Tage der Körper Siechtum suchen müssen — wo war ein Land in Europa, das er nicht kannte! — sollte er nicht, mußte er nicht nun die schreienden Seelen finden? In Beratzhausen waren sie offen vor ihm geworden. War's Blendwerk? Nicht auch Zeichen? Ruf?

„. . . diese Zeit meines Schreibens ist zeitig worden", so schrieb er sich selber zu Trost in seinen bangen Tagen; „die Werk' zeigen an, daß die Arbeit aus ist und gar. Als so ein ganz Haus da stehet und gemacht ist, so ist es ein Zeichen, daß es zeitig gesein ist in seim Meister. Also auch hie. Die Zeit des Messens und Wägens ist zum End gangen, die Zeit der Philosophei ist zum End gangen, der Schnee meines Elends geht zum End. Der im Wachsen war, ist reif. Die Zeit des Summers ist hie. Von wannen er kombt, das weiß ich nit, wohin er geht, das weiß ich nit: es ist da. So nun die Zeit deren Dingen da ist, die sich lange Jahr aufenthalten hat und verzogen, so ist auch hie die Zeit, zu schreiben vom seligen Leben und von dem Ewigen."

Aber nur selten kühlte der besänftigende Hauch eines Selbsterfühlens seine Stirn.

Haus, Gasse und Menschenblick quälten ihn; die Stimme des Wirtes klang heftig und heiser, wenn er erzählte, und in der Nacht schlug der heisere Laut zu Gesichten um, die durch den Halbschlaf des Paracelsus jagten: bebt und bricht das Judentor? Die Mauer daneben bröckelt, baucht sich, fällt stäubend . . . sie springen, stürzen darüber, hohle Mäuler, klaffende Augen, ringende Arme, zottelnde Beine, Menschenwirbel, schiebende Rudel schleppender Menschen; Leitern wachsen, wippen, liegen an, biegen sich, einer stößt den andern hinauf. Sie hauen Tritte in das Dach, die ganze Breite klebt voll Menschen, blitzende Beile, beißende Krampen, entblößte, zitternde Sparrenbäume. Durch das Gedränge tragen sie die Getroffenen fort. Sie sägen die Sparren an, rutschen auf den Pfetten, von den Spannriegeln fliegen die Späne . . . Unten, innen zersplittert Schrank und Gerät, spreißelt das Getäfel von den Wänden. Inmitten der Judenschule rasen die Beile: vom Almemor, dem Lehrpulte, darf kein Daumbreit bleiben, dort sind die unschuldigen Kindlein ausgeblutet: der Anschel, der Josbel, der Hirz, der Schmul haben unter Pein gestanden . . .

Die Namen. Im Dunkel der Nacht sah Paracelsus die grauen, umränderten Augen seines Wirtes hängen, der Namen für Zeugen führte. Auch er hatte diese Namen behalten, sie kreisten durch sein Gehirn, waren immer dieselben. In Ferrara, Neapel, Paris, in Niederlanden, Danzig, Wilna, in deutschen Landen — immer dieselben Namen und dieselben Menschen, um ein Geringes angebiedert, für die andern mundfälliger gemacht. Ein Volk, das der natürlichen Magie des Landes trotzte, ein harter Same! Sie gingen nicht unter, mußten ausgetrieben sein: in Regensburg gab es kein Judentor mehr. Nur drei alte Juden sollten noch im Turme liegen, weil sie dem Kaiser das Lösegeld nicht zahlten. Und doch lebte das fremde Wesen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

noch in den Mauern. Die Wunder der schönen Maria hatten es nicht ausgelöscht . . .

Es schlug fünf in die Nacht. Paracelsus lauschte mit verhaltenem Atem, das Nachtgebälk des Hauses knisterte.

. . . in die Wände der schönen Maria waren die Leichensteine des Judenfriedhofes eingemauert. Davor hätten sie ein Bedenken tragen sollen! Unwillig dienten die fremden Seelen der schönen Maria. Und der Bau stand still, ein stockender Wille.

Da tauchten die ruhelosen Gedanken des Paracelsus wieder unter den Spiegel. Er sah die Türme der Einsiedeler Gnadenkirche, dahinter die steilen Mythen. Die Mythen neigten ihre Felsenhäupter gegeneinander, ein riesiger Schwiebbogen, durch ihn hindurch fluteten die Unzähligen mit Fahnen, Kreuzen, auch sie: ächzend offene Mäuler, weite, brennende Augen. Die Pilgerstäbe wuchsen ihnen aus den Händen, höher, schwerer — rings um die Kirche ein stummes, starres Gerüste, und die Menschen verliefen wie Regenwasser . . .

Dann sah er die Ströme, ein Geäder über das Land hin, und er hörte die heisere Stimme wieder:

„. . . ist ruchbar worden weitumb — ein Wunder! Ein Wunder! — Da seind sie geloffen ohn' Halt und keins andren Sinnes meh, dann der schönen Maria zu . . . aus den Betten, barfuß, in Lacken kaum gehüllt . . . von den Äckern, die Sichel in der Hand, aus dem Werkgadem, verrußet und verdreckt, das Werkzeug mit . . . hinter dem Viehe her, haben's der schönen Maria zutrieben . . . reisig, auf Wägen und Wäglein, mit Stückgut und Frucht beladen, ohn' Zehrung, ohngerüst', ohnversehen — als ob es sein müßt. Wie ein jedlichs in seim Tagwerk ist gesein; habend ihr's Tagwerks nimmer gedacht, habend nicht mehr von Haus und Hof, noch Kind, noch Viehe gewußt. Summerszeit seind sie auf dem Wege verschmacht', Winterszeit in Schnee gesunken und gar erfroren, der Kindlein, so mitgeloffen, gestorben viel neben den Straßen . . ."

Paracelsus starrte in die Nacht; die heisere Stimme klang müde wie die eines Menschen, der von Heimsuchung erzählt, von Pest, Krieg, Teuerung, gemeiner Not — nichts Göttliches lebte in ihr. Daran erwachte er vollends.

Gab es also ein Menschentum, das neben dem Mikrokosmus lebt, der allein ist und beschlossen, die Welt für sich? Gab es ein Menschentum, dem Leben und Sterben, Kraft und Krankheit aus der Gemeind' erwächst? Das Menschenwesen über dem Ich und Du, Ich und Du in einem? Dann war der Mikrokosmus gesprengt und seine Mauer. Volk bei Volk, Stamm bei Stamm ein Korpus, je und je eine Zwischenwelt, ein Parakosmus inmitten der großen und kleinen Welt! Und die hatten einen gerechten Willen, die Kirchen bauten und G'satz, denn Kirch' und G'satz mußten Laut und Zeichen des Parakosmus sein.

Er saß im Bette auf. Er hatte das Gesicht in beide Hände gehüllt. Zweifel jagten sein Blut. Es rauschte um ihn, als sei die Nacht von unentwirrbaren Stimmen erfüllt.

Daß der Tag käme und sein Licht! Daß der Tag käme mit den hellen Zeichen, die Lebensstunde an Lebensstunde knüpfen und zur Einung kränzen! Die Nacht zerriß den Menschen Theophrast in einer teuflischen Anatomei.

*

In der Probierküche der Regensburger Münzoffizin war ihm der Münzmeister Bernhard nach solch einer durchkämpften Nacht wieder mit der Krankheit des Bastian Kastner gekommen.

Paracelsus hatte den Sohn des Münzmeisters von einer Bleivergiftung geheilt, er durfte an die Probieröfen und an den chimischen Herd nach freiem Be-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

lieben zu jeder Stunde. Und er floh zuweilen vor seinem Werke, vor den Kranken, vor sich selber zu den Kunstfeuern. War er allein oder unbeachtet, konnte er in die blauen Flammen greifen, die aus den Hälsen der Probieröfen züngelten, und mit den heißbehauchten Handflächen Stirn und Gesicht reiben, als müsse er sein loderndes Wesen am Element erquicken.

Die Münzoffizin zog ihren Vorteil aus dem Erfahrenen, auch sonst fanden sich begierige Augen und Ohren um ihn, und er gab willens und widerwillig, weil er vor den Feuern überfloß, als stünde er selbst unter ihrem Triebe.

Auch der Bastian Kastner zu Amberg, ein Bürgermeister, und dessen Bruder Hans, Doktor der Künst, seien hocherfahren, Chimisten, nur liege der Bastian Kastner seit Monaten, der reiche Bastian Kastner.

„Alle Kranken habend's wohl und klimperen mit den Gülden, eh' dann sie den Arzt g'sehn und eine gute Hand verspürt. Je heiler, dest' dürftiger."

Allein es mochte noch ein Rest seiner nächtigen Drangsale an der Morgensonne dieses Tages nicht heil geworden sein — er nahm die acht Meilen, auf Amberg zu, unter die Hufe eines guten Gaules und kam nach einem heißen Ritte, den er nur einmal des Pferdes wegen unterbrochen hatte, am frühen Nachmittage in das oberfränkische Erzstädtchen.

Das Haus des Bastian Kastner lag starr unter der Sommersonne wie ein vom Lichte gebanntes Tier: blätternde Tünche, verschossene Fensterläden und ein ungewöhnlich breites Tor, dessen üppiges Schnitzwerk unter schlechten Farbschichten verschwamm. Paracelsus saß nicht ab. Er beugte sich aus dem Sattel und ließ den kupfernen Klopfer donnern. Ein langgezogenes, heulendes Bellen war die Antwort. Die Nachbarhäuser wurden schneller rege, aus den Fenstern da und dort neugierig gereckte Köpfe. Paracelsus mußte das Pferd beruhigen und an das Haus zwingen, um den Klopfer noch einmal zu rühren.

Eine alte Magd tat endlich das Torpförtchen auf, hinter ihr grinste ein halbwüchsiger Knecht und wackelte mit dem Melonenschädel. Der Knecht hielt den Hund. Die Magd blinzelte, ihre Lippen zitterten, sie verkniffen unter den ungeduldigen Blicken des Reiters eine Grobheit. Paracelsus fragte nach dem Herren. Auf ein Nicken der Magd hin nannte er seinen Namen und befahl ihr den Hund zu halten, daß der Knecht das Pferd in den Stall führe. Die Alte faßte auch den fletschenden Köter an der Kette, die ihm vom Halse hing, wies den Knecht mit einem Stoß auf die Gasse hinaus, aber sie schloß die Pforte, und Paracelsus hörte nur, daß sie das heulende Tier fortzog. Das Tor blieb geschlossen. Ärgerlich sprang Paracelsus ab und drückte dem struppigen Kerl die Zügel in die Hand. Er reckte die steifgerittenen Beine und stampfte in kurzen, ungeduldigen Schritten vor dem Hause hin und her. Als die Magd wiederkam, duckte und dienerte sie, und der edle Herr wolle dort in den Schwanen, man habe ein krankes Pferd im Hausstalle, man wisse nicht, was ihm fehle, etwan Rotz. Paracelsus deutete mit einer hastigen Handbewegung gegen das Wirtshaus und ging schnell voraus. Unter dem Torbogen handelte er mit dem Wirte ab und schnallte sein Instrument vom Sattel. Er wollte zum Ende kommen und ging, ohne geruht zu haben, zurück.

Das Haus war nicht verschlossen. Die fassungslose Wut des Hundes, der an seiner Kette riß, als wolle er sich erdrosseln, füllte den Gadem mit einem so widerlich dröhnenden Lärm, daß der vom Ritte noch Erhitzte und durch den unwirschen Empfang Verärgerte hellauf erzürnte, das versorgte Schwert aus dem Gehänge riß und die Bestie anging. Da verstummte sie plötzlich, kroch auf dem Boden elend in sich zusammen, sträubte bäuchlings zurück, als werde sie an Zuchtriemen gewürgt, den scheelen Blick voll Ohnmacht an das Auge des Menschen verloren.

„Heulender Clamant, ist deine Kunst dahin! Hat dein' Disputaz ein gählings

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

End'! Ist dein Galenus gar? Du Ohrenfüller, Luftzerstößer, Zähnefletscher, Zungenblecker, Lefzentrieser . . ."

Der Hund winselte und trommelte mit der Rute den Staub. Paracelsus lachte über den eigenen Zorn und kehrte sich ab.

Hinter ihm auf der Steige standen zwei Gestalten, beider Hände auf dem Geländer, die blassen Gesichter verdutzt an die sonderliche Unterredung gewandt: ein Mann in dunklem Habit und die Magd. Der Hund heulte noch einmal kläglich nach und verkroch sich in seinen Winkel. Die Alte schlug ein Kreuz und hastete in das Stockwerk, während der lange, hagerne Mann eilfertig herunterkam und noch auf der Stiege in schleppenden Sätzen, die sich gegen ihr langes Ende hin fast flüsternd verloren, eine lateinische Entschuldigung des üblen Empfanges begann.

Paracelsus war inmitten des Gadems stehen geblieben und ließ den Redenden herankommen, dessen huschende Augen hinter den Brauenbüscheln immer wieder in den Blick des Paracelsus aufzuckten und dann für eine kurze Weile, begierig und stutzig zugleich, feststanden. Der Heilmeister hörte den Sermon nur mit halbem Ohr. Ober ihm auf dem Söller ein Hin und Wider und leises Türengehen. Er witterte jetzt erst den erkalteten Kohlendunst, gemengt mit jenem feinen Dufte der Chemie, der den Kunsterfahrenen leicht erregt.

„Ihr seid der Bruder, Doktor artium, Johannes Kastner?"

Das Redegerieſel stockte, der hagere Mann verneigte sich ein wenig. Paracelsus schnupperte.

„Ihr habet ein Kunstofen, nit gar weit?"

Seine Augen wandten sich langsam in die Tiefe des Gadems, der in einen finstern Hausgang auslief. Als er zurücksah, waren die Blicke des Artisten auf den Goldknauf seines Schwertes geheftet und versuchten das eingeritzte Wort zu lesen. Paracelsus hob ihm den Knauf unter die Nase.

„A — zot . . ." buchstabierte der andre.

„Azot. Allein wo ist der Krank?"

Paracelsus stieg, ohne eine Antwort abzuwarten, die Holztreppe hinauf, und der andere folgte lautlos den sporenklirrenden Tritten.

Durch die Risse und kreuzförmigen Ausschnitte der beiden Schiebläden stachen die Sonnengarben in das Staubgeflimmer. Im Söller lag und stand Hausgeräte unordentlich durcheinander. Paracelsus blieb auf der obersten Stufe stehen. Der dumpfe Moder mengte sich mit dem Geruch der Krankheit.

„Sint welicher Zeit, Doktor?"

„Bald hinter Martini im vergangen neunundzwanzigsten Jahr."

Nun ging der Artist voraus und öffnete langsam die Tür. Noch während Paracelsus eintrat, warf die Magd ein Tuch über ein Wirrsal von Flaschen, Schalen, Büchern, das den Tisch überhäufte.

Bastian Kastner, ein Mann von ungewöhnlicher Größe, fett, schwammig und blaß, lag auf dem breiten, von einem grünen Laken überdeckten Bette. Die Luft des Raumes erstickte in Dunst und Fäulnis. Der Arzt wies auf das Fenster, die Magd schob die Läden handbreit zurück und sah sich fragend um.

„Tu' auf, auf! Laß Licht und Luft ein!"

Dann hingen die drei Augenpaare an ihm, rund, feindlich-scheu, wie die geblendeter Nachtvögel. Aber er achtete ihrer nicht mehr, schlug die Bettgardinen auf den niedrigen Himmel zurück, daß sich eine Staubwolke gegen das Fenster ergoß.

„Ehrbar," stieß er hervor, „was Eur Übel und die Arzt anher noch nit vollbracht, Dreck, Moder, G'stank wird's tun."

Ein fast tierisches Stöhnen war die Antwort.

Paracelsus entfernte die Lappen von den Beinen und den Armen. Zwischen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Knien und Füßen war kaum eine Handfläche Fleisches heil. Rings um die Schienbeine fraß die Fäulnis: ein Loch am andern, stinkend, von einem gelben Wasser fließend, daneben kreidige Stellen, blasig aufgetrieben, oder solche, die unter einer schmerzenden Röte brannten. Und auch an den Armen ein Wechsel von bleich und rot, da und dort das fühllos stumpfe Gewebe, geschwellt, gärend und auch schon offener Brand.

Paracelsus blinzelte dem Doktor artium zu.

„Als Ihr saget, Herr Doktor: sint Martini im vergangen Jahr? Da führet ein andrer Weg her und weiter. Ihr seid vor Jahren siebener oder zehen", damit beugte er sich zu dem Kranken, „an denen Franzosen gelegen. Etwan nit?"

Bastian Kastner rollte die vorquellenden Augäpfel zu dem Bruder hinüber und dann sah er den Arzt verzweifelt an.

„Es ist . . . es ist . . . es möcht' gewest sein . . . demnacher heil worden. Dies seind nit Franzosen!"

„Wohl dies hat ander Namen, mannigerlei."

„Lasset hör'n, Herr Doktor", drängte der Bruder.

„So Ihr damit bedienet seid, dasselb ist schnell beschechen, kost' ein Maulauftun: Herysipela, als auch Ölschenkel vel Sant Quirins Buß und, so das nit g'nug ist, Sant Johanns Buß, Eures Namens Patron — all's ein G'schlecht der Krankheit."

„Mein Gott, halt ein, Herr Doktor", wimmerte der Kranke.

Der lange Artist half weiter.

„Ihr seid ein Mann von Theorik und Empirie, als uns ist wohl bekannt, und eins hohen Rufes weitumb. Bitten Euch also: wellet uns Euer Meinung gunnen, ob dieser meines Bruders Herysipela. Etwan wisset Ihr ein Hilf vor seins Lebens Marter, und aus welchem Grund ihm kunnt ein Fürderung werden. Dann wir hand Euch berufen, das möcht Euer Schaden nit sein. Und manglet das Irdisch nit, Gott welle das Himmlisch mehren und G'sundheit!" Er verdrehte die Augen gleich dem Kranken.

„So ich den Kranken annehm, will ich ihm also auch helfen. Mein Theorik von seiner Krankheit Grund und Fürderung seins Leibs will ich Euch wohl gunnen, Herr Doktor." Er wies auf die brandigen Beine. „Sein Sal ist verzehrt, demnach mit korrosivischer Zeit in ein Nekration gangen. Sollichs in loco mercuriali. Illud sal, cum se consumpsit a suis humoribus fit colcothar, macht Röte, rot Plätzle. Wird ein Fluß mit dem resolvierten, vitriolischem Salz. Resolviert demnach die anderen salia des Leibs. Da ist kein Halt mehr inne. Das sulphurisch Corpus ist angezündt und Regent. Dann der Brand ist ein exaltiert Oleität des Sulphur. Raffet als auch den Mercurium mit ihm. Alsdann geht es in die Verinnung und verzehret das Glied hinweg, gleichwie ein Kalk einen Kadaver. — Allein Gangrän kombt nit, es sei dann ein mitlaufend Genus: hie die französisch Materia."

Die beiden Brüder Kastner lauschten gespannt. Er sprach aus einer Begriffswelt, die ihnen von der Chemie her geläufig war, sie ahnten wohl, was er meine, und witterten, daß aus dem Manne mehr geholt werden könne als Heilung. Ihre Gesichter erstarrten, aber Paracelsus merkte das begehrliche Glimmen in ihren Augen. Er verstummte. Das widerliche Gefühlschaos des Lauerns und Belauertseins senkte sich zwischen die drei Männer. Ein überladenes Schweigen, das erst gelöst wurde, als die alte Magd unruhig im Zimmer hin und wider zu huschen begann.

„Wir unterwerfen uns Euerem Urteil. Werdet Ihr meinen Bruder behandeln?" fragte der Doktor artium flüsternd.

„Dasselb wird sich weisen", meinte Paracelsus trocken.

Die beiden Brüder sahen einander an, der kranke Bastian Kastner nickte leise, und Johannes Kastner langte unter die grüne Bettdecke. Er zog einen ziemlichen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Beutel aus Sämischleder hervor und ließ dessen Inhalt klirren. Als aber diese zeichenhafte Handlung wenig Eindruck auf den Welterfahrenen machte, knüpfte der Artist die Seidenschnur auf, griff hinein und ließ eine Handvoll Goldmünzen im Sonnenlichte funkeln.

Paracelsus lächelte, er beugte sich nochmals prüfend zu den Armen des Kranken nieder, der regungslos und schlaff lag und in den Betthimmel starrte. Er sagte:

„Daß Ihr's wohl habet, dasselb ist mir vom Meister Bernhard ze Regensburg dick eingeblasen, daß Ihr ein' guten Lidlohn darzu müsset wenden, ist ein redlich Ding." Er richtete sich auf. „Dies brauchet etlich Wochen und ist über Nacht nit tan. So ich den Kranken annehm, muß ich auf Amberg. Das müget Ihr bedenken. Zu Regensburg liegend mir etlich unfertig Leut. Morgenden Tags muß ich zuruck sin. Eur Schuldigkeit ist mein Ritt hin und wieder, und was mir bei dem Wirt an Zehrung g'nüget. Dort mügt Ihr mich suchen."

Er ging, und die drei Menschen regten sich nicht. Vor dem Hause blieb er eine Weile stehen. Die heiße Sonne tat ihm wohl, und die Luft schien ihm doppelt lauter. Sein Lebenlang war ihm manch sonderlicher Kauz begegnet, doch selten ähnliche, wie diese beiden Kastner.

Er war des Tages an sieben Stunden geritten. Ermüdet und hungrig ließ er sich im Schwanen nieder und hatte auf das Gerede des Wirtes, der ihm eine einsame Mahlzeit zu beleben meinte, kaum acht. Dann besuchte er die Apotheke, um sich von dem Amberger fumo trogisco zu kaufen, einem Räucherpulver, das weitum berühmt war. Und der Apotheker, ein zierliches Männchen, geriet in nicht geringe Aufregung, als er den Namen seines Kunden erfuhr. Er bestürmte den großen Arzt voll Begeisterung mit hundert Fragen und Bekenntnissen. Paracelsus brauchte nicht einmal zu antworten. Er hörte belustigt zu, wie man einem sprudelnden Wasser lauscht. Endlich aber warnte er den Leichtbewegten: es sei keiner ein Apothekerfresser und Gesudelsieder so grimmig wie er. Aber der Apotheker rannte in die Küche, kam triumphierend, ein zerlesenes Imposturenbüchlein in der Hand schwingend, zurück.

„Da habet Ihr wohl den Sud geschäumet, Herr Doktor, wohl destilliert, filtriert, klarifiziert, und ist eine delectatio animae. Hochgelahrt, Ihr seind ein Laxantium, Katharticum, Purgantium in obstipationem artis medicae, alldarein wir all seind mitverstöpslet, verstocket und verstauet fast in sollich gewaltiger Indigestione der Arzenei!"

Drei Bauern hörten schon eine Weile mit offenen Mäulern zu, und Paracelsus, überwältigt von all der Bildhaftigkeit, schüttelte dem Apotheker hellauflachend die Hand, indem er ihn an die harrende Kundschaft wies. Doch der Apotheker meinte, daß dem Volke zu warten und zu lauschen gebühre, wenn Männer von Dignität, Grad und Gemüt einander begegneten. Er rief noch einige ermunternde Worte nach, auf dem so kühn betretenen Wege der Kunsterneuerung weiter zu fahren, und der Erquickte beschloß, dem Rate seines Wirtes zu folgen, den Amberg bis zur Warte emporzusteigen, um sich von Ritt, Hitze und Menschheit in einem Eichwalde vollends zu erholen.

Die beiden Kastner hatten nichts hören lassen. Er wollte den kühlen Morgen nützen und schickte in das Haus des Bürgermeisters. Die Zeche sei gemacht, der Ritt fordere Entgelt, man möge eine Schuldigkeit lösen. Er empfing aber nur einen Zettel, auf dem stand, man könne sich zu keiner Schuldigkeit verstehen, da auch noch keine Kur begonnen sei. Man habe mit großer Befriedigung einen berühmten Besucher empfangen und diesem wohl einen reichlichen Lohn für Kur und Heilung in Aussicht gestellt, aber nur dafür. Der Arzt sei einem Kaufmanne gleich, müsse sich seine Ware besehen, ehe er den Handel eingehe, und ein Kaufmann sei genötigt, oft

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tageweit zu reisen. Nach beendeter Kur werde man sich des Rittes und der Zehrung gerne erinnern.

Die Kastnersche Magd stand neben dem Wirtsknechte und hatte auf jede Miene des Arztes acht. Eine Zornwolke flog wohl über dessen Stirn, aber die Magd verkörperte die Sonderheit ihres Hauses so deutlich, daß er an sich hielt; auch war das Latein des Zettels vorzüglich.

Paracelsus zerriß den Zettel langsam mit spitzen Fingern dicht unter der Nase der Magd und ließ die Papierflocken fallen. Dann wies er der Alten mit einer leichten Handbewegung die Tür. Sie bückte sich vorerst, las das Brieflein zusammen und ging, ohne ein Wort gesagt zu haben.

So zahlte er und ritt. Der Morgen war taufrisch und sonnenherrlich. Paracelsus freute sich seiner Gelassenheit. Das verhaltene Ungewitter ging erst über das Haupt des Regensburger Münzmeisters nieder, als er heiß und müde in der Pfaffenstadt eingelangt war. Es entlud sich gleich vom Gaule herab unter dem Tore der Münzoffizin und zog wie alle seine Wetter kurz und heftig vorüber, eines inneren Friedens wegen.

Allzu einsam, um nicht von jeder menschlichen Spielart wesentlich ergriffen zu werden, vermöchte er die Eindrücke des Kastnerschen Hauses so leicht nicht abzuschütteln, es hätte des Eifers kaum bedurft, den der Regensburger Münzmeister immer neu an die Krankheit des Bastian Kastner wandte. Wem alle Menschlichkeit in tiefster Leibesnot so offen vor Augen liegt und doch für ein suchendes Gefühl gleich verwehrt bleibt wie die unerschütterliche Natur, der entgeht einer Magie abgebrochener, ungelöster Begegnungen schwer. Dessen Frieden ist mehr als der eines anderen auf innere Beschlossenheit und wissentliche Klärung gestellt, weil ihm die Lebenshilfen mangeln, die dem Gewöhnlichen stärkend und ergänzend aus aller Menschenwelt erfließen. Wer eigen ist und einsam, muß rein und fertig werden können mit groß und klein. Keiner ist leichter zu binden, keiner schwerer zu halten. Wohl und wehe den Menschen und Dingen vor eines wahrhaft Einsamen Gewissen. Es gleicht der göttlichen Natur, die schlichtet, aber nicht vergeben und vergessen kann.

Durch den Münzmeister bot man ihm ein Reugeld für den Ritt, man verhieß ihm Wohnung und Kost im Kastnerschen Hause und zwanzig Gulden Lidlohn. Paracelsus ließ sich mehrmals bitten, inzwischen beendete er die Kuren. Dann nahm er an und fuhr nach Amberg, mehr einem menschlichen Abenteuer als dem Berufe nach, der in dieser Zeit innersten Unfriedens sein Herz nicht stillte.

Er wurde mit jener dienenden Freundlichkeit empfangen, die sich jedes Lächeln gutzählt. Seine Kammer lag im Obergeschosse. Sie war auf das Dürftigste bestellt, der Flurgang stand leer bis auf Truhen, die zwei weitere Türen verrammelten. Doch schien der Gang nicht immer geräumt gewesen zu sein.

Die Brüder führten eine üppige Küche und tranken Weine, die ihre Zölle wert waren. Schon am andern Tage hatte Paracelsus um die Diät des Kranken einen Kampf zu bestehen, der an jedem Löffel Gemüse, jeder Art Fleisch und Gewürz mit solch bohrender Beharrlichkeit hingehalten wurde, daß der mißbrauchten Langmut alle Abenteuerlust zu gereuen begann.

Sie standen bei der Muskatnuß, und Bastian Kastner glaubte ihrer für eingemachtes Brieslein nicht entbehren zu können. Sein Bruder unterstützte ihn eifrig, er schwärmte von dem heilskräftigen Boden der Insel Bandan in India, aus dem die Würzfrucht wie kaum ein andres Gewächs herzstärkenden Geschmack ziehe.

„Und sie hitzet nit fast", schlürfte der Doktor artium.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Hitzet oder nit, ist ein adstringens. G'nug. Ihr werdet das Brieslein ohn' Muskatnuß kochen."

Eine schleudernde Handbewegung ließ die alte Magd beinahe zusammenfahren; die spannte begierig auf jedes Wort des Küchengespräches. Sofort verstummten auch die Brüder, schluckten ihre Entgegnung hinunter, wechselten einen Blick, wurden steif. Die Magd wisperte von anderen Lieblingsspeisen in das Schweigen hinein.

Das Gespräch dauerte Stunden. Ein Kolleg über die säfteverdünnende Diät des Galen wäre weniger anstrengend gewesen. Endlich riß dem Heilmeister die Geduld. Er sprang auf, stampfte das staubige Estrich mit kurzen Schritten, und warf der Magd — sie folgte jedem Schritte, jedem Worte mit vorgestrecktem Kopfe und zuckenden Händen — die Namen der Gerichte zu, die er dem Kranken noch bewilligte. Er achtete der höhnischen Befriedigung nicht, mit der sich die beiden Kastner an dem Spiele des aufgebrachten Arztes und der fast traumhaft beflissenen Alten weideten. Als wünschten sie den kleinen Mann in Unbefangenheit zu erhalten, begleiteten sie seine Äußerungen abwechselnd mit einem bedauernden Grunzen.

Aufatmend schloß Paracelsus die Tür, und da er anhielt, um das Gesicht an den finstern Söller zu gewöhnen, glaubte er ein hüstelndes Gekicher zu vernehmen. Seitwärts unter einen Tisch, über den zwei Stühle gestülpt waren, zwischen deren Beinen alte Kleider herabhingen, verkroch sich etwas. Er sprang zu, schob einen staubigen Mantel zurück. Der struppige Wasserschädel des Knechtes reckte sich zu ihm auf, nun wieder von schrägem Lichte getroffen: dünne, verschwimmende Schlitzaugen, kläglich erhoben, mühselig aufgetan, wie die eines Übermüdeten, und die wulstige Oberlippe hochgezogen, das nasse Gelb eines langzahnigen Gebisses.

Paracelsus spreizte angewidert die Finger, und der Kopf verschwand im Schatten. Der armselige Teufel konnte nicht gelacht haben. In der Krankenstube? Auch die Magd kaum: also die Brüder. Er kniff die Lider zusammen, senkte nachdenklich den Kopf. Da wurde die Tür unhörbar geöffnet, der lächelnde Doktor Hans stand unter ihr, buckelnd wie ein Kater.

„Hochgelahrt? . . . Edel?" Er sang beinahe.

„Burtzli, Burtzli, Dottor Burtzli", winselte es unter dem Tische.

Die Augen des Artisten flackerten. Seine erblaßten Mienen zwangen sich mühsam in heitere Falten. Mit kaum beherrschter Hast glitt er an den Tisch. Und der Knecht rutschte ihm entgegen, tappte an einem Beine des Herrn empor, rieb seine schwere Melone an dessen spitzem Knie.

„Dottor Burtzli!"

Beruhigt zog Doktor Kastner die Brauen hoch, er grauelte mit seinen Spinnenfingern nervös im roten Zottelhaare des Knechtes.

„Idiota . . . anima candidissima . . ." schmunzelte er, als zerflösse ihm ein Leckerbissen hinter den Lippen.

Um dieses Anblickes willen vergaß Paracelsus die ermüdende Unterredung über die Diät des Bastian Kastner.

„Weist mit Euer chimisch Kuchel: vor den Kranken, die Arzenei."

„Es ist seit gestern mein Wunsch, hocherfahrener Meister."

Mit Paracelsus allein, bediente sich der Artist der lateinischen Sprache.

„Unsere armselige Offizin wird unter Ruß und Staub erbeben, wenn Ihr sie betretet."

Er stieß den Wasserkopf leicht ab, und der Knecht schielte grinsend hinauf.

„Bibulus Bipes, kumm! In die Kuchl!"

Der halbwüchsige Kerl schaukelte seinen Schädel in die Höhe und stolperte treppab voraus.

Paracelsus hatte nicht erwartet, daß die chemische Küche des Kastnerschen Hauses

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

so kundig und reich bestellt sein werde. Ihm war die wichtigtuerische Liebhaberei der Brüder, die Kenntnisse haufenweis angelesen hatten, ohne Erkenntnis zu offenbaren, übel genug aufgestoßen. Nun stand er inmitten des weiten, halbdunklen Gelasses, alle seine Sinne lebhaft erregt. In einer Offizin lag für den Meister das Wesen eines Kunstliebhabers bloß, wie das Wesen eines Kranken in den Zeichen, die der Kampf der Krankheit aus dessen Leib prägt.

Der Ofen unter dem Essentrichter schien mit Geschick gebaut. Ein fauler Hans fehlte nicht, und dessen Säule — für eine Seigerei dick und groß genug — war von drei Öfchen umstellt. Aus den Plattenlöchern eines Fornax sahen etliche Alludel, nach Weisung des großen Geberus angeordnet. Überdies zwei Probier- und zwei Windöfen — also Feuerstätten nach Lust. Und eine Fülle von Kacheln, Scherben, lang- und kurzhalsigen Kolben, Retorten, Vorlagen und Glashelmen, etliche Alembike, Wannen und zwei Deszensorien. Dazu alles erdenkliche Metallgerät. — Nur nach Stechapfelkraut ein leiser Ruch, in den sich noch ein anderer Duft mengte, machte Paracelsus stutzig. Er fand im Augenblicke die Art des andern Duf'es nicht, so daß er seine verläßliche Nase blähte. Aber an der Wölbung hing ausgestopftes Raubzeug, sogar ein Krokodil. Auch lagen hier und dort etliche Roß-, ein Menschenschädel und anderes Knochenwerk, das alles nicht zur Kalzination bestimmt schien, um etwa aus dem geglühten Knochenpulver Kapellennäpfchen zu bereiten. In Paracelsus keimte schon ein Lächeln auf, da bemerkte er zu seinen Füßen den Kreiderest eines magischen Siegels, das liederlich von dem Estrich gewischt war. Er setzte den Fuß darauf und nun fiel ihm auch das andere Rauchwerk ein: Mandragora, Alraun. — Er erinnerte sich, wie begierig der Artist das Wort Azot, in dem die Zeichen der drei Urstoffe verborgen lieoen, von seinem Schwertknopf buchstabiert hatte, und er nahm die gleichgültigste Miene an.

„Euer culina, Herr Doktor, lässet kaum ein' Wunsch übrig."

Paracelsus sah auf. Der Lange schloß befriedigt die Augen. Er war erregt, die dürren Hände zitterten ihm.

„Zu gütig, zu gütig . . . ein Lob aus dem Munde eines solchen Kenners!"

„. . . nur müget Ihr mir verstatten, als lang ich hie mein Arzenei bereit, zu jeder Stund Tages und der Nacht ohnbehindert ein und aus . . ."

„Ich will Euch selbst zu Dienst stehen, jede Handreichung, so oft Ihr meiner bedürft," fiel der Artist ein.

„Ich bin's gewohnt, die eignen Finger zu schwärzen, Doktor — allein ich bin's dessengleichen, daß mir die Leut auf die Finger sehen. So Ihr etwan damit bedienet seid, tuet nach Wohlgefallen. Die Kunst ist lang, der Weg ist weit, an etlichen Griffen kaum zu ermessen. Die Kunst ist ein' gut verriegelt Sach', als Ihr wisset, hinter eim Marmelschloß, ohnsichtbar, hundert Rieglen und Fallen!"

Er sagte das freundlich und leise mit warnend schwingender Stimme, während sein Blick den Bewegungen des Knechtes folgte, der unruhig in dem Gerä'e kramte, seine dicke Nase in Napf und Flaschen steckte, eifrig schnuppernd. Und als er unvermittelt zu dem Artisten aufblickte, erschrak er beinahe vor dieses Mannes fratzenhafter Begehrlichkeit.

Und Doktor Burtzli stand am Werk, wann immer der Heilmeister die Offizin betrat. Paracelsus bemerkte die eifrig geschürten Feuer und das wichtig gehütete Getröpfel nicht. Kam er, war stets irgendein Grad erreicht, irgendeine Schwierigkeit überwunden, man konnte getrost an der Bereitung des Heilmittels teilnehmen. Jeden andern Tag wurde die Arznei erneuert. Und fehlte Doktor Hans wirklich einmal am Orte, kroch Bibulus Bipes aus einem Winkel und tummelte taumelnden Ganges über die Steige, seinen Herren zu holen. Eine Wolke Branntweindunst wehte ihm nach, er rechtfertigte seinen Kosenamen.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Schon nach den ersten Tagen der Kur schwanden die Röten an den Armen des Bürgermeisters Bastian, und auch die Bläßen begannen narbig abzuschuppen, die Empfindlichkeit kehrte diesen hochgefährdeten Stellen wieder. Doktor Hans glühte. Es sei ein Merkurialarkanum, dessen Bereitung geheim bleibe, um Mißbrauch zu verhüten — mehr konnte er nicht erfahren. Die Fragen wurden immer zudringlicher, weder Schmeichelei, noch ein verzweifelter Spott, auch nicht die schamlose Beharrlichkeit, die ihr Almosen erpreßt, vermochte den Arzt völlig aufzuschließen. Paracelsus, der es gewohnt war, ausgeholt zu werden, gewann schon eine versucherische Teilnahme an der Leidenschaftlichkeit dieses Mannes. Und Doktor Hans verlor auch — es war gegen Ende der zweiten Woche — seine Selbstbeherrschung.

Bald nach Beginn und inmitten des Prozesses wurde je ein anderes Präparat beigemengt, doch wußte der Arzt den Vorgang spielend zu ändern, und der Artist geriet in wachsende Verwirrung. Da Paracelsus nun um jene Zeit wieder einmal etliche Tropfen aus dem grünen Glaskölbchen zugesetzt hatte und zurückgetreten war, um den Dampf verziehen zu lassen, der aus der glühenden Materie zischte, fühlte er die Hand mit dem Fläschchen unversehens von frostigen Fingern umklammert.

„. . . weist her, Meister, tuet her! Lasset sehen . . . einzig ein Mal! Ihr red't nur halb! Es ist, es ist . . . verzeiht, verzeihet mir . . . mein Verlangen . . . Euer Kunst!"

Er schüttelte die Hand so heftig, daß der Arzt das Fläschchen mit dem Daumen schließen mußte. Leidenschaft dieser Art, er kannte sie zu gut, wenn er auch selten häßlicher ihre Blöße gesehen hatte, ließ ihn völlig erkalten. Er sah die Erbärmlichkeit eines Menschen nicht mehr, seine Augen betrachteten hinter einem fast müden Schleier das Tier, das sich preisgab, sein Mund wurde breit und schmal — ein Lächeln. Und die zitternden Krallenfinger lösten sich, der Doktor artium wich einen Schritt.

„Verzeiht . . . es ist umb die Kunst allein . . . mein Eifer . . . heilig . . ."

Paracelsus drehte den Glasstöpsel in das Kölblein, steckte es in die Tasche, hob mit einer Zange die Schale vom Feuer und setzte sie in das Aschenbad ab. Mit einem Stäbchen rührte er das langsam verglühende Pulver. Der Artist stand abseits, sein Gesicht war schlaff geworden, der Blick stumpf, und doch lag in seiner Haltung die Entschlossenheit, die über jede Demütigung hinausfindet.

„Ein gering's, lieber Doktor Hans, und wir hättend von vorn beginnen müssen, und das Sal möcht' ein Schlacken sein, härter dann ein Kiesling."

Er lachte trocken.

„Es geht hie umb die feinsten Spiritus, und die seind gar leicht dahin, maxime volatile! Das Sal ist der Korpus allein und möcht' in Wahrheit heißen caput mortuum, so es nit dieselbigen Spiritus in ihm behält. Davor muß sein Liquor Alkahest wohl beacht' werden, dann nur darinne lockern sich die Spiritus, von denen das Arkanum virtus erlanget, all' Tugend."

Er faßte die Schale wieder und schüttete den Inhalt in eine bereitstehende Flasche, die zur Hälfte angefüllt war. Leise schüttelnd beobachtete er das Gemenge durchs Tageslicht, bis die Lösung eine rosige Farbe angenommen hatte. Dann setzte er den Kolben in ein warmes Marienbad, stülpte den Glashelm über und legte die Vorlage an, lutierte alles sorgfältig.

„Lasset sein stehn, lieber Doktor Hans, und gelinde übergehn in diese Vorlag'. Müget Euch nicht lassen g'lüsten, davon auch nur ein Tröpflein zu genießen, so Euch das Leben lieb ist."

Das Gesicht des Artisten, aschgrau und in hundert mühselige Fältchen verzogen,

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:52 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

glättete sich, als er merkte, daß der Meister die Verwirrung nicht weiter ernst zu nehmen schien.

„Wie Ihr wollt, ganz so wie Ihr wollt . . .", stammelte er und blieb zurück.

*

War es die Gewißheit, auf Schritt und Tritt belauert zu werden, mochte es der Abscheu vor dem Geiste eines Hauses sein, das er unrein, bis in die Lüfte der schwarzen Magie verstrickt sah, oder war es das Bewußtsein, nie noch so völlig einsam gewesen zu sein — er fühlte sich seinem Paramirumwerke ganz aufgetan, kaum jemals war ihm Gedanke und Form so stark und leicht geflossen. Die Blätter des Manuskriptes barg er am Leibe. Sein Weggut hatte er in Regensburg gelassen, und war dessen froh, nur mit dem Rüstzeug der Kunst versehen, dem Amberger Rufe gefolgt zu sein.

Die Brüder Kastner verstockten mehr und mehr, je weiter die Heilung fortschritt. Doktor Hans legte alle Geschmeidigkeit ab. An der fast sinnlos gewordenen Emsigkeit der Magd und der immer tierischeren Unterwürfigkeit des Knechtes konnte Paracelsus deutlicher als an ihnen selbst den Seelenzustand der Brüder ermessen.

Eines Morgens zwang ihn erstickes Klagegeheul, das von der Krankenstube heraufquoll, die Feder aus der Hand. Er nahm kaum Zeit, das Schriftwerk zusammenzuraffen, eilte hinunter und trat ungefordert ein. Auf dem Estrich wälzte sich Bibulus Bipes, von dem Artisten an einem Stück Tuch hochgezerrt, das den Mund und den unförmlichen Schädel umspannte. Mit der Rechten hieb der Artist auf die Mißgeburt ein. Die Hetzpeitsche schlug Staubwolken aus den verrenkten Gliedern. Bastian Kastner saß im Bette, den feuchten Mund grinsend gesperrt, die Augen verglast. Das schweißnasse Gesicht des Artisten brannte, die Stirnadern drohten zu bersten, er keuchte, an seine Roheit verloren.

Paracelsus fiel ihm in den Arm.

„Samer Potz Blut halt ein! Beim Eid! Ich reit' der Tüfel!"

Er riß dem Erstarrten die Peitsche aus der Hand und schleuderte sie in einen Winkel. Zornig stampfte er an das Bett. Bastian Kastner war zurückgesunken und hielt die Augen geschlossen.

„Ihr gebt ein' Ruh'! Ihr halt' ein' Ruh'! Ich laß Euch liegen sunst und Ihr mügen langsam erfäulen als ein stinkend Aas bei lebendem Leib!"

Bibulus Bipes kroch auf allen Vieren, so schnell er konnte, davon. Bastian Kastner blähte die Backen, zog die Brauen hoch und blies vor sich hin. Inzwischen hatte auch der Artist die Besinnung wiedergefunden. Er wischte das nasse Gesicht, buckelte, kam, indem er sich mit dem Knebeltuche Kühlung zufächelte, grinsend näher.

„Mein Bruder wird mir vergeben," begann er noch etwas beengt, „wenn ich mich des erfrischenden Latein bediene. Und Ihr, verehrter Meister — gewiß, Euer Amt ist es auch, die Seele des Kranken zu hüten, denn die Seele auferbauet den Leib . . . und vortrefflich seid Ihr bedacht, durch Wände und Türen weiß Eure Sorgfalt zu lauschen. Das ganze Haus fühlt den edlen Eifer bis auf den letzten Küchennapf. Mit Recht! Das Haus ist gleichsam die äußerste Haut des Kranken. Und Ihr habet hier vornehmlich um des Kranken Haut bekümmert zu sein . . ."

Er glitt mit kleinen Schritten näher, seine Augen stachen.

„. . . Bibulus Bipes gehörte von Rechts wegen an den Galgen, aber es wäre schade um dieses Exemplar. Ihr habt ein allzu mildes Gericht aufgehalten. Natürlich nur um die Seele des Kranken vor schädlichen Erregungen zu schützen. Vortrefflich, Verehrtester. Wir wären Euch verpflichtet, Ihr habt Eure Kunst erwiesen. Doch meinet nicht — es wäre ein Irrtum, der Euch Enttäuschungen brächte — meinet nicht, daß Ihr noch allzu nötig seid. Euere Sanftmut hat den Kranken verheißen, ihn

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

faulen zu lassen „als ein stinkend Aas bei lebendem Leibe", das ist vorbei, durch Gottes gnädige Hilfe und Eure Kunst, vorbei. Euer Arkanum, Euer Geheimnis ist uns offen . . .", er fiel ins Deutsche, „. . . wir hand Eu'r Arkana und Heimeligkeiten empfahn, Ihr pochet und bellet umbsunst, ich hab's längst kennt, mein Bruder kennt's und jedlicher Bau'r kann's! Platz' vor Gallen! Ich will dir dein' Heimeligkeit in die Ohr'n spein: Praecipitat ist's! Euer ganz' Kunst, Edel, Hochgelahrt, Quecksilberpraecipitat!"

Ein feistes Gelächter des Bastian Kastner hatte die letzten Worte begleitet.

Paracelsus war vor dem Hauche des Artisten schrittweise gewichen. Als er nun das vermeintliche Mittel hörte, blieb er stehen, verschränkte die Arme vor der Brust, blinzelte in die giftigen Augen, und sein Lächeln verdünnte ihm die Lippen, daß der Artist verstummte und stutzte.

„Dasselb' habet Ihr fein heraus", meinte er trocken. „Marter und Schweiß, was vor ein Tölpel und Bacchant ist Paracelsus gewest in Eurer düftigen chimischen Kuchl. Nu ist all' sein' Kunst auftan. Ihr wisset, Eu'r Bruder weiß und jedlicher Bau'r kann's, dann nu ist offenbar die ganz' Heimeligkeit Paracelsi, sein berühmt Arkanum, dasselb' Magnale Mercurii, und der Doktor Paracelsus tauget fürder nützit meh. Die Arm' sein geheilt, etwan die Ölschenkel gebessert — macht all's Praecipitat, und ein jeder kunnt's. — Meinend etwan Herr Doktor und Ehrbar, Herr Burgemeister, dem Paracelsus steig' der Schmack von Stechapfel und Alraun also lieblich in die Nas' und ein' Versuchung, daß er von ihm nit kunnt lan, als ander' mühselig' Leut' in diesem Hus?"

Der Artist reckte sich langsam auf, Bastian Kastner stierte, beider Gesicht war fahl.

„Ich hab' Euch die Arm' geheilt. Ihr bedürfet meiner fürder nit, als Ihr saget. Ihr sollt mein Lidlohn in den Schwanen schicken bis auf Mittag, sunst will ich mein' Gebühr finden auf ander Weis'."

Damit ging er. Seine Kammer stand noch offen, eilig wollte er eintreten, sein Zeug zu sammeln — da kauerte Bibulus Bipes im Schatten der Tür.

Paracelsus neigte sich nieder, und der Knecht begann wie ein Hündlein zu winseln. Paracelsus schloß die Tür, um besser sehen zu können, doch schneller, als er sich dessen versah, war der Mißhandelte aufgesprungen und über die Treppe entwichen. Nichts schien verständlicher, als das verstörte Wesen dieser Kreatur.

In wenigen Minuten war er bereit und stieg klirrend und polternd herab. Er mußte an dem Krankenzimmer vorbei. Man hatte es geöffnet. Am Türpfosten lehnte der Doktor artium, Hans Kastner, ihm zu Füßen hockte Bibulus Bipes, und die Finger des Artisten spielten in dem struppigen Pelze des Wasserkopfes, Bastian Kastner saß aufgestützt im Bette und lauerte heraus. Für einen Augenblick stockte Paracelsus und tastete nach seinem Schwerte. Vielleicht war es gut, daß er den Goldknauf nicht mit der Hand bedeckte, denn der Artist bildete hastig eine Feige mit der Rechten und zückte sie gegen den Knauf. — Unter dem Tore glaubte Paracelsus ein Gelächter zu hören, aber das konnte auch der Lärm der Gasse sein. Fünf schwere Wagen mit Eisenerz rüttelten vorbei.

Und man ließ ihn im „Schwanen" nicht lange warten. Bibulus Bipes taumelte hinüber, pfiff durchs Fenster und warf einen Zettel auf den Gasttisch. Drei Schilling waren darein gewickelt, und das Papier verlautete: Klaget nach Gluft! Die drei Worte waren schräg übereinander geschrieben. Paracelsus saß beim Fenster. Er warf den Zettel und das Geld über die linke Schulter auf die Gasse zurück. Nichts sollten sie ihm anhaben.

Es war noch früh am Tage. Langsam schlürfte er den säuerlichen Wein, der nach den Tropfen des Kastnerschen Hauses ein wenig leer schmeckte. Inzwischen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

briet ihm der Wirt Speck zu einem Mehlmüslein. — Klagen! Schon löste es sich in seiner Brust. Der Amberger Bürgermeister wußte, wie es um solch ein Recht stand, und auch er hatte Erfahrung. Die Schöppen messen nach Heller und Pfennig, und nach Heller und Pfennig ließ sich die Kunst nicht messen.

Praecipitat! Sie hatten gemerkt, daß der Quecksilber nahm, und dem Arkanum die rote Farbe abgesehen: also Praecipitat. Narren, die das Gottesgeschenk des Mercurius nicht ahnen und sein Gift nicht ermessen. Noch fünf oder acht Jahre, dann wird die Rechnung quitt sein, Zins auf Zins. Nur der Schreiner wird den Sidlohn zählen.

Eine Spinne ließ sich an ihrem unsichtbaren Faden gegen den Tisch herab. Paracelsus betrachtete die zierlich geregten Füße eine Weile, dann fuhr er leise, mit ausgestrecktem Finger über die Spinne hin, und das Tierlein haspelte sich eiliger von dem Finger ab. Er führte es über den Tisch hinaus. Die Spinne glitt vollends zu Boden.

Seind Alchimistae und Doctores der Künst! Wissend nit, daß an der Bereitung all's lieget! Ein' Spinn in ein Mannam verkehrn, ein Mannam in ein' Giftkröt' — das ist's! Ei, so b'scheißet euch selber!

Und doch — wer war da berufen, zu warnen und zu führen, wenn nicht er! Sollte den Ehrlichen irgendwo, irgendwann aus diesen beiden Narren nicht ein Exempel erwachsen, daß sie sähen, was Gift sei am Mercurio, und wie er hinwieder ein Magnale sei, köstlich und heilsam, desgleichen die Welt nicht vermag?

Er holte ein Blatt aus der Tasche und den Rötel. Fliegender Hand notierte er seine Gedanken. Aus dem letzten Zanke im Kastnerschen Hause flossen etliche Sätze ein, dann Hinweis auf den Heilungsfortgang. Doktor Burtzli! Keine Scheidung: Arcana — Simplicia . . .

Da stellte der Wirt den Imbiß auf den Tisch, und der Speck duftete dem Eifervollen in die Nase. Er setzte ab. ‚Narratio vom Kastner', schrieb er noch, es sollte alles aus dem Leben gegriffen sein. Und das Datum dazu. Auch der Tag war wert, daß er ihn merkte: ‚Geben zu Amberg'. . . . Amberg! Noch einmal hielt er an. Ein Ort mehr, ein Undank, eine Bitternis, ein Eselstritt mehr. Selbst der kleine Apotheker hatte seine Begeisterung bald gelöscht, sich überdünkelt, gespreizt, geputzt — Fumo Trogisco! — und offenbar gefunden, nicht ernst genug genommen zu sein. Also: ‚Geben zu Amberg in meiner Einöde, am Zinstag vor Mariae Himmelfahrt im dreißigsten.'

Und wie er das Blatt und den Rötel einsteckte, fand er die Tasche leer, in die er jenes grüne Glaskölbchen zu stecken pflegte. Er durchmusterte die Tasche. Nie, daß er ein Mittel oder Instrument nicht gewissenhaft versorgte! Er sann nach. Bibulus Bipes hatte die Fäuste vor die Brust gedrückt, als er ihn aus dem Schatten der Tür aufgestöbert hatte.

Lächelnd führte er seine Hand an die Lippen. Die Bilder des Kastnerschen Hauses huschten an ihm vorüber, und jetzt fand er den Schluß. „Gugelvolk, d'ebisches!" Er fächelte mit einer leichten Handbewegung durch die Luft und machte sich über den duftenden Speck und das Müslein her.

Dieses Tages fuhr kein Rollwagen durch Amberg, und auch eines Gaules wegen wußte der Wirt wenig Rat.

„So Euch nit eilig wär', edler Herr, heint führend die Eisenschiff' auf Regensburg ein, daß Ihr etwan mit wollet vor etlich Pfennig. Moring in der Früh seind sie drunt."

Drei Schiffe fuhren schon, als er hinunter an die Lände kam, und das vierte stieß ab. Auf dem letzten wurde er mitgenommen. Fünf Fahrzeuge glitten voraus wie dunkle, treibende Inseln. Sie waren flach und breit gebaut, der geringen Wasser-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

tiefe wegen, und ihr Rand ragte kaum aus den Wellen. Etliche hundert Zentner Eisen und Erz trugen sie in die Donaustadt und sollten Getreide, Salz und andere Notdurft wieder heimbringen. Die Schiffsleute hatten schwarze Wollhosen an und schwarze Hüte auf den sonnenverbrannten Köpfen, sie waren stille Menschen mit gelassenen Bewegungen. Auch wenn sie die braunen Arme hängen und die Lenkstange mitgleiten ließen, verlor ihr Blick die geruhige Achtsamkeit nicht. Sie hatten ihm etliche ungrische Kotzen gegeben, die zottelhaarig und weich waren.

Langsam glitten die Uferländer vorüber und zögernder noch die bewaldeten Hügelzüge. Alles war in ein so sanftes Maß gesetzt, daß dem Heilmeister, was er in Regensburg und Amberg erlebt hatte, wie ein Wirbel drängender Traumgestalten entschwand. Eingehalten sein in den Wellengang der Natur! Nichts beschleunigen können! Nichts wollen können! — Als es dann dunkel war, und sie für die kurzen Sommernachtsstunden angelegt hatten, war alles rein in ihm.

Verhaltenen Lautes schlugen die Wellen an das Schiffsholz. Er dachte an Wilhelm Bombast. Weiß mußten ihm die Haare im Nacken liegen, und weicher noch mochte der zahnlose Mund über dem runden Kinne ruhen. Jahre hatte er seines Vaters nicht mehr gedacht, Jahre nicht nach Kärnten geschrieben — und Wilhelm Bombast war doch in und mit ihm gewesen. Er und Villach und weiterhin das Jugendland.

Der Staub seines Elends, der Kampf, die Last seiner Kunst, der unendliche Strom der fremden Menschen mit ihren Leiden, Begierden, ihrem Haß und der geringen Liebe — sie alle in ihrer Blöße, sie und alles, war es nicht ein Wolkentreiben nur über dem einen Lande seiner Jugend, das mit ihm durch das Elend zog?

Er schloß die Augen. Weißgekrönte Berge und eine härtere Luft glaubte er zu spüren. Paracelsus wußte, wohin ihn die klingenden Wellen tragen würden. Erneuen, erjüngen auf jenem heiligen Boden! Satt und zeitig war er. Die Lehrjahre verweht. Der Schnee des Elends naß und fließend. Wie Silberblick durch die fließenden Schlacken . . .

Und noch war er des Weges und der Wahl mächtig.

Parakosmus

Etliche Schritte unter der „Weinburg" an der Neuengaß, wo die Fluri ihre Badstube aufhielten, hatte der Meister Toman Imboden seine Blaufärberei. Im Werkgadem arbeitete er mit seinem Knechte an dem großen Färbbottiche. Sie hielten ihre langen, starken Rührscheiter mit beiden Armen steil in die Höhe wie Bannerstangen und ließen sie gleichmäßig, vorsichtig an den Dauben des weiten Gefäßes niedertauchen, um die Leinwand zu unterfahren, und dann hoben sie das Zeug aus dem Farbsud. Die Dampfwolke stieg weiß und dicht zwischen ihnen auf, sie drückten die Rührbengel so lange nieder, bis sie einander wieder deutlich erkennen konnten, denn sie standen einer dem andern gegenüber. Dann ließen sie das schwere Zeug wieder in die Farbe gleiten, hoben die Hölzer und rückten einen Schritt am Bottich weiter.

„. . . . und soll tu sechen, Heini, die gaht uf diesen Abend hinwieder us dem Hus die Nacht über, dann es wird der Mond voll uf diese Nacht und es hanget an dem G'stirn. Das soll tu wissen."

Der Knecht, ein langer, hagerer Mensch, fühlte wohl die prüfenden Augen des Meisters, aber er sah nicht auf. Fast leise meinte er dagegen:

„Es ist nit us dem G'stirn, noch us dem Mond, es ist von Gott. Was hat das infältig' Mensch us Abbazell mit dem G'stirn ze ton, Meister? Es ist von Gott,

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

dann us ihr bricht ein G'walt und Zucken herfür, gaht über die Menschen, so bi ihr stehnd."

Und sie ließen wieder, gegen die belasteten Hölzer gestemmt, den Qualm verziehen.

„Du bist darbi gsein dasselbig Mol ze Sant Lorenzen in der Kilch, do hat der Dominice Zili von dem Meister Huldrichen us Zürch das Buch fürg'lesen, und sein in dem Buch die wiedertouften Lehrer gänzlich gewaltiget und übermannet us der Gschrift. Kunnt deren keiner ein treffentlich Antwort geben, so viel ihrer gstundend uf der Borkirchen ze Sant Lorenzen."

„Meister Toman, es ist des Schreibens und Lesens viel und des Herzens lützel." Während er das Rührholz niederdrückte, hob der Knecht die Stimme, als müsse er das Dampfgewirbel durchbrechen. „Der Zwingli und der Doktor Watter und der Zili, die führend all hurtig Finger uf deme Papier und über der Gschrift und wissend do und do, habend ein frübig Reden. Darvor ist die Zung' schwer dem g'ringen Mann. Die Hochgelahrt reden gar licht, dann sie redend allweg tapfer ab der Höchen und G'lahrtheit darnieder und hand licht ketzeren. Dem g'ringen Mann brennt das G'müt und drucket fast das G'wissen."

Toman Imboden brummte etwas vor sich hin. Sie arbeiteten eine Zeitlang schweigend weiter. Dann brach es wieder aus dem Meister:

„Dies ist min Hus, und ich leid' das nüt. Die Frena ist min Magd. Der will ich wehrn. Da hastu eh bevor gsechn: den Löffel us dem Mul, seind sie allbereits do gsein, die Magdalena Müllerin und dem Mürgl sin Bärbeli. Das seind unsrer Stadt zwo Bürgerinne und züchtig Jungfrouen beid'. Und die Frena spricht zu der Mürglin und nennet sie Petrum, und heißet glichermaßen die Müllerin als ihr Maria von Bethania willkummen. Dasselb' ist ein Dockenwerk und ein Gugelfuhr. Ich will mich des nit meh g'dulden, noch es fürder liden. Die Frena Bumännin ist ein' guete Magd, allein so dies Wesen willt führfahrn und kein Wandel han, so will ich die Frena ehender usputzen us minem Hus. Das soll tu wissen!"

Toman Imboden hatte mit der Arbeit eingehalten. So zornig auch seine Stimme klang, aus seinen Augen flackerte Unsicherheit. Er wollte eine laute Zustimmung von dem Knechte. Der aber sah seitwärts zu Boden und hielt den eingetauchten Rührbengel wie ein Landsknecht, der mit einer Partisane Schildwacht steht.

„Es ist wohl din Hus, Meister Toman, und du bist der Magd ein Husvater. Allein das ist nüt an der Frena g'legen, die ist ein gschlicht Frouenbild als ander meh. Willst sie usputzen? Künntest ichts darmit wandlen? Es ist ein' G'walt bi der und ist us Gott, staht ober dem g'lahrten Tant unde ober dem G'stirn und Mond. Das lieget in jed' eim selblich, so einer die Frena hört und siehet an. Ist us Gott, Meister."

Toman Imboden hatte es längst gefühlt wie eine Gewissensnot, daß er von dem gelahrten Deuten und Reden der Prädikanten und Lehrmeister, auch des Meisters Huldrich Zwingli und selbst ihres ehrbaren Joachim von Watt, leer geblieben war. Vielleicht hatte ihn nur der überlegene Geist und die Gewandtheit der Zungen an diesen Männern irre gemacht. Solange er ihre Worte hörte, war alles hell und klar, und dem Evangeli schien das Herz und Gemüt aufgetan, war Toman Imboden aber wieder allein, dann socht es ihn an, als müßten diese Männer mit gleichem Geschick das Widerteil rechtfertigen können. Und Heini, sein Knecht, fühlte offenbar dasselbe. Ja, Heini, der Knecht, stand weiter als er, denn er hatte es ausgesprochen. Ihm, dem Meister, der an Jahren des Knechtes Vater hätte sein können, war der innerste Grund seiner Gewissensnot erst jetzt an diesen Reden deutlich geworden. — Warum ist alles Volk von Sankt Gallen, hoch und gering, dasselbige Mal zu Ostern durch das Schibinertor an den Berlisberg hinaus, um den Polt, den

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hinkenden Schiffer aus der March, zu hören? Solch eines Zulaufes ist auch der Uolimann nie mächtig gewesen, und nicht einmal der Kunrad Grebel, der Geld und Stand um der Tauf willen verlassen hatte und ausländig geworden war. Warum sind sie alle dem hinkenden Schiffer nachgelaufen, der acht Tage darauf zu Schwyz den Martyrertod hat sterben müssen? Martyrertod! Toman Imboden fuhr mit einer Hand über die Stirn, ein Spruch der Schrift lebte in ihm auf, und er hielt kaum so weit an sich, ihn nicht auszusprechen: ‚Das Wort ist Fleisch geworden und wohnete bei ihnen . . .' Fleischwerden und nicht Wort bleiben! Wort zu Fleisch und Blut werden und nicht Fleisch und Blut zu Wort, wie bei den Gelahrten allen! Das war es.

Er blinzelte hinüber. Der Heini stand immer noch wie einer auf der Schildwacht.

„Tu zu", rief der Meister.

Sie arbeiteten weiter und schwiegen. Allmählich wurde der Dampf dünner, und sie vermochten einander deutlich zu sehen, wenn sie die Leinwand aus dem Bottich hoben. Da lehnten sie die Rührbengel an die Wand und trugen einen leeren Kessel herbei, schöpften ihn von dem erkalteten Farbsud voll, deckten die Blache über den Bottich und hoben den Kessel mit einer Eisenstange auf die Schultern.

Im Hause hing ein anderer Kupferkessel über einem hellen Holzfeuer. Obgleich es noch stundenlang Tag blieb, saßen die Frauen mit ihren Kunkeln bei den warmen, lichten Flammen. Die Gasse war eng, von den Häusern überhangen, der Gadem war tief, und das Fenster nicht sehr groß, und es war außerdem noch winterlich, so daß man den Hausbrand liebte.

Als die Männer gleichen Schrittes eintraten und näher kamen, rückten die Jungfrauen Magdalena und Barbara hastig zur Seite, und auch die Meisterin schob die Kunkel aus dem Wege. Nur die Magd spann weiter und merkte die Männer nicht. Mit Willen setzte der Meister den Kessel dicht neben der Magd ab und ließ die Kette rasselnd niederschlagen. Frena schrie leise auf, die Spindel entfiel ihr, sie breitete die Arme. An ihren samtigdunklen Augen funkelte der Widerschein des Feuers, vor dem die Männer hantierten. Die Augen waren unbewegt und weit offen. Auch ihr fast blutleeres Gesicht, dessen große Züge — Hakennase und starkes Kinn — in einer jünglingshaften Schönheit ruhten, war so restlos aufgetan und von einem blassen Schimmer übergossen, der nicht leibhaft, sondern gleichsam angehaucht schien. Die drei Frauen konnten ihre Blicke nicht von ihr wenden und vergaßen auf die beiden Männer, die, geräuschvoll und trotzig beflissen, sich nicht in den Bann dieses Weibes zu geben, ihre Arbeit taten, den siedenden Kessel abnahmen, den andern über das Feuer brachten und dann mit dem dampfenden, leise versummenden Sud den Gadem verließen.

Frena blieb in ihrer Versunkenheit, doch nahm ihr Gesicht den Ausdruck demütigsten Leidens an, und ruckweis, wie von böser Macht gezwungen, näherten sich ihre beiden Arme, bis die Hände, an den Knöcheln gekreuzt, übereinander lagen. Leicht neigte sie den Kopf gegen das Feuer hin. Wie einer Krone Last lag ihr dunkles Haargeflecht auf ihren Schläfen, und den nun fast geschlossenen, schweren Lidern entsickerten langsam die Tränen. Die beiden Jungfrauen waren auf den Zehen näher gekommen; ihre Hände leicht vorgestreckt, halb wehrend, halb verehrend, wie einem Heiltume nahten sie ihr, und auch die Meisterin, ein kräftiges, großes Weib, hielt befangen die Hände vor der Brust.

„. . . ihr sollet nüt hör'n die Kettin, darmit sie mine Händ' gebunden an diese Stoupsäul', dann ich will nit zitteren noch zacken in minem Schmerz . . . streichet, streicht min nackten Leib, fließe mir Blut für üch geben dar . . . fließe min Blut und röt min nackten Leib . . . o weh, o weh . . . ihr Buben! O weh, min fließend Blut!"

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sie schluchzte tief auf, und daran schien sie zu erwachen. Sie löste ihre Hände, sah die beiden Gespielinnen ernst und forschend an.

Barbara Mürglin fragte in tiefer Scheu: „Was willtu, Herr, das wir sollend tun?"

„Du, min Petrus," hauchte Frena Bumännin, und ihr Gesicht verklärte sich, „und du, Maria, ganget ihr, min Lieben beid', ganget an die Türen, da die Brüder wohnend, und klopfet an und sprecht: ‚Der Herr hat mich zu dir gesandt, daß du dich rüstest von Stund' an und ihm nachfolgest!' Und sprecht: ‚Der Imbiß ist gessen, der Gürtel ist geschnürt, ganget all' hinus gen Buch in des Abts Gerichten, dann allda ist Christus, der lebendig Suhn Gott's!' — Ich will vor üch gahn, den Lazarum userwecken us dem Grabe, und will üer warten ze Buch."

Sie stand auf, schritt tiefgesenkten Hauptes, langsam hinaus. Die beiden Jungfrauen folgten ihr wie im Traume.

Und das Weib des Blaufärbers kämpfte einen stillen, beklemmenden Kampf. Sie sah den Heiland noch an die Staupsäule gekettet, als blicke er in das Feuer der Kriegsknechte. Dann taumelte ihr Blick an den Wänden hin: Bank, Tisch, Kachelbord, Holzbeuge und wieder Feuer und Kessel. Sie hob die Hand schirmend gegen den Schemel, auf dem die Magd gesessen war. Die Hand fand auf ihre Brust zurück: drei mühsame Kreuzeszeichen — Vater, Sohn und Geist. Aber der Heiland wich nicht vom Feuer. Und das Feuer wurde ärmer und ärmer. Der Kessel sollte sieden. Wie gelähmt schleppte sich die Meisterin zur Holzbeuge hinüber und trug Knüppel auf Knüppel in die Glut. Und als der Brand bis an den Kesselboden hinauf genährt war, seufzte die Frau tief auf: „In Gottes und aller Heiligen Nam, lieber Herr Jesus Christ, in dinem Rich!" Dann ging auch sie.

Das Holz fing Feuer und loderte um den Kessel. Der Farbsud sprudelte in den sprühenden Brand über, füllte die Esse mit einem verdüsternden Dunst, aber die Flammen siegten immer wieder und warfen ihre roten Fähnlein mannshoch. Die astigen Knüppel knackten, knisterten, ließen ihre hellen Funken weithin springen. Und der Kessel tobte, die Kette zitterte.

Die beiden Männer kamen zurecht. Sie rissen das Feuer auseinander, stießen eine Kunkel nieder und traten den glimmenden Flachswickel aus.

„Sumer Potz Schweiß, Marter unde Pein . . ."

Der Meister Coman Imboden sah sich verstört um, er keuchte vor Zorn. Dann stampfte er aus dem Gadem, schrie nach dem Weibe, nach der Magd, polterte über die Steige hinauf. Die Türen krachten; die Pfosten zitterten unter seinem schweren Tritt. Indes rückte der Knecht mit der Eisenstange den Brand auf ein gerechtes Maß zusammen und wartete. Und er sah gelassen in die Glut, als der Hausvater in seinem Zorne wiederkam.

„Nienan von denen Fruensmenschern ouch nüt ein Juppenzipfli!"

„Sie seind mit ihr", meinte der Knecht, als handle es sich um die natürlichste Sache.

Dieser Gleichmut erschütterte den Meister fast heftiger als die Gefahr, in der sein Haus gestanden hatte. Er packte den Knecht an der Schulter und rüttelte ihn.

„Heini, bis wach! Etwan schlaffest du bi hellichtem Tag! Min Hus wär schier zu Äschen verbrennt!"

„Wie sollet din Hus zu Äschen verbrennen, Meister! So din Hus nüt stünd in Gottes Hand, wellich eins sunst zu Sant Gallen!"

Coman Imboden ließ seinen Arm sinken und trat einen Schritt zurück.

„Wir seind hie zu dem Füer kummen," sagte der Knecht weiter, „und es war Zit. Wir hand den Brand gricht' und tretend den flächsin Wickel us, und es war Zit. Die Frouen seind us dem Hus und ihr nachgefolget, und es ist aber Zit, Meister Coman."

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Min Ehfrouen, Gretta Rüttmannin, ist getrü," zitterte es aus der Brust des Meisters, „und hält ihr Sach wohl . . . Was ist's, das uns wird antan? Gottes oder des Tüfels!"

„Wer Ohren hat, der höre", meinte der Knecht.

Aber der Meister lag hart in seinen Zweifeln, er schüttelte den Kopf. Und er faßte die Eisenstange.

„Wir wellend noch diesen Kessel intun, dann solltu nit meh gehalten sin vor diesen Tag, Heini; dann ein grings, und min Hus wär' verbrennt."

So ließen sie den andern Kessel bei dem Herde stehen und trugen den kochenden an den Bottich. Dort leerten sie ihn durch die ausgespannte Seichblache in die Farbe. Als die Leinwand genug gerührt schien, legten sie die Bengel über den Bottich und breiteten die Blache für die Nacht darüber.

Coman Imboden rückte noch das und jenes zurecht, endlich verriegelte er die Werkstatt. Dann blieb er in seinem Höfchen stehen, sah das Haus an, als wäre es ihm geschenkt, und blickte lange in den immer noch taghellen Himmel.

Im Gadem wartete der teuferische Knecht. Er trug den schlichten Zwilchkittel, seinen Kopf bedeckte der breite Schlapphut, und am Gürtel hing ihm statt des Schwertes das kurze, stumpfe Brotmesser. Die Täufer verdammten den wölfischen Kleiderprunk. Er hoffte auf den Meister und sah ihn an.

Allein Coman Imboden winkte nur.

„Gang, Heini, gang und lug, daß den Frouen beiden nit mag ein Ungebühr zustoßen."

Der Knecht lobte Gott und ging. Der Meister stand eine Weile, den Rücken gegen die Tür gekehrt. Ächzend strich er mit beiden Händen über Stirn und das ergraute Haar, über die Wangen und den breiten Bart. Dann ging er in den Bankwinkel, griff das Testament vom Bord, trug es zum Feuer, schürte die Glut auf, zog den Schemel nahe und begann zu lesen. Seine gebläuten Finger rückten unter den Zeilen hin, er hielt das Buch mit der Linken, deren Ellenbogen auf sein Knie gestützt war, weit ab. Und wenn er einen Satz bewältigt hatte, schaute er auf und grübelte lange, las wieder und versenkte sich mehr und mehr in die gefährlichen Tiefen der Schrift.

(Fortsetzung folgt)

Vom Grenz- und Auslanddeutschtum

Europa irredenta und Lothringen

Das Jahr des Unheils 1923 gab trotz aller Not dem Grenz- und Auslanddeutschtum eine Reihe wertvoller Bücher. Einige sind bereits im Laufe des Jahres in der „Deutschen Rundschau" besprochen worden, die wichtigsten im Weihnachtsmonat gelangen aber erst hier zur Würdigung. Sie dürfen auf keinem grenz- und auslanddeutschen Gabentisch fehlen.

Das umfassendste Gebiet behandelt „Europa irredenta" [1]). Dr. Max Hildebert Boehm, der Leiter der Arbeitsstelle für Nationalitätenprobleme beim Politischen Kolleg und der damit verbundenen politisch-erzieherischen Veranstaltungen für das Grenzdeutschtum in Spandau-Johannisstift, welcher auch dem Vorstande des Deutschen Schutzbundes angehört, ist besonders geeignet und vorbereitet, die moderne Geschichts-

[1]) M. H. Boehm, Europa irredenta. Berlin 1923, Reimar Hobbing.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

darstellung des brennendsten europäischen Problems zu geben. Er hat sich mit Recht nicht auf die grenz- und auslanddeutschen Probleme beschränkt. Liegen diese ihm auch am nächsten, so entwickelt er doch das Gesamtproblem der einem fremdvölkischen Staate unterworfenen Nationalitäten in Europa. Der Konflikt, der vorhanden ist, wenn Staats- und Volksgrenzen sich nicht decken, ist also das Thema. Er ist modern; frühere Jahrhunderte kannten ihn nicht, wenigstens nicht in seiner heutigen Ausprägung und Schärfe. Er entstand erst im 19. Jahrhundert, wenn zwei Vorbedingungen erfüllt waren: Einerseits die Erweckung der unbewußten völkischen Rohmasse zum völkischen Selbstbewußtsein, zum einheitlichen freien Eigenstaat oder zur staatlichen Verschmelzung mit den Brüdern jenseits der Staatsgrenzen, und andererseits — damit auf das engste zusammenhängend — die Entwicklung des modernen Staatsbegriffs, der Staatsallmacht, der staatlichen Eingriffe in alle Lebenssphären der Bürger, welche er umformen will. Es ist ein bleibendes Verdienst Boehms, diese beiden Quellen der heutigen Reibungen aufgegraben und systematisch klargestellt zu haben. Gewalttätige Verfolgung von Fremden ist uralt; aber sie machte vor dem Familienleben, vor den Seelenkomplexen halt. Erst seit der französischen Revolution mit ihren gleichmacherischen Tendenzen und der Nationalisierung des eigenen Staates begann — zuerst in Frankreich — die staatliche Französierung derjenigen Staatsangehörigen (Nationalitäten), die als Deutsche, Bretonen, Basken und Korsen nicht zum Staatsvolke gehörten, der „Minderheiten" (ja sogar der Provenzalen). Diese französische Mode ergriff im 19. Jahrhundert fast alle europäischen Staaten mit staatsvolkfremden Einschlüssen. Aus der Reibung mit dem „Staate", der immer mehr in die Lebenssphäre seiner Staatsangehörigen eingriff, der sie nach dem Schema eines Normalbürgers kulturell und sprachlich formen wollte, ist vielfach überhaupt erst die nationale Bewegung der kleinen Völker und Volkssplitter erwacht und aus einer kulturellen und literarischen Bewegung romantischen Ursprungs zur völkischen geworden. Dieser Werdegang vollzog sich langsam und ist noch keineswegs überall abgeschlossen. Oft siegten „Staat" und „Staatsvolk" wenigstens lokal, noch öfter erstarkten die Unterdrückten. Diese Vorgänge spielten sich niemals gleichartig ab. Boehm schildert die örtlichen, rassenmäßigen und zeitlichen Verschiedenheiten. Andererseits ist es ihm gelungen, die großen gemeinsamen Linien aufzureißen. Dadurch, daß er in fünf großen, zeitlichen Abschnitten jedesmal von einem Volk zum andern, von einem Kampfgebiet zum andern wandernd in großen Spiralen den zeitlichen Fortgang darstellt, wenn er wieder zu den Brennpunkten des völkischen Kampfes zurückkehrt, wahrt er die Zusammenhänge und webt so einen großen, vielfarbigen Teppich des Leides. Boehm entrollt Bilder voll erschütternder Tragik, indem er die Steigerung der Grausamkeit des Kampfes, voll stummen Heldentums, indem er den Opfermut derer, die im Kampf um völkisches Recht fielen, schildert.

Von besonderer Bedeutung für uns ist natürlich die jüngste Zeitgeschichte: die Entwicklung unmittelbar vor dem Kriege. War doch, was immer wieder vergessen wird, die ungelöste Nationalitätenfrage in Südosteuropa der unmittelbare Anlaß des Weltkrieges. Denn der österreichisch-ungarische Thronfolger Franz Ferdinand wurde von einem südslawischen Nationalisten ermordet, dem die Wünsche nach staatlicher Vereinigung aller Südslawen die Bombe in die Hand drückten. Darüber hinaus entsprangen die Leiden der einzelnen, welche von machttrunkenen „Staaten" um ihrer Nationalität willen im Kriege und nach dem Kriege verfolgt wurden, analogen Komplexen. Sie sind die Hauptursache der dauernden Kriegsgefahr in Europa und die tiefsten Quellen wirtschaftlichen Niedergangs dieses Erdteils. Die unzureichende Lösung durch den Versailler Vertrag und die kümmerlichen Versuche des Genfer Völkerbundes, der ja tatsächlich nur ein Instrument zur Garantierung der Siegesfrüchte ist, bessern nichts gegen die Vorkriegszeit, sondern verschlechtern die Ver-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

hältnisse nur. Die Ideologie des Genfer Völkerbundes und der ihn beherrschenden Staaten und Staatsvölker macht sie unfähig, die Probleme zu begreifen. Ist doch in der Satzung des Völkerbundes das Selbstbestimmungsrecht der Völker nicht einmal erwähnt, geschweige denn anerkannt. (Das konnte sogar nicht anders sein, da dem „Völker"bunde die Fiktion zugrunde liegt, als wären alle europäischen Nationalitätenfragen bereits durch die Pariser Friedensschlüsse befriedigend geregelt!)

Es ist für die „westliche", von Boehm abgelehnte Auffassung kennzeichnend, daß die Nationalitäten dort nur „staatsrechtlich", also nur als „Minderheiten" angesehen werden. So werden in Genf die Vertreter der unterdrückten europäischen Nationalitäten, von Nebensächlichem abgesehen — es sei denn, daß ein Wechsel in der politischen Konstellation der Hauptmächte der einen oder andern Nationalität Zufallsgewinn in den Schoß wirft — dort eine wesentliche Änderung ihres Loses nicht zu erwarten haben.

Diese Feststellung soll aber nicht besagen, daß die „Minderheiten" nun gut täten, mit ihren Klagen von Genf gänzlich fernzubleiben. Jede noch so geringe Möglichkeit muß ausgenutzt werden. Die Wirkungen der Klagen auf die Umbildung der westlichen Anschauungen und die Bereicherung des Wissens der „Genfer" Völker sollen ferner nicht verkannt werden. Falsch wäre es nur, irgendwie darauf zu bauen. Es ist kennzeichnend, daß Boehm — ein Politiker mit ausgesprochen konservativen Grundgedanken — die Notwendigkeit der Einführung einer höheren Rechtsordnung in Europa bejaht, für die er freilich ganz andere Formen, als Genf sie hat, fordert. Zunächst erscheint ihm eine grundlegende Änderung der europäischen Grenzen unerläßlich. Als ihr Korrelat fordert er eine gemeineuropäische Abkehr vom Staatsabsolutismus der letzten Jahrhunderte. „Europa selber und seine führenden Nationen werden den Zuständigkeitsbereich der staatlichen Verfügungsgewalt neu zu überprüfen haben und durch eine freiwillige Selbstbeschränkung der staatlichen Allmacht dem Eigenleben der Volkstümer einen wesentlich weiteren Spielraum gewähren müssen . . . Die Trennung von Kirche und Staat ist weit fortgeschritten. Die Befreiung des völkisch-kulturellen Lebens aus den Banden des staatlichen Mechanismus wird die nächste Entwicklungsstufe sein müssen. Auch im Westen ist das Ziel einer geistigen Selbstverwaltung der Nationen sinnvoll, die der bureaukratischen Bildungspflege, der Mechanisierung des Erziehungsbetriebes, der Gängelung von Schule und Hochschule durch Parlamentsmehrheiten und ihre ministeriellen Organe müde sind. Es wird unerläßlich sein, daß gerade die echten Nationalstaaten mit dem wegweisenden Beispiel vorangehen. In nationalen Mischgebieten ist freilich diese Trennung doppelt dringliches Gebot. Beschränkung des Staates auf ein notwendiges Kontrollrecht und auf technische Beihilfe bei der Finanzierung, im übrigen aber freie kulturelle Entfaltung der national autonomen Volkskörper und ihrer Bildungsorgane ist eine der wesentlichsten Voraussetzungen für ein gedeihliches Nebeneinanderleben verschiedener Völkerschaften auf ein und demselben Heimatboden. Heute noch kämpfen die „Minderheiten" vielfach um prozentualen Anteil am staatlichen Bildungsbetrieb. Aber nur im Willen zur Selbsthilfe gerade auf diesem zentralen Gebiet steckt der Erweis wirklicher Selbstbehauptungskraft. Wird den Nationalitäten das Recht eigener Erziehungspflege eingeräumt und durch Möglichkeit geordneter Selbstbesteuerung oder durch gerechten Anteil an den allgemeinen Steuererträgen der finanzielle Rückhalt gewährleistet, so sind vielleicht auf dem wichtigsten Gebiet völkischen Lebens die gefährlichsten Reibungsmöglichkeiten geschwunden oder wesentlich eingeschränkt, der Antrieb zur Flucht aus der Heimat hört auf, eine Quelle tiefster Verzweiflung ist gestopft, aus der der Wunsch nach Umgestaltung der Grenzen vielfach allein oder vorzugsweise erwächst. Den Staatsmännern ist der Weg zu groß-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zügiger Raumpolitik geöffnet. Den Völkern ist die Möglichkeit gegeben, die Beziehungen zu ihren Minderheiten im Ausland ohne politische Hintergedanken zu pflegen und das geistige Band zum Mutterland zu festigen. Der staatliche Bildungsbetrieb ist naturgemäß wesentlich an die Staatsgrenzen gebunden, der völkische kann darüber hinausgreifen und zu einem wirksamen Moment innereuropäischer Verklammerung des zerfallenden Weltteiles werden."

Aus Raummangel müssen wir es uns versagen, die Einzelheiten der Darstellung der unterdrückten europäischen Nationen — Boehm schließt auch die Iren und die Ostslawen ein — zu bringen. Wir können dies mit einer gewissen Beruhigung tun, da wohl die meisten Leser sich entschließen werden, dies Buch, welches schlechtweg das Handbuch der europäischen Nationalitätenpolitik ist, zu studieren. Zum Schlusse sei noch bemerkt, daß die Darstellung einer so schwierigen und so wenig erforschten Materie im einzelnen gelegentlich Widerspruch erregen wird. Boehm, der fast immer mit den unterdrücken Völkern gegen die Staatsnation sympathisiert, wird dadurch gelegentlich in schwierige Situationen geführt, besonders bei der Darstellung der Vorkriegsvorgänge auf dem Boden der ehemals österreichisch-ungarischen Monarchie.

Dürfen wir Boehms „Europa irredenta" als das klassische Buch der nach Erlösung schreienden Völker bezeichnen, so darf ein anderes, soeben erschienenes Büchlein [2]) die klassische Darstellung eines Einzelproblems genannt werden.

Ein Elsässer, ein fein empfindender, feingebildeter Historiker, schreibt ein Buch für Geistige, schleift einen glänzenden Edelstein mit hundert schillernden Facetten. Das Grenzproblem des Grenzlandes, von dem wir bisher am wenigsten wußten, das noch niemals allein dargestellt, sondern stets nur nebensächlich behandelt war, erlebt eine mustergültige Darstellung. Ja noch mehr: König erzählt uns ganz neue Tatsachen, nicht bloß aus der letzten Franzosenzeit Deutschlothringens seit 1918, sondern auch aus der ersten vor 1870, die er französischen Quellen verdankt. Das ist das Sensationelle seines Buches. Wir fragen uns heute, nachdem wir sein Buch gelesen haben: Wie konnte es geschehen, daß die Welt, daß nicht einmal das deutsche Volk den zähen Sprachenkampf kannte, den die Deutschlothringer vor 1870 erfolgreich bestanden haben? Die Antwort lautet: Einmal kümmerten sich deutsche Öffentlichkeit und Gelehrtenwelt aus Mangel an politischem Blick nicht darum, zum andern waren die Quellen lange schwer zugänglich, ja für Deutsche vielleicht unzugänglich. Immerhin war bereits 1912 das Buch des Professors der Pariser Universität Gaston May „La lutte pour le français en Lorraine avant 1870" erschienen, welches sie erschloß. May war an seine Forschungen mit der vorgefaßten, heute noch allgemein geglaubten Meinung gegangen, die deutsche Sprache habe sich in Lothringen überhaupt nur „infolge der schuldhaften Sorglosigkeit der französischen Regierung" halten können. Er schreibt: „Meine Forschung hat mir bald gezeigt, wie sehr ich mich getäuscht habe. Ich habe alle Regierungen nacheinander, in verschiedenem Grade allerdings, von demselben Gedanken durchdrungen gefunden, alle in Kenntnis des anormalen Zustandes dieser unglücklichen Gebiete, alle mehr oder weniger erfolgreich damit beschäftigt, Abhilfe zu schaffen." Diese nachträgliche Ehrenrettung der französischen Verwaltung durch einen nationalistischen Professor, der alle Archive durchforschte, bringt — ohne daß er dies beabsichtigte — den Erweis für den volksdeutschen Charakter alles Landes jenseits der Sprachgrenze und für die Energie dieses Volksstammes in der zweiten Kampfphase. (Auch die erste Kampfphase, die blutige, bis zur endgültigen Einverleibung des Landes, schildert König ausführlich. Seine deutsche Bevölkerung war im 17. Jahrhundert streckenweise durch Krieg, Hungers-

[2]) Friedrich König: Deutschlothringen. Stammestum (!), Staat und Nation. Zugleich ein Beitrag zur elsaß-lothringischen Frage und zum deutschen Westproblem. Berlin 1923, Walter de Gruyter & Co.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

not und Pest fast ausgerottet und von Ludwig XIV. durch innerfranzösische Kolonisten ersetzt worden, so daß damals die Sprachgrenze auf 50 Kilometer Länge und 25 Kilometer Breite zurückwich. Immerhin standen damals deutsche und romanische Lothringer mit ihrem Herrscherhause in offenem Kampfe gegen das bourbonische Frankreich, welcher, als die lothringischen Herzöge der Scheinherrschaft des Polenkönigs Stanislaus Lesczynski weichen mußten, nicht geringer wurde. Diese 30 Jahre, in denen in Wahrheit die Franzosen herrschten und das Land aussogen, verminderten seine Bevölkerung wiederum auf ein Viertel durch Konskriptionen, Verluste im Felde und Massenauswanderung, so daß fast die Hälfte der Äcker brach lag.) Die unblutige Phase im 19. Jahrhundert fand eine veränderte Situation vor. Die romanischen Lothringer waren durch die Revolutionsepoche französiert, eingeschmolzen, die deutschen Lothringer dagegen nicht. Sie waren, wie König sehr anschaulich darlegt, durch die wirtschaftlichen, sozialen und politischen Veränderungen sogar weit weniger berührt und verändert worden, als das benachbarte Elsaß. Dem gleichmacherischen Frankreich erschien Deutschlothringen daher unnormal, zurückgeblieben, wild, lasterhaft. Diese Anschauung spricht aus allen Berichten der französischen Beamten, die nun mit Energie beginnen, die deutsche Sprache mit Hilfe der Schule auszurotten. Da findet sich ein Fürsprech: die katholische Kirche. König zitiert hier May, welcher sagt: „Beinahe alle Landpriester entstammen aus dem Lande selbst, sie hielten an der deutschen Sprache fest, weil es ihre Muttersprache war. Ohne recht davon zu wissen, waren sie von Vorurteilen germanischer Herkunft erfüllt, gaben sie ohne klare Absicht einem Glauben nach, der dauernd in Deutschland verbreitet war, daß Frankreich das auserlesene Land der unmoralischen Literatur, der schlechten Lektüre, der verderblichen Schundschrift sei. Aber das war es nicht allein. Auch in Flandern, in der Bretagne, in den Pyrenäen hat der katholische Priester immer die Sprache der eingeborenen Bevölkerung, das Patois, verteidigt. Die Feindseligkeit des lothringischen Klerus ist daher keine vereinzelte Erscheinung. Sie erklärt sich aus allgemeinen Gründen. Der Erzbischof von Cambrai sprach einst zu dem Unterrichtsminister Duruy das charakteristische Wort: „Die französische Sprache ist das Sprungbrett für alle schlechten Ideen. Vor die Wahl gestellt zwischen der französischen Sprache und dem Dialekt, stellen sie sich schützend vor diesen, weil sie in ihm eine Garantie für das Heil der Seele sahen. So haben sie die Interessen der französischen Einheit denen der Religion geopfert, sie haben in dem Kampfe um die Verbreitung des Französischen beinahe alle, ohne zu zögern, die Kirche dem Staat vorgezogen."

König fügt hinzu: „E. May hat unzweifelhaft recht, wenn er die Sorge des Mannes der Kirche vor dem Eindringen des zersetzenden Geistes der französischen Literatur als Grund für die Stellungnahme der lothringischen Geistlichen gegen die „Nationalsprache" ansieht. Aber das ist doch nur eine Seite. Das Religiöse gehört zum Intimsten im Menschen. Der Geistliche hat die Aufgabe, dieses Intime zu pflegen. Für den Ausdruck der intimen Dinge des Seelenlebens gibt es nur eine Sprache: die Muttersprache. Die Fremdsprache kann ein geschliffenes Werkzeug für Auseinandersetzungen verstandesmäßiger Art abgeben, sie ist ungeeignet, Organ religiösen Lebens zu sein. Die Vorkämpfer der französischen Sprache wollten die Ideen der Civilisation française einpflanzen, sie wollten aber nicht das der Muttersprache verhaftete Seelenleben des deutschlothringischen Volkstums fördern. Kein Wunder, daß der katholische Priester, der Hüter dieses Seelenlebens, sich instinkthaft in Gegensatz zur französischen Zivilisation und zur französischen Sprache fühlte. Er wehrte sich vor allem gegen den Angriff der Unitarier auf das Seelenleben des Kindes. Die Familie war deutsch; die Kinder wuchsen in der Luft ihrer deutschlothringischen Sprache heran. Die religiöse Einwirkung aber muß schon in den frühesten Jahren einsetzen. Sie kann sich aber nur der Töne bedienen, auf die die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Seele des Kindes abgestimmt ist. Erst hätte die Familie französisch sein müssen, dann erst hätte der Geistliche die französische Sprache als Werkzeug benutzen können. Sich zum Agenten des Staates bei dem Versuche der Umformung von Familie und Volkstum herzugeben, das widerspricht dem Wesen und der Aufgabe des Priesters. In diesen Dingen ist und bleibt er konservativ. Ziele und Zwecke von Staat und Kirche sind in diesen Dingen oft grundverschieden. Die Kirche aber kann sich nicht zum Büttel des Staates hergeben, ohne sich selbst aufzugeben."

Französische Bischöfe und deutsche Volkspriester setzten diesen Bestrebungen einen Damm entgegen. Jahrzehntelang ringen beide, ohne daß eine Entscheidung gefallen wäre. Wir erleben alle Einzelheiten wieder. Erst 1858 bzw. 1859 gelang es der Regierung, mit dem Klerus überein zu kommen: die Lehrer sollten fortan beide Sprachen beherrschen, sich aber des Deutschen nur bedienen, soweit es unumgänglich notwendig sei. Vom sechsten bis achten Lebensjahr sollte nur Französisch, vom dritten Schuljahr ab auch Deutsch gelehrt werden. Der Rechenunterricht sollte nur französisch gehalten, die Religion aber in der Muttersprache gelehrt werden. So war denn die deutsche Sprache ernstlich bedroht, als die Bischöfe diesem faulen Kompromiß zustimmten (der die Grundlage auch der heutigen französischen Schulpolitik bildet). So folgte eine Zeit unverkennbarer Französierung und eine Gegenbewegung. Erst protestierten einzelne Priester öffentlich. Als das nichts half, wandten sich Tausende von Lothringern in einer Massenpetition an Napoleon II. und erhoben Beschwerde. Diese enthielt „eine Generalabrechnung mit der französischen Sprachenpolitik und ihren Methoden". Sie protestierten gegen die Taktik, um die Anwendung von Gewaltmaßnahmen zu begründen, die Lothringer als Übeltäter, Diebe und Landstreicher hinzustellen, nur weil sie deutsch sprächen, während die vergleichende Kriminalistik erwiese, daß in der Mehrzahl der französisch sprechenden Departements mehr Vergehen und Verbrechen vorkommen, als in Deutschlothringen. Dort stünden Religion und Moral in hohem Ansehen. Hinter dem Versuch, die deutsche Sprache der Lothringer als ein „horrible affreux patois" hinzustellen, verberge sich ein mit Unkenntnis gepaarter Haß gegen die deutsche Sprache. Das Deutsch, das in Lothringen gesprochen werde, sei ebenso korrekt, wie das jenseits des Rheins; der Gebildete spreche hochdeutsch, der gewöhnliche Mann dialektdeutsch, verstehe aber auch hochdeutsch gut. Für uns ist (in Anbetracht der neuerlichen Versuche in Elsaß-Lothringen und Südtirol!) von Interesse, daß damals schon auf die verhängnisvollen Folgen hingewiesen wurde, die die Vernachlässigung des Deutschen in der Schule herbeiführt. „Es handle sich nicht darum, daß den Schülern in der Volksschule zwei Sprachen beigebracht werden sollten, die Forderung sei vielmehr, daß man die deutsche Sprache, die die Kinder bereits als eigne in die Schule mitbrächten, neben dem Französischen nicht systematisch verkümmern lasse. Man wolle den Kindern die Segnungen der französischen Zivilisation bringen, durch die Verlegung des Schwerpunktes auf die französische Fremdsprache aber habe man nur einen Mißerfolg erzielt, der geradezu katastrophal sei. Eine sinnlose, mechanische Paukerei werde in den Schulen getrieben. Die meisten Schüler könnten beim Verlassen der Schule weder deutsch noch französisch lesen und schreiben. Die Kinder träten mit äußerst mangelhaften Kenntnissen ins Leben und seien nicht einmal imstande, in ihrer Muttersprache zu lesen und zu schreiben usw." Die Denkschrift machte solchen Eindruck, daß man am 15. 7. 1869 die bisherigen Vorschriften aufhob und am 13. 2. 1870 ein gemildertes Schulreglement erließ: „Das Deutsche sollte auf jeder der drei Stufen in gehöriger Weise gelehrt werden; täglich sollte der deutschen Lektüre eine halbe Stunde gewidmet werden, sobald die Schüler französisch lesen könnten. Im Rechenunterricht sollte das Französische besonders gepflegt werden. Der Katechismus solle deutsch gelernt, aufgesagt, ins Französische übersetzt und zurückübersetzt werden." So siegte damals der politisch

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

unmündige, loyal am französischen Staate, aber auch starr am eigenen Volkstum hängende deutschlothringische Bauer.

König schildert dann die deutsche Zeit mit ihren Vorzügen und Fehlern, die Franzosenrückkehr und die heutigen Leiden, Folgen der neuen Französierungspolitik, die unendlich viel brutaler ist, als die der vorigen Epoche. Aber sie hat es auch nicht mehr so leicht. Denn die 50 Jahre, in denen es ein Elsaß-Lothringen gab, ließen die Bevölkerung beider Gaue erleben, daß sie etwas anderes sind als Franzosen. „Sie haben einst im Deutschen Reiche den Kampf darum begonnen, Subjekte heimatlich bestimmten politischen Willens zu werden, sie führen diesen Kampf unter ungleich schwierigerem Drucke fort. Ob es ihnen im französischen Staate gelingen wird, diesem Willen Gestalt zu verleihen, das geht auch uns an, da es sich trotz allem, was zwischen uns steht, bei Elsässern und Deutschlothringern doch um Fleisch von unserm Fleisch, um Blut von unserm Blute handelt."

Nicht nur Dr. König, sondern auch das Wissenschaftliche Institut der Elsaß-Lothringer im Reich, in dessen „Schriften" es erschienen ist, haben sich damit Verdienst erworben. Möge es nicht nur im Reiche und in den anderen Grenzlanden gelesen werden, sondern vor allem auch in Lothringen. Denn es weist Wege.

Noch ein drittes Buch [3]) sei kurz erwähnt. Es ist ganz anderer Art. Wolters und Elze haben hier zusammengestellt, was hervorragende Männer, meist Deutsche (aber auch einige Fremde), über den deutschen Rhein gesagt haben. Es will zugleich ein Spiegel der Scham und der Hoffnung sein. Das ist gelungen. Die Verfasser beginnen ihr Rheinlob mit Worten über den Strom und seine Lande, seine Städte und seine Männer vom Rheinquell bis zur Mündung. Rheinische Arbeit und rheinische Feste folgen. Ein weiterer Abschnitt ist den Franzosen am Rhein gewidmet: ihre Aussprüche werden dargestellt und widerlegt, ihre Taten (Schändung, Raub und Zerstörung) geschildert. Und so geht es weiter. Wir haben in der Tat ein vorzügliches Lesebuch erhalten, das uns unsere Vorfahren, ihre Gefühle und Gedanken wieder nahe bringt. Eine geschichtliche Einleitung stellt die Zusammenhänge her.

Sylvanus.

Die Freie Tribüne der Nationalitäten

Bereits im Jahre 1912 wurde in Paris ein Kongreß der Nationalitäten (Union des Nationalités) veranstaltet und 1915 (während des Krieges) wiederholt. Er war, wie schon aus seinem Tagungsort hervorgeht, durchaus ententistisch gestimmt. Immerhin empfand er die durch den Zwang des Krieges auferlegten Schranken als so groß, daß er für 1916 die Versammlung nach Lausanne berief. Der gleiche Kreis gab von 1912 an zuerst in Paris, später gleichfalls in Lausanne die „Annales des Nationalités" als Zeitschrift dieser „Union des Nationalités" heraus, und zwar bis zum Jahre 1920. Dann erlosch das Interesse der Geldgeber. Heute ist es wieder lebendig geworden. Am 15. November 1923 erschien in Lausanne die „Tribune libre des Nationalités", welche sich als „Suite de la Nouvelle Série des Annales des Nationalités, Bulletin de l'Union des Nationalités (Librairie Centrale des Nationalités, Lausanne) bezeichnet und damit den 9. Jahrgang (Band XI) beginnt. Die Zeitschrift will monatlich, und zwar an jedem 15., erscheinen. Schriftleiter und Herausgeber sind nicht genannt. Doch ist ein Eingangs-

[3]) Friedrich Wolters und Walter Elze: Stimmen des Rheines. Ein Lesebuch für die Deutschen. Breslau 1923, Ferdinand Hirt.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aufsatz: „Die Regeneration Europas ist eine moralische Frage", von Jean Pélissier, der die Zeitschrift schon früher zusammen mit dem litauischen Professor Gabrys herausgab, gezeichnet. Die Kontinuität ist also unzweifelhaft. Die erste Nummer enthält ferner Denkschriften, welche die Litauer des Wilnaer Gebietes durch Prof. Dr. M. Reimys, die Weißrussen durch D. Lastauski und die aus Polen vertriebenen Deutschen durch Dr. K. Jahn im September des Jahres dem Volkerbunde überreichten. Dann folgen Auszüge aus Denkschriften und Petitionen der Regierung von Fiume an den Völkerbund vom 25. September 1923 (aus Kraljevica-Portoré gezeichnet von Zanella), des Präsidenten des ostgalizischen Nationalrates der Ukraine, Dr. Eugen Petruschewitsch, des bekannten „Diktators", und der Denkschrift der Parteien der Slovakei und Karpathorußlands über die Lage der dortigen Minderheiten, gleichfalls an den Völkerbund gerichtet. Eine Presse-Rundschau, eine Nationalitätenchronik, ein Bericht über die 4. Tagung des Völkerbundes, interessante Nachrichten aus Katalonien, Sprichworte (!) der Basken und Mitteilungen über die litauische Währung schließen das Heft. Bemerkenswert sind die Eingangsworte und der Einleitungsaufsatz Pélissiers; sie sind vielleicht wichtiger als die an sich dankenswerte Wiedergabe der vorgenannten Denkschriften. Sie enthalten folgenden Gedankengang:

Unsere Union der Nationalitäten und unsere Annalen haben von 1912 an ununterbrochen einen Völkerbund gefordert, als die einzige gerechte Lösung der Nationalitätenprobleme. Als der 1919 in Versailles geschlossene Vertrag den Zusammentritt des Völkerbundes in Genf für 1920 vorsah, glaubten wir unsere Zeitschrift getrost eingehen lassen zu dürfen. Aber wir haben uns grausam getäuscht. Der Völkerbund blieb schwach, blieb völlig opportunistisch; er leidet heute noch an seinen Kinderkrankheiten. Wir wünschen ihm, daß er sie überstehen möge. Er wird künftige Kriege nicht ausschließen können, wenn er seine Ohren gegenüber den Klagen der unterdrückten Völker verstopft und seine Augen gegenüber offenen Vergewaltigungen verschließt. Diese Klagen laut erschallen zu lassen, ist die Aufgabe der neuen Folge der Zeitschrift. Sie will alles Unrecht, das Nationalitäten gegenüber verübt wird, an die große Glocke bringen, zur Schande der Unterdrücker.

Wir Deutschen können uns mit diesem Programm einverstanden erklären, und es gereicht uns zur Genugtuung, daß die Klagen der aus Polen vertriebenen Deutschen in der ersten Nummer der neuen Folge Aufnahme gefunden haben. Wir sind gespannt, ob die Klagen der Deutschen über die Greueltaten der Franzosen in Elsaß und Lothringen, im Saargebiet, in der Pfalz, in Rheinhessen, in der Rheinprovinz und im Ruhrgebiet, ob die Scheußlichkeiten, welche die mit ihnen verbündeten Belgier dort und in Eupen und Malmedy verübt haben und noch täglich verüben, auch Aufnahme finden werden. Wir werden unsere Stellungnahme von der Durchführung des Programms der Zeitschrift abhängig machen, wenn auch der schon erwähnte Aufsatz Pélissiers vollkommen ins poincaristische Weltbild paßt und nicht viel Gutes verheißt. Denn wir lesen dort die folgende bezeichnende Äußerung: „Der Völkerbund soll nach einem Wort Lord Robert Cecils eine Realität sein, welche (jedoch) bis heute ein schöner Traum geblieben ist. England und die Vereinigten Staaten haben den Garantievertrag nicht unterzeichnet, der Frankreich erst erlaubt hätte, aufzuatmen und sich weniger argwöhnisch gegen Deutschland zu zeigen, welches seine Niederlage noch nicht hinreichend deutlich hingenommen hat (qui n'a pas accepté sa défaite), welches bis heute alles getan hat, sich listig ihren Folgen zu entziehen und welches mit der Uneinigkeit der Alliierten rechnet, um früher oder später Revanche zu nehmen."

Dies ist die Grundeinstellung des Herausgebers Jean Pélissier. Warten wir seine Taten ab. D. R.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Entweder — oder!

Zur Idee einer Kulturwirtschaftslehre [1])

I

Das Zeitalter des historischen wie des naturwissenschaftlichen Positivismus geht zu Ende. Die Flut der positivistischen Einzeluntersuchungen sinkt auch auf den Gebieten der Volkswirtschaftslehre, der Gesellschaftswissenschaften, der Staatsphilosophie. Die kritischen Stimmen, die bisher von den Instrumenten des positivistischen Zeitgeistes übertönt waren, werden laut. Jetzt fällt das Ende einer solchen Epoche mit dem Zusammenbruch der Wirtschaft ganzer Kulturvölker, dem Schwanken aller Staatsdynamik und des politischen und wirtschaftlichen Lebens fast der ganzen Welt zusammen. Es konnte nicht ausbleiben, daß die so stark betroffenen Deutschen ihre nachdenklich-ernste Stimmung in wissenschaftlicher Form kundgaben. Und es ist kennzeichnend, daß ihre Wissenschaft die soziologische Kritik an jenen Positivismen nicht nur mit tauschwirtschaftlichen Arbeiten, sondern auch mit Versuchen einer Kulturwirtschaftslehre begleitet. Gigantisch schritt der vielleicht letzte große Positivist, der zu früh heimgegangene Max Weber, zugleich ein mächtiger Vorkämpfer aller zukünftiger gesellschaftswissenschaftlicher Synthesen, scheinbar ohne jedes Werturteil, aber in gehaltener Leidenschaft einher. Es ist diesmal nicht unsere Aufgabe, das von ihm nachgelassene Riesenwerk zu besprechen; aber auf die im zweiten Hefte dieses Werkes enthaltene Religionssoziologie weise ich hin. Als die grundlegendsten und für uns wichtigsten Abschnitte sehe ich die Erörterung der Probleme „Erlösung und Wiedergeburt" und „Religiöse Ethik und Welt" an [2]). Die Feststellung, daß Pariavölker, wenn sie vor sich selbst und in der Welt bestehen wollen, für Schmerz und Leiden wie für das Heil sich als „auserwählt" ansehen, vor allem aber die Darstellung der soziologischen Wirksamkeit Jesu im Kampf gegen den „Intellektualismus" des schriftgelehrten Spätjudentums, das noch heute mitten unter uns mit denselben Methoden lebt und herrscht, gehören zum Besten, was in der Gesellschaftswissenschaft je geschrieben worden ist. „Auserwählt" in diesem Sinne ist ja auch das deutsche Volk, und im positivistisch angekleideten Schriftgelehrtentum haben auch wir den Feind unserer Erlösungshoffnung zu sehen! Müssen wir eine eingehende Würdigung dieses gewaltigen Werkes einstweilen unterlassen, so sind in dem umfangreichen Buche des Münchener Rechtsanwalts Siegbert

[1]) I. Die freien Berufe, Versuch einer allgemeinen Kulturwirtschaftslehre von Siegbert Feuchtwanger, Duncker & Humblot, München/Leipzig 1922.

II. Die geistigen Arbeiter:

1. Freies Schriftstellertum und Literaturverlag.
2. Journalisten und bildende Künstler.
3. Die Zukunft der Sozialpolitik. Die Not der geistigen Arbeiter. Schriften des Vereins für Sozialpolitik, Bd. 152 I und II und Bd. 163. Duncker & Humblot, München-Leipzig, 1922/23.

Dazu ferner:

1. Tönnies, Gemeinschaft und Gesellschaft, 4./5. Auflage, Berlin 1922.
2. Max Weber, Wirtschaft und Gesellschaft, Grundriß der Sozialökonomik, III. Abteilung, Tübingen 1921/1922.
3. David Koigen, Der moralische Gott, Berlin 1923.
4. Carl Schmitt, Politische Theologie. Vier Kapitel zur Lehre von der Souveränität, München und Leipzig 1922.
5. Kelsen, Der soziologische und der juristische Staatsbegriff, Tübingen 1922.
6. Wolzendorf, Der reine Staat, Tübingen 1920.
7. Erich Kaufmann, Kritik der neukantischen Rechtsphilosophie, Tübingen 1921, und der Aufsatz in der „Westmark", Heft 3, 1921.

[2]) Max Weber a. a. O., Heft 2, S. 301 ff., 330 ff.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Feuchtwanger die Spuren der Vorarbeit Max Webers unverkennbar [3]). Feuchtwanger ist von seinem eigenen Berufe ausgegangen. Sein Buch sollte ursprünglich „Grundlegung und System einer deutschen Anwaltspolitik" heißen. Da erfaßte ihn der Sturm des Kampfes gegen die positivistische Behandlung eines Teilproblems [4]), und so entstand der „Versuch einer Kulturwirtschaftslehre", einer allgemeinen Idealgüterlehre, einer Theorie und Politik der freien Berufe am Beispiel des Anwaltsstandes. Begrifflich trennt er scharf die Sachgüterwirtschaft von der Idealgüterwirtschaft, deren Subjekt der homo ethicus und nicht der homo oeconomicus ist, die das Grenznutzengesetz so wenig wie die Reizsättigung kennt, der die private Sachgüterwirtschaft nur Mittel zur Erhaltung der Existenz, aber nicht Zweck ist. Das ist die Dogmatik. Geschichtlich drängt die Idealgüterwirtschaft zur Überwindung solcher Gegensätze, im Leben scheitert sie oft in dem Wirtschaftssubjekt selbst. Feuchtwanger ist sich vielleicht gar nicht bewußt, in welchem Umfange er sich zum „Urchristentum" in dieser Theorie bekennt. Sein lapidarer Satz: „Geld und Geist sind inkommensurable Größen" ist ja nichts weiter, als das unmißverständliche Jesuswort: „Niemand kann zween Herren dienen!" Entweder, oder — — [5]). Aber der Intellektualismus unserer Zeit leidet diese Schroffheit nicht: das „geistige Eigentum" wird „Ware". Die Kunst geht nach Brot. Die Anwaltspolitik ist nur in der Idee Kulturgüterwirtschaft. Auch Feuchtwanger macht in der seinigen der Tauschwirtschaft nach meiner Überzeugung viel zu weitgehende Konzessionen. So steht denn der zweite Teil seines Werkes in nicht leicht zu nehmendem, schlecht verdecktem Widerspruch zu dem ersten. In den Fachblättern wird die Kritik des zweiten Teils an diesem Widerspruch ansetzen.

Warum soll heutzutage denn etwas anderes erwartet werden? Aliter actum ac scriptum! Wird doch selbst Seelsorge und Wissenschaft zur Pfründe und der Politiker Interessent oder gar käuflich!

Mit der Kultur ist der Begriff der Freiheit — gefaßt im Sinne des V. Teils der Ethik Spinozas — verbunden: Die Kulturwirtschaft liegt als „Amt" der Aristokratie innerlich „freier" Menschen ob. Als Beispiel wird die wahrhaft unabhängige Stellung des guten Richters angeführt [6]). Die geschichtliche Begriffsentwicklung (artes liberales usw.) wird gestreift, der Gegensatz zur körperlich und geistig mechanistischen „Arbeit" klargestellt. Die juristischen und philologischen Methoden sind zur Feststellung des Begriffs des „freien Berufs" ungeeignet. Die ethische Gebundenheit an das rein Sachliche ist Begriffselement der beruflichen Freiheit; es gibt keinen Katalog der freien Berufe. Entwicklungsgeschichtlich entstehen stets neue. Das Volk hat ein Bedürfnis nach kulturwirtschaftlicher Aktivität. Verbindungen freien und gewerblichen Berufs sind praktisch nicht zu vermeiden trotz positiver Verbote. Das ist in der unlöslichen funktionellen Verquickung der Wirtschaft des Kulturproduzenten mit der Wirtschaft der übrigen Menschen begründet. Die Produktivität ist der Maßstab des jeweils in dem Produzenten vorhandenen Maßes von Freiheit. Sie kulminiert weder im Einsiedler, noch im Fachmann, noch im Dilettanten. Der freie Beruf ist zugleich privatwirtschaftlicher Lebensunterhalt und gemeinwirtschaftliches Amt: ein Idealtyp verantwortlicher, menschenerziehender Führer: Aristokratie. Macht ist Pflicht. Noblesse oblige, aber Abstand, Distanz, Würde! Die Kulturproduzenten schließen sich zum „Stande" zusammen, und zwar im Sinne einer „Gemeinschaft", nicht einer ökonomischen „Klasse". Hoffentlich keine intellektualistische Standesüberhebung! — Die freien Berufsstände haben

[3]) Feuchtwanger a. a. O., S. 21, 55, 189, 192.
[4]) Feuchtwanger a. a. O., Einleitung S. XV.
[5]) Feuchtwanger a. a. O., S. 14, Ev. Matth. 6, V. 24.
[6]) Dazu: Meyer, Preuß. Jahrb. 1919, Heft 3, S. 455.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

notwendig eine Politik. Sie ist zur Überwindung der die Eigengesetzlichkeit des Geistigen bedrohenden Gefahren notwendig. (Klerikalismus, Formalismus, l'art pour l'art, Alexandrinertum usw.) Sie fordert aber die Bekämpfung der Tendenz oder des Macht- und Ehrgeizes. Sie stellt ethische Regeln auf für Berufsprobleme, verlangt Respekt vor der Irrationalität der schöpferischen Persönlichkeit; sie ist:

1. Personalpolitik (Auswahl, Erziehung, Hochhaltung des Standes).
2. Materialpolitik (Ausrüstung mit den Mitteln dazu).

Die Personalerziehungspolitik der freien Berufe wird von Feuchtwanger nach meinem Empfinden in zu starker Anlehnung an nicht immer damit vereinbare Zeitrichtungen erörtert. Überall spielt die Forderung des Rationellen, einschließlich der doch als fragwürdig erwiesenen Psychotechnik, eine zu große Rolle. Hier ist für eine feinfühlige, undefinierbare Intuition zu wenig Raum gelassen. Nachwuchsschulen und Phraterien versagen in der Differenziertheit unserer Aufzuchtsobjekte.

Erfreulich sind Feuchtwangers Ausführungen über die Meisterschaft, die in Selbstzucht bei autonomer Standesdisziplin lebt. Die Materialpolitik ist durch das Nahrungsproblem eingeleitet. Weder Plutokratie, noch kontemplative Armut des Geistigen sind heute erstrebenswert. Beide gefährden die Produktivität. Der Tauschgedanke bedroht im freien Beruf die Qualität der Erzeugnisse. (Taxgebühren, Stolsportelwesen, Zeilenhonorar, Leinwandvergütung des Malers, Akkordlohn, Stundenlohn usw.) Das Ideal der Vermeidung dieser Art der Gegenleistungen ist aber praktisch zum großen Teil unerreichbar. Es gilt alles das in möglichst erträglichen Mischformen zu gestalten, neben der tauschwirtschaftlichen die widmungswirtschaftliche, familienwirtschaftliche, öffentlich-wirtschaftliche Form auszubilden. (Mäzenatentum, Hausoffizianten, Freundschaft, Staats- oder Gemeindehilfe, Arbeitsgemeinschaften.) Die Staatsdienstgestaltung bringt zu bekämpfende Gefahren besonderer Art mit sich: Pfründnergeist, schematische Arbeit, Formalismus, „System Althoff". —

Die Empfehlung kommunistischer Gemeinschaft der Schaffenden bezeichnet Feuchtwanger selbst als nicht immer und überall möglich. Seine Neigung dazu würde wohl die Versuche der praktischen Durchführung nicht überdauern. Was in Klöstern und Orden einst gelang, würde heute die Persönlichkeit des „freien" Kulturproduzenten völlig vernichten. Ich scheue vor einer Wissenschaft und Kunst in bolschewistischer Sklaverei zurück! Kollektivistische Mischformen oder Absatzgenossenschaften an Stelle des Kunsthändlers, Verlegers, Konzertagenten sind an sich empfehlenswert. Ich zweifle aber an der Wirksamkeit solcher Bestrebungen, weil viele freien Berufe direkt absatz-organisationsfeindlich sind. So widerstreben die meisten echten Kunstwerke jeder Preisfestlegung.

Aufs schärfste muß ich der Behandlung des Streikproblems für Beamte widersprechen. Es ist ganz unbegreiflich, daß Feuchtwanger auch auf Staatsbeamte den Satz ausdehnt: „Das Recht der Arbeitseinstellung ist . . . ein unveräußerliches Recht der Kulturberufsträger."

Wenn er anführt: „Streik der Richter gegen Eingriffe der Verwaltung, einer Diktatur, des Pöbels in die Unabhängigkeit der Justiz", so verstehe ich das nicht. In solchem Falle streikt der Richter nicht, sondern er kehrt sich an die gesetzwidrige Anordnung nicht. Er wirft sie in den Papierkorb, wie das z. B. vor etwa 25 Jahren mit einer Verfügung eines bundesstaatlichen Ministers fast durchweg geschah. Durch außeramtliche Benutzung solcher Schriftstücke bei stillen Gelegenheiten werden Dritte nicht geschädigt, wohl aber durch unverantwortliche Streiks, die nur als Stoff für die Tagespresse einen nicht beabsichtigten privatwirtschaftlichen Vorteil bringen. Geht die gesetzwidrige Einwirkung so weit, daß sie die Amtsausübung unmöglich macht, so streike ich nicht, sondern werde strafbarerweise ausgesperrt. Dann streikt die „Justiz" hoffentlich erst recht nicht, sondern spricht über die verbrecherischen Ge-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

walthaber die schweren Strafurteile, die ihnen gebühren, aus, wie einst in ernsten Zeiten der alte, preußische, friderizianisch-freisinnige Richter v. Kirchmann.

Nichtbeamteten Angehörigen freier Berufe ist das Streiken unverwehrt. Streik ist allerhöchstens ein notwendiges Übel. Niemand darf ihn jubelnd begrüßen; denn er mordet wie der Krieg!

Feuchtwanger bespricht dann das Ehrproblem, das Betriebsproblem, das Steuerproblem. In letzterer Hinsicht kann ich ihm nicht beistimmen. Die Umsatzsteuer auf Kunstwerke verwerfe ich ganz und gar, desgleichen auf wissenschaftliche Schriftwerke. Die erhöhte Pflichtforderung an die Angehörigen der freien Berufe als an eine Aristokratie des Geistes tritt im Haftungsproblem zutage. Man kann aber, wie Feuchtwanger zutreffend ausführt, die Leistung, soweit sie immateriell, höchst persönlich ist, nicht zum Gegenstand einer Privatverbindlichkeit machen. „Amt" bricht „Geschäft". Wegen der Unzulänglichkeit behördlicher Beurteilung verlangt er, daß der Stand im Haftungsprozesse mitwirke bei der Entscheidung. Ich fürchte, daß dem rechtsuchenden Gegner das Vertrauen zur Rechtsprechung dadurch geschmälert werden könnte. Die autonom-statutarischen und vertrags-normativen Haftungsbeschränkungen haben, wie hier des Näheren nicht auseinandergesetzt werden kann, Grenzen der Verbindlichkeit, die sie oft rechtsunwirksam machen.

Schließlich wird das Problem: „Persönlichkeit und Organisation" abgehandelt. Nach Feuchtwangers Ansicht bedingen „Schaffensfähigkeit und Standesfähigkeit" einander. „Wertvolle Gesamtarbeit" sei der Gesamtbürgschaft des Standes unterstellt. Der Ausgleich von schlecht und gut finde i n n e n statt. Die lebendige Kraft menschlicher Gemeinschaft habe begrifflich und mechanisch unvereinbare Elemente zu verschmelzen. Organisation der Persönlichkeitspflege! Sind die Prominenten und das Genie in den „Stand" einzuordnen? Feuchtwanger unterscheidet: „Einsamkeit" und „Vereinzelung"; letztere bedeute gesellschaftliche Verquickung in ein Sachgütergetriebe, Entartung der Persönlichkeit zum fungiblen Kraftpünktchen. Die eigenwertige Persönlichkeit verlange rationelle Pflege. Man könne hoffen, daß der Kunst der Behandelnden je und je die praktische Lösung der Probleme „Persönlichkeit" und „Politik" und „Organisation" und „Schöpfertum" gelingen werde. Ich will offen sein, ich hoffe dies weder, noch wünsche ich es, es sei denn, daß uns eine r e l i g i ö s e Kulturgemeinschaft aller Deutschen oder gar aller Kulturvölker wieder erstehe. Nur in einer solchen war es erträglich, einen Albrecht Dürer als Zunftmeister zu betrachten. Denn nur eine solche religiöse Gemeinschaft ist so tief und so hoch, daß auch das Genie sich darin bewegen kann. In das Gefängnis einer etwas besseren Gewerkschaft kann man es nicht einsperren. Damit ist nicht gesagt, daß die Standesgemeinschaft nicht für die allermeisten Angehörigen freier Berufe nötig oder doch nützlich wäre. Aber, ein Feind großer Worte, kann ich nicht glauben, daß jene religiöse Kulturgemeinschaft durch eine Kulturwirtschaftslehre gefördert oder gar begründet werden könnte. —

Das hieran sich schließende System einer deutschen Anwaltspolitik eignet sich nicht zur Besprechung an diesem Orte. Es ist fachlicher Natur und in Fachblättern abzuhandeln. Interessant ist die Erörterung der J u d e n f r a g e i m A n w a l t s s t a n d e (S. 165). Ich will dazu nur bemerken: Es gibt nur e i n e Möglichkeit einer Teillösung des Problems in der ungeheuren Verwandtschaft des Naturrechts der j ü d i s c h e n P r o p h e t i e, deren soziale und rechtssoziologische Grundlage etwa aus dem berühmten Worte Jesu Matth. 9, Vers 37 und 38 [7]) erkennbar ist, zur d e u t s c h e n M y s t i k, eine Grundlage, die Goethe in Wilhelm Meisters Wander-

[7]) „Die Ernte ist groß, aber wenige sind der Arbeiter; darum bittet den Herrn der Ernte, daß er Arbeiter in seine Ernte sende!"

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

fahren bei den religiösen Unterweisungen der Zöglinge der pädagogischen Provinz berücksichtigt hat. Solange aber hervorragende Anwälte es nicht einmal wissen, daß Jesus selbst als Erfüller dieser Prophetie in Feuchtwangers Worten von der Unvereinbarkeit vom „Geist" und „Geld" ihm die Feder führt, muß man auch an dieser Teillösung verzweifeln.

Einen Beitrag für die Berechtigung dieses traurigen Pessimismus liefert Feuchtwanger selbst in zahlreichen Vorschlägen seiner Anwaltspolitik. Er nennt sie „sozial" und „demokratisch". Die Uridee der deutschen Gemeinfreiheit hat Otto v. Gierke [8]) und nach ihm ein Kreis anderer Gelehrter nicht mit diesen Ausdrücken der Tagespolitik bezeichnet. Die Vorschläge Feuchtwangers sind größtenteils in diesem unseren Sinne weder gemeinschaftsbildend noch volksfreundlich. Zwischen der „pneumatischen" deutschen Bruderschaftsidee und dem nachexilischen Intellektualismus gibt es keine Brücke. —

Wohl aber weist die Schrift des religiösen, echten Juden David Koigen: „Der moralische Gott" einen solchen Verbindungsweg. Sie ist ein scharfer Protest gegen den Kulturpessimismus. Sie hebt die Unterschiede zwischen arischem und semitischem Kulturwillen scharf und klar hervor und nennt vom jüdischen Standpunkt aus den Mythos der Arier einen „Umweg" des gestaltenden Ethos. Sie stellt aber zutreffend als gemeinsames Gut beider Rassen den kulturschöpferischen Tatwillen, im Gegensatz zur Kulturverzweiflung und Sittenverachtung anderer Rassen fest. In der neuerwachten Mystik findet sie den Tiefstand und zugleich den hoffnunggebenden Wendepunkt: die Abkehr vom naturwissenschaftlichen und geschichtlichen „entgottenden" Positivismus, von der „Physikotheologie" und der „Anthropotheologie". Die Sehnsucht, der materialistischen Geschichtsauffassung in zerfließender Verinnerlichung sich zu entwinden, läßt ahnen, daß die Wiedergeburt durch gottgegebene Taten christlich-jüdischer Religiosität bevorsteht. Solche Prophetie ergreift auch uns Deutsche. „Die Kinder hören es gerne."

II

Der wirtschaftsgeschichtliche Positivismus hatte keinen Erfolg gegenüber dem marxistischen Evangelium. Dieses Evangelium nivellierte Hand- und Geistesarbeit aneinander. Der Wert der Früchte beider Arbeitsarten sollte einem bestimmten Quantum einfacher Arbeit gleich sein. Dieses Nivellement beeinflußte die Bedürfnisskala der breiten Massen. Man nennt sie bildungshungrig. Man frage, was war das Ergebnis?! Die Achtung vor der Geistesarbeit sank in Deutschland — nicht in Rußland. Sie wurde auf die Bedürfnisskala degradiert, die Not der Geistesarbeiter wuchs ins ungeheure. Da hat sich die Eisenacher Tagung des Vereins für Sozialpolitik ausschließlich mit dieser Not beschäftigt. Zwei Bände der Schriften des Vereins enthalten eine Sammlung von Aufsätzen über das Thema. Der erste Band umfaßt fünfzehn Abhandlungen, u. a. den historischen Aufsatz Prof. Dr. Borchardts, den Aufsatz des Staatssekretärs Dr. Müller über die genossenschaftliche Selbsthilfe der Schriftsteller, die kleine monographische Arbeit Prof. Dr. Allfelds über das Urheber- und Verlagsrecht, Professor Dr. Osterrieths Betrachtungen zur Reform dieses Rechts, Dr. Teichmanns Reformvorschläge, Dr. Ludwig Feuchtwangers Aufsatz über die Bezahlung des wissenschaftlichen Schriftstellers, ferner die Aufsätze des Prof. v. Wiese und des Oberfinanzrats Bunzel über Sozialisierung, Adolf Wachs Erörterung „Der wissenschaftliche Autor und der Verleger", endlich Professor Dr. Buchers Gesamtgutachten hervorhebe. Den ganzen Band, insbesondere auch die arbeitsrechtlichen Ausführungen Dr. Heinz Potthoffs durchzieht die Frage der besseren Sicherung der Existenz

[8]) v. Gierke, Deutsches Genossensch.-Recht, 4 Bde. 1868—1913.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

und der rechtlichen Stellung der Schriftsteller, besonders der wissenschaftlichen gegenüber dem Verleger. Der Verleger ist der wirtschaftlich Mächtigere, aber auch der Hauptträger des Risikos. Ob von einer genossenschaftssozialistischen Organisation der Schriftsteller die erhofften Wirkungen ausgehen werden, erscheint sehr zweifelhaft. Die scharfen Worte Büchers haben mich nicht überzeugt. Dr. Werner Mahrholz hat den schriftstellerischen Schaffensprozeß so individualistisch gekennzeichnet, daß man an der Organisationsmöglichkeit dieses Berufs fast verzweifeln könnte. In welchem Umfange der Verleger von seinem rein kommerziellen Standpunkte etwas nachlassen wird, hängt von der Entwicklung unserer Volkserziehung ab. Solange die Massen und auch ein Publikum, dem man Besseres zutrauen könnte, den bunten Kram an den Straßenecken, einschließlich der Pornographie sich annähernder „Witz"blätter vor unseren alten bewährten Zeitschriften bevorzugen, ist meiner Hoffnung gering. Die Risikoprämie der Verleger richtet sich nach der Höhe der Verständnislosigkeit des Publikums. Hier könnten Berufsvereine aller Art — Unternehmerverbände und Gewerkschaften, Beamtenorganisationen und technische Fachverbände — durch Propaganda für Werke ihres Berufskreises viel mehr leisten als bisher. Die manchmal höchst unerheblichen und gleichgültigen Notizen in den Organen dieser Verbände könnten und müßten Empfehlungen schriftstellerischer Erzeugnisse Platz machen. Jeder dieser Verbände sollte sich eine Bibliothek anschaffen und die eingekauften Werke bei den Mitgliedern in Umlauf setzen. Gelder für Festivitäten, unnütze Versammlungen, insbesondere für Geschäftsordnungs-, Wahlfragen u. a. m. sollten gespart werden, um die Ersparnisse in Büchern anzulegen. Die russischen Bauernkonsumvereine setzen gute deutsche Literatur, die hier keinen Leser findet, unter ihren Mitgliedern ab[9]). Was fragt man in Deutschland in den Konsumvereinsläden nach Büchern! Unser Intellektualismus macht sich in so schöner Weise nicht geltend. Er hat sich auf das nur „Wirtschaftliche" geworfen, worüber ich weiter unten reden werde.

Der zweite Band behandelt die Journalisten und bildenden Künstler in fünf Aufsätzen, von denen der erste von Dr. Adolf Braun die Gliederung des Schriftstellertums und Verlags, der zweite von Dr. Carbe die Lage des deutschen Zeitungsgewerbes, der dritte von Cajetan Freund die Berufsvereine der Journalisten, der vierte von Dr. Treßsy die Lage der Zeitungsschriftleiter und -mitarbeiter, der fünfte endlich von Hellwag die derzeitige wirtschaftliche Lage der bildenden Künstler bespricht. Papierpreise und Löhne haben sich enorm erhöht, die Gehälter bei weitem nicht im gleichen Maße. Aber die Organisationen der Journalisten bieten doch ein erfreulicheres Bild. Sie haben eine nicht unerhebliche Tätigkeit, sogar in gesetzgeberischer Vorbereitung, geleistet und den Tarifgedanken fördernd, den Klassenkampf bisher möglichst vermieden. Das Zeitungsgewerbe leidet aber so hart, daß der Beruf durch das Eingehen vieler Blätter und Zeitschriften aufs schwerste gefährdet ist.

Auch die bildenden Künstler haben sich organisiert, auch sie leiden. Sie setzten zeitweilig mehr ab als vor dem Kriege. Aber die Preisbildung war höchst unbefriedigend. Übrigens ist nach meiner Ansicht ein Teil der an Hellwag gelangten Preismitteilungen zu niedrig. Die Lage der bildenden Künstler ohne bedeutenden Ruf war stets prekär. Sie teilen die Sorgen, die fast alle Geistesarbeiter haben.

Allen diesen sorgenvollen Brüdern empfehle ich zur Trostlektüre das berühmte Buch von Ferdinand Tönnies, das eben in neuer Auflage erschienen ist. Die „Gemeinschaft" ist stets erquicklicher als die „Gesellschaft". Auch die Gefühlsgemeinschaft der Not und des Leidens führt die Menschen einander näher, als

[9]) Prof. D. Totomianz, Die Konsumvereine in Rußland, 1922.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

irgendeine Erwerbsgesellschaft gesättigter Neureicher es könnte. Täglich sehen und erleben wir die erkältende Verbindung wirtschaftlichen Scheingedeihens mit dem abstrakten Denken jenes Intellektualismus, dem das Vermögen nur in dem Zahlenbilde des Bilanzüberschusses erscheint. Dieser Intellektualismus, der tagtäglich lernt und doch nichts zulernt, steht in der Papierflut der „staatlichen Theorie des Geldes" jetzt an dem Abgrunde, den er selbst gegraben hat. Wir glücklichen Teilnehmer an der Geistesarbeitsgemeinschaft aber rufen fröhlich:

„Es ist mir alles eins,
Ob ich Geld hab' oder keins!"

Scherz beiseite! Soviel müssen wir zur Vermeidung aller Illusionen aus diesen Büchern lernen: Die Geistesarbeiter haben es mit Idealgütern zu tun und nicht mit Sachgütern im Sinne der Tauschwirtschaft. „Niemand kann zween Herrn dienen." Entweder — oder! Eindringlich predigt uns dieses „Entweder-Oder!" das neue Buch des bedeutenden Bonner Staatsphilosophen Karl Schmitt, der seinen bekannten Schriften „Die Diktatur" und „Politische Romantik" das kleine, aber gewichtige Werklein „Politische Theologie" folgen läßt. Am Problem der Souveränität zeigt er, daß die politischen Anschauungen jeder Epoche nicht von der Wirtschaft, sondern von der Theologie ihres Zeitalters sich herleiten. An den ausgezeichneten Waffengängen, die er mit den Vertretern einer abebbenden neukantischen Richtung, insbesondere gegen Kelsens Schrift, ausficht an der Würdigung der Wolzendorffschen Theorie vom „letzten Geranten" als der unbewußten Neigung zur autoritären Staatstheorie, aus der lobenden Bewertung der Erich Kaufmannschen Abhandlungen als einer Abwendung vom Rationalismus geht Schmitt in tief-ernster Darstellung dazu über, den „ewigen Gesprächen" der deutschen politischen Romantik die Entschiedenheit der französischen und spanischen Staatsphilosophen de Maistre, Bonald und Donoso Cortes entgegenzustellen. Es gibt kein Ausweichen mehr. Der Satanismus der Zeit ist ein starkes intellektuelles Prinzip. Souverän ist, wer über den Ausnahmezustand entscheidet. Souveränität ist nicht Staatstätigkeit des Alltags. Denn heute ist kein Alltag, sondern:

Race de Cain au ciel monte
Et sur la terre jette Dieu. (Baudelaire.)

Da sind „ewige Gespräche" nicht am Platze, sondern Entschiedenheit (Dezisionismus)! Entweder-Oder!

Eugen Meyer

Weihnachtsrundschau

II

Kinderbücher

Schlechtweg Entzücken und helle Begeisterung erregt die Ausgabe von August Kopischs „Die Hi Ha Heinzelmännchen" (Berlin, Wegweiser-Verlag). Dieses erste Bilderbuch des Volksverbandes der Bücherfreunde weist wirklich Wege, wie man Kinderbücher machen soll. Die Geschichte der treuen Hausgeistchen in Köln wird von farbigen Bildern Adolf Propps begleitet, für deren Launigkeit, tiefen Humor und Lachen und Gekicher es schwer ist, das richtige Wort des Lobes zu finden. Wie hier die Wichtel über die Seiten laufen, rutschen, purzeln, kriechen, tausenderlei Tollheiten, Nützlichkeiten und Dummheiten treiben: das konnte nur ein sonniges Herz und eine begnadete Hand schaffen. Die Heinzelmännchen werden im Bewußtsein der

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

jetzt Jungen in dieser Gestalt für immer bleiben, sie wird die klassische werden, wie Wilhelm Busch sie für Max und Moritz schuf. Dieses Buch ist auch für jeden Erwachsenen, dessen Herz jung blieb, in seiner vorbildlichen Ausstattung ein prächtiges Festgeschenk. — Wilhelm Matthiessen, der unsern Lesern ja wohlbekannt ist, hat ein Märchenbuch geschaffen, das etwas Neues versucht — und erreicht. Ausgehend davon, daß selbst in den Grimmschen Märchen viele Worte und Wendungen den Kindern fremd und unfaßlich bleiben, hat er hier Märchen ganz in der Mundart der Kinder geschrieben. Man mache den Versuch: Seine Majestät das Kind gibt Matthiessen recht. Daß er nicht nur die Worte richtig wählte, sondern Märchen von Innigkeit und Fröhlichkeit schuf, erwarteten wir. Denn in seinem Herzen tönen Glocken, die ihren Klang aus Wald, Wasser und Berg haben, wo die große Melodie Gottes noch unverfälscht erklingt. A. Schinnerer hat dem vornehm ausgestatteten Buche „Das alte Haus“ (Freiburg, Herder) Bilder beigegeben, die mit den Worten des Dichters eine Einheit bilden. — F. Herwig macht den Versuch, eine deutsche Heldenlegende für die Jugend zu schaffen, von der vier Hefte erschienen sind: Der Führer, Der Namenlose, Widukind, König Otto und sein Sohn (ebenda). Das erscheint lobenswert, ein abschließendes Urteil müssen wir zurückstellen, da wir hoffen, daß bei späteren Bänden der um jeden Teil gezogene Rahmen einer deutschen Landschaft freier und selbstverständlicher gegeben werden könnte. — Im Wunderland der Technik, Meisterstücke und Errungenschaften, die unsere Jugend kennen sollte, heißt der neue Band dieser guten Sammlung, deren frühere Bände hier warm empfohlen sind (Berlin, Bong). Hans Dominik mit seiner fanatisierten technischen Phantasie ist ganz der geeignete Mann, die Jugend einzuführen in die beseelte Welt der Technik. — Für die Jugend im mittleren Alter hat B. Kumsteller in Verbindung mit U. Haacke und B. Schneider ein Geschichtsbuch für die deutsche Jugend (Leipzig, Quelle & Meyer) geschaffen, dem wir aus vollem Herzen zustimmen. Der Zweck, dem das Buch dienen soll, wird auf diesem Wege zuverlässig erreicht: „Zum Verständnis der Gegenwart und Vergangenheit, zur Begeisterung an allem Großen, zur Vertiefung der Liebe zu Volk und Vaterland, zur Erweckung des Willens, für das Vaterland und damit auch zum Besten der ganzen Menschheit einst alle Kraft einzusetzen.“ — Die „Sieben Waldmärchen“ von Ellen Auler, die Erwachsene fast noch mehr angehen als Kinder, werden sicherlich freundliche Aufnahme finden, um so mehr, als sie von feinen Scherenschnitten begleitet sind, auf deren erfreuliche Höhe wir bei früheren Gelegenheiten schon hinweisen konnten (Düsseldorf, Pflaum-Fuchsbau).

Die Nürnberger Bilderbücher (Oldenburg, G. Stalling) bedürfen an diesem Platz keiner Empfehlung mehr. Wir brauchen nur festzustellen, daß in demselben Sinne und der gleichen Frische und Geschicklichkeit, dem warmen Mitleben mit den Kleinen weiter gearbeitet ist, wie wir sie bei den früheren Büchern so von Herzen begrüßen konnten, und alles ist gesagt. Auch die diesjährigen Bücher beschenken Kinder wie Eltern mit Fröhlichkeit und Lachen. Neben das prachtvolle Puppenstubenbuch des Vorjahres tritt ein auf gleicher Grundlage aufgebautes Bilder- und Spielbuch von Else Wenz-Viëtor „Aus dem kleinen Städtchen“, in dem die Kinder durch Einsetzen der ausgeschnittenen Figuren selber die Lenker der Geschicke auf Markt, in Läden, der Schule, der großen Kutsche, dem Wirtshaus spielen können. Anneliese Stock zeichnete helle, frohe Bilder zu alten und neuen Tiergeschichten, die M. Denzky verständnisvoll zusammenstellte: „Gretel Pastetel, was machen die Gänſ'“ ist ein so famoses illustriertes Tierleben, vom kleinen Floh bis zum Elefanten, daß es für die Kinder das klassische Buch werden wird. Auch das Märchen vom Traumengel von Milly Koch, in dem die von farbigster Phantasie durch-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

blühten Bilder von J. Gampp dem Märchentext das Sichbehaupten schwer machen, wird Entzücken erregen. Künstlerisch wohl am höchsten zu bewerten ist das Büchlein „Den kleinen Gästen bei fröhlichen Festen", in dem die christlichen Festtage, die Familienfeiertage, deren Bedeutung man früh in die jungen Seelen senken sollte, dadurch, daß man sie ihnen wirklich festlich macht, von alten schönen und netten neuen Versen begleitet sind. Die Bilder schuf Hans Krieg, der die Innigkeit und heitere Frömmigkeit seines Meisters Schiestl mit eigenem Strich zu erreichen weiß. Der Verlag Stalling hat in kurzer Zeit bewirkt, dank seinem Verantwortungsgefühl und dem geschickten Zusammenarbeiten mit berufenen Künstlern, daß seine Kinderbücher, wenn sie kommen, als wohlempfohlene Bekannte begrüßt werden, von den Eltern — und was mehr bedeutet: von den Kindern, deren Herzen er sich erobert hat.

In der gleichfalls zu rühmenden Sammlung „Der Blumengarten" sind „Des Freiherrn von Münchhausen wunderbare Reisen und Abenteuer" nach Bürger von Will Vesper herausgegeben mit Federzeichnungen von Karl Gundermann und „Gudrun" in einer meisterhaften Nacherzählung durch Vesper erschienen. Hans Krieg steuerte die Federzeichnungen bei, sein feines Können und die reine Art seines Schaffens wiederum bekräftigend. Hält man dazu die Tatsache, daß Hadank wieder den wunderhübschen Umschlag zeichnete, so muß man schon sagen, daß alle guten Geister deutscher Buchkunst, künstlerischen Verständnisses und dichterischen Verantwortungsgefühls in den Veröffentlichungen des Verlages Stalling sich die Hand zu reichen scheinen.

Von Flemmings Büchern für jung und alt, herausgegeben von Börries, Freiherr von Münchhausen, konnten wir im letzten Jahre mit warmer Zustimmung reden. Auch die neuen Bände beweisen, daß der Geist, auf dem sich das Unternehmen aufbaut, lebendig geblieben ist. Wir empfehlen die inhaltlich sehr sorgfältig ausgewählten Bücher, die in schmuckem Kleide erscheinen, weitesten Kreisen, sowohl den heranwachsenden Kindern wie den Erwachsenen. Neu liegen vor: „Das Geheimnisvolle" von G. von der Gabelentz, illustriert von F. Schiementz; „Zehn Jahre heimatlos" von Chr. Berlin; „Die drei Treuen auf Kaltenborn" von C. Ferdinands; „Die Marzipanliese" von E. v. Münch; „Der starke Pankraz und die schmale Eva" von Anzengruber; „Eine Halligfahrt" und „Pole Poppenspäler" von Theodor Storm; „Das Geheimnis der alten Bibel" von W. Lennemann; „Der Schmied seines Glückes" von Gottfried Keller, illustriert von K. Holtz; „Wie Joggeli eine Frau sucht" von Jeremias Gotthelf, illustriert von Schiementz. Den sehr hübschen Einband für die letzten Bände zeichnete W. Repsold. Im gleichen Verlage erschienen „Das Lebensbild von Chodowiecki" von Paul Landau; „Schiller in Mannheim" von Alexander von Gleichen-Rußwurm; „Die kleine Mamsell Pfefferkraut" von Josephine Siebe. Bei „Herzblättchens Zeitvertreib", dem „Töchteralbum", beide herausgegeben von Josephine Siebe, und „Flemmings Knabenbuch", herausgegeben von Georg Gelbert, genügt es zu bemerken, daß unter Festhalten der bekannten Vorzüge neuer, frischer und deutscher Geist die gut ausgestatteten und mit vielen Bildern versehenen Bände beseelt.

Der Verlag Hermann, Zwickau, gibt eine Sammlung unter dem Titel „Wer will unterhalten sein? Komm zu mir, ich lad' dich ein!" heraus, die in einfacher Ausstattung mit bunten Titelbildern gut ausgewählte Verse, Sprüche und Erzählungen für Kinder bringt. Der niedrige Preis (Grundzahl 25 Pf.) macht die Sammlung für weite Kreise geeignet. Bisher erschienen: Kindergeschichten und Reime von M. Lenk, A. Reinick; Kindergeschichten, Reime und Bilder von Fr. Anacker, Reinick, Margarete Lenk, A. Zeeh, und „Zwei Häuslein am Bach", Erzählung von Margarete Lenk.

* * *

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Als eine persönliche Beschenkung empfindet man die „Bilder von Matthäus Schiestl“ mit Derslein, zusammengestellt von Paschalis Schmid (Höchst, Vorarlberg, H. Schneider), mit denen das Kloster Lochau dem Meister, der lange dort weilte, danken und weiten Kreisen von dem Segen seines Werkes mitteilen möchte. Wir konnten schon früher auf ihn hinweisen und möchten von ganzem Herzen wünschen, daß diese wahre Gottesgabe vielen Bedrückten Trost und Ausruhen bringen möchte. Stille, Sammlung, Vertrauen, ein Sichversenken in eine Welt, die niemand uns rauben kann, die himmlische Welt und die Wunder des Kindes und der Natur, bringen diese kleinen Meisterwerke in ihrer Tiefe, Innigkeit und herben Zartheit, die aus einem guten und feinen Herzen quillt. Man kann sich kaum ein schöneres Geschenk für bedrückte Herzen denken.

Gesamtausgaben

Von Hermann Sudermanns dramatischen Werken ist nun eine Gesamtausgabe in sechs Bänden der schon früher erschienenen Zusammenfassung seiner Erzählungen gefolgt (Stuttgart, Cotta). Sein bisheriges Werk umfaßt 26 mehraktige Stücke und sieben Einakter, eine Leistung, die in ihrer neuen Anordnung des Eindrucks nicht verfehlt. Auf die historisch-romantischen Stücke, die den ersten Band füllen, folgen im zweiten die bürgerlich-realistischen, im dritten Komödien, Volksstücke, Einakter, der vierte enthält die Dramen, die ihn bekannt machten: Die Ehre, Sodoms Ende, Heimat, dann kommen im fünften die Stücke aus einer kranken Zeit und im sechsten die Kriegs- und Nachkriegswerke. Es geht einem eigen mit Sudermann! Jetzt, da man ihn wieder liest, Weniges neu, manches Verblaßte erinnernd aufnimmt, übersieht man keinen Augenblick das, was früher Ablehnung hervorrief: die handfeste Arbeit, die robuste Psychologie, die innerlich Unwahres mit Lebendigem ohne viel Bedenken koppelte — und doch — es ist wahrlich nicht nur die fürchterlich langweilige Revolutionsdramatik, die uns stärker zu Sudermann Ja sagen läßt. Es ist nicht nur die Theatersicherheit, für die wir so empfänglich geworden sind. Aus allen Stücken klingt irgendwo etwas hindurch, das menschlich stark anspricht. Und so danken wir dem Verlage, daß er in dieser Zeit den Mut zu dieser großen Ausgabe fand, die eine Überprüfung ermöglicht. — Friedrich Wilhelm Webers gesammelte Dichtungen in drei Bänden (Paderborn, F. Schöningh) sind von seinen Kindern Elisabeth und Friedrich Wilhelm herausgegeben. Das warm geschriebene Lebensbild und Vorwort führen in sympathischer Art in die einfache und saubere Welt des durchaus nicht Vergessenen ein, in deren Stille die Stimme der Echtheit und Erdverbundenheit vernehmlich zu den Herzen derer spricht, die aus dem Hexensabbat entfesselter dunkler Mächte nur noch die Sehnsucht nach Ruhe und Stille gewannen. Es ist sehr zu begrüßen, daß außer „Dreizehnlinden“, dem Sang aus deutscher Vorzeit, der unsern frühen Jahren vertraut war, die Lyrik, Erzählungen, Sprüche, kurz das ganze Werk des westfälischen Dichters und Arztes, dessen Leben die Spanne von 1813 bis 1894 umfaßt, geboten werden. Westfale war er, ganz und gar, echt und gut wie sein Heimatboden, und daß den Knaben die Bergwälder umrauschten, davon gibt noch der Greis in jeder Zeile Kunde. — Mit großer Sorgfalt sind die neuen Ausgaben russischer Dichter in Meyers' Klassiker-Sammlung vorbereitet und durchgeführt. An dieser Stelle ist des öfteren der verdienstlichen Arbeit gedacht worden, die das Bibliographische Institut in Leipzig für deutsche und fremdländische Klassiker geleistet hat. Auch die zweibändigen Ausgaben von Gogols und Puschkins Werken, beide von Arthur Luther mit Mitarbeitern bewerkstelligt, denen nicht nur die Übersetzung, sondern eine gute Übersetzung am Herzen lag, zeigen die Vorzüge früherer Bände: Sorgfalt und Geschick in der Aus-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

wahl, kenntnisreiche Einführungen, gründliche Erläuterungen und ein gutes äußeres Kleid. — Im Insel-Verlag ist Tolstois Roman Kindheit, Knabenalter, Jünglingsjahre in der Bibliothek der Romane erschienen, übertragen von H. Röhl. Die Aufnahme gerade dieses Werkes in die ausgezeichnete Sammlung, die schon Anna Karenina brachte, rechtfertigt sich von selbst.

Zum 60. Geburtstag von Hermann Stehr im Februar nächsten Jahres erscheint eine einmalige Jubiläumsausgabe in neun Bänden mit einer Originalradierung von Emil Orlik im Verlage von Friedrich Lintz (Trier). Wir weisen schon jetzt auf diese Ausgabe hin, auf die wir nach ihrem Erscheinen zurückkommen werden. Wir freuen uns, das Gesamtwerk dieses von uns hochverehrten Meisters in dem Trierer Verlage zu wissen, auf dessen Bedeutung wir an anderer Stelle der Weihnachtsrundschau hinweisen.

Erd-, Landschafts-, Volkskunde

Bei der erhöhten Bedeutung, die Amerika für die ganze Welt gewonnen hat, ist ein Buch besonders am Platze, wie es in zwei Bänden der Sammlung Göschen K. Sapper veröffentlicht: Amerika, eine Übersicht des Doppelkontinents (Berlin, de Gruyter). Diese vergleichende Übersicht bringt im ersten Band die physische Erdkunde, im zweiten die geographische Kulturkunde. Der Verfasser, Professor an der Universität Würzburg, wird der ihm gestellten Aufgabe durchaus gerecht. Dasselbe läßt sich von dem Bande „Südamerika“ der Jedermanns-Bücherei (Breslau, F. Hirt) sagen, in dem B. Brandt in gedrängter Form die geographischen Erscheinungen in ihren Wurzeln und Zusammenhängen betrachtet, sich dabei, wie es bei dem verhältnismäßig einfachen Aufbauplan dieses Halbkontinents möglich ist, auf die großen gemeinsamen Züge beschränkend und zur Untersuchung der Teilräume hinführend. Die beigegebenen Bilder beleben das ganze Buch.

Egon Freiherr von Kapherr gibt mit seiner bekannten Frische und Anschaulichkeit Erinnerungen, Erfahrungen und Betrachtungen aus seiner früheren Tätigkeit heraus „Der Wald im Osten“ (Leipzig, R. Eckstein), die viel wesentliches Material und Anregung bieten.

Volkskundliches Material von hohem Wert bringt H. Sohnrey in seinem neuen Werke „Die Sollinger“ (Berlin, Deutsche Landbuchhandlung), in dem er mit seiner erfahrenen und geschickten Hand in einem Gebiet, das den Solling, d. h. als Mittelpunkt Uslar und als Randstädte Holzminden, Dassel, Hardegsen und Moringen umfaßt, Volksgut in größter Fülle sammelte und zum Teil in jahrelanger Arbeit der Kenntnis rettete. In der Abgeschlossenheit des Wesergebirges hat sich Eigenart und Ursprünglichkeit in zäher Überlieferung rein bewahrt. Aus dem hier Gesammelten sind weitgehende Schlüsse auf verwischte Bräuche anderer Gegenden möglich. Wer Sohnreys Art kennt, weiß, daß ihn hier wieder bedeutsame Erweiterung seiner Kenntnisse in fesselnder Form erwartet.

Die Notwendigkeit und die hohe Bedeutung von Paul Schultze-Naumburgs Lebenswerk ermißt man am stärksten an dem, was zu tun übrig bleibt. Wer möchte nicht nach dem Strafrichter rufen, wenn er die Greuel auf Schritt und Tritt findet, mit denen sogenannte Architekten immer noch die deutsche Landschaft und die deutschen Städte schänden dürfen? Daß sein Werk nicht weiter durchdrang, ist sicherlich nicht seine Schuld. Es bleibt eine Leistung höchsten Wertes, daß er durch seine unermüdliche, klare, zielbewußte Arbeit eine Gemeinschaft von Menschen begründet hat, in denen sein Verantwortungsgefühl lebendig ist, und die der höheren Sittlichkeit verpflichtet sind, daß man statt schön und häßlich: gut und böse sagen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

sollte, die gelernt haben, auch mit den Augen zu denken. Man könnte zweifeln, ob es in einer Notzeit wie der unseren möglich ist, seine Forderungen zu propagieren. Wir meinen: jetzt grade. Denn grade jetzt besteht die Möglichkeit, die Grundlagen überkommenen Denkens und Fühlens auf allen Gebieten umzuwerfen und neue, echte zu legen, auf denen zunächst durch Zwang, später dann organisch und selbstverständlich ein höheres Leben sich entwickeln könnte. Schultze-Naumburg an einer Stelle, von der aus sein Wirken diese Durchschlagskraft erhielte, würde unendlich segensvoll wirken können. — Es bleibt ein Verdienst, mit größtem Dank zu grüßen, daß der Verlag Callwey es unternommen hat, Schultze-Naumburgs Kulturarbeiten gesammelt herauszugeben, von denen als Band I „Die Gestaltung der Landschaft durch den Menschen" erschienen ist. Das überzeugende Bildmaterial ist in bester Form wiedergegeben, und die Ausstattung entspricht der Größe der Aufgabe.

Romane, Novellen

Hier ist die Fülle der Gesichte so beängstigend, daß der Berichterstatter sich starke Zurückhaltung auferlegen muß, auch wo er gerne verweilen möchte. Jedoch einige besonders wertvolle Bücher sollen nur erwähnt werden, weil ein näheres Eingehen auf sie Pflicht ist. Es mehren sich erfreulicherweise die Bücher, in denen die Dichter sich mit unsern Tagen und der deutschen Not auseinandersetzen. Da ist Rudolf Stratz mit seinem Roman „Und wenn die Welt voll Teufel wär'" (Berlin, Scherl), der mit einer Tiefe der Psychologie, wie wir sie in seinen gefälligen Unterhaltungsbüchern nicht gewohnt sind, mit härter gewordenem Strich an dem Schicksal eines fälschlich totgesagten Heimkehrers aus Rußland im Kampf um seine Frau das grauenvolle Erleben der Jahre von 1918 an, Revolution, Befreiung Münchens, Moskau, Versailles uns gestaltet in einer bewegten Handlung in unmittelbares Wiederdurchmachen rückt. Dies Buch bleibe ihm unvergessen, denn es wird vielen, die gerne nach einem Stratz greifen, ein erschütterndes Bild von den Geschehnissen einätzen, vor deren Bedeutung sie sonst die Augen zuzumachen pflegen. Da ist Ina Seidel mit ihrer Geschichte „Sterne der Heimkehr" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), die hier zuerst erschien, die in das Spiel ihrer starken, farbigen Phantasie mittelbar das Kriegserlebnis und eine Botschaft von einem reineren Deutschland hineinwebt. Da ist C. H. Petersen, der die Kämpfe der Nordmark herb und stolz in seinem Roman „An der Wende" (Leipzig, Grunow) zu gestalten ringt, F. Ganzer mit seinen Heimwehleuten (Rothenfelde, Holzwarth), der das Lied von der Liebe zur Heimat im Gegenspiel der Siedler aus dem Osten, denen der von ihnen eroberte Boden trotz aller Sehnsucht zur neuen Heimat wird, und dem Lothringer, den das Heimweh zurückreißt in französische Knechtschaft und Tod. Da ist endlich Peter Weber, in dessen Gesichten „Aus der Tiefe rufe ich" (Berlin, Gebr. Paetel) das rheinische Blut bewußt wurde und aus der geheimnisvollen Kraft jahrhundertealten Hasses und der Treuverbundenheit mit der Heimat und dem Reich und der Verpflichtung gegen die Gefallenen die elementare Absage gegen die fremden Unterdrücker in künstlerischem Eigenton herausschleudert. — Von historischen Erzählungen seien A. Petersens „Karoline Mathilde", die lebendige Gestaltung des Schicksals der unglücklichen englischen Prinzessin auf dem dänischen Thron (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt), und die geschichtlichen Erzählungen „Der tolle Christian" (Herzog von Braunschweig-Lüneburg) und „Um die Kaiserkrone" von Lilly von Brandis (Harzburg, Rosdorff) genannt, die mit geschickter, feiner Hand den Menschen jener Zeiten Leben und Blut zum leibhaften Wiedererstehen einflößte. — Hans Roselieb läßt zwei neue Bücher erscheinen (Freiburg, Herder), in deren einem „Die

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Mahd" er den Gegensatz von Vater und Sohn, Stadt und Land in einem Bekenntnis zum Leben löst, und in dem andern „Der Schalk in der Liebe" die Kluft zwischen den Ständen durch Läuterung des Menschentums überbrückt. — Hermann Stegemann ist mit seinem Roman „Die Bantiger" (Deutsche Verlags-Anstalt) wieder in seine alte Heimat zurückgekehrt, freilich in die Zeit vor dem Kriege, in der ein Mann von überschießender Kraft seinem großen Werke lebt und stirbt, um in seinen Kindern, die im Schatten des Riesen wuchsen, die echten Erben seines Blutes zu erkennen. — Nach langem Schweigen gibt Irene Forbes-Mosse eine Sammlung „Laubstreu" (ebenda) heraus, die in den feinen Kunstwerkchen die Vorzüge ihrer Art: Tiefe, Resignation, Verstehen, wehmütigen Humor und einen gedämpften Spieltrieb gereift zeigen. Und doch, man liest sie mit Nachdenklichkeit, genießt eine Stunde erlesener Unterhaltung — und das Laub raschelt zu Boden, und man geht ohne Erinnern an das Werk des deutschen Tages. — Von dem weiß auch Karl Paul in seinem Büchlein „Das bekränzte Jahr" (Rothenfelde, Holzwarth) nichts, das trotz manchem, das anspricht, uns kaum berührt. — Unerfreulich ist der neue Roman von H. von Kahlenberg „Des Teufels Schachspiel" (Berlin, Vita), die sich in erstaunlichem Tempo zurückentwickelt hat und jetzt beim Schauerfilm vorläufig noch im Kleide des Romans angelangt ist. Unerfreulicher noch, weil künstlerisch stärker, Vicki Baums überhitztes, ungemäßigtes Zukunftsbild „Die Welt ohne Sünde" (Deutsche Verlags-Anstalt), in der großartige Worte versuchen, von einer gründlich mißverstandenen Not der Welt zu künden, die immer wieder wie Schreie ungesunder Brunst klingen.

Wie ganz anders steht dem gegenüber das gewaltige Gesicht, in das Joseph Winckler, einer der Stärksten, die wir jetzt haben, uns hineinreißt: „Der Chiliastische Pilgerzug" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), in dem er in grandiosem Aufbau und rücksichtslos kühner Linienführung alle Schlupfwinkel der Erde ihr Elend erbrechen läßt. Ein König von unermeßlicher Macht und unendlichem Reichtum will als Dank für Genesung seiner schönen Frau das Elend der Welt lindern, und als ein anderer Christus heißt er die Mühseligen und Beladenen zu sich kommen. Und sie kommen. Man staunt von Seite zu Seite immer stärker über die ungeheure Kraft und Fülle der Phantasie des Dichters, die auch in ihrer Zügellosigkeit von einer wilden Größe ist. Ein furchtbarer, unentwirrbarer, gewaltiger Knäuel von Menschen, die Gottes Zorn schlug, rollt sich um den König, der in drei Wandlungen zum Heiligen, zum verzückten Irren und zum Verzichtenden wird, und wälzt sich über die Erde, das Land der Erlösung in allen Winden suchend. Endlich im Eis des Nordens gesundend, um dann denselben Irrsinn der Menschheit von neuem zu beginnen. Was Wincklers Phantasie an Elend, Fratzen, Mißgeburten, Lastern ersinnt, dem ist keine andere Feder zum Nachzeichnen gewachsen. Sehr stark ist, wie er aus dem giftigen Brodem dieser Verworfenen die Dünste sich erheben läßt, die alle Hirne, alle Triebe, alle Reinheit vergiften. Dazwischen blitzen Lichter eines grausigen Humors, der mit fast romantischer Ironie in diese furchtbare erdichtete Welt banale Wirklichkeiten und Personen unserer Tage hineinsetzt. Das Buch ist ein Verdammungsurteil über die Menschheit, der kein Gott, kein Heiland, kein Mensch helfen kann. Und auch nicht helfen sollte! Denn in dem Gedanken liegt eine gewisse Erlösung, daß man sie kochen lassen soll in ihrem eigenen Saft ohne fremde Zutaten dieser und jener Welt. — Daneben stellt Winckler ein Buch wie „Der tolle Bomberg", den neuen Münchhausen und Eulenspiegel, in dem jeder Westfale das Urbild und die meisten Mitwirkenden durch den sehr losen Schleier erkennt. Auch dieses Werk ist von unerhörter Kraft, die sich eigenen Gesetzen nach fortwährend übersteigert. Fülle des Fleisches und

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:53 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

drängender Saft, die alle Nähte der konventionellen Lügen, der Heuchelei, der Prüderie, aber auch die der Erzählung und des guten Geschmacks zum Platzen bringen. Ein Buch, das man doch mit innerem Behagen und befreiendem Lachen liest. Winckler erscheint berufen — im „Chiliastischen Pilgerzug" ist er auf dem Wege — die Apokalypse unserer Zeit zu verkünden. Man möchte den Menschen kennen lernen, der diese Bücher schreiben konnte.

Apokalyptischer Art ist auch das seltsame Buch von Alfons Paquet. „Prophezeiungen", in dem dieser Mann des klaren Blickes und der anschaulichen Gegenständlichkeit mit einer Frische, die den Leidensweg durch Erkenntnisse ging, ohne an Gehalt zu verlieren, echte ursprüngliche Menschen ohne Voraussetzungen und Anerkennungen von Überkommenem siegreich durch großes revolutionäres Geschehen schreiten läßt. Paquet versteht dramatisch zu erleben und zu sehen. Dramatisch zu gestalten traut er sich selbst nicht ganz zu. Und so nennt er auch sein zweites Buch „Fahnen", die dialogisierte Darstellung der Arbeiterunruhen in Chicago vom Jahre 1886, lieber einen dramatischen Roman als ein Drama. (München, Drei-Masken-Verlag.)

Einen Heiland des Alltags hat Walter von Molo in seinem neuen Roman „Auf der rollenden Erde" (München, Langen) hingestellt, der trotz spröden Stoffes aus ganzem Guß ist. Ein phrasenloser Mensch, dessen Evangelium lauten könnte: „Mensch, werde wesentlich" im Sinne des Angelus Silesius, springt aus der Fülle einer reinen Kraft hilfsbereit mit beiden Beinen hinein in das Leben und die Geschicke seiner Mitwelt, die er nur als winzigen Teil des winzigen Pünktchens Erde ansieht, die im All kreist. Entwirrt Fäden, knüpft neue, lenkt Schicksale ohne Hybris und hilft im kleinen und im großen, weil er einfach ist und wahr und rein, weil er trotz tiefer Erkenntnis mit dem Herzen denkt. Seine Botschaft ist gespeist aus einem starken und guten Menschentum, das, wo es notwendig, wahrheitsfanatisch Dämme der Lüge einreißt und auch wieder denen, die es brauchen, die tägliche Selbsttäuschung bereiten hilft. Dieses Buch zeigt Molo in einer neuen Höhenlage, die er glänzend zu meistern weiß.

Die Leser der „Deutschen Rundschau" kennen Otto Gysaes Kunst, seelische Vorgänge bis in letzte Wurzeln bloßzulegen. Seine beiden Romane „Die Schwestern Hellwege" (Berlin, Wegweiser-Verlag) und „Schräge Strahlen" (Berlin, Mosaik-Verlag) zeigen dieses gelegentlich beinahe erschreckende Können auf der Höhe. Fast will die Nadel, mit der er seine Stiche ätzt, allzu spitz erscheinen. Allein er bannt den Leser, ob er mit kühler Leidenschaftlichkeit schmerzliches Glück eines nicht mehr jungen Mannes in „Schräge Strahlen" oder die bewegten Schicksale der ungleichen Schwestern Hellwege schildert.

Auch Joseph Ponten ist auf diesen Blättern kein Unbekannter. So gern man sein Schaffen, von dem vielseitige Zeugnisse vorliegen, in der Gesamtheit würdigen möchte, zwingt auch bei ihm der Raum uns auf kurzen Hinweis zu beschränken. Seine Bücher: „Der Jüngling in Masken" (Potsdam, Kiepenheuer), „Der Knabe Dielnam" (Berlin, Fischer), „Der Gletscher, eine Geschichte aus Ober-Menschland" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) erwecken wie die meisten seiner Werke irgendwie den Eindruck des Autobiographischen. Ein fast naives Interesse für das Selbst, eine unermüdliche Freude an der Erforschung der Gesetze seines Wesens können nur den befremden, der Pontens Art nicht versteht. Er ist einer der ganz wenigen, der von dem Geheimnis des Blutes, triebhaft und in Erkenntnis, weiß und dem rätselvollen, beglückenden und ängstigenden Rhythmus seines Blutes mit allen Poren lauscht. Ponten glaubt Europäer zu sein, weil er die deutsche Stufe bewußt durchschritt. Den letzten Beweis hierfür, für die Durchschreitung, jedoch blieb er bisher schuldig, wenn auch gerade im „Knaben Dielnam"

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

aus der rheinischen Heimat, die er bewußt als Grenz- und Zwischenland empfindet, stärkste Verbindungen hierher, innere wie untere, aufzucken. Aber alles ist so gut geschrieben, die Kunst des Wortes im besten Sinne ist ihm so gewachsen, daß man sich ihm fast zu willig ergibt.

Ihn und Thomas Mann gegeneinander zu stellen, ist mehr als lockend: das Gemeinsame und Gegensätzliche, das gerade in der Frage des Blutes liegt. Aber auch das verbietet dieser Rahmen. Thomas Mann trieb es, den inneren Gesetzen eines berufenen Hochstaplers nachzuspüren in seinem Büchlein „Bekenntnisse des Hochstaplers Felix Krull“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Er tut das mit einer eindringenden Art, die fast erschüttert, und läßt das Leben seines „Helden“ aus feinsten Wurzelfäserchen sich abrollen in der Form einer Selbstdarstellung, bei der seine Fähigkeit, aus dem Wesen des problematischen Helden zu schreiben, von fast unerhörter Fertigkeit ist. Bisher schrieb er das Buch der Kindheit. Weiteres soll folgen, wenn „freundliche Teilnahme dazu spornt“. Wir bejahen dieses Interesse, stellen aber die Frage so: Wird Thomas Mann es zu Ende bringen können?

Von Waldemar Bonsels ist der Schlußband der Wanderung des Vagabunden unter dem Titel „Narren und Helden“ (Frankfurt, Rütten & Loening) erschienen. Der Bonsels-Gemeinde, zu der wir uns nicht zählen können, wird dieses Buch willkommen sein. Der Versuch, einfaches Menschentum auch in verschütteten Quellen aufzuspüren und als das wahre zu preisen, berührt sympathisch. Nur will die Einfachheit uns nicht einfach genug erscheinen. Seine gesammelten „Jugendnovellen“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) bieten aufschlußreiche Möglichkeiten, den späteren Bonsels in dem früheren sich ankündigen zu sehen.

Auf Axel Lübbe weisen wir mit stärkstem Nachdruck hin. Von ihm dürfte Großes zu erwarten sein. Was er in seiner kurzen Novelle „Ein preußischer Offizier“ versprach, bekräftigt und erweitert er in dem umfangreichen Roman „Gottes Geheimnis über meiner Hütte“ (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Hier läßt er aus den Geschicken der Vorfahren und ihrer Blutmischung sich ein Leben entwickeln, dem es trotz aller Versuche nicht gelingt, die Schicksalsbestimmtheit zu sprengen, und das erst in einen herben Frieden einmündet, als es diesen Kampf aufgibt, um endlich dort zu enden, wo einer der Vorfahren begann. Was Lübbe in diesen Rahmen an Gefühlsreichtum, Glauben an die Kräfte hinter den Dingen, Verbindung menschlichen Lebens mit der lebendigen Natur in unerschöpflicher Fülle hineinzugeben wußte, kommt durch die hinreißende Kraft seines ganz persönlichen Stiles zu allerstärkster Wirkung.

* * *

Wenn ein Verlag es in der gegenwärtigen Zeit unternimmt, eine große Reihe von Erzählungen zeitgenössischer, vor allem junger, unbekannter Dichter herauszugeben, so verdient er allein schon dieses Mutes wegen stärkste Unterstützung. Solche Unterstützung gewähren wir um so freudiger, wenn wir uns überzeugen konnten, daß hinter solchem Mut ernstes künstlerisches Streben und wahres Verantwortungsgefühl stehen. Die Sammlung „Die deutsche Novelle“, herausgegeben von Max Tau, und die anderen Romane, die der Verlag Friedrich Lintz, Trier, erscheinen läßt, erfüllen diese Voraussetzungen. Davon soll im Januarheft ausführlich die Rede sein. Es widerstrebt uns, von Kräften, die sich hier vereinigt haben, den Dichtern, dem Herausgeber und dem Verleger summarisch zu berichten, aber wir bitten schon heute, den nachstehend nur mit dem Titel aufgeführten Büchern warmes Interesse und nachhaltige Förderung angedeihen zu lassen. Führer dieser Gemeinschaft auf weltanschaulicher und künstlerischer Basis ist Hermann Stehr, dessen kleine

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Erzählung: „Das entlaufene Herz“ in die Sammlung aufgenommen ist. Neben ihm stehen von den Bekannteren Joseph Ponten „Kleine Prosa“, Bernd Isemann „Ungewollt“, Julius Levin „Der Panzer“, der zuerst in der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht wurde. Hans Franck schrieb einen einleitenden Band „Deutsche Erzählkunst“. Die Sammlung enthält von Wilhelm Lehmann „Weingott“, „Vogelfreier Joseph“, „Der Sturz auf die Erde“; von Bruno Arndt „Marianne“, „Aus dem Leben des Schreibers Tobias Kiekbusch“, „Missa solemnis“; von Paul Gurk „Dreifältigkeit“, „Die Wege des Teelschen Hans“; von Hans Christoph Kaergel „Der Traum des Urban Krain“; von Friedrich Griese „Das Korn rauscht“; von Fritz Walter Bischoff „Ohnegesicht“.

* * *

Zwei Erlebnisbücher, ein ernstes und ein lustiges, seien nicht vergessen. Richard Kramer, dessen „Blaue Linie“ in der „Deutschen Rundschau“ unlängst erschien, hat seine Erlebnisse in der russischen Kriegsgefangenschaft in einer höchst fesselnden Form „Auf drei Beinen durchs heilige Rußland“ (Hamburg, Schwabe) zusammengefaßt, die ihn überall, im Kampf, verwundet, gefangen, befreit, als einen nachdenklichen, klaren, verantwortlichen Beobachter seiner selbst und der jeweiligen Umwelt zeigen — ein Buch, das mehr gibt, als so viele der unzähligen Kriegsbücher. August Kett schildert eine feuchtfröhliche Wasserfahrt von Wannsee nach Rügen bei einem scherzhaften Kriegszustand der Besatzung untereinander in seinem frischen Bericht „Im Segelboot an tausend Küsten“ (Reutlingen, Enslin & Laiblin), die sicher den Teilnehmern eine höchst lustige Erinnerung ist, da sie trotz gewisser Längen und stellenweiser Krampfigkeit auch für den Leser etwas Ansteckendes hat.

* * *

Von fremdländischer Literatur seien zunächst die neuen Bände der „Märchenreihe“ erwähnt (Wien, Herz-Verlag), die in guter Ausstattung Märchen mit Schwarzweißzeichnungen und farbigen Tafeln in Offsetdruck in sorgfältigster Ausführung bringen. Außer dem in der letzten Nummer angezeigten „Fürst Ganzgott“ von Arnim sind erschienen Drei Märchen von Oscar Wilde, enthaltend: Der glückliche Prinz, Nachtigall und Rose, Der eigensüchtige Riese, mit Bildern von K. Harmos, und Dickens' „Das Heimchen am Herd“, illustriert von B. Stefferl. Bemerkenswert gut ist die Übersetzung von C. Meitner. — In der geschmackvollen „Kleinen Amalthea-Bücherei“ liegt als Band 3 der II. Reihe J. P. Jacobsens wundervolle Erzählung „Mogens“ mit Buchschmuck von F. Staeger vor (Wien, Amalthea-Verlag). — Von der hier schon gerühmten Gesamtausgabe von Manzonis Werken (München, Theatiner-Verlag) ist der 6. Band mit den höchst bedeutsamen „Betrachtungen über die katholische Moral“ in der guten Übertragung von F. Arens erschienen. — Die nordischen Erzähler sind wieder mit starken Werken vertreten, in deren zweien wieder die liebevolle Vertiefung in das Tierleben schönste Frucht zeitigt und das hohe Lied von der Größe und Gewalt der nordischen Natur in der Einsamkeit erklingt: Olaf Aslagsson zeigt in seinem Buche „Die Einöde“ (Berlin, F. Schneider) bemerkenswerte Eigenart, eine innere Verwandtschaft mit Hamsun und gibt eine unsentimentale, aber von tiefem Gefühl beseelte Auseinandersetzung zwischen Persönlichkeit und Natur und Kultur und Kreatur, während Svend Fleuron, der Meister der Tiergeschichte, in seinem Hasenbuch „Meister Lampe“ (Jena, Diederichs), sein reifes Können an einem fröhlichen Objekte erneut erweist. Die Übersetzung ist von Thyra Jakstein-Dohrenburg, während Aslagssons

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Werk ebenso wie Otto Rungs „Als die Wasser fielen“ (Berlin, Wegweiser-Verlag) von Erwin Magnus mit feinem Einfühlen eingedeutscht sind. Rung, der seine psychologische, bis in feinste Fasern spürende Kunst so oft bewies, fesselt dieses Mal besonders durch den Gegenstand seiner Erzählung: die dänische Gesellschaft nach dem Kriege, von deren Entwicklung wir zu wenig wissen. Es ist allerdings kein Trost, feststellen zu können, daß auch in einem Lande, das am Kriege verdiente, die Unterhöhlung der Moral rasende Fortschritte gemacht hat. — Vom literarischen Leben eines Volkes, dem wir uns im Gefühl so tief verbunden empfinden, des irischen, an das wir jetzt mit einer gewissen müden Trauer denken, gibt ein schönes Zeugnis Kunde: Ein Zweig vom Schlehdorn, irische Dichtungen, ausgewählt und übertragen von H. Trausil (München, Roland-Verlag), mit einer Einführung von Padraic Colum. Diese geschickte Auswahl geht von der frühesten Zeit bis heute und umfaßt alle Gebiete künstlerischen und kulturellen Lebens. Eine weitere Sammlung von J. Pokorny „Die Seele Irlands“ (Halle, Niemeyer) enthält Erzählungen heutiger irischer Dichter, von denen einige zum ersten Male in der „Deutschen Rundschau“ veröffentlicht wurden. — Eine wertvolle Bereicherung ist die sehr gute Übersetzung (durch E. Müller) vom „Leben des Heiligen Anselm von Canterbury“, wie es der Mönch Eadmer, sein Schüler, beschrieben hat (München, Theatiner-Verlag). — Wir weisen gerne auf die in englischer Sprache erschienenen Gedichte „Edelweiss and Alprose“ von Ida Stieler hin (Leipzig, Markert & Pelters), die dem Geiste Andreas Hofers gewidmet sind und, von ihren freundlichen andern Reizen abgesehen, schon darum unsere Aufmerksamkeit verdienten. — Emil Verhaerens Novellensammlung „Der seltsame Handwerker“ (Leipzig, Insel-Verlag) ist gekennzeichnet durch den schweren, dunklen Ton, der allen Erzählungen, die ihren Mittelpunkt in sonderbaren Menschen suchen, gemeinsam ist. Sie sind wie geschriebene Holzschnitte und stehen in fast unheimlicher Verbundenheit mit den 16 beigefügten Bildern von Maserel. — Literarisches Leben von bodenständiger Eigenart rührt sich bei den Letten, ob es sich um Erzählungen aus dem lettischen Alltagsleben von R. Blaumann „Durch den Sumpf“, um J. Jaunsudrabins Bauerngeschichte „Aija“ oder um die aus altem Volksgut und Kunstzusätzen verschmolzenen Märchenspiele von J. Rainis „Das Goldene Roß“ und „Sprihditis“ von A. Brigader handelt (Riga, A. Gulbis). Hier ist in wohltuendem Gegensatz zu polnischen Erzeugnissen Schlichtheit und Echtheit, eine Schöpfung aus lebendigen Wurzeln des Volkstums ohne Pose. Der stärkste Künstler scheint uns Jaunsudrabin zu sein, dessen Art zwischen den Russen und den Skandinaviern steht. — Die Erzählungen des Königs Gambrinus von Charles Deulin, aus dem Mittelfranzösischen in gewohnter Meisterschaft von F. v. Oppeln-Bronikowski übertragen (Jena, Diederichs) gemahnen in ihrer derben und handfesten Fröhlichkeit an Rabelais, ohne ihn zu erreichen. — Es bleiben zwei französische Bücher anzuzeigen, von denen das eine einen internationalen, das andere einen französischen Skandal hervorrief — ohne daß man eigentlich einen zureichenden Grund dafür einsehen könnte. Victor Margueritte ging wegen seines Sittenromans „La garçonne“ (deutsch Berlin, K. Ehrlich) der Ehrenlegion verlustig, trotzdem der tapfere Anatole France und andere die Sittenrichter vor ihrer unsterblichen Blamage warnten. Die künstlerisch nicht grade hervorragende Darstellung der vielen erotischen oder besser sexuellen Erlebnisse einer jungen Pariserin, die endlich doch in einer braven Ehe endet, verletzten die heiligsten Gefühle der nationalistischen Schafsköpfe in Paris. Wir haben auch hier die Rollen getauscht: im Preußen der Lex-Heinze wäre so etwas auch denkbar gewesen. — Und die Krönung des Romans „Batouala“ des Negers Maran mit dem Goncourt-Preis (deutsch Basel, Rhein-Verlag) erregte die internationale Öffentlichkeit.

Digitized by Google

Original from PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Warum? Die Gestaltung des dumpfen, tierischen, von Brunst und Freßgier beherrschten Lebens der Schwarzen ist künstlerisch gesehen durchaus gelungen. Und daß Maran seine Kollegen von der schwarzen Haut aufhetzt gegen die Weißen und die französischen Schriftsteller mit: „mes frères en esprit" anredet: er wird wissen, warum, und daß er mit dem letzteren Recht hat, das wissen wir doch lange.

* * *

Emil Strauß läßt sein von leidenschaftlichem Atem erfülltes Drama „Vaterland" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) in Korsika zur Zeit des Befreiungskampfes gegen Genua spielen. Das korsische Bekenntnis zur heißen Vaterlandsliebe und gegen die Flaumacher und Pazifisten ist jedoch ein deutsches Bekenntnis. — Einer Belebung und zugleich Reformation des Puppenspieles dient die von P. R. Rohden geleitete Sammlung „Deutsche Puppenspiele" (Hamburg, Hanseatische Verlagsanstalt). Die kluge Einführung des Herausgebers, der eine sichere Einstellung zu den künstlerischen Dingen hat, wird überall Billigung finden. Die beiden bislang erschienenen Spiele: Hoppentintel von Katharina Lipke, das Märchen von Rumpelstilzchen behandelnd, und die derb-fröhliche, politisch-satirische Kartoffelkomödie „Die vertauschten Köpfe" von Sidonie Schulte machen Appetit auf mehr. — Von Rainer Maria Rilke ist ein Band formschöner Sonette an Orpheus erschienen, worunter einige Köstlichkeiten erlesener Art sind (Leipzig, Insel-Verlag). — Der „Göttinger Musenalmanach auf 1923", herausgegeben von Börries von Münchhausen (Göttingen, Hochschulverlag) ist in jeder Hinsicht von größtem Interesse. Die Gedichte, die alle von Studenten stammen, sind ungleichartig, wie es nicht anders sein kann und sein soll, scheinen aber zu zeigen, daß ein ernstes Geschlecht heranreift, das der wohlfeilen, äußerlichen Romantik abgesagt hat, ohne zu vergessen, daß der letzte Wert im Herzen, nicht im Kopfe liegt. — Man mag von der Art, wie Hans Reimann schreibt, zuweilen abgestoßen sein: man muß anerkennen, daß keiner in Deutschland so travestieren und das sächsische Wesen bloßlegen kann wie er. Seine Büchlein „Der Geenij" und die „Sächsischen Miniaturen" (Hannover, Steegemann) sind so einzigartig, daß man sie mit Entzücken und Schadenfreude verschlingt. Ja, ja, Sachse zu sein — um den seligen Hyacinth Hirsch umzuwandeln — ist ein Unglück — Hans Reimann ist ein Sachse.

Kalender

Als Eingangsspruch zum „Greifenkalender 1924", der von W. Geißler herausgegeben wird (Rudolstadt, Greifenverlag), steht eine Strophe Joseph Wincklers, auf dessen starke Schöpfungen wir an anderer Stelle eingehen: „Dich rufe ich, dir gilt mein Gruß, Neuer, deutscher Genius: Der ganz erfüllt mit Erdengeist Doch uns zu den Sternen weist!" Durch diesen Spruch wird eine Gesinnungsgemeinschaft betont, die jeder der 54 Holzschnitte bestätigt. Die „Neudeutsche Künstlergilde", die dahinter steht, hat in den vier Jahren ihres Bestehens ihre Kraft erwiesen. In ihren Mitgliedern, die bewußt den Holzschnitt als echtesten und unmittelbarsten Ausdruck inneren Erlebens pflegen, lebt ein phrasenloser Ernst, eine Echtheit des Wesens und ein frisches Ringen um die heilige Herrin Kunst. Wem einmal der Greifenkalender der ständige Begleiter durch den Kreis des Jahres geworden ist, wird ihn nicht mehr missen wollen. Wir empfehlen nicht nur, wie in früheren Jahren, den Kalender, der auf dem Titelblatt B. Goldschmidts Florian Geyer bringt und seinen Vorgängern durchaus ebenbürtig ist, sondern auch die Förderung der Gilde durch Beitritt zu ihrem „Freundeskreis", über den der Gildenführer W. Geißler, Bendorf a. Rh., Rheinstraße 11, Auskunft erteilt. — Nicht so ein-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

heitlich, aber gleichfalls von ernstem Willen beseelt ist der „Dürer-Kalender für Kultur und Kunst 1924", herausgegeben von K. Maußner (Zehlendorf, Dürer-Verlag), der Bildwiedergaben von Dürer, Cranach, Baldung, Altdorfer, C. D. Friedrich u. a. von den älteren Meistern, von den lebenden Künstlern Blätter von Heckendorf, Klemm und vielen anderen mehr enthält. — Der „Goethe-Kalender auf das Jahr 1924", herausgegeben von K. Heinemann (Leipzig, Dietrich) hat als Hauptstück eine Sammlung Goethescher Aussprüche über Schauspieler seiner Zeit, die in ihrer Zusammenstellung sehr fesselnd und aufschlußreich sind, er bringt ferner Aufsätze von Heinemann „Goethe als Erzieher" und von K. Bapp über den Begriff der „Reinheit", den Goethe so oft gebraucht. Die Übersicht über die neueste Goethe-Literatur ist willkommen, ebenso die acht beigegebenen Tafeln von Schauspielerbildern, das Titelbild jedoch entspricht nicht dem Inhalt.

Literargeschichtliches, Musik, Kunst

In seinem Buche „Deutsche Dichtung in neuer Zeit" (Jena, Diederichs) legt Friedrich von der Leyen, der Literarhistoriker an der Universität Köln, ein persönliches Bekenntnis ab. Es ist ein mutiges Buch, denn der Verfasser nimmt zu Dingen Stellung, um die sehr viele herumreden. Als das Bemerkenswerteste erscheint uns einmal die ganz persönliche Betrachtungsweise, sodann die Einordnung der Dichtung in den lebendigen Bau des deutschen Wesens und Seins. Endlich einmal wird hier mit Freimut ausgesprochen, welche Versäumnisse die deutsche Dichtung vor 1914 in nationalpolitischer Beziehung — dies Wort in ganz großem, freiem Sinne gefaßt — aufzuweisen hat. Im Zusammenhang hiermit wird die fehlende Verbindung mit dem wahren Leben des Volkes gestreift, die zu suchen auch dem Kreise Georges noch übrig bleibt. v. der Leyen schließt in den Ring seiner Betrachtung die Zeit vom Naturalismus bis zu unsern Tagen. Ob man in einzelnen Urteilen nicht mitgeht, ist belanglos: hier wird Stellung genommen, und der unselige Relativismus ist ohne Enge und Ungeistigkeit überwunden. Das sind die großen, bleibenden Vorzüge dieses lebendig geschriebenen Buches gegenüber andern Versuchen, von der Dichtung jüngster Zeit Bericht zu geben. — Wenn wir ein Werk Friedrich Gundolfs über George (Berlin, Bondi) zur Hand nehmen, so wissen wir, was wir zu erwarten haben. Nichts davon wird enttäuscht: Feinsinn, innere Kultur, gepflegte Form, tiefes, eindringendes Verständnis — und doch eine seltsame Unlebendigkeit und Losgelöstheit von dem, was uns wirklich angeht. — Ein origineller Gedanke hat A. Winds ein höchst aufschlußreiches und fesselndes Brevier verfassen lassen: Drama und Bühne (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt). Er hat über die Themen Theater, Drama, Schauspielkunst, Dekoration, Publikum, Kritik die großen Geister von Aristoteles bis Wedekind zu einer Unterhaltung geladen und die Aussprüche mit sehr geschickter Hand so anzuordnen verstanden, daß eine Art lebendiger Wechselrede entsteht, bei der ein aufmerksamer Zuhörer vielfältigen Nutzen zieht. — Unter dem Titel „Sendung des Künstlers" sind gesammelte Aufsätze des ewig jungen Hermann Bahr erschienen (Leipzig, Insel-Verlag), von denen wir besonders die bedeutenden Arbeiten: Stifter, Goethebild, Der russische Christ hervorheben möchten. Bahr hat immer etwas zu sagen, und er versteht, es meisterhaft zu sagen. — Karl Bleibtreus Geschichte der englischen Literatur (Leipzig, E. Bircher), welche die amerikanische einschließt, beginnt mit der Renaissance und geht sehr summarisch bis in die Gegenwart. An manchen Stellen hat er es sich leicht gemacht und begnügt sich mit Temperament statt Untersuchung. Im ganzen aber ist unter diesen Vorbehalten die Arbeit anregend. Eine eigene Auseinandersetzung fordert der Abschnitt Shakespeare.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Bekanntlich verficht Bleibtreu die These, daß der Dichter der Dramen, die unter diesem Namen gehen, Lord Roger Rutland ist, verficht sie leidenschaftlich in dem Buch Shakespeares Geheimnis (ebenda) mit Gründen, die jeden stutzig machen müssen. Wir kommen baldigst in einer eigenen Untersuchung auf dieses aufregende Buch zurück.

Die Arbeit des „Volksverbandes der Bücherfreunde", die jede Unterstützung verdient, ist hier schon mehrfach gewürdigt worden. Jetzt hat bei ihnen P. Bekker die gesammelten Schriften über Musik und Musiker von Robert Schumann herausgegeben (Berlin, Wegweiser-Verlag). In seiner Einleitung wird er der dämonischen, immer noch in der Tiefe unbegriffenen Persönlichkeit, wenn auch ohne besondere Wärme, gerecht. Die Ausstattung ist wie bei allen Büchern dieses Verlages geschmackvoll und gut. — Eine dankenswerte, allen zugängliche Einführung in die Musik gibt H. von der Pfordten in seinem Büchlein Der Musikfreund (Stuttgart, Franckh).

Willy Pastor hat ein sehr lebendiges Bild Dürers geschaffen „Das Leben Albrecht Dürers" (Leipzig, Haessel), das in breiteren Kreisen viel Anklang finden wird. Die 50 beigegebenen Bilder sind vorzüglich, der Druck angenehm und klar. Der gleiche Verfasser gab eine Sammlung von Einzelarbeiten zu den Grundlagen der germanischen Geschichte heraus unter dem Titel „Deutsche Urzeit" (ebenda). So sehr wir uns seiner Losung „Zurück zu den Quellen" anschließen, um wahre Kenntnis von unserem Volk und unserer Rasse ohne Überheblichkeit und ohne Wurzellosigkeit in der Liebe zu gewinnen, die sehend und wahr macht, und wenn wir auch die unmittelbare Anschaulichkeit dieser Einzelarbeiten bejahen, will es uns doch scheinen, als ob doch noch mehr zu erreichen gewesen wäre, wenn die Sonderuntersuchungen organisch ineinander gearbeitet worden wären.

Verschiedenes

Ein Buch, dem wir ganz besondere Beachtung wünschen, ist Irene Wittes aus dem Englischen übertragene Schrift „Die rationelle Haushaltführung" (Berlin, Springer). In diesen betriebswissenschaftlichen Studien wird das Taylorsystem in den Dienst der Hausfrau gestellt. Seine große Bedeutung liegt auf der Hand, denn seine Durcharbeitung kann wesentlich dazu beitragen, den armen, blassen deutschen Hausfrauen verständige Erleichterungen zu vermitteln und durch Rationalisierung ihrer Arbeit ihrem ganzen Wesen von der immer mehr unter der kaum noch tragbaren Last und Sorge schwindenden Frische zurückzugeben. Freilich ist diese mit amerikanischem Maßstab geschriebene Arbeit als eine Stufe anzusehen, auf der jetzt eine kluge und erfahrene deutsche Hausfrau das uns passende Handbuch aufbauen sollte, unter voller Berücksichtigung unser eng gewordenen Verhältnisse und des dadurch notwendig gewordenen „Ersatzes" vieler Dinge, die denen drüben noch Selbstverständlichkeiten sind. Es ließe sich sehr wohl denken, daß der Verlag eine solche Aufgabe mit interessierten Industrieverbänden lösen könnte, ohne daß es ein Reklameunternehmen würde. Denn Gedanken der Normalisierung und Typisierung sind heute Notwendigkeiten fast von ethischer Bedeutung.

In der hier oft gerühmten Sammlung „Wissenschaft und Bildung" (Leipzig, Quelle & Meyer) sind neu erschienen: M. Pohlenz, Staatsgedanke und Staatslehre der Griechen; A. Bonwetsch, Kirchengeschichte Rußlands; M. Schmidt, Die materielle Wirtschaft bei den Naturvölkern. — In der „Jedermanns-Bücherei" gibt ganz im Sinne dieser trefflichen Bibliothek F. Lipsius einen knappen Abriß der Naturphilosophie (Breslau, Hirt).

Von Ludwig Klages' bedeutendem, hier eingehend gewürdigtem Werke

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

„Ausdrucksbewegung und Gestaltungskraft“ (Leipzig, Barth) konnte schon die dritte und vierte Auflage erscheinen, ein erfreulicher Beweis dafür, daß das Verständnis für die Wissenschaft vom Ausdruck, als dessen Form hier die Handschrift besonders beachtet wird, gewachsen ist, worin wir eine notwendige, zu fördernde Entwicklung sehen. Die neue Auflage ist ums Doppelte erweitert und in vielen Teilen umgearbeitet worden.

Auf die brauchbare „Astronomie für Alle“ von R. Henseling (Stuttgart, Franckh), deren erste Abteilung erschienen ist, weisen wir als auf eines der vielen Bücher hin, die dem großen Interesse weiter Kreise für den Sternenhimmel und seine Wunder als anregender Führer entgegenkommen.

Politik und Verwandtes

Die Notwendigkeit des mit Tamtam angekündigten Buches „Zwölf Jahre am deutschen Kaiserhof“ von Graf Robert Zedlitz-Trützschler, dem kleinen Sohn eines bedeutenden Vaters, dem langjährigen Hofmarschall Wilhelms II. (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt), vermögen wir nicht einzusehen, seine Schädlichkeit müssen wir bejahen. Denn der Zweck, den es verfolgt, ist längst erreicht: über die unerfreulichen Seiten der Persönlichkeit des früheren Kaisers herrscht volle Klarheit, die nicht durch noch so fatale Details, die immer nach Klatsch riechen, erweitert werden kann. Ebenso über die Gefahren des Systems. Eins allerdings unterstreichen diese losen Aufzeichnungen eines sehr primitiven, in Dingen der Kunst geradezu banausischen Urteilsvermögens, die nachträglich überrevidiert erscheinen: die Erbärmlichkeit fast aller Menschen, die zur näheren Umgebung des Kaisers gehörten, die jetzt alle alles Unheil und seine Quellen vorausgesehen haben wollen, von denen aber keiner damals den Mund auftat. Der ehemalige Hofmarschall kann sicher sein, daß das deutsche Volk solche Menschen nicht wieder an seiner Spitze oder in deren Nähe dulden wird.

Das Handbuch des Staatsmanns von A. Nobel (München, Wieland-Verlag) ist ein sehr begrüßenswerter Versuch, ein deutsches Gegenstück zu „The Statesmans Yearbook“ zu schaffen und über den inneren Bau und die öffentlichen Einrichtungen der alten wie der durch den Krieg entstandenen Staaten zu unterrichten. Über die unvermeidlichen Mängel, die schwer zugängliches Material und andere Schwierigkeiten mit sich bringen, ist sich der Verfasser selber klar. Sie werden sich in weiteren Auflagen beheben lassen. Aber die geleistete Arbeit ist höchst notwendig und mit Fleiß und Geschick durchgeführt, so daß eine sehr brauchbare Zelle eines wertvollen Handbuchs geschaffen ist. Eine Fülle von Material enthalten besonders die Abschnitte über die Gewerkschaftsbewegung in der ganzen Welt. Dankenswert sind auch die Übersichten über die Presse. Das Personalregister, von Gretel Schultze bearbeitet, stellt einen Anfang dar, auf dem sich gleichfalls gut weiterbauen läßt.

Der Ruhrkampf ist durch die von der materiellen Not erzwungene Einstellung des passiven Widerstandes in ein neues Stadium getreten, jedoch in keiner Weise beendet. Es gilt, die Waffen scharf zu halten für den geistigen Endkampf, der erst am Ziel ist, wenn nach Zerreißung des Versailler Vertrages Rhein und Ruhr frei und fest beim Reiche sind. Da sei mit besonderem Nachdruck eine von Hermann Coblenz herausgegebene Schriftenreihe empfohlen, die unschätzbares Material liefert: Frankreichs Ringen um Rhein und Ruhr (Berlin, Trowitzsch & Sohn). Die zwölf Hefte enthalten: Die „geschichtlichen Ansprüche“ der dritten Republik; Rhein und Ruhr im Versailler Vertrag; Das Saargebiet als Vorbild französischer Politik und Wirtschaftskunst; Frankreichs Militarismus im „altbesetzten“ Deutschland; Frankreichs „Kulturpolitik“ auf deutschem Boden; Französische Wirtschafts-

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

gier; Der Rheinstrom in Ketten; Sonderbündler, Phantasten und Landesverräter; Die Militärherrschaft im Ruhrgebiet; Die wirtschaftliche, kulturelle und politische Bedeutung von Rhein und Ruhr; Von der Besetzung zur Sklaverei; Von der Rheingrenze zur Weltherrschaft. — Von Bedeutung ist auch das Büchlein „Spanisch-französischer Hader", ein spanisches Bekenntnis von Octavio Falkenberg (Berlin, E. Stilke), das beweist, wie der westliche Nachbar Frankreichs von dem französischen Imperialismus nicht anders bedroht ist als wir. — Nicht genügend zu loben und zu verbreiten ist der „Leitfaden zur Kriegsschuldfrage" von Graf Max Montgelas (Berlin, de Gruyter & Co.), eine Meisterleistung in Aufbau und Schlagkraft. — Gute Dienste leisten auch die gesammelten Vorträge des Tübinger Historikers A. Wahl „Zwischen den Kriegen", in denen die auswärtige Politik der Großmächte von 1871 bis 1914 einer offenen Kritik unterzogen und Deutschlands Nichtschuld aktenmäßig erwiesen wird (Tübingen, Osiander).

Ein Büchlein, das jeder Redakteur, jeder Politiker, jeder, der in der Öffentlichkeit das Wort ergreift, kennen und besitzen sollte, ist „Der Schutz der Republik" (Berlin, O. Elsner), das neben dem berüchtigten Schutzgesetz ein Verzeichnis aller gegenwärtigen und ehemaligen republikanischen Minister des Reiches und der Länder, mit Angabe der Berufe, Herkunft usw., leider aber ohne Angabe der Vorstrafen, enthält.

Von großer Wichtigkeit für alle, die der Heimat den Rücken kehren müssen, ist das klare und mit innerem Anteil geschriebene Buch von Th. Alemann „Die Zukunft des Deutschtums in Amerika" (Stuttgart, Ausland und Heimat). — Sehr interessant und geschickt geschrieben, viele Aufschlüsse vermittelnd, frei von der überheblichen Urteilsschnelle so vieler Reisenden ist Hans Goslars Bericht „Amerika 1922" (Berlin, H. Paetel), klug und geschickt. Die Beigabe von Reproduktionen Struckscher Radierungen von drüben steigert den Wert. — F. W. Elven, der Herausgeber der „Cincinnatier Freien Presse", ist in seiner Art und seinem vorbildlichen Kampfe für die Wahrheit den Lesern der „Deutschen Rundschau" kein Fremder mehr. Seine Reiseeindrücke in der alten Heimat, die er nach 25 Jahren wiedersah, sind in einem schmalen Bändchen „Was ein Amerikaner in Deutschland sah" zusammengefaßt (München, Großdeutscher Ringverlag). Jeder Deutsche sollte die Worte dieses Mannes, den ein klarer, kühler Kopf ebenso auszeichnet wie ein heißes Herz, lesen. Sie vermitteln bittere Wahrheiten, aber auch Vertrauen und Stärkung.

Auf zwei Werke des verehrten Mitarbeiters der „Deutschen Rundschau" Professor Haushofers: Japan und die Japaner (Leipzig, Teubner) und Geopolitik der Selbstbestimmung in Südostasien von Haushofer und März (München, Rösl & Co.) sei heute nur kurz hingewiesen, damit die Leser auch schon vor der ausführlichen Würdigung, die baldigst erfolgt, wegen der hohen Bedeutung, die beiden Büchern zukommt, über das Vorliegen unterrichtet sind.

Geschichte, Lebenserinnerungen, Reisebücher

Von Alfred Sterns großer Geschichte Europas von 1848 bis 1871 (Stuttgart, Cotta) liegt der dritte Band nunmehr vor. Hier ist das Fortschreiten der Arbeit ständig begleitet worden, so daß über die Vorzüge des gründlichen Werkes nichs im einzelnen gesagt zu werden braucht. Der jetzt erschienene Band, der im Gesamtwerk den neunten Band, in der dritten Abteilung den dritten bildet, umfaßt auf 590 Seiten den knappen Zeitraum von sechs Jahren: 1860—1866. — Ein Buch, das notwendig ist und seine Aufgabe in vorbildlicher Weise löst, ist die eingehende, in zwei starken Bänden zusammengefaßte Arbeit von Wilhelm Dibelius „England" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt). Der Hauptwert liegt

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

darin, daß die Darstellung der gesamten englischen staatlichen, volklichen und kulturellen Verhältnisse, der öffentlichen Einrichtungen, der Wirtschaft, der inneren und äußeren Politik und ihrer Voraussetzungen sich auf die Psyche des englischen Menschen gründet und gerade dadurch erst die richtige Erkenntnis von der inneren Notwendigkeit und Selbstverständlichkeit des gewaltigen Baus vermittelt. Das Buch ist für jeden Politiker unentbehrlich. Denn man mag die Schlußfolgerung von Dibelius: „Eine Welt ohne ein mächtiges England würde verarmen, eine Welt unter einem allmächtigen England würde verdorren" unterschreiben oder nicht: unser politisches Schicksal ist für die nächste Zeit for better for worse mit dem britischen Weltreich verbunden. Daher ist es Pflicht, die Menschen drüben besser als bisher aus den Gegebenheiten ihres Wesens kennen zu lernen. — Brauchbar und nützlich ist auch die gedrängte Zusammenfassung „Englische Geschichte" von L. Gerber (Sammlung Göschen, Berlin, de Gruyter & Co.), deren dritte Auflage bis in die jüngste Zeit hineinführt. — Ein zuverlässiger Führer durch die und zu den Geschichtsschreibern ist das Buch von H. Ulrich „Die besten deutschen Geschichtswerke" (Leipzig, Koehler & Volckmar), das wir empfehlen. — In der hier oft gelobten und doch nicht genug zu lobenden Sammlung „Der deutsche Staatsgedanke" (München, Drei-Masken-Verlag) ist der zweite Band von „Der politische Katholizismus" erschienen. L. Bergsträßer hat auch hier Dokumente seiner Entwicklung aus der Zeit 1871—1914 ausgewählt, welche durch die Güte ihrer Auswahl die Bescheidenheit des Vorworts widerlegen. Durch diese beiden Bände sind wir wiederum einen guten Schritt weiter gekommen zu der Geschichte des deutschen Parteiwesens, die uns unser Elend in seinen tiefsten Wurzeln erst ganz verstehen lehren wird. — Gleichfalls unschätzbares Material liefern zwei neue Bände der durch die historische Kommission bei der bayrischen Akademie der Wissenschaften herausgegebenen „Deutschen Geschichtsquellen des 19. Jahrhunderts" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt): Joseph M. von Radowitz, Nachgelassene Briefe und Aufzeichnungen zur Geschichte der Jahre 1848 bis 1853, herausgegeben von W. Möring und Max Duncker, Politischer Briefwechsel aus seinem Nachlaß, herausgegeben von J. Schultze. Beide Bücher Zeugnisse von Männern, die auf verschiedenen Wegen doch dem gleichen Ziele: der Einigung Deutschlands, zustrebten. — Ein Buch aus der Kriegsgeschichte, das wir den Lesern der „Deutschen Rundschau" besonders ans Herz legen, ist eine letzte Ehrung unseres hochverehrten Autors: Mit Feldmarschall von der Goltz-Pascha in Mesopotamien und Persien von seinem letzten Generalstabsoffizier Oberstleutnant H. von Kiesling (Leipzig, Dietrich), eine Arbeit, die den Verfasser wie seinen Chef in gleicher Weise ehrt, der bis zum letzten Atemzuge im Dienste seines Volkes stand. — Einem andern militärischen Autor der „Rundschau" gilt das Lebensbild „Helmuth von Moltke", nach seinen Briefen und Tagebüchern von H. M. Elster herausgegeben (Stuttgart, Strecker & Schröder). Wir wünschen dem geschickten Buche weite Verbreitung, gerade auch unter der Jugend, weil es die dem Herausgeber vorschwebende Aufgabe, an der Erneuerung des deutschen Menschen durch die Kenntnis des vorbildlichen Deutschen mitzuhelfen, in bester Art löst. — Ein Buch, das einem ganz anderen Gegenstande gilt, ist Ricarda Huchs „Michael Bakunin und die Anarchie" (Leipzig, Insel-Verlag). Dieses Meisterwerk zeigt die glänzenden Vorzüge der Huch in der Vollendung: die ungewöhnliche Schärfe des Geistes und der Auffassung, die Herausarbeitung des Wesentlichen ohne Unterdrückung belangvoller Einzelheiten und einen Stil kristallklarer Vollendung, den man mit seltsamer innerer Erschütterung liest, selbst wenn man dem Urteil nicht vorbehaltlos sich unterwirft. — Ein wertvoller Beitrag zur Kenntnis der russischen Revolutionäre sind die „Russischen Köpfe" von Oscar Blum (Berlin, F. Schneider), das ein hochbegabter Journalist

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

geschrieben hat, und in dem die großen Vorzüge und auch alle Schwächen dieser Art versammelt sind. Es enthält die Bilder von Kerenski, Plechnow, Martow, Lenin, Trotzki, Radek, Sinowjew, Kamenew und anderer Führer und vermittelt viel wertvolle Erkenntnis. Schade, daß nicht von allen Photographien und Schriftproben beigegeben sind. Sonst könnte aus diesem Material unter der Hand eines Menschen, der neben graphologischen und physiognomischen Kenntnissen über den Funken verfügte, eins der aufschlußreichsten Werke entstehen.

Ein Geschenk, das dem ganzen deutschen Volke gemacht wird, sind die „Lebenserinnerungen des Alten Mannes“ in Briefen an seinen Bruder Gerhard (Leipzig, Koehler). Es gibt kaum ein deutsches Bürgerhaus, in dem nicht Wilhelm von Kügelgens „Jugenderinnerungen eines alten Mannes“ vertrauter und lieber Besitz sind. Um so begieriger wird jeder nach dieser, von Paul Siegwart von Kügelgen und Johannes Werner bearbeiteten und herausgegebenen Fortführung seines Lebens greifen. Neben den Jugenderinnerungen muß jede Erweiterung einen schweren Stand haben, aber man legt trotz mancher Breite in den Briefen, die Fragen gilt, die uns nichts mehr angehen, sie mit voller Zustimmung aus der Hand. Seelische Sauberkeit, Freimut und Klarheit sind so seltene Güter, daß man für ihre Darbietung dankbar ist.

Wenn der Forstrat Escherich das Wort nimmt, so darf er gespanntester Aufmerksamkeit sicher sein. Der Bericht über seine im Jahre 1913 im Auftrage des Reichskolonialamts unternommene Forschungsreise in das 1911 von Deutschland neu erworbene Gebiet von Kamerun bringt eine Fülle von Ergebnissen aller Art. Gelangte er hierbei doch in Gegenden, in die vor ihm kein Weißer vorgestoßen war. Was er erforschte, was er erlebte an Kämpfen mit Wilden, an aufregenden Jagden auf Großwild, schildert er in seinem Buche „Quer durch den Urwald von Kamerun“ (Berlin, G. Stilke) in fesselnder Form. Wirksam wird sein Bericht durch zahlreiche beigegebene Abbildungen und Karten unterstützt. Über den wissenschaftlichen Wert hinaus aber ist dieses Buch ein leidenschaftlicher Protest gegen das widersinnige Unrecht, das Deutschland angetan wurde, als man ihm die Kolonien nahm. Die Art Escherichs, die ihm Tausende in persönlichem Treuverhältnis für immer verbunden hat, zeigt sich auch hier in jeder Zeile überzeugend, weil eben hinter diesem ganzen Manne die Tat steht. — Von starker Wirkung in der gleichen Richtung ist das Buch von August Hauer „Kumbuke“ (Berlin, R. Hobbing), in dem ein deutscher Arzt, der nach Ostafrika entsandt war, um gegen die Schlafkrankheit zu wirken und dann Lettows Heldenkampf mitmachte, seine Erlebnisse schildert. Das Buch ist gerade wegen seiner Phrasenfreiheit besonders eindringlich: es ist ein schlichtes, überzeugendes Heldenlied auf unsere Ostafrikaner und die treuen, tapferen Schwarzen, nach deren Abschiedsworten an ihre deutschen Führer: „Kumbuke, bwana!“ = Herr, sei eingedenk! es seinen Titel trägt. Das gut und mit überlegenem Humor geschriebene, glänzend ausgestattete und mit farbigen Tafeln und Tuschzeichnungen von Gregorovius versehene Buch liegt in zweiter Auflage vor. Es verdient jede Empfehlung und weiteste Verbreitung. Denn nichts ist besser geeignet, den Kolonialgedanken lebendig zu erhalten, als die ehrende Erinnerung an alle die Tapferen, die drüben ihr Leben für Deutschland ließen.

Von Ebbe Kornerups Reisebuch „Peru“ (Stuttgart, Franckh) konnte hier ein großer Teil vor Jahresfrist veröffentlicht werden, der die temperamentvolle, lebendige Art des dänischen Reisenden voll zur Geltung brachte, so daß wir weiter für seine Schriften nicht zu werben brauchen. — Eine knappe Schilderung des Mount Everest und der Kämpfe um seine Erforschung bietet das Büchlein von W. Flaig, das dem Berg seinen eingeborenen und deshalb richtigeren Namen zurückgibt: Im Kampf um Tschomo-lungma (ebenda). D. R.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Politische Rundschau

Es ist dabei geblieben, daß die britische Reichskonferenz der Beruhigung Europas größere Aufmerksamkeit zugewandt hat, als wohl von vornherein im Sinne der englischen Regierung lag. Der gemeinsame Druck der Dominien unter der Führung von Smuts und des Australiers Bruce brachte die amerikanische Regierung für kurze Zeit ins Schwanken, ob sie bei ihrer Frankreich nützlichen Passivität in europäischen Fragen beharren oder in Unterstützung Englands sich zu einer Nachprüfung der deutschen Zahlungsfähigkeit durch alle an dem Kriege gegen die Mittelmächte beteiligt gewesenen Staaten bereit halten sollte. Die Engländer nahmen den Vorteil, den ihnen das Schwanken der Washingtoner Regierung verhieß, mit beachtlichem Eifer wahr. Sie verschafften sich die Hilfe der Belgier und Italiener in Washington. Sie bewogen die Regierung Stresemann, in Paris den Antrag auf eine Untersuchung der Mittel zu stellen, über die Deutschland noch verfügt. Auch die Neutralen wurden aufgeboten. Vielleicht wurde die Lage besonders dadurch bezeichnet, daß sich die Diehards für den Widerstand, den sie dem plötzlichen neuen Anlaufe ihrer Regierung gegen den französischen Bundesgenossen leisteten, auf den Völkerbund beriefen. Er beuge dadurch, daß er die kleinen Staaten zusammenfasse, einer französischen Hegemonie in Europa vor. Man brauche sich also nicht darum zu sorgen, daß etwa durch den völligen und endgültigen Ausfall Deutschlands keine Möglichkeit mehr bestehe, auf dem Festlande wieder die alte englische Gleichgewichtspolitik zu Ehren zu bringen. Die Vereinigten Staaten gaben indessen keinen Augenblick ihren alten Standpunkt auf, daß sie der Monroe-Doktrin zuliebe in Europa nur eingreifen könnten, wenn sie von allen europäischen Mächten darum gebeten würden. Frankreich blieb daraufhin fest in seiner Ablehnung der englischen Zumutung. Die Engländer boten den Amerikanern den Vorsitz in dem Ausschusse von Sachverständigen an, der unsere Lage untersuchen sollte. Die Franzosen belasteten den Ausdruck ihrer grundsätzlichen Geneigtheit zu der Bildung des Ausschusses mit Vorbehalten, welche die Vereinigten Staaten als höfliche Ablehnung ausdeuten mußten. Als in den Tagen des Schwankens Morgan als etwaiger Vertreter Amerikas genannt wurde, durften wir schon gewiß sein, daß sich die Freundschaft für Frankreich gegenüber der englischen Werbung abermals wie schon oft als der stärkere Antrieb der amerikanischen Politik behauptet habe. Anfangs November zog sich die Washingtoner Regierung wieder aus dem Spiel zurück. Lloyd George, der ungefähr zur selben Zeit von einer Rundfahrt durch Nordamerika zurückkehrte, mahnte beim Betreten des englischen Bodens seine Landsleute, die Stärke der amerikanischen Zuneigung für Frankreich nicht zu unterschätzen.

Wieder wie im vergangenen Juli hat sich die Tschechoslovakei besonders lebhaft darum bemüht, daß es nicht zu einem Bruche zwischen den beiden Westmächten über den deutschen Schwierigkeiten kam. War damals nur Benesch in Paris und London tätig geworden, so machte sich diesmal der alte Masaryk selbst auf den Weg. Wieder erweckte man auch diesmal den Anschein einer Befürwortung der englischen Politik der Mäßigung. Nach der Rückkehr der beiden Herren nach Prag erklärte die Regierung bei der Feier des fünfjährigen Bestandes der jungen Republik ihre Erwartung einer Verständigung zwischen Paris und London und ganz im englischen

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Sinne ihren Entschluß, sich in die innere deutsche Entwicklung nicht mehr einzumischen. Aber unter der Hand kann Benesch kaum anders als die Wege Frankreichs mitgehen.

Die Engländer hatten ihre Hoffnungen auf einen Erfolg in Washington anfangs November schon so hoch geschraubt, daß sie in Paris Vorstellungen gegen die Förderung der Versuche erhoben, welche die rheinischen Separatisten in diesen Tagen machten, um die Gewalt im Rheinland an sich zu reißen. Vermutlich gab auch die belgische Regierung englischem Drucke nach oder brachte doch erst angesichts der englischen Stellungnahme den nötigen Mut auf, als sie den Separatisten in Aachen entgegentrat. Die englischen Zeitungen bearbeiteten die öffentliche Meinung der Welt aufs schärfste in einem den Separatisten feindlichen Sinne. Die separatistische Bewegung brach rasch in sich zusammen, weil die rheinische Bevölkerung sie einmütig ablehnte. Es wurde ganz deutlich, daß sie im August Wind in die Segel bekommen hatte, nur weil in Berlin für die Rheinländer unerwartet Cuno gestürzt und der kapitulationsbereite Stresemann Kanzler geworden war. Dadurch war der Instinkt der rheinischen Bevölkerung für einige Wochen unsicher geworden. Bis zum November hatte er sich wieder gefunden. Mit Abscheu wandte sich die Bevölkerung wider das zum Teil sogar landfremde Gesindel, das im französischen Dienste den Rhein völkerrechtlich vom Reiche losreißen will. Frankreich ist dadurch am Rhein in sehr ernste Schwierigkeiten geraten. Wäre der englische Vorstoß in Washington nach dem Zusammenbruch der separatistischen Bewegung erfolgt, so hätte sich Poincaré vielleicht überlegt, ob er den Engländern nicht doch besser entgegenkäme. Er kann sich im Augenblick kaum darüber hinwegtäuschen, wie tief die Rheinlande im deutschen Boden wurzeln, sowohl mit dem Gemüte ihrer Bevölkerung, wie auch ernährungspolitisch. Frankreich kann das rheinische und Ruhrgebiet nicht ernähren. Auch das ist in den letzten Wochen vollkommen deutlich geworden. Dazu werden sowohl die Belgier als auch die Holländer täglich unruhiger über die Rückwirkung der von Frankreich betriebenen Zerstörung des rheinischen Wirtschaftslebens auf ihre eigenen wirtschaftlichen Verhältnisse. Soeben hat auch Mussolini Frankreich mit einer herben Kritik seiner Ruhrpolitik in die Flanke gestoßen. Im besetzten Gebiete beurteilen die seit Jahren in täglicher Berührung mit der Bevölkerung lebenden Vertreter der Interalliierten Kommission die Entwicklung der Lage mit wachsender Unruhe. Sicher geben sich nur noch die Mitglieder der in Düsseldorf am grünen Tische beratenden zentralen Kommissionen wie die „Micum". Behandelt wird die Not des Landes und der Bevölkerung von Frankreich im Verein mit den rheinischen Geldleuten nur noch währungspolitisch, ganz auf die Art, wie man in Berlin die Not Gesamtdeutschlands beheben zu können glaubt. Man befleißigt sich mit der gewichtigsten Miene einer kurpfuschermäßigen Abtupfung der Oberfläche. An das Übel selbst wagt man sich nicht heran. Was für Tillys Laufbahn der Brand Magdeburgs wurde, kann für die Laufbahn Poincarés die wirtschaftliche Verelendung des Ruhrgebiets werden. Freilich würde auf deutscher Seite ein Gustav Adolf dazu gehören, der die Gelegenheit nutzte.

Einstweilen haben wir in unserem Vaterlande allem Anschein nach eher noch die Nebenbuhlerschaft Wallensteins und Maximilians von Bayern als einen Gustav Adolf. Den Tag, an dem sich die Vereinigten Staaten England wieder entzogen, hielt Hitler für den geeigneten Tag, in München die deutsche Novemberrevolution für beendigt zu erklären, sich und Ludendorff als die Spitze einer neuen Reichsregierung auszurufen und den Willen zum Vormarsch auf Berlin zu verkünden. Damit indessen Hitler durch eine solche Vorstellung nicht übertrieben in dem Urteile anderer über sein politisches Fingergefühl herabgesetzt werde, sei hier gleich daneben gesetzt, daß zur selben Zeit auf Betreiben des Kanzlers Stresemann, der sich davon

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

eine ganz besondere Verstärkung seiner Stellung den Deutschnationalen gegenüber in der Stimmung der rechtsgerichteten Wählerschaft versprach, der deutsche Kronprinz Wieringen verließ und in die Heimat zurückkehrte. Seine Rückkehr in diesen Tagen wird ein Schulbeispiel dafür bleiben, wie die deutschen Politiker der wilhelminischen Zeit nichts als ihre Kämpfe untereinander kannten und gleichviel ob sie 1917 Ebert und Erzberger oder 1923 Stresemann und Hitler hießen, weder Einsicht noch Zucht genug besaßen, auch nur die einfachste Rücksicht auf die Notwendigkeiten der äußeren Lage ihres Volkes zu nehmen. Der Aufruhr Hitlers und die dem in der „Hermannsschlacht" gepredigten Geiste nicht ganz fremde Art, wie sich Kahr der Umarmung Hitlers entzog, hat die in langsamer Sammlung begriffenen nationalen Kräfte unseres Vaterlandes wieder jäh auseinandergerissen und gegeneinander geworfen. Der Gegensatz des Wesens, der sie von Ursprung an trennt, ist wieder in seiner ganzen Tiefe wirksam geworden, die faszistische Denkart auf der einen und die föderalistische auf der andern, das Schwarzhemdentum und das Streben nach einer Erneuerung des politischen Geistes in Deutschland. Es fehlt dem Faszismus in unserem Volke an der Kraft zum Durchstoßen. Er ist nicht volkstümlich. Aber als anregendes Gift können wir ihn in unseren Adern kaum missen. Auch übt er einen natürlichen Zauber auf die Frischesten und Feurigsten in unserer Jungmannschaft aus. Wenn sich der bayrische Generalstaatskommissar nach der Zersprengung der Kampfverbände gegen die ihm von lange her übelgesinnte Bayrische Volkspartei zu halten vermag, wird seine nächste große Aufgabe sein, die vaterländischen und die Kampfverbände wieder einander zu nähern und das Vertrauen auf seine Führung in der gesamten nationalen Bewegung Bayerns wieder herzustellen.

Im Rheinland aber so wenig wie in Bayern können die Dinge zuletzt ein gutes Ende nehmen, wenn nicht endlich auch im Herzen des Reiches und in Altpreußen das Leben und der Lebenswille der Nation sich wieder regt. Seit fünf Jahren wird dort von den Männern, welche die staatliche Macht in ihren Händen haben, im Reichstagsgebäude unter Einsatz der politischen Parteien Schach gespielt, während es draußen um Sein oder Nichtsein der Nation geht. Von der Mitte her bleiben dadurch die in schwerste Kampfverhandlungen verwickelten Flanken ohne jede Unterstützung. Was nützt es, daß die rheinische Bevölkerung die separatistische Bewegung glatt verpuffen ließ und dadurch Frankreichs Ungelegenheiten am Rhein aufs neue nach ihren Kräften steigerte, da Berlin völlig versagt. Und wie soll Kahr das Ringen um die bismarckische Reichsverfassung, um die Rückkehr zu einer Staatsordnung, mit der die Nation leben kann, gegen die Weimarer Parteien und gegen den Faszismus austragen, wenn Altpreußen nach wie vor nichts tut, als seine Kartoffeln baut und die Berliner Politik immer mehr versumpft?

Ganz so düster wie in den letzten Monaten sehen sich die Dinge im Herzen des Reiches freilich nicht mehr an. Da das Parlamentariertum nicht aus seiner Haut kann, besteht die Möglichkeit einer Wendung nur in der Einflußnahme der Reichswehr auf die politische Leitung des Reiches und Preußens. Sie allein hat Autorität, und in ihr allein stellt sich uns noch ein Rest deutschen Staatsgeistes der Bismarckschen Zeit im Reiche dar. Es ist zu verstehen, wenn sich die Führung der Reichswehr nur mit äußerster Vorsicht ihrer schwierigen Aufgabe unterzieht. Im Bereich der militärischen Maßnahmen aber, die sie in den vergangenen vier Wochen traf, scheint schon eine Linie sichtbar zu werden. Der Besetzung Sachsens ist der Einmarsch in Thüringen gefolgt. Die Gefahr, daß von Mitteldeutschland aus die Sozialdemokratie der Wiederherstellung erträglicher staatlicher Zustände entscheidenden Widerstand leisten könnte, ist mindestens beträchtlich verringert worden. Danach hat sich General von Seeckt die ausübende Gewalt im Reiche selber übertragen lassen. Das Parlamentariertum ist allerdings noch weit davon entfernt, der Reichswehr den Weg

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

zu einem Handeln ganz nach eigenem Ermessen frei zu geben. Stresemann und vielleicht doch auch Ebert haben Seeckt bis jetzt noch bei jedem Schritte, den er vorwärts tat, aufs neue empfindlich zu verstricken gewußt. Die Beobachtung der politisch denkenden deutschen Menschen muß sich in diesen Wochen nun wohl am schärfsten auf das beinahe lautlose und versteckte Stoßen und Drängen der Reichswehr und der politischen Parteien richten. Schätzen wir die Absicht der Reichswehrführung nicht zu zuversichtlich ein, so bemüht sie sich, die Kräfte der Mitte noch rechtzeitig den parlamentarischen Hemmungen zu entziehen, um die Ergebnisse des großen Kampfes der beiden Flanken zu einer endgültigen Entscheidung des Schicksals der gesamten Nation, zu einer äußersten Anstrengung, die Nation vor dem politischen und wirtschaftlichen Untergang zu bewahren, auszunutzen.

Werden wir dabei, nachdem England vergeblich in Washington angeklopft hat, wieder ganz auf uns allein angewiesen sein oder darf auch nach dem Scheitern des letzten englischen Unternehmens noch auf eine unsere Lage erleichternde Entwicklung im Lager der Westmächte gerechnet werden?

Die britische Reichskonferenz ist auseinandergegangen, ohne sich nach dem Fehlschlage des Smutsschen Antrags über die Aussichten anderer Möglichkeiten der Beruhigung Europas den Kopf zu zerbrechen. In Übereinstimmung mit dem Geiste, in dem auf ihr die wirtschaftlichen Beziehungen der einzelnen Teile des Reiches zueinander erörtert worden waren, schrieb Baldwin unmittelbar hinterher für Anfang Dezember Neuwahlen in England aus, mit der Losung, daß sich die englische Wirtschaft angesichts des Zerfalls der europäischen Wirtschaft möglichst auf sich selbst und den guten Willen der Dominien stellen und also zum Schutzzoll übergehen müsse. Wir werden mit der Einschätzung der letzten taktischen Absichten, die der englische leitende Minister damit verbindet, daß er das erst vor einem Jahre gewählte Parlament schon wieder heimschickt, und daß er die Aufmerksamkeit der Wählerschaft vor allem auf die wieder zunehmende Arbeitslosigkeit und die Notwendigkeit, sie nicht zum Dauerzustand werden zu lassen, lenkt, sehr zurückhalten müssen. Ebenso muß Mussolinis scharfes Urteil über die französische Ruhrpolitik mit allem Mißtrauen von uns aufgenommen werden. Es kommt Poincaré im Augenblick gewiß nicht angenehm. Aber es mag trotzdem weniger auf ihn als auf unsere Kampfverbände und namentlich ihre Gönner in der Industrie berechnet sein, sowohl um Vorteile für Italien herauszuschlagen, als auch um die Zwietracht zwischen den Kampfverbandsführern, von denen einzelne für Italien bis zur Preisgabe Südtirols voreingenommen sind, und den anderen nationalen Gruppen zu schüren. Die allgemeine Lage dürfte sich nicht noch weiter zu unserem Nachteil verschlechtert haben. Aber sie verschiebt sich nur sehr langsam und zögernd zu unseren Gunsten und ist noch beständig Rückschlägen ausgesetzt. Alles hängt von Berlin und Altpreußen ab.

Die englische Politik hat unterdessen in Ostasien einen starken äußeren Erfolg davongetragen. Der neue Präsident Chinas, Tsao Kun, hat es für richtig gehalten, sich den englischen Ratschlägen anzupassen und daraufhin zunächst einmal die harten Bedingungen zu erfüllen, welche die Mächte wegen der Bandenüberfälle auf ausländische Reisende China gestellt hatten. England bekommt dadurch das chinesische Bahnnetz in seine Hände. Der Präsident läßt durch einen besonderen Ausschuß gleichzeitig Europa bereisen. Dieser Ausschuß hat auch Ludendorff aufgesucht und ihm als dem größten Feldherrn der Gegenwart gehuldigt. Dabei sind chinesischerseits beachtenswerte Worte über die Verwandtschaft unseres und des chinesischen Schicksals gefallen.

In dem nicht reichsdeutschen Teile Mitteleuropas haben in der zweiten Oktoberhälfte Wahlen für das österreichische Parlament stattgefunden. Die beiden Hauptparteien, die Christlich-Sozialen und Sozialisten, haben ihre Stellungen im Staate

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

widereinander behauptet. Für die dritte Partei, die Großdeutschen, war die taktische Lage ungünstig. Der von ihnen vertretene Anschlußgedanke kann im Augenblick keine besondere Anziehungskraft entfalten. Die Großdeutschen selbst stehen zur Zeit mit den Christlich-Sozialen zu dem Seipelschen Vorhaben, Österreich mit der Hilfe des Völkerbundes gesund zu pflegen. Sie waren früher zum erheblichen Teile heftige Kulturkämpfer. Auch nach dieser Seite hin haben sie keine Bewegungsfreiheit mehr, seit sie sich mit den Christlich-Sozialen befreundeten. Ferner werden sie von der berufsständischen Bewegung unter den Landwirten am empfindlichsten betroffen. Seipel aber hat bisher die ihm ergebenen Kampfgenossen nicht persönlich die Wahlniederlage entgelten lassen, die sie nicht zum mindesten ihrer Ergebenheit gegen ihn verdanken. Sie sind in ihren Ämtern verblieben und bürgen uns dort dafür, daß die österreichische Politik nicht über das Unvermeidliche hinaus donauföderalistisch gerichtet wird.

Der Druck auf Österreich, sich insbesondere nach Prag hin einzustellen, ist ohne Zweifel recht erheblich. Benesch gibt sich die größte Mühe, bis zur nächsten Sitzung des Völkerbundrates im Dezember Ungarn seine Gesundungsanleihe zu verschaffen. Graf Bethlen wird dadurch der Linken seines Parlaments zugedrängt und zu Maßnahmen gegen das meist noch aus den alten Beständen gebildete, noch nicht zur Kapitulation vor dem kleinen Verbande bereite Staatsbeamtentum und Heer genötigt. Mit Erfolg haben die Tschechen in den vergangenen Wochen ihre Netze auch nach Litauen geworfen und sich dadurch im Rücken Polens festgesetzt. In Polen hat das Ministerium endlich im Oktober die Auffüllung mit nationalistischen Persönlichkeiten erfahren, die schon von seiner Bildung an beabsichtigt war. Die Spitze der Kabinettsbildung richtet sich seitdem noch unverkennbarer gegen uns, ohne daß allerdings die Außenpolitik Polens deshalb tätiger geworden sein dürfte. Die Tschechoslovakei hat Polen an Einfluß im östlichen Mitteleuropa und bei den Westmächten weit überflügelt. Die Jugoslawen benutzten einen Mordanschlag auf ihren Militärbevollmächtigten in Sofia zu demütigenden Zumutungen an Bulgarien, um sich auf dem Balkan als die stärkste Macht zu zeigen. Die bulgarische Regierung tat den Serben den Gefallen. Die Balkanstaaten insgesamt sind nach der Beendigung der türkischen Krisis in hohem Maße ruhebedürftig. Auch die Griechen haben vorgezogen, ihre innerpolitischen Gegensätze sich nicht bis zu einem Verfassungsumsturz entwickeln zu lassen. Die Russen verhandeln über den Wiederaufbau ihrer Wirtschaft mit den Engländern und mit den Franzosen. Die Routine der russischen wie der französischen Propaganda erfordert es, daß die zwischen den beiden Nationen geführten Verhandlungen derzeit als besonders weit gefördert ausgeschrien werden.

Eine Bemerkung, die gerade die regelmäßigen Leser dieses monatlichen Berichts nachdenklich stimmen wird, hat Mussolini in Mailand beim Jahresgedächtnis des Marsches auf Rom gemacht. Der Völkerbund stelle eine Versicherung der bürgerlichen Nationen gegen die proletarischen dar. So sagte er. Wir haben hier seit langem auf die fortschreitende Wiederverbürgerlichung Mitteleuropas und jüngst auch auf den stärker werdenden Zug der mitteleuropäischen öffentlichen Meinung zur Anrufung des Völkerbundes geachtet. Pertinacior.

K. Haushofer, Japan und die Japaner. Eine Landeskunde mit 11 Karten im Text und einer Tafel (Japans Verkehrslage im Pazifik und Randlage am eurasischen Ostrand). Leipzig 1923, B. G. Teubner.

An Landeskunden fremder Länder haben wir keinen Mangel; aber selten kannten die Verfasser ihre Länder auch wirklich von Grund aus, wie Haushofer. Er sieht das japanische Problem als Gelehrter, als Offizier, als Politiker und als Mensch, gewissermaßen vierdimensional. Das gibt seiner Darstellung eine unglaubliche Plastik und damit Wert auch

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

für solche Leser, die sich nicht berufsmäßig mit Japan beschäftigen. Bei jeder Zeile, die Haushofer schreibt, hat man den Eindruck: diesem Mann ist das Wichtigste, festzustellen, was aus der Entwicklung Japans für Deutschland zu lernen ist. (Das ist seine innere Fragestellung. Dem Leser drängt er sie nicht auf.) Diese Japankunde ist Haushofers reifstes Buch, das auf knappem Raum uns in guter Darstellung seine Lebensarbeit über Japan zusammenfaßt. So kann es auch nicht anders sein, als daß Haushofer vom Schema der Landeskunde abweicht. Die beiden ersten großen Abschnitte sind freilich gegeben: einmal Lage, Land, Kultur und Seeraum des Sonnenaufgangslandes. Zum anderen der Mensch, der in diesem japanischen Erdraum wohnt, die Inselrasse und die übrige Reichsbevölkerung mit allen ihren Eigentümlichkeiten in Sitte, Sprache, Kultur, Wissenschaft, Staatskunst. Der dritte und vierte Abschnitt wachsen dagegen über das Übliche heraus. Im dritten wird der einzelne Japaner, die Stellung der Familie in Recht und Staat und die . . . Staatswehr (!) geschildert. Das Überwiegen des Rechtes der geschichtlichen und metaphysischen Volksgemeinschaft sowie des Landes und der Familienzelle über das Recht der Einzelpersönlichkeit in Japan sind für uns, die wir heute am Überwuchern der egoistischen Einzelpersönlichkeit über die Volksgemeinschaft (und dem Untergange der natürlichen Einheiten durch die atomisierende Zersetzung der letzten hundert Jahre) leiden, von besonderer Bedeutung. Haushofer schildert, wieviel mehr eine noch lebendige, fast übermächtige Sitte das Ganze zusammenhält, als die Buchstaben eines kodifizierten Rechtes. Er stellt die Faktoren der modernen Verfassung Japans, die Kaisermacht und das Parteienspiel im modernen Parlamentarismus, ferner die Landesverteidigung, die Erziehung zur Wehrkraft und die „Wehr" selbst (Wehrkunde) dar und schließt diesen Abschnitt mit den bezeichnenden Worten: „Den stärksten Halt und Antrieb erhält freilich die japanische Wehrgeographie aus dem glühenden gemeinsamen Lebenswillen eines sich noch als Einheit empfindenden Volkes und der stolzen Selbstverständlichkeit, sein seit 2600 Jahren niemals von einem Feind erfolgreich betretenes Land heilig und unberührt, wie es von den Ahnen ererbt ist, an die kommenden Geschlechter zu übergeben." Der vierte Abschnitt schildert das japanische Reich als staatliche Lebensform. Er enthält die wichtigsten Tatsachen seiner Entwicklungsgeschichte, welche sich ohne äußere störende Einwirkung natürlich freier vollziehen konnte, als die irgendeiner anderen unter den großen Mächten. Ein fesselnder Abschnitt ist der Siedlungs-, Kultur- und Volksgeschichte, ein anderer der Überwindung des Partikularismus durch den Reichsgedanken, der Selbstabschließung nach der ersten Berührung mit den Europäern vor 280 Jahren und dem Wiedereintritt in die Welt vor 60 Jahren gewidmet. Haushofer sagt: „Es ist eine der erstaunlichsten, zu wenig beobachteten Leistungen Japans der Meijei, wie sich seine Führer und Massen mit der völligen Umwertung ihrer Raumvorstellungen abfanden, die sie beim Heraustreten aus der seit 1643 fast vollständigen Abschließung zu bewältigen hatten. Die seelischen Opfer, die sie dabei bringen mußten, waren nicht gering, und für die meisten ist der Weg der Modernisierung nicht ein Glück, sondern ein Leidensweg gewesen: ein fortwährendes Verzichten auf das, was ihnen lieb war, aus Rücksicht auf das, was sie zur Vergrößerung ihres Heimatlandes für nötig hielten." Dieser Abschnitt schließt mit einem Überblick über die letzte äußere und innere Entwicklung, über Triebe und Hemmungen der japanischen Politik, die Entwicklung seines nationalen Charakters, der Volksseele, also der politischen Struktur, bis zu ihrer heutigen politischen Gestaltung.

Der fünfte Abschnitt, welcher Siedlung, Verkehr und Wirtschaft im japanischen Raum darstellt, gibt wichtige moderne Nachrichten von diesem Lande, die zu erlangen Haushofer nur durch seine enge Verbindung mit zahlreichen Japanern möglich war. Statistische Angaben und ein Quellennachweis schließen das Buch ab. Die Kartenskizzen sind ausgezeichnet und zeigen, daß Schwarz-Weiß-Darstellungen, wenn wir nur die Methoden verfeinern, brauchbare Bilder ergeben. Schließlich sei noch bemerkt, daß diejenigen, welche für das große Erdbeben in Japan Interesse haben, auf Seite 23 bis 28 eine eingehende Darstellung der Ursachen der ständigen Wiederkehr dieser Naturereignisse finden.

von Loesch.

Verzeichnis der Mitarbeiter dieses Heftes:

Peter Weber, Berlin. — Dr. Wilhelm Büsselberg, Berlin. — Paul Burk, Berlin. — Baron J. von Uexküll, Londorf. — Professor Dr. Robert Sieger, Graz. — Dr. E. G. Kolbenheyer, Tübingen.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Werner Fiedler, Berlin-Charlottenburg.
Verlag: Gebrüder Paetel (Dr. Georg Paetel), Berlin. — Druck: Buch- u. Steindruckerei Hoffmann & Reiber in Görlitz.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift ist untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

die
llen,
nere
fers
über
ema
ein-
der
ichs-
haft,
aus.
und
eta-
der
chen
chen
be-
ber-
tes.
ien-
zur
den
hr-
mp-
von
er-
das
ner
oll-
Ab-
es
Be-
vor
be-
en
45
ei
ng
s,
es
nd
ng
er

m
er
n-
e-
r-
he
de

k,
—

=

n.

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Generated on 2019-11-02 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Digitized by Google

Original from
PRINCETON UNIVERSITY

Generated on 2019-11-02 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google

Digitized by Google
Original from PRINCETON UNIVERSITY
Generated on 2019-11-02 17:54 GMT / http://hdl.handle.net/2027/njp.32101076370566
Public Domain in the United States, Google-digitized / http://www.hathitrust.org/access_use#pd-us-google